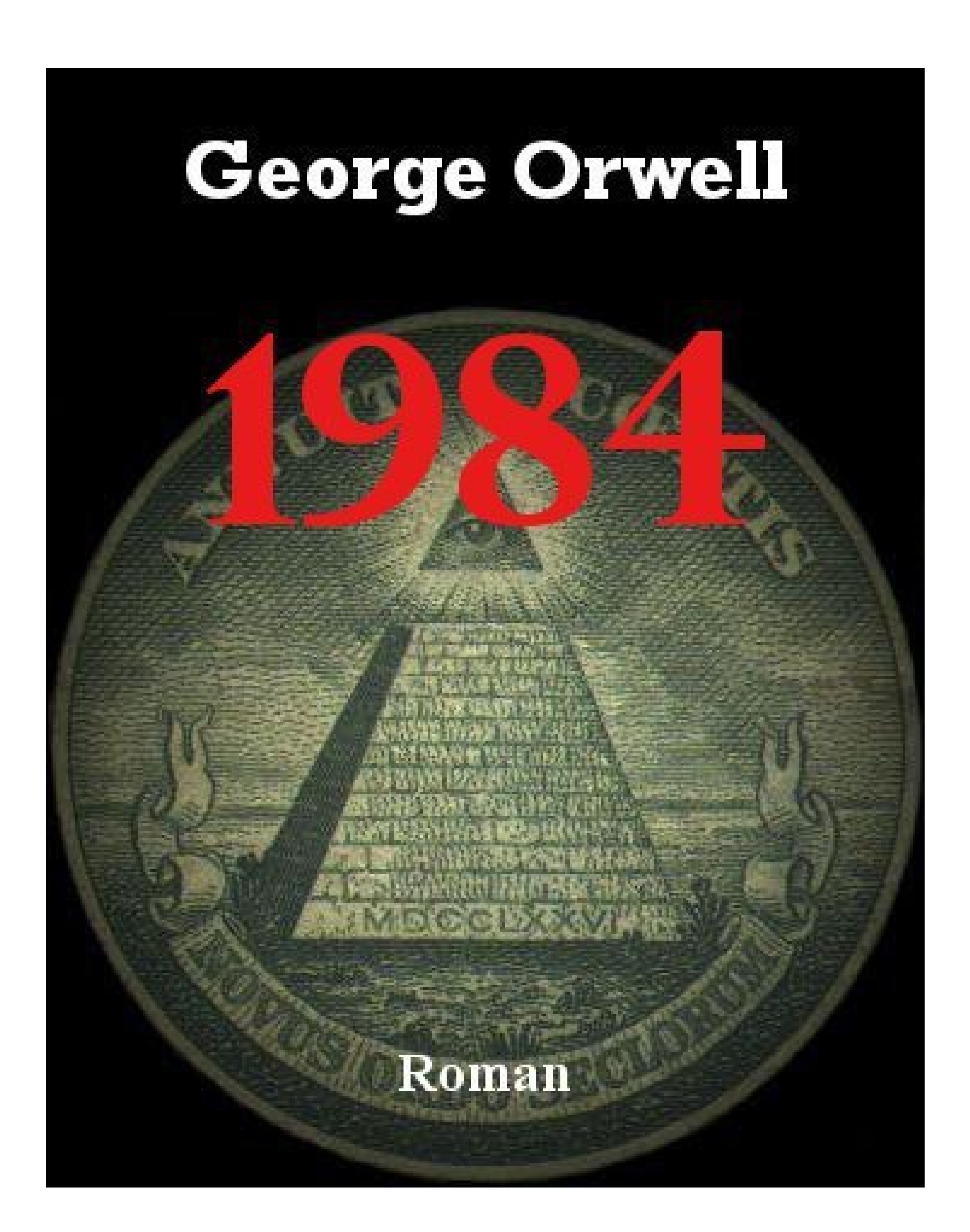

George Orwell
1984
Roman

GEORGE ORWELL

1984

Roman

„In einer Zeit des Universalbetruges
ist die Wahrheit zu sagen
eine revolutionäre Tat!“

George Orwell

Original Autor: George Orwell
Titel: Nineteen Eighty-Four
Jahr: 1948
Übersetzung aus dem Englischen, 1950
Überarbeitete Fassung

Vorwort

Mit seinem Roman „1984“ hat George Orwell schon vor Jahrzehnten ein Zeichen gegen die drohende Gefahr eines globalen Überwachungsstaates und einer Weltdiktatur gesetzt. Heute sind die von Orwell beschriebenen Tendenzen schon wesentlichen deutlicher zu erkennen, denn der „gläserne Bürger“ und das Aufkommen überstaatlicher Gebilde sind keine Fiktion mehr.

Hatte Orwell noch die Schreckensvision eines globalen Bolschewismus vor Augen, so wurde diese inzwischen durch die Globalisierung und die Bestrebungen gewisser Kreise, eine „Weltregierung“ unter ihrer Kontrolle einzurichten, abgelöst.

Die Gefahr des weltweiten Überwachungsstaates, der zugleich Nationen, Völker, Traditionen und Kulturen aufzulösen versucht, ist demnach keineswegs gebannt. Im Gegenteil: Sie tritt gerade in unserer Gegenwart in bester orwellscher Manier zu Tage.

Als Orwell seinen Roman im Jahre 1948 schrieb, wollte er eine Warnung aussprechen und das ist ihm auch gelungen. Es soll ein jeder Leser von „1984“ selbst ins Nachdenken kommen und sich vor allem die Frage stellen: Wer sind die Kräfte, die in unserer heutigen Zeit den Überwachungsweltstaat durchsetzen wollen? Wer hat die Macht dazu? Wer kontrolliert z.B. die Supermacht USA durch die Beherrschung der Banken und Medien? Und welche Mächte stehen hinter der schrankenlosen Globalisierung, Kapitalisierung, Völkerentrechtung, Nationenauflösung und Internationalisierung der Welt?

Es dürfte in George Orwells Sinne sein, wenn die Leser seines Buches vor allem auch die heutige Weltpolitik und ihre treibenden Kräfte kritisch betrachten.

Manfred Becker, 2008

Erster Teil

Erstes Kapitel

Es war ein klarer, kalter Tag im April, und die Uhren schlugen gerade dreizehn, als Winston Smith, das Kinn an die Brust gepresst, um dem rauen Wind zu entgehen, rasch durch die Glastüren eines der Häuser des Victory-Blocks schlüpfte, wenn auch nicht rasch genug, als daß nicht zugleich mit ihm ein Wirbel griesigen Staubs eingedrungen wäre.
Im Flur roch es nach gekochtem Kohl und feuchten Fußmatten. An der Rückwand war ein grellfarbiges Plakat, das für einen Innenraum eigentlich zu groß war, mit Reißnägeln an der Wand befestigt. Es stellte nur ein riesiges Gesicht von mehr als einem Meter Breite dar: das Gesicht eines Mannes von etwa fünfundvierzig Jahren, mit dickem schwarzen Schnauzbart und ansprechenden, wenn auch derben Zügen. Winston ging die Treppe hinauf. Es hatte keinen Zweck, es mit dem Aufzug zu versuchen. Sogar zu den günstigsten Stunden des Tages funktionierte er nur selten, und zurzeit war tagsüber der elektrische Strom abgestellt. Das gehörte zu den wirtschaftlichen Maßnahmen der in Vorbereitung befindlichen Hasswoche. Die Wohnung lag sieben Treppen hoch, und der neununddreißigjährige Winston, der über dem rechten Fußknöchel dicke Krampfaderknoten hatte, ging sehr langsam und ruhte sich mehrmals unterwegs aus. Auf jedem Treppenabsatz starrte ihn gegenüber dem Liftschacht das Plakat mit dem riesigen Gesicht an. Es gehörte zu den Bildnissen, die so gemalt sind, daß einen die Augen überallhin verfolgen. »Der Große Bruder sieht dich!« lautete die Schlagzeile darunter.

Drinnen in der Wohnung verlas eine klangvolle Stimme eine Zahlenstatistik über die Roheisenproduktion. Die Stimme kam aus einer länglichen Metallplatte, die einem stumpfen Spiegel ähnelte und rechter Hand in die Wand eingelassen war.
Winston drehte an einem Knopf, und die Stimme wurde daraufhin etwas leiser, wenn auch der Wortlaut noch zu verstehen blieb. Der Apparat, ein sogenannter Televisor oder Hörsehschirm, konnte gedämpft werden, doch gab es keine Möglichkeit, ihn völlig abzustellen. Smith trat ans Fenster, eine abgezehrte, gebrechliche Gestalt, deren Magerkeit durch den blauen Trainingsanzug der Parteiuniform noch betont wurde. Sein Haar war sehr hell, sein Gesicht unnatürlich gerötet, seine Haut rau von der groben Seife, den stumpfen Rasierklingen und der Kälte des gerade überstandenen Winters.
Die Welt draußen sah selbst durch die geschlossenen Fenster kalt aus. Unten auf der Straße wirbelten schwache Windstöße Staub und Papierfetzen in Spiralen hoch, und obwohl die Sonne strahlte und der Himmel leuchtend blau war. schien doch alles farblos, außer den überall angebrachten Plakaten. Das Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart blickte von jeder beherrschenden Ecke herunter.
Ein Plakat klebte an der unmittelbar gegenüberliegenden Hausfront. »Der Große Bruder sieht dich!« hieß auch hier die Unterschrift, und die dunklen Augen bohrten sich tief in Winstons Blick. Unten in Straßenhöhe flatterte ein anderes, an einer Ecke eingerissenes Plakat unruhig im Winde und ließ nur das Wort „Engsoz“ bald verdeckt, bald unverdeckt erscheinen. In der Ferne glitt ein Helikopter zwischen den Dächern herunter, brummte einen Augenblick wie eine Schmeißfliege und strich dann in einem Bogen wieder ab. Es war die Polizeistreife, die den Leuten in die Fenster schaute. Die Streifen waren jedoch nicht schlimm. Zu fürchten war nur die Gedankenpolizei.
Hinter Winstons Rücken schwatzte die leise Stimme aus dem Televisor noch immer von Roheisen und von der weit über das gesteckte Ziel hinausgehenden Erfüllung des neunten

Dreijahresplans. Der Televisor war gleichzeitig Empfangs- und Sendegerät. Jedes von Winston verursachte Geräusch, das über ein ganz leises Flüstern hinausging, wurde von ihm registriert. Außerdem konnte Winston, solange er in dem von der Metallplatte beherrschten Sichtfeld blieb, nicht nur gehört, sondern auch gesehen werden. Es bestand natürlich keine Möglichkeit festzustellen, ob man in einem gegebenen Augenblick gerade überwacht wurde. Wie oft und nach welchem System die Gedankenpolizei sich in einen Privatapparat einschaltete, blieb der Mutmaßung überlassen.
Es war sogar möglich, daß jeder einzelne ständig überwacht wurde. Auf alle Fälle aber konnte sie sich, wenn sie es wollte, jederzeit in einen Apparat einschalten. Man mußte in der Annahme leben, und man stellte sich tatsächlich instinktiv darauf ein, daß jedes Geräusch, das man machte, überhört und, außer in der Dunkelheit, jede Bewegung beobachtet wurde. Winston richtete es so ein, daß er dem Televisor den Rücken zuwandte. Das war sicherer, wenn auch, wie er wohl wußte, sogar ein Rücken verräterisch sein konnte.
Einen Kilometer entfernt ragte das Wahrheitsministerium, seine Arbeitsstätte, wuchtig und weiß über der düsteren Landschaft empor. Das also, dachte er mit einer Art undeutlichen Abscheus. war London, die Hauptstadt des Luftstützpunkts Nr. 1, der am drittstärksten bevölkerten Provinz Ozeaniens.
Er versuchte in seinen Kindheitserinnerungen nachzuforschen, ob London schon immer so ausgesehen hatte. Hatten da immer diese langen Reihen heruntergekommen aussehender Häuser aus dem neunzehnten Jahrhundert gestanden, deren Mauern mit Balken gestützt, deren Fenster mit Pappendeckeln verschalt und deren Dächer mit Wellblech gedeckt waren, während ihre schiefen Gartenmauern kreuz und quer in den Boden sackten?
Und diese zerbombten Ruinen, wo der Pflasterstaub in der Luft wirbelte und Unkrautgestrüpp auf den Trümmern wucherte, dazu die Stellen, wo Bombeneinschläge eine größere Lücke gerissen hatten und trostlose Siedlungen von Holzbaracken

entstanden waren, die wie Hühnerställe aussahen? Aber es führte zu nichts, er konnte sich nicht erinnern; von seiner Kindheit hatte er nichts nachbehalten als eine Reihe greller Bilder ohne Hintergrund, die ihm zumeist unverständlich waren.

Das Wahrheitsministerium – Miniwahr, wie es in „Neusprech“, der amtlichen Sprache Ozeaniens, hieß – sah verblüffend verschieden von allem anderen aus, was der Gesichtskreis umfaßte. Es war ein riesiger pyramidenartiger, weiß schimmernder Betonbau, der sich terrassenförmig dreihundert Meter hoch in die Luft reckte. Von der Stelle, wo Winston stand, konnte man gerade noch die in schönen Lettern in seine weiße Front gemeißelten drei Wahlsprüche der Partei entziffern:

KRIEG BEDEUTET FRIEDEN
FREIHEIT IST SKLAVEREI
UNWISSENHEIT IST STÄRKE

Das Wahrheitsministerium enthielt, so erzählte man sich, in seinem pyramidenartigen Bau dreitausend Räume und eine entsprechende Zahl unter der Erde. In ganz London gab es nur noch drei andere Bauten von ähnlichem Aussehen und Ausmaß. Sie beherrschten das sie umgebende Stadtbild so vollkommen, daß man vom Dach des Victory-Blocks aus alle vier gleichzeitig sehen konnte. Sie waren der Sitz der vier Ministerien, unter die der gesamte Regierungsapparat aufgeteilt war, des Wahrheitsministeriums, das sich mit dem Nachrichtenwesen, der Freizeitgestaltung, dem Erziehungswesen und den schönen Künsten befaßte, des Friedensministeriums, das die Kriegsangelegenheiten behandelte, des Ministeriums für Liebe, das Gesetz und Ordnung aufrechterhielt, und des Ministeriums für Überfluß, das die Rationierungen bearbeitete. Ihre Namen lauteten in Neusprech: Miniwahr, Minipax, Minilieb, Minifluß.

Das Ministerium für Liebe war das furchterregendste von allen. Es hatte überhaupt keine Fenster. Winston war noch nie im Ministerium für Liebe gewesen und ihm auch nie, sei es nur auf

einen halben Kilometer, nahe gekommen. Es war unmöglich, es außer in amtlichem Auftrag zu betreten, und auch dann mußte man erst durch einen Irrgarten von Stacheldrahtverhauen und versteckten Maschinengewehrnestern hindurch. Sogar die zu den Befestigungen im Vorgelände hinaufführenden Straßen waren durch gorillagesichtige Wachen in schwarzen Uniformen gesichert, die mit schweren Gummiknüppeln bewaffnet waren.
Winston drehte sich mit einem Ruck um. Er hatte die ruhige optimistische Miene aufgesetzt, die zur Schau zu tragen ratsam war, wenn man dem Televisor das Gesicht zukehrte. Er ging quer durchs Zimmer in die winzige Küche. Indem er zu dieser Tageszeit aus dem Ministerium weggegangen war, hatte er auf sein Mittagessen in der Kantine verzichtet, andererseits wußte er, daß es in der Küche nichts zu essen gab außer einem Stück Schwarzbrot, das für den nächsten Tag als Frühstück aufgehoben werden mußte. Er nahm eine Flasche mit einer farblosen Flüssigkeit aus dem Regal, die dem schmucklosen weißen Etikett nach Victory-Gin war. Das Getränk strömte einen faden, öligen Geruch aus, wie chinesischer Reisschnaps. Winston goß sich fast eine Teetasse voll davon ein, stellte sich auf den zu erwartenden Schock ein und würgte es wie eine Dosis Medizin hinunter.
Sofort lief sein Gesicht krebsrot an, und das Wasser trat ihm in die Augen. Das Zeug schmeckte wie Salpetersäure, und man hatte beim Herunterschlucken das Gefühl, eins mit dem Gummiknüppel über den Hinterkopf zu bekommen. Einen Augenblick später hörte jedoch das Brennen in seinem Magen auf, und die Welt begann rosiger auszusehen. Er zog eine Zigarette aus einem zerknitterten Päckchen mit der Aufschrift Victory-Zigaretten, doch unvorsichtigerweise hielt er sie senkrecht, worauf der Tabak heraus auf den Fußboden rieselte. Mit der nächsten hatte er mehr Glück. Er ging ins Wohnzimmer zurück und setzte sich an ein links vom Televisor stehendes Tischchen. Dann zog er aus der Tischschublade einen Federhalter, eine Tintenflasche und ein dickes, unbeschriebenes

Diarium in Quartformat mit rotem Rücken und marmorierten Einbanddeckeln hervor.
Aus irgendeinem Grunde war der Televisor in seinem Wohnzimmer an einer ungewöhnlichen Stelle angebracht. Statt wie üblich an der kürzeren Wand, von wo aus er den ganzen Raum beherrscht hätte, war er an der Längswand gegenüber dem Fenster eingelassen. An seiner einen Seite befand sich die kleine Nische, in der Winston jetzt saß und die vermutlich beim Bau der Wohnung für ein Bücherregal bestimmt gewesen war. Wenn er sich so in die Nische setzte und vorsichtig im Hintergrund hielt, konnte Winston, wenigstens visuell, außer Reichweite des Televisors bleiben. Er konnte zwar gehört, aber, solange er in seiner Stellung verharrte, nicht gesehen werden. Die ungewöhnliche Anlage des Zimmers war zum Teil für den Gedanken verantwortlich, zu dessen Verwirklichung er jetzt schritt.
Doch auch das Tagebuch, das er soeben aus der Schublade hervorgezogen hatte, war mit daran schuld. Es war ein ganz besonders schönes Tagebuch. Sein milchweißes Papier, schon ein wenig vergilbt, war von einer Qualität, wie sie seit wenigstens vierzig Jahren nicht mehr hergestellt worden war. Er hatte jedoch Grund zu der Annahme, daß „das Buch“ noch weit älter war. Er hatte es in der Auslage eines muffigen kleinen Altwarengeschäfts in einem der Elendsviertel der Stadt (in welchem Viertel, hätte er jetzt nicht mehr sagen können) liegen gesehen und war sofort von dem brennenden Wunsch beseelt worden, es zu besitzen.
Von Parteimitgliedern wurde erwartet, daß sie nicht in gewöhnlichen Läden einkauften (»Geschäfte auf dem freien Markt machten«, wie die Formel lautete), aber die Vorschrift wurde nicht streng eingehalten, denn es gab verschiedene Dinge, wie Schuhbänder oder Rasierklingen, die man sich unmöglich auf andere Weise beschaffen konnte. Er hatte einen raschen Blick die Straße hinauf- und hinuntergeworfen, dann war er hineingeschlüpft und hatte „das Buch“ für zwei Dollar fünfzig erstanden. Damals hatte ihm noch kein Zweck dafür

vorgeschwebt. Er hatte es schuldbewusst in seiner Mappe heimgetragen. Selbst unbeschrieben war es schon ein gefährlicher Besitz.
Nun war er im Begriff, ein Tagebuch anzulegen. Das war nicht illegal (nichts war illegal, da es ja keine Gesetze mehr gab), aber falls es herauskam, war er so gut wie sicher, daß es mit dem Tode oder zumindest fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeitslager geahndet werden würde. Winston steckte eine Stahlfeder in den Halter und feuchtete sie mit der Zunge an. Die Feder war ein vorsintflutliches Instrument, das selbst zu Unterschriften nur noch selten verwendet wurde, und er hatte sich heimlich und mit einiger Schwierigkeit eine besorgt, ganz einfach aus dem Gefühl heraus, daß das wundervolle glatte Papier es verdiente, mit einer richtigen Feder beschrieben, statt mit einem Tintenblei bekritzelt zu werden. Tatsächlich war er nicht mehr gewöhnt, mit der Hand zu schreiben. Abgesehen von ganz kurzen Notizen war es üblich, alles in den Sprechschreiber zu diktieren, aber das war natürlich in diesem Fall unmöglich. Er tauchte die Feder in die Tinte und stockte noch eine Sekunde. Ein Schauer war ihm über den Rücken gelaufen. Der erste Federstrich über das Papier war die entscheidende Handlung. In kleinen unbeholfenen Buchstaben schrieb er: *4. April 1984*.
Er lehnte sich zurück. Ein Gefühl völliger Hilflosigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Zunächst einmal war er sich durchaus nicht sicher, daß jetzt wirklich das Jahr 1984 war. Es mußte um diese Zeit herum sein, denn er wußte mit einiger Gewissheit, daß er selbst neununddreißig Jahre alt war, und er glaubte, 1944 oder 1945 geboren zu sein. Doch heutzutage war es nie möglich, ein Datum auf ein oder zwei Jahre genau zu bestimmen.
Für wen, fragte er sich plötzlich, legte er dieses Tagebuch an? Für die Zukunft, für die Kommenden. Sein Denken kreiste einen Augenblick um das zweifelhafte Datum auf der ersten Seite und prallte dann jäh mit dem Wort „Gedankendelikt" aus dem Neusprech zusammen. Zum erstenmal kam ihm die Größe seines Vorhabens zum Bewußtsein. Wie konnte man sich mit der

Zukunft verständigen? Das war ihrer Natur nach unmöglich. Entweder ähnelte die Zukunft der Gegenwart, dann würde man ihm nicht Gehör schenken wollen; oder sie war anders geartet, dann war seine Darstellung bedeutungslos.
Eine Zeitlang saß er da und starrte töricht auf das Papier. Der Televisor hatte jetzt schmetternde Militärmusik angestimmt. Es war seltsam, daß er nicht nur die Gabe der Mitteilung verloren, sondern sogar vergessen zu haben schien, was er ursprünglich hatte sagen wollen. Seit Wochen hatte er sich auf diesen Augenblick vorbereitet, und es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß dazu noch etwas anderes nötig sein könnte als Mut. Die Niederschrift als solche hatte er für leicht gehalten. Brauchte er doch nichts weiter zu tun, als die endlosen hastigen Selbstgespräche zu Papier zu bringen, die ihm buchstäblich seit Jahren durch den Kopf geschossen waren. In diesem Augenblick jedoch war sogar das Selbstgespräch verstummt. Außerdem hatte das Ekzem an seinen Krampfadern unerträglich zu jucken angefangen. Er wagte nicht, daran zu kratzen, denn dann entzündete es sich immer. Die Sekunden verstrichen. Nichts drang in sein Bewußtsein als die unbeschriebene Weiße des vor ihm liegenden Blattes, das Hautjucken über seinem Knöchel, die schmetternde Musik und eine leise Benebeltheit, die der Gin verursacht hatte.
Plötzlich begann er überstürzt zu schreiben, ohne recht zu wissen, was er zu Papier brachte. Seine kleine kindliche Handschrift bedeckte Zeile um Zeile des Blattes, wobei er bald auf die großen Anfangsbuchstaben und zum Schluß sogar auf die Interpunktion verzichtete:

„4. April 1984. Gestern Abend im Kino. Lauter Kriegsfilme. Ein sehr guter, über ein Schiff von Flüchtlingen, das irgendwo im Mittelmeer bombardiert wird. Zuschauer höchst belustigt durch eine Aufnahme von einem großen dicken Mann, den ein Helikopter verfolgt, zuerst sah man ihn sich durchs Wasser wälzen wie ein Nilpferd, dann sah man ihn durch das

Zielfernrohr des Hubschraubers, dann war er ganz durchlöchert und das Meer rund um ihn färbte sich rosa, und er versank so plötzlich, als sei das Wasser durch die Löcher eingedrungen. Zuschauer brüllten vor lachen als er unterging.
Dann sah man ein Rettungsboot voll kinder mit einem hubschrauber darüber, eine frau mittleren Alters, saß mit einem etwa drei jähre alten knaben im bug. Kleiner junge brüllte vor angst und verbarg seinen kopf zwischen den brüsten als wollte er ganz in sie hineinkriechen und die frau legte die arme um ihn und tröstete ihn. obwohl sie selbst außer sich vor angst war bedeckte sie ihn so gut wie möglich als glaubte sie ihre arme könnten die kugeln von ihm abhalten, dann warf der hubschrauber eine 20-kilo-bombe zwischen sie schreckliches aufblitzen und das ganze schiff zersplitterte wie streichhölzer, dann gab es eine wundervolle aufnahme von einem kinderarm der hoch, hoch und immer höher hinauffliegt in die luft ein hubschrauber mit einer kamera vorn in der kanzel muß ihm nachgeflogen sein und es gab viel beifall aus den parteilogen aber eine frau unten wo die proles sitzen fing plötzlich an radau zu machen und zu schreien man hätte so was nicht vor kindern zeigen sollen es sei nicht recht vor kindern bis die polizei sie hinauswarf ich glaube nicht daß ihr etwas passierte niemand kümmert sich darum was die proles sagen typische prolesreaktion sie können nie…“

Winston hörte zu schreiben auf, auch weil er einen Schreibkrampf bekam. Er wußte nicht, was ihn veranlaßt hatte, diese Flut von Gestammel aus sich herauszuschleudern. Aber das merkwürdige war, daß ihm dabei eine vollständige Erinnerung so deutlich zum Bewußtsein gekommen war, daß es ihm fast so vorkam, als habe er sie niedergeschrieben. Nun erkannte er, daß dieser andere Vorfall an seinem plötzlichen Entschluß schuld war, nach Hause zu gehen und heute sein Tagebuch zu beginnen.

Dieser Vorfall hatte sich heute Morgen im Ministerium zugetragen, wenn man von etwas so Nebelhaftem überhaupt sagen konnte, daß es sich zugetragen hat.
Es war kurz vor elf, und in der Registrierabteilung, in der Winston arbeitete, hatte man die Stühle aus den Gemeinschaftsräumen geholt und sie in der Mitte des Saales dem großen Televisor gegenüber aufgestellt, in Vorbereitung auf die „Zwei-Minuten-Hass-Sendung".
Winston nahm gerade seinen Platz in einer der Mittelreihen ein, als zwei Personen, die er vom Sehen kannte, mit denen er aber noch nie ein Wort gewechselt hatte, unerwartet in den Raum traten. Die eine davon war ein Mädchen, dem er oft auf den Gängen begegnet war. Er kannte ihren Namen nicht, wußte aber, daß sie in der Abteilung für Prosa- Literatur beschäftigt war. Vermutlich – denn er hatte sie manchmal mit ölverschmierten Händen und mit einem Schraubenschlüssel gesehen – hatte sie dort eine technische Funktion an einer der Romanschreibmaschinen.
Sie war ein unternehmungslustig aussehendes Mädchen von etwa siebenundzwanzig Jahren, mit üppigem schwarzen Haar, sommersprossigem Gesicht und raschen, muskulösen Bewegungen. Eine schmale, scharlachrote Schärpe, das Abzeichen der „Jugendliga gegen Sexualität", war mehrmals um die Taille ihres Trainingsanzuges gewunden, gerade eng genug, um die Rundung ihrer Hüften hervorzuheben. Winston hatte sie vom aller ersten Augenblick an nicht ausstehen können. Er wußte auch, weshalb. Es war wegen der Atmosphäre von Hockeyplatz, kaltem Baden, Gemeinschaftswanderung und allgemeiner Gesinnungstüchtigkeit, mit der sie sich zu umgeben wußte.
Die Frauen, und vor allem die jungen, gaben immer die blind ergebenen Parteianhänger, die gedankenlosen Nachplapperer, die freiwilligen Spitzel ab, mit deren Hilfe man weniger Linientreue aushorchen konnte. Aber dieses Mädchen im Besonderen machte ihm den Eindruck, gefährlicher als die meisten zu sein. Einmal, als sie auf dem Gang aneinander

vorbeigekommen waren, hatte sie ihn mit einem Seitenblick gestreift, der ihn zu durchbohren schien und der ihn für einen Augenblick mit blankem Entsetzen erfüllt hatte. Ihm war sogar der Gedanke durch den Kopf gegangen, sie könnte eine Agentin der Gedankenpolizei sein, was freilich sehr unwahrscheinlich war. Trotzdem fühlte er weiterhin, sooft sie in seine Nähe kam, eine merkwürdige Unsicherheit, die zu gleichen Teilen mit Angst und mit Feindschaft gemischt war.

Die andere Person war ein Mann namens O'Brien, ein Mitglied der Inneren Partei und Inhaber eines so wichtigen und der Allgemeinheit entrückten Postens, daß Winston nur eine undeutliche Vorstellung davon hatte. Ein kurzes Geflüster durchlief die um die Stühle herumstehende Gruppe, als sie den schwarzen Trainingsanzug eines Mitglieds der Inneren Partei herankommen sah. O'Brien war ein großer, grobschlächtiger Mann mit dickem Nacken und einem derben, humorvollen und brutalen Gesicht. Ungeachtet seines wuchtigen Äußeren lag ein gewisser Charme in seiner Art, sich zu bewegen. Er hatte eine Manier, seine Brille auf der Nase zurechtzurücken, die seltsam entwaffnend und auf eine merkwürdige Weise zivilisiert wirkte. Es war eine Geste, die einen, wenn überhaupt noch jemand in solchen Begriffen gedacht hätte, an einen Edelmann aus dem achtzehnten Jahrhundert hätte erinnern können, der seinem Gegenüber die Schnupftabaksdose anbot.

Winston hatte O'Brien vielleicht ein Dutzend Mal in etwa ebenso vielen Jahren gesehen. Er fühlte sich aufrichtig zu ihm hingezogen, und das nicht nur, weil ihn der Gegensatz zwischen O'Briens höflichen Manieren und seinem Preisboxertypus fesselte. Es beruhte vielmehr auf einem heimlich gehegten Glauben – oder vielleicht nur der Hoffnung –, daß O'Briens politische Strenggläubigkeit nicht vollkommen sei. Etwas in seinem Gesicht flößte unwiderstehlich diesen Gedanken ein. Und doch stand in diesem Gesicht eigentlich weniger mangelnde Strenggläubigkeit als einfach Intelligenz geschrieben. Jedenfalls sah er wie ein Mensch aus, mit dem man reden konnte, wenn

man es fertig brachte, dem Televisor ein Schnippchen zu schlagen, und ihn allein zu fassen bekam. Winston hatte nie den geringsten Versuch gemacht, seine Vermutung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen: praktisch gab es auch keine Möglichkeit dazu. O'Brien warf in diesem Augenblick einen Blick auf seine Armbanduhr, sah, daß es fast elf Uhr war, und beschloß offenbar, in der Abteilung Registratur zu bleiben, bis die Zwei-Minuten-Hass-Sendung zu Ende war.
Er setzte sich auf einen Stuhl in derselben Reihe wie Winston, zwei Plätze von ihm entfernt. Eine kleine aschblonde Frau, die in der Abteilung neben Winston beschäftigt war, saß zwischen ihnen. Das Mädchen mit dem schwarzen Haar saß unmittelbar dahinter.
Im nächsten Augenblick brach ein scheußlicher, knirschender Kreischlaut, als ob eine riesige Maschine völlig ungeölt liefe, aus dem großen Televisor am Ende des Raumes hervor. Es war ein Lärm, bei dem einen eine Gänsehaut überlief und sich die Nackenhaare sträubten. Die Hass-Sendung hatte begonnen.
Wie gewöhnlich war das Gesicht Immanuel Goldsteins, des Parteiverräters, auf dem Sehschirm erschienen. Da und dort im Zuschauerraum wurde gezischt. Die kleine aschblonde Frau stieß ein aus Furcht und Abscheu gemischtes Quieken hervor. Goldstein war der Renegat, der große Abtrünnige, der früher einmal, vor langer Zeit (wie lange es eigentlich her war, daran erinnerte sich niemand mehr genau), einer der führenden Männer der Partei gewesen war und fast auf einer Stufe mit dem Großen Bruder selbst gestanden hatte, um dann mit konterrevolutionären Machenschaffen zu beginnen, zum Tode verurteilt zu werden und auf geheimnisvolle Weise zu verschwinden.
Die Programme der Zwei-Minuten-Hass-Sendung wechselten von Tag zu Tag, aber es gab keines, in dem nicht Goldstein die Hauptrolle gespielt hätte. Er war der erste Verräter, der früheste Beschmutzer der Reinheit der Partei. Alle später gegen die Partei gerichteten Verbrechen, alle Verrätereien, Sabotageakte,

Ketzereien, Abweichungen gingen unmittelbar auf seine Irrlehren zurück. Irgendwo lebte er noch und schmiedete seine Ränke: vielleicht irgendwo jenseits des Meeres, unter dem Schutz seiner ausländischen Geldgeber, vielleicht sogar – wie gelegentlich gemunkelt wurde – in einem Versteck in Ozeanien selbst.

Winstons Zwerchfell zog sich zusammen. Nie konnte er das Gesicht Goldsteins sehen, ohne in einen schmerzlichen Widerstreit der Gefühle zu geraten. Es war ein mageres Judengesicht mit einem breiten, wirren Kranz weißer Haare und einem Ziegenbärtchen – ein gerissenes und irgendwie eigentümlich verächtliches Gesicht, dessen lange dünne Nase, auf deren Ende eine Brille saß, eine Art seniler Blödheit auszustrahlen schien.

Es ähnelte einem Schafsgesicht, und auch die Stimme hatte etwas Schafsmäßiges. Goldstein ließ seinen üblichen giftigen Angriff gegen die Lehren der Partei vom Stapel – einen so übertriebenen und verdrehten Angriff, daß ihn ein Kind hätte durchschauen können, und doch gerade hinreichend glaubhaft, um einen mit dem alarmierenden Gefühl zu erfüllen, daß andere Menschen, die weniger vernünftig waren als man selbst, sich dadurch vielleicht verführen lassen könnten.

Er schmähte den Großen Bruder, klagte die Tyrannei der Partei an, forderte sofortigen Friedensschluß mit Eurasien, trat für Rede-, Presse-, Versammlungs- und Gedankenfreiheit ein, schrie hysterisch, die Revolution sei verraten worden – und alles das in einer überstürzten, vielsilbigen Ansprache, die eine Art Parodie des üblichen Stils der Parteiredner war und sogar einige Worte des Neusprech enthielt: praktisch mehr Neusprech-Worte, als sie irgendein Parteimitglied normalerweise im wirklichen Leben angewendet hätte.

Und die ganze Zeit marschierten, für den Fall, daß man noch im geringsten Zweifel sein könnte, was sich in Wahrheit hinter Goldsteins widerlicher Phrasendrescherei verbarg, hinter seinem Kopf auf dem Schirm des Televisors die gewaltigen Kolonnen der

eurasischen Armee vorbei. Es waren endlose Reihen brutal aussehender Männer mit ausdruckslosen Mongolengesichtern, die an die Oberfläche des Sehschirms heranbrandeten und wieder zerflossen, um von anderen, genau gleichen, abgelöst zu werden. Der sture rhythmische Marschtritt der Soldatenstiefel bildete die Geräuschkulisse, von der Goldsteins blökende Stimme sich abhob.

Ehe die Hassovation dreißig Sekunden gedauert hatte, brachen von den Lippen der Hälfte der im Raum versammelten Menschen unbeherrschte Wutschreie. Das selbstzufriedene Schafsgesicht auf dem Sehschirm und die erschreckende Wucht der dahinter vorbeiziehenden eurasischen Armee waren einfach zuviel: außerdem weckte der Anblick oder auch nur der Gedanke an Goldstein schon automatisch Abscheu und Zorn.

Er war ein dauerhafteres Hassobjekt als Eurasien oder Ostasien, denn wenn Ozeanien mit einer dieser Mächte im Krieg lag, so befand es sich gewöhnlich mit der anderen im Friedenszustand. Das merkwürdige aber war, daß Goldsteins Einfluß, wenn er auch von jedermann gehasst und verachtet wurde, wenn auch tagtäglich und tausendmal am Tag auf Rednertribünen, durch den Televisor, in Zeitungen, in Büchern seine Theorien verdammt, zerpflückt, lächerlich gemacht, der Allgemeinheit als der jammervolle Unsinn, der sie waren, vor Augen gehalten wurde – daß trotz alledem dieser Einfluß nie abzunehmen schien. Immer wieder warteten neue Opfer darauf, von ihm verführt zu werden. Nie verging ein Tag, an dem nicht nach seinen Weisungen tätige Spione und Saboteure von der Gedankenpolizei entlarvt wurden.

Er war der Befehlshaber einer großen Schatten-Armee, eines Untergrund-Verschwörernetzes, das sich den Sturz der Regierung zum Ziel setzte. Der Name der Organisation sei »Die Brüderschaft«, so hieß es. Auch flüsterte man von einem schrecklichen Buch, einer Zusammenfassung aller Irrlehren, dessen Verfasser Goldstein war und das heimlich da und dort zirkulierte. Es war ein Buch ohne Titel. Die Leute sprachen

davon, wenn überhaupt, einfach als von »dem Buch«. Aber man wußte von derlei Dingen nur durch vage Gerüchte. Weder »Die Brüderschaft« noch »das Buch« wurden, wenn es sich vermeiden ließ, von einem gewöhnlichen Parteimitglied erwähnt.

In der zweiten Minute steigerte sich die Hassovation zur Raserei. Die Menschen sprangen von ihren Sitzen auf und brüllten mit vollem Stimmaufwand, um die zum Wahnsinn treibende Blökstimme, die aus dem Televisor kam, zu übertönen. Die kleine aschblonde Frau war im Gesicht rot angelaufen, und ihr Mund öffnete und schloß sich wie bei einem an Land geworfenen Fisch. Sogar O'Briens großes Gesicht war gerötet. Er saß sehr gerade aufgerichtet auf seinem Stuhl, seine mächtige Brust hob und senkte sich, als stemme er sich dem Anprall einer Woge entgegen.

Das schwarzhaarige Mädchen hinter Winston hatte angefangen »Schwein! Schwein! Schwein!« hinauszuschreien und ergriff plötzlich ein schweres Neusprechwörterbuch und schleuderte es gegen den Bildschirm. Es traf Goldsteins Nase und prallte von ihm ab; die Stimme redete unerbittlich weiter. In einem lichten Augenblick ertappte sich Winston, wie er mit den anderen schrie und trampelte. Das Schreckliche an der Zwei-Minuten-Hass-Sendung war nicht, daß man gezwungen wurde mitzumachen, sondern im Gegenteil, daß es unmöglich war, sich ihrer Wirkung zu entziehen. Eine schreckliche Ekstase der Angst und der Rachsucht, das Verlangen zu töten, zu foltern, Gesichter mit einem Vorschlaghammer zu zertrümmern, schien die ganze Versammlung wie ein elektrischer Strom zu durchfluten, so daß man gegen seinen Willen in einen Grimassen schneidenden, schreienden Verrückten verwandelt wurde.

Und doch war der Zorn, den man empfand, eine abstrakte, ziellose Regung, die wie der Schein einer Blendlaterne von einem Gegenstand auf den anderen gerichtet werden konnte. So war für einen Augenblick der Hass Winstons durchaus nicht gegen Goldstein gerichtet, sondern im Gegenteil gegen den Großen Bruder, gegen die Partei und die Gedankenpolizei. Und in

solchen Augenblicken schwoll sein Herz über für den einsamen, verachteten Abtrünnigen auf dem Sehschirm, diesen einzigen Verfechter von Wahrheit und Vernunft in einer Welt der Lügen. Und doch fühlte er sich im nächsten Augenblick wieder eins mit den ihn umgebenden Menschen, und alle Behauptungen über Goldstein schienen ihm wahr. In solchen Augenblicken verwandelte sich seine geheime Abneigung gegen den Großen Bruder in Verehrung, und der Große Bruder schien dazustehen als ein unbesieglicher, furchtloser Beschützer, der sich wie ein Felsen gegen die anbrandenden asiatischen Horden stemmte, während Goldstein ihm trotz seiner Vereinsamung, seiner Hilflosigkeit und der Zweifel, die sich allein schon an sein tatsächliches Vorhandensein knüpften, wie ein unheilvoller Betörer vorkam, der es lediglich durch die Macht seiner Stimme fertig brachte, die Fundamente der Zivilisation zu zerstören.
In manchen Augenblicken war es sogar möglich, seinen Hass durch einen Willensakt da oder dorthin zu lenken. So gelang es Winston plötzlich, durch eine heftige Anstrengung, ähnlich der, mit der man in einem Alptraum seinen Kopf vom Kissen losreißt, seinen Hass von dem Gesicht auf dem Sehschirm auf das hinter ihm sitzende dunkelhaarige Mädchen zu übertragen. Lebhafte, berückende Vorstellungen huschten ihm durch den Sinn. Er würde sie mit einem Gummiknüppel zu Tode prügeln, sie nackt an einen Pfahl binden und sie mit Pfeilen durchlöchern, gleich dem heiligen Sebastian. Er würde sie vergewaltigen und ihr im Augenblick der höchsten Lust die Kehle durchschneiden.
Deutlicher als zuvor war er sich auch bewußt, warum er sie hasste. Er hasste sie, weil sie jung, hübsch und geschlechtslos war, weil er mit ihr ins Bett gehen wollte und daraus nie etwas werden würde, denn um ihre reizende, biegsame Taille, die einen zur Umarmung aufzufordern schien, wand sich nur die verhexte scharlachrote Schärpe, das aufreizende Symbol der Keuschheit.
Die Hasswelle erreichte ihren Höhepunkt. Goldsteins Stimme war tatsächlich zu einem Blöken geworden, und einen Augenblick lang verwandelte sich sein Gesicht in das eines

Schafes. Dann blendete das Schafsgesicht in die Gestalt eines eurasischen Soldaten über, der riesig und furchtbar mit ratternder Maschinenpistole auf den Besucher zuzuschreiten und aus der Fläche des Sehschirms herauszuspringen schien, so daß manche der Zuschauer in der ersten Reihe auf ihren Sitzen zurückprallten. Aber im gleichen Augenblick, während jedem Munde ein tiefer Seufzer der Erleichterung entfuhr, zerschmolz die feindliche Gestalt in das Gesicht des Großen Bruders mit seinen dunklen Haaren und seinem Schnurrbart, das Macht und geheimnisvolle Ruhe ausstrahlte und mit seiner riesigen Größe fast den ganzen Sehschirm ausfüllte.
Niemand verstand, was der Große Bruder sagte. Es waren nur ein paar Worte der Ermutigung, Worte, wie sie im Kampflärm einer Schlacht ausgestoßen werden, nicht im einzelnen unterscheidbar, die aber einfach dadurch, daß sie ausgesprochen werden, die Zuversicht wiederherstellen. Dann zerrann das Gesicht des Großen Bruders wieder, und statt seiner erschienen in klaren großen Buchstaben die drei Parteiwahlsprüche:

KRIEG BEDEUTET FRIEDEN
FREIHEIT IST SKLAVEREI
UNWISSENHEIT IST STÄRKE

Aber das Gesicht des Großen Bruders schien sich noch einige Sekunden auf dem Sehschirm zu behaupten, so als sei der Eindruck, den es auf der Netzhaut aller Zuschauer hervorgebracht hatte, zu lebhaft, um sogleich zu verlöschen. Die kleine Frau hatte sich über die Lehne des vor ihr stehenden Stuhles nach vorne geworfen. Mit einem bebenden Flüstern, das wie »Mein Retter!« klang, breitete sie die Arme dem Sehschirm entgegen. Dann barg sie ihr Gesicht in den Händen. Offensichtlich sprach sie ein Gebet.
Jetzt stimmten alle Versammelten einen kraftvollen, langsamen und rhythmischen Sprechchor an: »G-B! G-B! G-B!«

Wieder und immer wieder, sehr langsam, mit einer langen Pause zwischen dem ersten G und dem zweiten B – in einem feierlichen, murmelnden, seltsam ungestüm wirkenden Ton, so daß man als Begleitung das Stampfen nackter Füße und das dumpfe Dröhnen von Tamtams zu hören glaubte.
Vielleicht dreißig Sekunden lang fuhren sie damit fort. Es war ein Refrain, den man oft in Augenblicken überwältigender Erregung hörte. Zum Teil war es eine Art Hymne auf die Weisheit und Majestät des Großen Bruders, mehr aber noch ein Akt der Selbsthypnose, ein absichtliches Übertönen des Bewußtseins durch das Mittel rhythmischen Lärms. Winston fühlte eine Kälte in seinen Eingeweiden. Während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung konnte er nicht umhin, gleichfalls dem allgemeinen Delirium anheim zufallen, aber dieser unmenschliche Singsang »G-B! G-B!« erfüllte ihn immer mit Abscheu. Natürlich stand er den übrigen nicht nach; etwas anderes wäre unmöglich gewesen. Seine Gefühle zu verschleiern, sein Gesicht zu beherrschen, zu tun, was jeder tat, gebot schon der Instinkt. Aber es gab eine Zeitspanne von einigen Sekunden, in der ihn der Ausdruck seiner Augen in bedenklicher Weise hätte verraten können. Und genau in diesem Augenblick ereignete sich das Bedeutsame – wenn es sich wirklich ereignete.
Er fing flüchtig O'Briens Blick auf. O'Brien war aufgestanden. Er hatte seine Brille abgenommen und war gerade im Begriff, sie wieder mit seiner charakteristischen Geste aufzusetzen. Aber dazwischen lag der Bruchteil einer Sekunde, währenddessen sich ihre Augen begegneten, und in diesem winzigen Zeitraum wußte Winston – ja, er wußte es!, daß O'Brien das gleiche dachte wie er.
Eine unmißverständliche Botschaft war zwischen ihnen ausgetauscht worden. Es war, als hätten ihre beiden Denkwelten sich aufgetan und als strömten durch ihre Augen die Gedanken von dem einen in den anderen über.
»Ich halte es mit dir«, schien O'Brien zu ihm zu sagen. »Ich weiß genau, was in dir vorgeht. Ich kenne deine ganze Verachtung, deinen Hass, deinen Abscheu. Aber hab keine Angst, ich stehe

auf deiner Seite!« – Dann war der Blitz des Einverständnisses erloschen, und O'Briens Gesicht war ebenso undurchdringlich wie das aller anderen.
Das war alles gewesen, und er war schon nicht mehr sicher, ob es sich wirklich zugetragen hatte. Derartige Zwischenfälle hatten nie eine Fortsetzung. Sie hielten lediglich den Glauben – oder die Hoffnung – in ihm lebendig, daß es außer ihm noch andere Feinde der Partei gab. Vielleicht waren die Gerüchte von großen Untergrundverschwörungen doch wahr – vielleicht existierte »Die Brüderschaft« wirklich! Trotz der endlosen Verhaftungen, Geständnisse und Hinrichtungen konnte man nie sicher sein, daß »Die Brüderschaft« nicht lediglich eine sagenhafte Erfindung war.
An manchen Tagen glaubte er daran, an anderen nicht. Es gab keinen greifbaren Beweis, nur flüchtige Andeutungen, die alles oder nichts bedeuten konnten: Bruchstücke erlauschter Gespräche, verwischte Aufschriften an Abortwänden – oder einmal, wenn zwei Freunde sich trafen, eine kleine Bewegung der Hände, die einem Verständigungszeichen ähnlich sah. Alles war nur eine Mutmaßung: sehr wahrscheinlich hatte er sich das alles nur eingebildet. Er war an seinen Arbeitsplatz zurückgegangen, ohne O'Brien noch einmal anzusehen. Der Gedanke, ihre kurze Fühlungnahme weiter zu verfolgen, war ihm kaum durch den Sinn gegangen.
Es wäre unvorstellbar gefährlich gewesen, selbst wenn er gewußt hätte, wie er das machen sollte. Eine oder zwei Sekunden lang hatten sie einen zweideutigen Blick getauscht – und damit Schluß. Aber sogar das war ein denkwürdiger Augenblick in der abgeschlossenen Einsamkeit, in der man zu leben gezwungen war.
Winston rappelte sich hoch und setzte sich gerade. Er mußte rülpsen. Der Gin rumorte in seinem Magen. Sein Blick richtete sich wieder auf das Blatt. Er entdeckte, daß er, während er in hilflosem Grübeln dagesessen, gleichzeitig automatisch weitergeschrieben hatte. Und zwar war es nicht mehr die gleiche

verkrampfte Handschrift von vorhin. Seine Feder war beschwingt über das glatte Papier geglitten und hatte in großer klarer Blockschrift hingemalt:

NIEDER MIT DEM GROSSEN BRUDER! NIEDER MIT DEM GROSSEN BRUDER! NIEDER MIT DEM GROSSEN BRUDER!

Immer wieder schrieb er es, fast über eine halbe Seite hinweg. Unwillkürlich durchzuckte ihn ein furchtbarer Schrecken. Das war im Grunde töricht, denn das
Niederschreiben gerade dieser Worte war nicht gefährlicher als der erste Schritt, ein Tagebuch anzulegen; und doch fühlte er sich einen Augenblick lang versucht, die beschriebenen Seiten herauszureißen und die ganze Sache aufzugeben.
Er tat es jedoch nicht, weil er wußte, daß es zwecklos war. Ob er „nieder mit dem Großen Bruder" hinschrieb oder nicht, machte keinen Unterschied. Ob er mit dem Tagebuch fortfuhr oder nicht, machte keinen Unterschied. Die Gedankenpolizei würde ihn trotzdem erwischen. Er hatte – auch wenn er nie die Feder angesetzt hätte – das Kapitalverbrechen begangen, das alle anderen in sich einschloß. Gedankenverbrechen nannten sie es. Gedankenverbrechen konnte man auf die Dauer nicht geheim halten. Man konnte vielleicht eine Weile, oder sogar Jahre lang, schlaue Winkelzüge machen, aber früher oder später kamen sie einem doch darauf.
Immer war es nachts – die Verhaftungen fanden unabänderlich nachts statt. Das plötzliche Hochfahren aus dem Schlaf, die derbe Hand, die einen an der Schulter packte, die Lichter, die einem die Augen blendeten, der Kreis harter Gesichter um das Bett. In der überragenden Mehrzahl der Fälle fand keine Gerichtsverhandlung statt, kein Bericht meldete die Verhaftung. Die Menschen verschwanden einfach, immer mitten in der Nacht. Der Name wurde aus den Listen gestrichen, jede Aufzeichnung von allem, was einer je getan hatte, wurde vernichtet; daß man jemals gelebt hatte, wurde erst geleugnet und dann vergessen.

Man war ausgelöscht, zu nichts geworden; man wurde „vaporisiert“, wie das gebräuchliche Wort dafür lautete.
Einen Augenblick überfiel ihn eine Art Nervenkrise. Er begann in fliegendem, krakeligem Gekritzel zu schreiben:
»sie werden mich erschießen wenn ich nicht aufpasse sie werden mich mit einem genickschuß erschießen wenn ich nicht aufpasse nieder mit dem großen bruder sie erschießen einen immer mit genickschuß mir ist es egal nieder mit dem großen bruder…«

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, ein wenig beschämt über sich selbst, und legte den Federhalter hin. Im nächsten Augenblick fuhr er heftig zusammen. Es klopfte jemand an die Tür.
Schon! Er saß mucksmäuschenstill da, in der vergeblichen Hoffnung, der Draußenstehende könnte nach einem einmaligen Versuch weggehen. Aber nein, das Klopfen wurde wiederholt. Das Schlimmste, was er tun konnte, war zu zögern. Sein Herz klopfte wie eine Pauke, aber sein Gesicht war, vermutlich aus langer Gewohnheit, ganz ausdruckslos. Er stand auf und ging schweren Schrittes zur Tür.

Zweites Kapitel

Während er die Hand auf die Türklinke legte, sah Winston, daß er das Tagebuch offen auf dem Tisch hatte liegen lassen. „Nieder mit dem Großen Bruder!“ stand da über die halbe Seite hinweg in Buchstaben, die beinahe groß genug waren, um durch das ganze Zimmer leserlich zu sein. Es war eine unvorstellbare Dummheit. Aber er stellte fest, daß er es sogar in seinem Schrecken nicht über sich gebracht hatte, das weiße Papier dadurch zu besudeln, daß er das Buch zuklappte, solange die Tinte noch naß war.

Er hielt den Atem an und öffnete die Tür. Sofort durchflutete ihn eine warme Welle der Erleichterung. Draußen stand eine farblose, zerknittert aussehende Frau mit strähnigem Haar und tiefgefurchtem Gesicht.
»Ach, Genosse«, begann sie mit leidender Jammerstimme, »mir war so, als ob ich Sie heimkommen hörte. Könnten Sie wohl herüberkommen und sich eben mal unsern Ausguss in der Küche ansehen? Er ist verstopft und…«
Es war Frau Parsons, die Frau des Nachbarn auf dem gleichen Flur. (Die Geschlechtsbezeichnung »Frau« wurde von der Partei nicht gern gesehen – man erwartete, daß man alle Leute mit »Genosse« oder »Genossin« anredete –, aber bei einigen Frauen gebrauchte man das Wort ganz unwillkürlich.)
Sie war eine Frau von etwa dreißig Jahren, sah aber viel älter aus. Man hatte den Eindruck, daß sich in den Falten ihres Gesichts Staub angesetzt hatte. Winston folgte ihr durch den Gang. Solche eigenhändigen, unfachgemäßen Reparaturarbeiten waren eine fast alltägliche Last. Der Victory-Block war ein alter, etwa um das Jahr 1930 gebauter Wohnungskomplex und ging langsam in die Brüche. Dauernd bröckelte der Verputz von Decken und Wänden, die Leitungsrohre platzten bei jedem starken Frost, das Dach ließ Wasser durchsickern, sobald es schneite, die Zentralheizung war gewöhnlich nur unter halbem Druck, wenn sie nicht aus Sparsamkeitsgründen ganz abgestellt war. Reparaturen mußten, wenn man sie nicht selbst machte, von abgelegenen Ämtern genehmigt werden, die es fertig brachten, sogar das Wiedereinsetzen einer Fensterscheibe zwei Jahre hinauszuzögern.
»Ich komme natürlich nur, weil Tom nicht zu Hause ist«, murmelte Frau Parsons unbestimmt vor sich hin.
Die Wohnung der Parsons war größer als die von Winston und auf eine andere Art schäbig. Alles sah hier abgestoßen und niedergetrampelt aus, so als seien die Räume eben von einem großen wilden Tier heimgesucht worden. Sportgeräte – Hockeyschläger, Boxhandschuhe, ein aus den Nähten geplatzter

Fußball, eine verschwitzte, umgekrempelte Turnhose – lagen sämtlich über den Fußboden verstreut, und auf dem Tisch war ein Durcheinander von schmutzigem Geschirr und eselsohrigen Schulbüchern. An den Wänden hingen knallrote Wimpel der Jugendliga und der sogenannten „Späher", nebst einem Plakat vom Großen Bruder in Großformat.

Auch hier schwebte der übliche Kohlgeruch, der dem ganzen Haus anhaftete, in der Luft, aber er war von einem schärferen Schweißdunst geschwängert, nach dem Schweiß eines – wie man vom ersten Schnuppern an wußte, wenn man auch schwer den Grund dafür hätte sagen können – im Augenblick abwesenden Menschen. In einem ändern Zimmer versuchte jemand im Takt der Militärmusik, die noch immer aus dem Televisor dröhnte, auf einem Kamm mit darüber gespanntem Toilettenpapier zu blasen.

»Es sind die Kinder«, sagte Frau Parsons mit einem halb furchtsamen Blick auf die Tür. »Sie sind heute nicht aus dem Haus gekommen. Und natürlich …«

Sie hatte eine Angewohnheit, ihre Sätze mittendrin abzubrechen. Der Küchenausguss war fast bis zum Rand voll mit schmutziggrünlichem Wasser, das schlimmer als alles andere nach Kohl stank. Winston kniete nieder und untersuchte das gebogene Verbindungsstück des Ableitungsrohres. Er verabscheute manuelle Arbeit sehr, und es war ihm schrecklich, sich bücken zu müssen, weil das fast immer einen Hustenanfall bei ihm auslöste. Frau Parsons machte ein hilfloses Gesicht.

»Freilich, wenn Tom daheim wäre, würde er es im Nu in Ordnung bringen«, meinte sie. »Solche Sachen machen ihm Spaß. Er ist so geschickt mit seinen Händen, wirklich, er ist so geschickt, der Tom.«

Parsons war Winstons Kollege im Wahrheitsministerium. Er war ein rundlicher, jedoch sehr beweglicher Mann von entwaffnender Dummheit, ein Klotz voll törichter Begeisterung – einer von diesen ergebenen Gimpeln, die niemals eine Frage stellen und von denen – mehr sogar noch als von der Gedankenpolizei – der Bestand der Partei abhing. Mit fünfunddreißig Jahren war er erst

kürzlich sehr ungern aus der Jugendliga ausgeschieden, und ehe er in die Jugendliga aufgerückt war, hatte er es fertiggebracht, ein Jahr über das satzungsgemäß festgesetzte Alter hinaus bei den Spähern zu verbleiben. Im Ministerium wurde er auf einem untergeordneten Posten verwendet, für den kein Verstand nötig war, doch war er andererseits ein führender Mann beim Sportausschuß und allen anderen Ausschüssen, denen die Organisation von Gemeinschaftswanderungen, spontanen Demonstrationen, Sparwerbewochen und überhaupt jede Art freiwilligen Einsatzes unterstand. Er erzählte einem voll ruhigen Stolzes, während er seiner Pfeife kleine Rauchwölkchen entlockte, daß er in den letzten vier Jahren jeden Abend im Gemeinschaftshaus erschienen sei.

Ein durchdringender Schweißgeruch folgte ihm wie ein unfreiwilliges Zeugnis für die Angestrengtheit seines Lebens überallhin und schwebte sogar nach seinem Weggehen noch im Zimmer.

»Haben Sie einen Schraubenschlüssel?« fragte Winston und machte sich mit der Schraubenmutter am Verbindungsstück zu schaffen.

»Einen Schraubenschlüssel«, sagte Frau Parsons und wurde sofort unsicher. »Ich weiß nicht. Vielleicht, daß die Kinder…«

Man hörte Schuhgetrampel und einen neuen Trompetenstoß auf dem Kamm, als die Kinder ins Wohnzimmer hereinstürmten. Frau Parsons brachte den Schraubenschlüssel. Winston ließ das Wasser ablaufen und entfernte angeekelt den Pfropfen menschlicher Haare, der die Röhre verstopft hatte. Er reinigte seine Hände so gut er konnte in dem kalten Leitungswasser und ging in das andere Zimmer zurück.

»Hände hoch!« schrie eine wilde Stimme.

Ein hübscher, robust aussehender Junge von neun Jahren war hinter dem Tisch hervorgesprungen und bedrohte ihn mit seiner automatischen Kinderpistole, während seine um etwa zwei Jahre jüngere Schwester mit einem Stück Holz dieselbe Geste machte. Beide waren mit den kurzen blauen Hosen, den grauen Hemden

und dem roten Halstuch bekleidet, aus denen die Uniform der Späher bestand. Winston hob seine Hände über den Kopf, aber mit einem unbehaglichen Gefühl, denn der Junge gebärdete sich so bösartig, als ob es wirklich mehr als ein Spiel war.
»Sie sind ein Verräter!« schrie der Junge. »Sie sind ein Gedankenverbrecher! Sie sind ein eurasischer Spion! Ich erschieße Sie, ich werde Sie vaporisieren, ich werde Sie in die Salzbergwerke verbannen!«
Plötzlich sprangen beide um ihn herum und schrien »Verräter!« und »Gedankenverbrecher!«, wobei das kleine Mädchen ihrem Bruder jede Bewegung nachmachte.
Es war irgendwie erschreckend, gleich den Freudensprüngen von Tigerjungen, die bald zu Menschenfressern herangewachsen sein werden. Es war etwas von berechnender Wildheit im Auge des Jungen, ein ganz offensichtliches Verlangen, Winston zu schlagen oder zu treten, und das Bewußtsein, schon beinahe groß genug dazu zu sein. Ein Glück, daß er keine richtige Pistole in Händen hielt, dachte Winston.
Frau Parsons' Blicke huschten nervös von Winston zu den Kindern und wieder zurück. In dem besseren Licht des Wohnzimmers bemerkte er voller Mitleid, daß es tatsächlich Staub war, was sich in ihren Runzeln eingenistet hatte.
»Sie sind so laut«, sagte sie. »Sie sind enttäuscht, weil sie nicht ausgehen und sich das Hängen ansehen können, daher kommt es wohl. Ich bin zu beschäftigt, um mit ihnen hinauszugehen, und Tom kommt nicht rechtzeitig von der Arbeit heim.«
»Warum können wir nicht gehen und das Hängen sehen?« brüllte der Junge mit seiner kräftigen Stimme.
»Hängen sehen! Hängen sehen!« leierte das Mädchen, das noch immer herumsprang.
Einige eurasische Gefangene, denen Kriegsverbrechen zur Last gelegt wurden, sollten an diesem Abend im Park gehängt werden, fiel Winston ein. Dergleichen fand etwa einmal im Monat statt und war ein beliebtes Schauspiel. Kinder verlangten immer, dazu mitgenommen zu werden. Er verabschiedete sich

von Frau Parsons und ging zur Tür. Er war aber noch keine sechs Stufen die Treppe hinuntergestiegen, als ihn etwas mit furchtbarer Wucht höchst schmerzhaft in den Nacken traf. Es war, als sei ihm ein rotglühender Draht ins Fleisch gestoßen worden. Er fuhr gerade noch rechtzeitig herum, um zu sehen, wie Frau Parsons ihren Sohn durch die Wohnungstür hineinzerrte, während der Junge eine Schleuder einsteckte.

»Goldstein!« schrie ihm der Junge nach, während sich die Tür hinter ihm schloss. Was Winston am betroffensten machte, war der Ausdruck hilfloser Angst im Antlitz der Frau.

Als er in seine Wohnung zurückgekehrt war, ging er rasch hinter den Televisor und setzte sich wieder an den Tisch. Er rieb seinen immer noch schmerzenden Nacken. Die Musik aus dem Televisor war verstummt. Stattdessen verlas eine forsche militärische Stimme mit einer Art brutalen Behagens eine Beschreibung von der Bewaffnung der neuen Schwimmenden Festung, die soeben zwischen Island und den Faröer-Inseln vor Anker gegangen war.

Mit diesen Kindern, dachte Winston, mußte die arme Frau ein Höllenleben haben. Noch ein, zwei Jahre, und sie würden sie Tag und Nacht nach Anzeichen nachlassender Parteitreue bespitzeln. Fast alle Kinder waren heutzutage schrecklich. Am schlimmsten von allem war jedoch, daß sie mit Hilfe von solchen Organisationen wie den Spähern systematisch zu unbezähmbaren kleinen Wilden erzogen wurden. Und doch weckte das in ihnen keineswegs die Neigung, sich gegen die Parteidisziplin aufzulehnen.

Die Umzüge, die Fahnen, die Wanderungen, das Exerzieren mit Holzgewehren, das Brüllen von Schlagworten, die Verehrung des Großen Bruders – alles das war für sie ein herrliches Spiel. Ihre ganze Wildheit wurde nach außen gelenkt, gegen die Systemfeinde, gegen Abweichler, Verräter, Saboteure, Gedankenverbrecher. Es war für Leute über dreißig nahezu normal, vor ihren eigenen Kindern Angst zu haben. Und das mit gutem Grund, denn es verging kaum eine Woche, in der nicht in der Times ein Bericht stand, wie ein lauschender kleiner Angeber

– »Kinderheld« lautete die gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung – eine kompromittierende Bemerkung mit angehört und seine Eltern bei der Gedankenpolizei angezeigt hatte.
Der durch das Geschoß der Schleuder verursachte Schmerz war vergangen. Winston griff unentschlossen zum Federhalter und fragte sich, ob ihm wohl noch etwas für sein Tagebuch einfallen würde. Plötzlich dachte er von neuem an O'Brien.
Vor Jahren – wie lange war es her? Es mußte vor sieben Jahren gewesen sein – hatte er geträumt, er gehe durch ein stockdunkles Zimmer. Und jemand, der seitlich von ihm saß, hatte, als er vorüberkam, gesagt: »Wir wollen uns wiedersehen, wo keine Dunkelheit herrscht.«
Er sagte das ganz ruhig, fast nebenbei – als eine Feststellung, kein Befehl. Er war weitergegangen, ohne stehen zubleiben. Das seltsame war, daß damals, im Traum, die Worte keinen großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Erst später und allmählich hatten sie anscheinend eine Bedeutung angenommen. Er konnte sich jetzt nicht mehr erinnern, ob es vor oder nach dem Traum war, daß er O'Brien zum erstenmal gesehen hatte; so wenig wie er sich entsann, wann er zum erstenmal jene Stimme als die O'Briens identifiziert hatte. Jedenfalls war es für ihn jetzt die Stimme O'Briens. O'Brien hatte aus der Dunkelheit zu ihm gesprochen.
Winston hatte nie genau herausfinden können – auch nach dem flüchtigen zweideutigen Blick von heute morgen konnte er dessen nicht sicher sein –, ob O'Brien ein Freund oder ein Feind war. Aber das schien nicht einmal viel auszumachen. Zwischen ihnen herrschte ein Einverständnis, das wichtiger war als Zuneigung oder Parteizugehörigkeit.
»Wir wollen uns wiedersehen, wo keine Dunkelheit herrscht«, hatte er gesagt. Winston wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, sondern nur, daß es sich auf irgendeine Weise bewahrheiten würde.
Die Stimme aus dem Televisor brach ab. Ein Fanfarenstoß schmetterte klar und schön durch die stille Luft. Die Stimme fuhr

rasch und krächzend fort: »Achtung! Achtung! Soeben ist eine Sondermeldung von der Malabar-Front eingetroffen. Unsere Streitkräfte in Süd-Indien haben einen glänzenden Sieg erfochten. Ich bin zu der Durchsage ermächtigt, daß die kriegerische Operation, von der wir gleich berichten werden, das Kriegsende in errechenbare Nähe rücken dürfte. Es folgt jetzt die Sondermeldung…“

Das bedeutet nichts Gutes, dachte Winston. Und tatsächlich, nach einer blutrünstigen Schilderung der vollständigen Vernichtung einer eurasischen Armee, bei der riesige Zahlen von Toten und Gefangenen genannt wurden, kam die Ankündigung, daß ab nächster Woche die Schokoladeration von dreißig auf zwanzig Gramm herabgesetzt werden sollte.

Winston mußte noch einmal aufstoßen. Die Wirkung des Gins verflüchtigte sich und ließ ein Gefühl der Erschlaffung zurück. Der Televisor stimmte – vielleicht um den Sieg zu feiern, oder aber um die Erinnerung an die Schokoladenkürzung zu übertönen – die schmetternden Klänge von »Ozeanien, mein Land, für Dich mit Herz und Hand« an. Vom Zuhörer wurde erwartet, daß er dabei stramme Haltung annahm. Aber an seinem derzeitigen Platz war Winston nicht sichtbar.

Die Hymne wurde von leichterer Musik abgelöst. Winston trat ans Fenster, mit dem Rücken zum Televisor. Der Tag war noch immer kalt und klar. Irgendwo in der Ferne explodierte eine Raketenbombe mit dumpfem, widerhallendem Dröhnen. Zurzeit fielen wöchentlich etwa zwanzig bis dreißig Stück auf London.

Drunten auf der Straße klappte der Wind das zerrissene Plakat hin und her, und das Wort Engsoz war abwechselnd sichtbar und unsichtbar. Die heiligen politischen Grundsätze von Engsoz: Neusprech, Doppeldenk, die Verwandlung der Vergangenheit. Ihm war, als wandle er durch Wälder auf dem Meeresgrund, in eine ungeheuerliche Welt verirrt, in der er selbst das Ungeheuer war. Er war allein. Die Vergangenheit war tot, die Zukunft unvorstellbar. Welche Gewißheit hatte er, daß auch nur ein einziger lebender Mensch auf seiner Seite stand? Und warum

sollte die Herrschaft der Partei nicht ewig dauern? Wie eine Art Antwort fielen ihm die drei Wahlsprüche auf der weißen Front des Wahrheits-Ministeriums ein:

KRIEG BEDEUTET FRIEDEN
FREIHEIT IST SKLAVEREI
UNWISSENHEIT IST STÄRKE

Er zog ein Fünfundzwanzig-Cent-Stück aus der Tasche. Auch hier waren in winziger, klarer Schrift die gleichen Devisen eingestanzt, während die Kehrseite der Münze den Kopf des Großen Bruders zeigte. Sogar auf der Münze verfolgten einen die Augen. Von Geldmünzen, Briefmarken, Bucheinbänden, Fahnen, Plakaten, Zigarettenschachteln – von überall verfolgten sie einen. Immer wurde man von den Augen beobachtet, von der Stimme eingehüllt. Im Wachen und im Schlafen, bei der Arbeit oder beim Essen, im Haus oder außer Haus, im Bad oder im Bett – es gab kein Entrinnen. Nichts gehörte einem außer den paar Kubikzentimetern im eigenen Schädel.
Die Sonne war weitergerückt, und die unzähligen Fenster des Wahrheits-Ministeriums, auf die ihre Strahlen nicht mehr fielen, sahen grimmig wie die Schießscharten einer Festung aus. Winstons Herz verzagte angesichts dieser riesig sich hochtürmenden Pyramide. Die Pyramide – dieses Symbol wurde von den Herren Ozeaniens häufig verwendet, wie es Winston kurz in den Sinn kam.
Dieser Betonmoloch war zu unerschütterlich, um erstürmt zu werden, tausend Raketenbomben vermochten ihn nicht zu zertrümmern. Wieder fragte er sich, für wen er sein Tagebuch schrieb.
Für die Zukunft, für die Vergangenheit – für ein Zeitalter, das vielleicht nur ein Traum war. Ihn erwartete nicht allein der Tod, sondern vollständige Austilgung. Das Tagebuch würde zu Asche, er selbst zu bloßem Rauch verbrannt werden. Nur die Gedankenpolizei würde das von ihm Geschriebene lesen, ehe sie

es aus der Welt und aus der Erinnerung tilgte. Wie konnte man an die Zukunft appellieren, wenn keine Spur von einem, nicht einmal ein Stückchen Papier mit ein paar darauf gekritzelten anonymen Worten hinübergerettet werden konnte?
Im Televisor schlug es vierzehn Uhr. In zehn Minuten mußte er aufbrechen. Um vierzehn Uhr dreißig mußte er zurück an der Arbeit sein.
Merkwürdigerweise schien ihn das Schlagen der vollen Stunde mit neuem Mut erfüllt zu haben. Er war ein einsamer Gast auf dieser Erde, der eine Wahrheit verkündete, die niemand jemals hören würde. Aber solange er sie verkündete, war auf eine geheimnisvolle Weise der rote Faden nicht abgerissen. Nicht indem man sich Gehör verschaffte, sondern indem man sich unversehrt bewahrte, gab man das Erbe der Menschheit weiter.
Er kehrte an den Tisch zurück, tauchte seine Feder ein und schrieb:
»Einer Zukunft oder einer Vergangenheit, in der Gedankenfreiheit herrscht, in der die Menschen voneinander verschieden sind und nicht jeder für sich lebt – einer Zeit, in der es Wahrheit gibt und das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, schicke ich diesen Gruß aus einem Zeitalter der Gleichmachung und der Vereinsamung, dem Zeitalter des Großen Bruders, dem Zeitalter des Zwiegedankens.«
Er war bereits tot, überlegte er. Es schien ihm, als habe er erst jetzt, seit er angefangen hatte, seine Gedanken formulieren zu können, den entscheidenden Schritt getan. Die Folgen jeder Handlung sind schon in der Handlung selbst beschlossen. Er schrieb: »Das Gedankenverbrechen zieht nicht den Tod nach sich: das Gedankenverbrechen ist der Tod!«
Jetzt aber, seit er sich als einen toten Mann betrachtete, wurde es wichtig, so lange wie möglich am Leben zu bleiben. Zwei Finger seiner rechten Hand waren mit Tinte bekleckst. Gerade durch eine solche Kleinigkeit konnte man sich verraten. Ein schnüffelnder fanatischer Eiferer im Ministerium (vermutlich

eine Frau: so jemand wie die kleine Aschblonde oder das schwarzhaarige Mädchen aus der Literatur-Abteilung) konnte sich zu wundern anfangen, warum er während der Mittagspause geschrieben, warum er eine altmodische Stahlfeder benützt und was er geschrieben hatte – um dann an zuständiger Stelle einen Wink zu geben. Er ging ins Badezimmer und schrubbte die Tintenflecke sorgfältig mit der sandigen dunkelbraunen Seife, die einem die Hand wie Schmirgelpapier aufscheuerte und deshalb für seinen Zweck geeignet war.
Er legte sein Tagebuch in die Schublade. Der Gedanke, es zu verstecken, war völlig sinnlos, aber er konnte wenigstens Vorkehrungen treffen, um sich zu vergewissern, ob es entdeckt worden war. Ein zwischen die Seiten gelegtes Haar war zu augenfällig. Mit der Fingerspitze pickte er ein gerade noch erkennbares weißliches Staubkörnchen auf und legte es auf die Ecke des Einbands, wo es herunterfallen mußte, wenn jemand das Buch berührte.

Drittes Kapitel

Winston träumte von seiner Mutter. Er mußte, so überlegte er, zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als seine Mutter verschwunden war. Sie war eine große, würdevolle, ziemlich stille Frau mit gemessenen Bewegungen und wundervollen blonden Haaren gewesen.
Seinen Vater hatte er undeutlicher in Erinnerung: dunkelhaarig und hager, immer in eleganten dunklen Anzügen (Winston entsann sich insbesondere seiner sehr dünnen Schuhsohlen) und mit einer Brille. Die beiden mußten offenbar bei einer der ersten großen Säuberungsaktionen ums Leben gekommen sein. Im Traum saß seine Mutter an einem Platz tief unter ihm, seine

kleine Schwester in den Armen. Er erinnerte sich an seine Schwester nur noch als an ein winziges, schwächliches, immer lautloses Kind mit großen, aufmerksamen Augen. Beide blickten zu ihm empor. Sie befanden sich an einer Stelle unter der Erde – etwa auf dem Grunde eines Ziehbrunnens oder in einem sehr tiefen Grab –, aber der Fleck, auf dem sie saßen, sank, obwohl bereits tief unter ihm gelegen, selbst noch immer tiefer nach unten ab. Sie waren in der Kajüte eines sinkenden Schiffes und blickten durch das immer dunkler werdende Wasser zu ihm empor.

Noch war Luft in der Kajüte, noch konnten sie einander sehen, aber die ganze Zeit sanken sie tiefer, immer tiefer hinunter in die grünen Wasser, die sie im nächsten Augenblick für immer dem Blick entziehen mußten. Er weilte in Licht und Luft, während sie in den Tod hinuntergezogen wurden, und sie waren dort drunten, weil er hier oben war. Er wußte es, und auch sie wußten es, und er konnte dieses Wissen in ihren Gesichtern lesen. Es war kein Vorwurf, weder in ihren Gesichtern noch in ihren Herzen, nur das Bewußtsein, daß sie sterben mußten, damit er am Leben blieb, und daß dies zur unausweichlichen Ordnung der Dinge gehörte.

Er konnte sich nicht erinnern, was eigentlich geschehen war, aber er wußte in seinem Traum, daß das Leben seiner Mutter und seiner Schwester irgendwie für das seine geopfert worden war. Es war einer jener Träume, die in der charakteristischen Verkleidung des Traumes doch eine Fortsetzung des seelischen Erlebens sind und in denen einem Tatsachen und Gedanken zum Bewußtsein kommen, die auch nach dem Erwachen neu und wertvoll erscheinen. Die Erkenntnis, die Winston jetzt plötzlich dämmerte, war, daß der Tod seiner Mutter vor dreißig Jahren auf eine Weise traurig und tragisch gewesen war, die es heutzutage nicht mehr gab.

Tragik, erkannte er, gehörte einer vergangenen Zeit an, als es noch ein Eigenleben, Liebe und Freundschaft gab und die Mitglieder einer Familie, ohne nach dem Grund zu fragen,

füreinander eintraten. Die Erinnerung an seine Mutter nagte an seinem Herzen, denn sie war aus Liebe zu ihm gestorben, als er selbst noch zu jung und eigensüchtig war, um ihre Liebe zu erwidern, und weil sie sich irgendwie – auf welche Weise, erinnerte er sich nicht mehr – einem Treuegedanken geopfert hatte, an den sie persönlich und unerschütterlich geglaubt hatte.
Derlei konnte heutzutage nicht mehr vorkommen, das begriff er. Heutzutage gab es Angst, Hass und Leid, aber keine starken und wertvollen Gefühle, keine tiefen und echten Schmerzen mehr. All das schien er in den großen Augen seiner Mutter und seiner Schwester zu lesen, mit denen sie ihn durch das grüne Wasser aus einer Tiefe von vielen hundert Klafter ansahen, dabei immer tiefer versinkend.
Plötzlich stand er auf einer abgemähten Wiese, auf der federnden Grasnarbe; es war ein Sommerabend, und die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Erde. Die Landschaft, die er sah, kehrte so oft in seinen Träumen wieder, daß er nie ganz sicher war, ob er sie nicht in Wirklichkeit gesehen hatte. In seiner wachen Vorstellung nannte er sie das „Goldene Land".
Es war eine alte, von Kaninchen bevölkerte Weide, durch die ein Fußpfad lief, mit da und dort einem Maulwurfshügel. In der unregelmäßigen Baumreihe jenseits der Wiese wiegten sich die Zweige der Ulmen leise in der sanften Brise, und ihre Blätter wogten in dichten Büscheln wie Frauenhaar. In der Nähe war, wenn auch außer Sicht, ein klarer, träge dahinfließender Fluß, in dessen seichten Buchten unter den Weidenbäumen sich Weißfische tummelten.
Das Mädchen mit dem dunklen Haar kam über die Wiese auf ihn zu. Mit einer einzigen Bewegung riss sie sich das Kleid herunter und warf es verächtlich beiseite. Ihr Leib war weiß und weich, aber er weckte kein Verlangen in ihm, ja er sah ihn kaum an. Was ihn in diesem Augenblick ganz erfüllte, war die Bewunderung für die Gebärde, mit der sie ihre Kleider weggeschleudert hatte. Mit ihrer Grazie und Unbekümmertheit schien sie eine ganze Kultur abzutun, eine ganze Denkordnung, so, als könnten der

Große Bruder, die Partei und die Gedankenpolizei mit einer einzigen herrlichen Armbewegung weggewischt werden. Auch das war eine der alten Zeit angehörende Geste. Winston wachte mit dem Wort »Shakespeare« auf den Lippen auf.

Der Televisor ließ einen ohrenbetäubenden Pfeifton hören, der in gleicher Höhe dreißig Sekunden lang anhielt. Es war Punkt sieben Uhr fünfzehn, Zeit zum Aufstehen für alle Behördenangestellten. Winston wälzte seinen Körper aus dem Bett – er schlief nackt, denn ein Mitglied der Äußeren Partei erhielt nur dreitausend Kleiderpunkte im Jahr – und ergriff ein über dem Stuhl liegendes graufarbenes Unterhemd und eine kurze Sporthose. In drei Minuten begann die Morgengymnastik. Doch im nächsten Augenblick krümmte er sich unter einem heftigen Hustenanfall, der ihn fast immer kurz nach dem Erwachen überfiel.

Seine Lungen wurden dadurch so vollständig leergepumpt, daß er erst wieder Atem schöpfen konnte, indem er sich der Länge nach auf den Rücken streckte und ein paar tiefe Atemzüge machte. Seine Adern waren unter der Anstrengung des Hustens geschwollen, und die Krampfaderknoten hatten angefangen zu schmerzen.

»Gruppe der Dreißig- bis Vierzigjährigen!« kläffte eine schrille Frauenstimme. »Gruppe der Dreißig- bis Vierzigjährigen. Bitte, auf die Plätze! Dreißig- bis Vierzigjährige.«

Winston nahm stramme Haltung vor dem Televisor an, auf dessen Schirm bereits das Bild einer ziemlich jungen, mageren, aber muskulösen Frau in einem Kittel und Turnschuhen erschienen war.

»Arme beugt und streckt!« legte sie los. »Im Takt, bitte! Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier! Los, Genossen, ein bisschen lebhafter! Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier! . . .«

Der von dem Hustenanfall verursachte Schmerz hatte in Winstons Gehirn noch nicht ganz den Eindruck verwischt, den sein Traum auf ihn gemacht hatte, und unter den rhythmischen Bewegungen der Gymnastik wurde dieser wieder lebhafter.

Während er mechanisch seine Arme beugte und streckte, wobei sein Gesicht den beflissen begeisterten Ausdruck zur Schau trug, der für die Morgengymnastik Vorschrift war, versuchte er sich in Gedanken zurück in die unklare Zeit seiner frühen Kindheit zu versetzen. Das war äußerst schwierig. Schon bei den fünfziger Jahren trübte sich jede Erinnerung. Wenn es keine äußerlichen Anhaltspunkte gab, an die man sich halten konnte, verlor sogar der Verlauf des eigenen Lebens seine deutlich umreißbare Kontur.

Man entsann sich großer Geschehnisse, die sehr wahrscheinlich gar nicht stattgefunden hatten, erinnerte sich an Einzelheiten von Vorfällen, ohne ihre Atmosphäre wiederherstellen zu können, und es gab lange leere Zeitabschnitte, mit denen man überhaupt nichts anzufangen wußte. Damals war alles anders gewesen. Sogar die Namen der Länder und ihre Gestalt auf der Landkarte waren anders gewesen. Luftflottenstützpunkt Nr. 1 zum Beispiel hatte zu der Zeit als es noch Nationen gab eine andere Bezeichnung gehabt: er hatte England oder Großbritannien geheißen, wenn auch London, wie er ziemlich sicher zu sein glaubte, immer London genannt worden war.

Winston konnte sich nicht genau an einen Zeitpunkt erinnern, in dem seine Heimat nicht in einen Krieg verwickelt gewesen wäre, aber offenbar hatte es doch zwischendurch, während seiner Kindheit, eine ziemlich lange Friedensperiode gegeben; denn eine seiner frühesten Erinnerungen betraf einen Luftangriff, der für jedermann vollkommen überraschend gekommen zu sein schien.

Vielleicht handelte es sich um die Zeit, als die Atombombe auf Colchester gefallen war. Er erinnerte sich nicht an den Luftangriff selbst, entsann sich aber, wie die Hand seines Vaters die seinige umklammert hielt, als sie hinunter, immer tiefer und tiefer hinunter an einen Ort tief unter der Erde geeilt waren, immer im Kreis auf einer spiralförmigen Treppe, die unter seinen Sohlen leise geklirrt und schließlich seine Beine so ermüdet hatte, daß er zu jammern begann und sie stehen bleiben und ausruhen

mußten. Die Mutter, in ihrer langsamen, verträumten Art, kam ein gutes Stück hinter ihnen drein. Sie trug sein Schwesterchen – oder vielleicht auch nur ein Bündel Decken: er war nicht sicher, ob seine Schwester damals schon geboren war. Endlich waren sie an einen überfüllten Ort gekommen, den er als einen Untergrundbahnhof erkannt hatte.

Menschen kauerten überall auf dem steingepflasterten Fußboden, und andere saßen, dicht zusammengedrängt, übereinander auf den Eisenträgern. Winston, sein Vater und seine Mutter fanden einen Platz auf dem Boden, und dicht neben ihnen saßen Seite an Seite ein alter Mann und eine alte Frau auf einem Eisenträger. Der alte Mann hatte einen guten schwarzen Anzug an, eine schwarze Reisemütze war über seinem sehr weißen Haar aus der Stirn gerückt; sein Gesicht war blaurot, und seine blauen Augen standen voller Tränen. Er roch heftig nach Gin, den seine Haut an Stelle von Schweiß auszudünsten schien, und man hätte glauben können, auch die Tränen, die aus seinen Augen rollten, seien purer Gin.

Aber abgesehen von seiner leichten Betrunkenheit, litt er auch unter einem echten und unerträglichen Kummer. In seinem kindlichen Verstand begriff Winston, daß soeben etwas Schreckliches, etwas Unverzeihliches und nie wieder Gutzumachendes geschehen war. Es schien ihm auch, als wisse er, was es war. Jemand, den der alte Mann lieb hatte, vielleicht eine kleine Enkelin, war getötet worden.

Alle paar Augenblicke rief der alte Mann von neuem aus: »Wir hätten ihnen nicht trauen dürfen. Hab' ich's nicht immer gesagt, Muttchen? Das hat man davon, daß man ihnen vertraut hat. Ich hab' es immer gesagt. Wir hätten diesen Lumpen nicht trauen sollen.«

Aber welchen Lumpen man nicht hätte trauen sollen, daran konnte sich Winston jetzt nicht mehr erinnern.

Seit dieser Zeit nämlich war der Krieg buchstäblich ein Dauerzustand geworden, wenn es sich auch genaugenommen nicht immer um den gleichen Krieg handelte. Mehrere Monate

während seiner Kindheit hatten in London selbst wirre Straßenkämpfe getobt, an einige davon erinnerte er sich noch lebhaft. Aber die geschichtliche Entwicklung genau zu verfolgen und zu sagen, wer jemals wen bekämpfte, wäre vollständig unmöglich gewesen, denn keine schriftliche Aufzeichnung oder mündliche Überlieferung erwähnte je eine andere Konstellation als die gegenwärtig gültige.

So war zum Beispiel in diesem Augenblick, um das Jahr 1984 (man schrieb tatsächlich das Jahr 1984), Ozeanien mit Eurasien im Kriegszustand und mit Ostasien verbündet. In keiner öffentlichen oder privaten Verlautbarung wurde je zugegeben, daß die drei Mächte jemals anders gruppiert gewesen seien. In Wirklichkeit war es, wie Winston sehr wohl wußte, erst vier Jahre her, daß Ozeanien Ostasien bekriegt und mit Eurasien ein Bündnis gehabt hatte. Aber das war nur ein kleiner Schimmer historischen Wissens, den er auch nur besaß, weil seine Erinnerung noch nicht hinreichend kontrollierbar war. Offiziell hatte nie eine Veränderung in der Kombination der Partner stattgefunden. Ozeanien führte mit Eurasien Krieg: also hatte Ozeanien immer mit Eurasien Krieg geführt. Der augenblickliche Feind stellte immer das Böse an sich dar, und daraus folgte, daß jede vergangene oder zukünftige Verbindung mit ihm undenkbar war.

Das Schrecklichste, überlegte er zum zehntausendstenmal, während er seine Schultern mit schmerzender Anstrengung zurückriß (sie machten jetzt, die Hände auf den Hüften, einige Rumpfbeugen, eine Übung, welche die Rückenmuskeln stärken sollte) – das Schrecklichste war, daß einfach alles wahr oder falsch sein konnte. Wenn die Partei sich so in die Vergangenheit einmischen und von diesem oder jenem Ereignis behaupten konnte, „es habe nie stattgefunden" – war das nicht wirklich furchtbarer als Folter und Tod?

Die Partei sagte, Ozeanien sei nie mit Eurasien verbündet gewesen. Er, Winston Smith, wußte seinerseits, daß Ozeanien noch vor nicht länger als vier Jahren mit Eurasien verbündet

gewesen war. Aber wo war dieses Wissen verankert? Nur in seinem eigenen Bewußtsein, das unausweichlich bald in Staub zerfallen mußte. Und wenn alle anderen die von der Partei verbreitete Lüge glaubten – wenn alle Aufzeichnungen gleich lauteten –, dann ging die Lüge in die Geschichte ein und wurde Wahrheit. Denn die Mächtigen kontrollierten die Medien und damit auch das Bewusstsein der Massen. Sie schrieben Geschichte und hatten allein die Mittel dazu.

»Wer die Vergangenheit beherrscht«, lautete die Parteiparole, »beherrscht die Zukunft! Wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit!«

Und doch hatte sich die Vergangenheit, so wandelbar sie von Natur aus sein mochte, nie gewandelt. Das gegenwärtig Wahre blieb wahr bis in alle Ewigkeit. Es war ganz einfach. Es war nichts weiter nötig als eine nicht abreißende Kette von Siegen über das eigene Gedächtnis. „Wirklichkeitskontrolle" nannten sie es; im Neusprech hieß es „Doppeldenk".

»Rührt euch!« kläffte die Vorturnerin, ein wenig freundlicher.

Winston ließ die Arme sinken und füllte seine Lungen langsam mit Luft. Seine Gedanken schweiften in die labyrinthische Welt des Doppeldenk ab.

Zu wissen und nicht zu wissen, sich des vollständigen Vertrauens seiner Hörer bewußt zu sein, während man sorgfältig konstruierte Lügen erzählte, gleichzeitig zwei einander ausschließende Meinungen aufrechtzuerhalten, zu wissen, daß sie einander widersprachen, und an beide zu glauben; die Logik gegen die Logik ins Feld zu führen; die Moral zu verwerfen, während man sie für sich in Anspruch nahm. So behauptete man, Demokratie sei unmöglich, wobei die Partei jedoch zugleich die Hüterin der Demokratie war.

Und man sollte vergessen, um es sich dann, wenn man es brauchte, wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, und es hierauf erneut prompt wieder zu vergessen; und vor allem, dem Verfahren selbst gegenüber wiederum das gleiche Verfahren anzuwenden.

Das war die äußerste Spitzfindigkeit: bewusst die Unbewusstheit vorzuschieben und dann noch einmal sich des eben vollzogenen Hypnoseaktes nicht bewusst zu werden! Allein schon das Verständnis des Wortes Doppeldenk setzte eine doppelbödige Denkweise voraus.

Die Vorturnerin hatte sie wieder zum Stillstehen aufgerufen. »Und jetzt wollen wir mal sehen, wer von uns seine Zehen berühren kann!« sagte sie betont munter. »Aus den Hüften heraus beugt, Genossen. „Eins! Zwei! Eins! Zwei!“

Winston war diese Übung schrecklich, da sie ihm von den Fersen bis ins Gesäß einen stechenden Schmerz verursachte und oft mit einem erneuten Hustenanfall endete. Ihm vergingen die halbwegs freundlichen Gedanken.

Die Vergangenheit, überlegte er, war nicht nur verändert, sondern rundweg ausgelöscht worden. Denn wie konnte man die offensichtlichste Tatsache beweisen, wenn es – außer in der eigenen Erinnerung – keine andere Aufzeichnung darüber gab? Er versuchte sich zu erinnern, in welchem Jahr er zum erstenmal vom Großen Bruder gehört hatte.

Er glaubte, es mußte im Laufe der sechziger Jahre gewesen sein, aber es war unmöglich, der Tatsache sicher zu sein. In den Geschichtsdarstellungen der Partei figurierte der Große Bruder selbstverständlich als Führer und Hüter der Revolution von ihren ersten Anfängen an. Seine Heldentaten waren allmählich zeitlich zurückverlegt worden, bis sie bereits in die sagenhafte Welt der vierziger und dreißiger Jahre zurückreichten, als die Kapitalisten noch mit ihren seltsamen zylindrischen Hüten in großen schimmernden Automobilen oder Pferdewagen mit seitlichen Glasfenstern durch die Straßen Londons fuhren.

Man wußte nicht, wie viel an dieser Legende wahr und wie viel erfunden war. Winston konnte sich nicht einmal erinnern, zu welchem Zeitpunkt die Partei selbst erstmalig in Erscheinung getreten war. Er glaubte nicht, das Wort Engsoz jemals vor dem Jahre 1960 gehört zu haben, aber es war möglich, daß es in seiner

alten Form – nämlich als »Englischer Sozialismus« – schon früher gebräuchlich gewesen war.
Alles löste sich in Nebel auf. Manchmal freilich konnte man eine deutliche Lüge festnageln. Es war zum Beispiel nicht wahr – wie in den Parteigeschichtsbüchern behauptet wurde –, daß die Partei die Flugzeuge erfunden hatte. Er erinnerte sich an Flugzeuge von seiner frühesten Kindheit an. Aber man konnte nichts beweisen. Es gab keinen Beweis. Nur einmal in seinem ganzen Leben hatte er den unverkennbaren dokumentarischen Beweis einer Geschichtsfälschung in Händen gehalten. Und das war damals, als…
»Smith!« schrie die giftige Stimme aus dem Televisor. »6079 Smith W.! Ja, Sie meine ich! Tiefer bücken, wenn ich bitten darf! Sie bringen mehr fertig, als was Sie da zeigen. Sie geben sich keine Mühe. Tie-fer, bitte! So ist es schon besser, Genosse. Rühren, der ganze Verein, und alle mal herschauen!«
Heißer Schweiß war Winston plötzlich am ganzen Körper ausgebrochen. Sein Gesicht blieb vollkommen undurchdringlich. Nur keine Unlust verraten! Niemals entrüstet sein! Ein einziges Zucken in den Augen konnte einen verraten. Er stand da und sah aufmerksam zu, während die Vorturnerin ihre Arme über den Kopf gehoben hatte und dann – man konnte nicht gerade sagen anmutig, aber mit erstaunlicher Exaktheit und Tüchtigkeit – eine tiefe Rumpfbeuge machte, wobei sie ihre vordersten Fingerglieder unter ihre Zehen schob.
»Bitte, Genossen. So möchte ich das bei Ihnen sehen. Schauen Sie mir noch einmal genau zu. Ich bin neununddreißig und habe vier Kinder. Obacht jetzt!«
Sie beugte sich wieder. »Sie sehen, die Knie sind bei mir durchgedrückt. Sie alle können das, wenn Sie wollen«, fügte sie hinzu, während sie sich aufrichtete. »Jeder Mensch unter fünfundvierzig Jahren ist durchaus imstande, seine Zehenspitzen zu berühren. Wir haben nicht alle den Vorzug, an der Front kämpfen zu dürfen, aber wenigstens können wir uns alle in bester Form erhalten. Denkt an unsere Jungens an der Malabar-

Front! Und an die Matrosen auf den Schwimmenden Festungen! Denkt nur mal daran, was die auszuhalten haben. Jetzt versuchen Sie es noch einmal. So ist's besser, Genosse, so ist's schon viel besser«, fügte sie ermutigend hinzu, als es Winston in einer heftigen Tauchbewegung zum erstenmal in mehreren Jahren gelang, mit durchgedrückten Knien seine Zehen zu berühren.

Viertes Kapitel

Mit dem tiefen, unbewussten Seufzer, den bei Beginn seiner Tagesarbeit auszustoßen ihn nicht einmal die Nähe des Televisors hindern konnte, zog Winston den Sprechschreiber an sich heran, blies den Staub aus dem Mundstück und setzte seine Brille auf. Dann öffnete er vier kleine Papierrollen, die bereits aus der Rohrpost an der rechten Seite seines Schreibtisches herausgeschossen waren, und heftete sie mit Klammern zusammen.

In den Wänden des Büroraumes waren drei Löcher angebracht. Rechts von dem Sprechschreiber eine kleine Rohrpoströhre für schriftliche Mitteilungen; links eine größere für Zeitungen; und in der Seitenwand, für Winston in bequemer Reichweite, ein großer, durch ein Klappgitter geschützter länglicher Schlitz.

Dieser Schlitz diente als Papierkorb, und ähnliche Schlitze waren zu Tausenden oder Zehntausenden über das ganze Gebäude verteilt, nicht nur in jedem Zimmer, sondern in kurzen Abständen auf jedem Gang. Aus irgendeinem Grunde hießen sie die „Gedächtnis-Löcher“. Wußte man, daß ein Dokument zur Vernichtung bestimmt war, oder sah man auch nur ein Stück Abfallpapier herumliegen, war es eine automatische Handlung, das Schutzgitter des nächstbesten Gedächtnis-Loches hochzuklappen und das Papier hineinzuwerfen, woraufhin es

von einem warmen Luftstrom zu den riesigen Verbrennungsöfen fortgewirbelt wurde, die in den geheimen Tiefen des Gebäudes verborgen waren.
Winston las die vier Zettel, die er aufgerollt hatte. Jeder enthielt eine nur eine oder zwei Zeilen umfassende Botschaft in dem abgekürzten Jargon, der im Ministerium für interne Zwecke benutzt wurde und der nicht eigentlich aus der Neusprech bestand, aber viele einzelne Worte der Neusprech enthielt. Sie lauteten: „Times vom 17. 3. 84: G B Rede Fehlbericht Afrika rechtstellt. Times vom 19. 12. 83: Voraussagen 3 jp 4. Quartal 83 Falschdruck verbessert Neuausgabe. Times vom 14. 2. 84: Miniflu fehlzitiert Schokolade rechtstellt. Times vom 3. 12. 83: Bericht GB Tagesbefehl doppelplusungut nennt Unpersonen totalumschreibt anteordner."
Mit einem leisen Gefühl der Befriedigung legte Winston die letzte Botschaft beiseite. Es war eine verzwickte und verantwortungsvolle Aufgabe und besser erst am Schluss zu erledigen. Die anderen drei waren Routineangelegenheiten, wenn auch die zweite vermutlich ein langweiliges Durchackern von Zahlenlisten erfordern würde.
Winston schaltete auf dem Televisor »Frühere Nummern« ein und verlangte die entsprechenden Ausgaben der Times, die schon nach ein paar Augenblicken aus der Rohrpostanlage herausglitten. Die Botschaften, die er erhalten hatte, bezogen sich auf Zeitungsartikel oder Meldungen, die aus diesem oder jenem Grunde zu ändern oder, wie die offizielle Phraseologie lautete, „richtigzustellen" für nötig befunden wurde.
So ging z. B. aus der Times vom 17. März hervor, daß der Große Bruder in seiner Rede am Tage vorher prophezeit hatte, die Südindien-Front würde ruhig bleiben, aber in Nordafrika würde bald eine eurasische Offensive losbrechen. In Wirklichkeit jedoch hatte das eurasische Oberkommando seine Offensive in Südindien angesetzt, und in Afrika hatte Ruhe geherrscht. Deshalb mußte eine neue Fassung der Rede des Großen Bruders geschrieben werden, die eben das voraussagte, was wirklich

eingetreten war. Im zweiten Falle hatte die Times vom 19. Dezember die offiziellen Voraussagen der Produktion verschiedener Gebrauchsgüter während des vierten Quartals von 1983 publiziert, das gleichzeitig das 6. Quartal des neunten Dreijahresplans war.
Die heutige Ausgabe enthielt einen Bericht der tatsächlichen Produktion, aus dem hervorging, daß die Voraussagen in jeder Sparte grob unrichtig waren. Winstons Aufgabe bestand nun darin, die ursprünglichen Zahlen richtig zustellen, indem er sie mit den späteren in Übereinstimmung brachte. Was die dritte Botschaft betraf, so bezog sie sich auf einen ganz einfachen Irrtum, der in ein paar Minuten eingerenkt werden konnte. Noch im Februar hatte das Ministerium für Überfluß ein Versprechen verlautbaren lassen (eine »kategorische Garantie« hieß der offizielle Wortlaut), daß während des Jahres 1984 keine Kürzung der Schokoladeration vorgenommen werden würde.
In Wirklichkeit sollte, wie Winston nun wußte, Ende dieser Woche die Schokoladeration von dreißig auf zwanzig Gramm herabgesetzt werden. Man brauchte nun nichts weiter zu tun, als statt des ursprünglichen Versprechens eine warnende Äußerung zu unterschieben, daß es vermutlich nötig sein würde, die Ration im Laufe des Monats April zu kürzen.
Nachdem Winston von jeder der Botschaften Kenntnis genommen hatte, heftete er seine sehsprechgeschriebenen Korrekturen an die jeweilige Ausgabe der Times und steckte sie in den Rohrpostzylinder. Dann knüllte er, mit einer fast völlig unbewußten Bewegung, die ursprüngliche Meldung und alle von ihm selbst gemachten Notizen zusammen und warf sie in das Gedächtnis-Loch, um sie von den Flammen verzehren zu lassen.
Was in dem unsichtbaren Labyrinth geschah, in dem die Rohrpoströhren zusammenliefen, wußte er nicht im einzelnen, sondern nur in großen Umrissen. Wenn alle Korrekturen, die in einer Nummer der Times nötig geworden waren, gesammelt und kritisch miteinander verglichen worden waren, wurde diese

Nummer neu gedruckt, die ursprüngliche vernichtet und an ihrer Stelle die richtiggestellte Ausgabe ins Archiv eingereiht.
Dieser dauernde Umwandlungsprozeß vollzog sich nicht nur an den Zeitungen, sondern auch an Büchern, Zeitschriften, Broschüren, Plakaten, Flugblättern, Filmen, Liedertexten, Karikaturen – an jeder Art von Literatur, die irgendwie von politischer oder ideologischer Bedeutung sein konnte. Einen Tag um den anderen und fast von Minute zu Minute wurde die Vergangenheit mit der Gegenwart in Einklang gebracht. Auf diese Weise konnte für jede von der Partei gemachte Vorhersage der dokumentarische Beweis erbracht werden, daß sie richtig gewesen war; auch wurde nie geduldet, daß man eine Verlautbarung oder Meinungsäußerung aufhob, die den augenblicklichen Gegebenheiten widersprach.
Die ganze Historie stand so gleichsam auf einem auswechselbaren Blatt, das genauso oft, wie es nötig wurde, radiert und neu beschrieben werden konnte. In keinem Fall wäre es möglich gewesen, nach Durchführung des Verfahrens nachzuweisen, daß eine Fälschung vorgenommen worden war. Die größte Gruppe der Abteilung Registratur, weit größer als die Winstons, bestand aus Personen, deren Aufgabe lediglich war, alle Ausgaben von Büchern, Zeitungen und anderen Druckerzeugnissen ausfindig zu machen und zu sammeln, die außer Gebrauch gesetzt und vernichtet werden mußten.
Eine Nummer der Times, die vielleicht infolge von Änderungen in der politischen Gruppierung oder der vom Großen Bruder ausgesprochenen irrtümlichen Prophezeiungen ein Dutzend Mal neu abgefaßt worden war, stand noch immer mit ihrem ursprünglichen Datum versehen in ihrem Regal, und es gab auf der ganzen Welt keine andere Ausgabe, die mit ihr in Widerspruch hätte stehen können. Auch Bücher wurden immer wieder aus dem Verkehr gezogen und neu geschrieben und ohne jeden Hinweis auf die vorgenommenen Veränderungen neu aufgelegt. Sogar die geschriebenen Weisungen, die Winston erhielt und deren er sich in jedem Fall nach Gebrauch sofort

entledigte, sprachen nie aus oder ließen durchblicken, daß eine Fälschung vorgenommen werden sollte: immer wurde nur von Weglassungen, Irrtümern, Druckfehlern oder falschen Zitaten gesprochen, die im Interesse der Genauigkeit richtiggestellt werden mußten.
In Wirklichkeit, so dachte er, während er die Ziffern der Angaben des Ministeriums für Überfluß neu einsetzte, war es auch nicht einmal eine Fälschung. Es war lediglich die Einsetzung eines Unsinns an Stelle eines anderen. Der größte Teil des Materials, das man bearbeitete, hatte keinerlei Relation zur Wirklichkeit, nicht einmal die Relation, die eine direkte Lüge zur Wahrheit hat. Die Statistiken waren in ihrer ursprünglichen Fassung genauso wohl eine Ausgeburt der Phantasie wie in ihrer berichtigten Form. Sehr häufig wurde erwartet, daß man sie nach eigenem Ermessen zurechtstutzte. So hatten zum Beispiel die Voraussagen des Ministeriums für Überfluß die Schuhproduktion für ein Vierteljahr auf 145 Millionen Paare geschätzt.
Die tatsächliche Produktion wurde mit 62 Millionen angegeben. Winston jedoch setzte, als er die Vorhersage neu schrieb, dafür 57 Millionen ein, um so die übliche Behauptung zu ermöglichen, die Quote sei übererfüllt worden. In jedem Fall aber kamen zweiundsechzig Millionen der Wahrheit nicht näher als siebenundfünfzig oder einhundertfünfundvierzig Millionen. Sehr wahrscheinlich waren überhaupt keine Schuhe produziert worden. Noch wahrscheinlicher war es, daß niemand wußte, wie viel Schuhe produziert worden waren, oder daß sich überhaupt niemand darum kümmerte.
Man wußte nur so viel, als daß jedes Vierteljahr auf dem Papier astronomische Zahlen von Schuhen produziert wurden, während etwa die Hälfte der Bevölkerung Ozeaniens barfuß lief. Und so war es mit jeder Gattung berichteter Tatsachen, ob es sich nun um große oder kleine handelte. Alles löste sich in einer Welt des leeren Scheins auf, in der zuletzt sogar die gültige Jahreszahl unsicher geworden war. Winston warf einen Blick durch den Saal. Auf dem entsprechenden Platz auf der anderen Seite ging

ein kleiner, pedantischer, dunkelhäutiger Mann namens Tillotson beflissen seiner Arbeit nach, eine entfaltete Zeitung auf den Knien, den Mund ganz dicht an der Muschel des Sprechschreibers. Er sah so aus, als versuche er, was er sagte, als Geheimnis zwischen ihm und dem Televisor zu bewahren. Er blickte auf, und seine Brille warf ein feindseliges Aufblitzen zu Winston herüber.

Winston kannte Tillotson kaum und hatte keine Ahnung, mit welcher Arbeit er beschäftigt war. Die Angestellten der Registratur sprachen nicht gerne über ihre Tätigkeit. In dem langen, fensterlosen Saal mit seiner doppelten Reihe von Nischen und seinem endlosen Rascheln von Papier und Summen von Stimmen, die in die Sprechschreiber sprachen, saßen ein gutes Dutzend Menschen, die Winston nicht einmal dem Namen nach kannte, obwohl er sie tagtäglich auf den Gängen hin und her eilen oder während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung gestikulieren sah.

Er wußte, daß in der Nische neben ihm die kleine Frau mit dem aschblonden Haar tagein, tagaus damit beschäftigt war, aus der Presse die Namen von Menschen herauszusuchen und zu streichen, die vaporisiert worden waren und die man infolgedessen so behandelte, als hätten sie niemals existiert. Darin lag eine gewisse Abgebrühtheit, denn erst vor zwei Jahren war ihr eigener Mann vaporisiert worden.

Ein paar Nischen weiter saß ein milder, untüchtiger, verträumter Mensch namens Ampleforth, mit stark behaarten Ohren und einem erstaunlichen Talent, mit Reimen und Versmaßen zu jonglieren, der dazu angestellt war, geänderte Texte – »endgültige Fassungen«, wie es hieß – von Gedichten herzustellen, die ideologisch anstößig geworden waren, die man aber aus diesem oder jenem Grunde in den Gedichtsammlungen beibehalten wollte. Und dieser Saal mit seinen etwa fünfzig Angestellten war nur eine Unterabteilung Registratur. Neben, über und unter ihnen waren andere Schwärme von Angestellten mit einer unvorstellbaren Vielfalt von Arbeiten beschäftigt. Da

waren die großen Druckereien mit ihren Hilfsredakteuren, ihren drucktechnischen Fachleuten und ihren hervorragend ausgestatteten Ateliers für Fälschungen von Photographien.
Da war die Tele-Programm-Abteilung mit ihren Ingenieuren, ihren Produktionsleitern und ihrem Stab von Schauspielern, die speziell im Hinblick auf ihr Imitationstalent ausgewählt worden waren. Da gab es die Heerscharen von Bibliothekaren, deren Aufgabe lediglich darin bestand, Listen von Büchern und Zeitschriften aufzustellen, von denen eine Neuauflage hergestellt werden mußte. Da waren die großen Lagerräume, in denen die korrigierten Druckerzeugnisse aufbewahrt, und die versteckten Verbrennungsanlagen, in denen die ursprünglichen Ausgaben vernichtet wurden. Und irgendwo saßen ganz anonym die leitenden Hirne, die den ganzen Betrieb koordinierten und die politischen Richtlinien festlegten, nach denen dieses Bruchstück der Vergangenheit aufbewahrt, jenes gefälscht und ein anderes aus der Welt geschafft wurde.
Und doch war die Registraturabteilung als solche nur ein einzelner Zweig des Wahrheitsministeriums, dessen Hauptaufgabe ja nicht darin bestand, die Vergangenheit entsprechend zu frisieren, sondern die Bürger Ozeaniens mit Zeitungen, Filmen, Lehrbüchern, Televisor-Programmen, Theaterstücken, Romanen – mit jeder nur vorstellbaren Art von Nachrichten, Belehrung oder Unterhaltung zu versorgen, von Denkmälern angefangen bis zum täglichen Kernspruch, vom lyrischen Gedicht bis zur biologischen Abhandlung, von der Kinderfibel bis zum Wörterbuch der Neusprech. Und das Ministerium mußte nicht nur die mannigfachen Bedürfnisse der Partei befriedigen, sondern den ganzen Arbeitsgang noch einmal auf dem niedrigeren Niveau des Proletariats wiederholen. Es gab eine Reihe von besonderen Abteilungen, die sich mit der proletarischen Literatur, mit Musik, Theater und Varieté für Proletarier befaßten.
Dort wurden minderwertige Zeitungen, die fast nichts als Sport, Verbrechen und astrologische Ratschläge enthielten, reißerische

Fünf-Cent-Romane, von Sexualität strotzende Filme und sentimentale Schlager hergestellt, die vollkommen mechanisch mit Hilfe einer Art Kaleidoskop, des sogenannten „Versificators“, abgefaßt wurden.
Es gab sogar eine ganze Unterabteilung – „Porno-Ro“ hieß sie in der Neusprech –, die sich mit der massenhaften Erzeugung der niedrigsten Art von Pornographie befaßte, die in versiegelten Verpackungen versandt wurde und von keinem Parteimitglied, außer den in der betreffenden Abteilung beschäftigten, betrachtet werden durfte. Drei Mitteilungen waren aus der Rohrpostanlage geglitten, während Winston an der Arbeit war; aber es handelte sich um einfache Dinge, und er hatte sie erledigt, ehe er durch die Zwei-Minuten-Hass-Sendung unterbrochen wurde. Als die Hassovation zu Ende war, ging er in seine Nische zurück, schob den Sprechschreiber auf die Seite, putzte seine Brille und machte sich an die Hauptarbeit, die er an diesem Morgen zu bewältigen hatte.
Winstons größte Freude im Leben war seine Arbeit. Das meiste war langweilige Routine, aber es gab doch auch so schwierige und knifflige Aufgaben darunter, daß man sich darin wie in den Tiefen mathematischer Probleme verlieren konnte – feine Fälschungen, bei denen man von nichts anderem geleitet wurde als seiner Kenntnis der Prinzipien des Engsoz und dem eigenen Einfühlungsvermögen dafür, was die Partei von einem erwartete. Winston war in diesen Dingen tüchtig. Gelegentlich war er sogar mit der Umarbeitung von völlig in der Neusprech verfaßten Leitartikeln der Times betraut worden. Er rollte die Mitteilung auf, die er vorher beiseite gelegt hatte: „Times vom 3. 12. 83: Bericht GB Tagesbefehl doppelplusungut nennt Unpersonen totalumschreibt anteordner.“
In der alten umständlichen Sprache hieß das ungefähr soviel wie: Der Bericht über den Tagesbefehl des Großen Bruders in der Times vom 3. Dezember 1983 ist äußerst unbefriedigend und erwähnt heute nicht mehr lebende Personen. Noch einmal völlig

neu schreiben und Ihren Entwurf an höherer Stelle vorlegen, ehe er im Archiv abgelegt wird.
Winston las den beanstandeten Artikel durch. Der Tagesbefehl des Großen Bruders hatte offenbar hauptsächlich in einem Loblied auf die Leistung einer als SFZZ bekannten Organisation bestanden, die für die Matrosen auf den Schwimmenden Festungen Zigaretten und andere Zubehöre des täglichen Lebens lieferte. Ein gewisser Genosse Withers, ein prominentes Mitglied der Inneren Partei, war mit namentlicher Erwähnung geehrt und mit der Zweiten Klasse des Ordens für besondere Verdienste ausgezeichnet worden.
Drei Monate später war die SFZZ plötzlich ohne Bekanntgabe eines Grundes aufgelöst worden. Man durfte annehmen, daß Withers und seine Geschäftsteilhaber jetzt in Ungnade gefallen waren, jedoch war in der Presse oder durch den Televisor kein Bericht darüber erfolgt. Das war zu erwarten gewesen, da es nicht üblich war, politische Sünder vor Gericht zu stellen oder öffentlich anzuklagen.
Die großen Säuberungsaktionen, bei denen es sich um Tausende von Menschen handelte, mit öffentlichen Verhandlungen von Verrätern und Gedankenverbrechern, die dann Geständnisse ihrer abscheulichen Verbrechen ablegten und darauf hingerichtet wurden, waren besondere Schaustellungen, die nicht öfter als einmal alle Jahre stattfanden.
Gewöhnlich verschwanden Menschen, die sich das Mißfallen der Partei zugezogen hatten, ganz einfach, und man hörte nie wieder etwas von ihnen. Man erhielt nie auch nur die leiseste Andeutung, was aus ihnen geworden war. In manchen Fällen waren sie vielleicht nicht einmal tot. Etwa dreißig Menschen, die Winston persönlich gekannt hatte, abgesehen von seinen Eltern, waren im Laufe der Zeit auf diese Weise verschwunden.
Winston schubberte sich mit einer Heftklammer die Nase. In der Nische jenseits des Ganges saß Genosse Tillotson noch immer geheimnistuerisch über seinen Sprechschreiber gebeugt. Er hob einen Augenblick den Kopf: wieder das feindselige Blitzen der

Brille. Winston fragte sich, ob Genosse Tillotson mit der gleichen Arbeit wie er beschäftigt war. Das war durchaus möglich.
Ein so kniffliges Stück Arbeit würde niemals nur einem Sachbearbeiter anvertraut werden: es andererseits einem Ausschuß vorzulegen, wäre mit dem öffentlichen Eingeständnis gleichbedeutend gewesen, daß eine Fälschung vorgenommen werden sollte. Sehr wahrscheinlich bemühte sich jetzt ein ganzes Dutzend Menschen darum, die beste Abwandlung von dem zu finden, was der Große Bruder in Wirklichkeit gesagt hatte. Und bald darauf würde dann ein Großkopfeter aus der Inneren Partei diese oder jene Fassung auswählen, sie erneut herausgeben und das komplizierte Getriebe der notwendig werdenden Richtigstellung auf anderen Gebieten in Gang setzen, worauf die ausgewählte Lüge ins Archiv eingehen und zu Wahrheit werden würde.
Winston wußte nicht, warum Withers in Ungnade gefallen war. Vielleicht wegen Bestechlichkeit oder wegen Unfähigkeit. Vielleicht wollte sich auch der Große Bruder lediglich eines allzu beliebten Untergebenen entledigen. Vielleicht hatte Withers oder ein ihm Nahestehender sich ketzerischer Ansichten verdächtig gemacht. Oder vielleicht – und das war das Allerwahrscheinlichste – war das Ganze nur geschehen, weil Säuberungsaktionen und Vaporisierungen nun einmal zu den notwendigen Maßnahmen der Regierungsmaschinerie gehörten. Der einzige Schlüssel lag in den Worten »nennt Unpersonen«, was darauf hinwies, daß Withers bereits tot war. Man konnte nicht ein für allemal annehmen, daß dies der Fall war, wenn Menschen festgenommen wurden. Manchmal wurden sie wieder entlassen und ein oder zwei Jahre in Freiheit geduldet, ehe sie hingerichtet wurden. Ganz unvermutet trat ein Mensch, den man seit langem für tot gehalten hatte, bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung wieder in gespenstische Erscheinung, wo er dann Hunderte andere durch seine Zeugenaussage belastete, ehe er, diesmal für immer, von der Bildfläche verschwand.

Withers jedoch war bereits eine Unperson. Er war nicht vorhanden: er war nie vorhanden gewesen. Winston entschied, es genüge nicht, einfach die Tendenz der Rede des Großen Bruders auf den Kopf zu stellen. Es war besser, man ließ sie von etwas handeln, das überhaupt nichts mit ihrem ursprünglichen Thema zu tun hatte.
Er konnte die Rede in die übliche Anklage gegen Verräter und Gedankenverbrecher verwandeln, aber das war ein bißchen zu naheliegend; andererseits würde es die Registratur zu sehr überlasten, wenn man einen Sieg an der Front oder einen Triumph der Überproduktion während des neunten Dreijahresplanes erfinden wollte. Das Richtigste war schon ein reines Phantasiegebilde. Plötzlich schwebte ihm, fix und fertig, die Phantasiegestalt eines gewissen Genossen Ogilvy vor, der vor kurzem unter heldenhaften Umständen im Kampf gefallen war. Manchmal kam es vor, daß der Große Bruder seinen Tagesbefehl dem Gedächtnis eines einfachen, dem Mannschaftsstand angehörenden Parteimitglieds widmete, dessen Leben und Sterben er als ein der Nachahmung würdiges Beispiel hinstellte. An diesem 3. Dezember also sollte er des Genossen Ogilvy gedenken. Zwar gab es keinen Menschen dieses Namens auf der Welt, aber ein paar gedruckte Zeilen und zwei gefälschte Photographien würden ihn schnell und ohne große Mühe ins Leben rufen.
Winston überlegte einen Augenblick, zog dann den Sprechschreiber zu sich heran und begann in dem vertrauten Stil des Großen Bruders zu diktieren. Dieser Stil, zugleich militärisch und pedantisch, war infolge eines Kniffes, Fragen zu stellen und sie sofort zu beantworten (»Welche Lehre lernen wir daraus, Genossen? Die Lehre, die auch eines der Grundprinzipien von Engsoz ist, nämlich dass…«), sehr leicht nachzuahmen.
Im Alter von drei Jahren hatte Genosse Ogilvy kein anderes Spielzeug als eine Trommel, eine Maschinenpistole und ein Flugzeugmodell in die Hand nehmen wollen. Sechsjährig war er – infolge einer besonderen Genehmigung ein Jahr früher, als nach

den Statuten zulässig – den Spähern beigetreten; mit neun Jahren war er Truppführer geworden.
Mit elf hatte er seinen Onkel bei der Gedankenpolizei angezeigt, nachdem er eine Unterhaltung belauscht hatte, die ihm verbrecherische Tendenzen zu haben schien. Mit siebzehn war er Bezirksleiter der Jugendliiga gegen Sexualität geworden.
Mit neunzehn hatte er eine Handgranate erfunden, die vom Friedensministerium übernommen und bei ihrer ersten Versuchsweisen Anwendung mit einem Schlag einunddreißig eurasische Gefangene getötet hatte. Mit dreiundzwanzig war er im Kampf gefallen. Von feindlichen Düsenjägern auf einem Flug mit wichtigen Depeschen über dem Indischen Ozean verfolgt, hatte er den eigenen Leib mit dem Bord-MG beschwert und war samt den Depeschen aus dem Flugzeug ins Meer gesprungen – ein Tod, sagte der Große Bruder, den man unmöglich ohne Neidgefühle betrachten konnte.
Der Große Bruder fügte ein paar Worte über die Lauterkeit und Untadeligkeit von Genosse Ogilvys Leben hinzu. Er war ein vollständiger Abstinenzler und Nichtraucher gewesen, hatte keine andere Erholung als eine tägliche Stunde auf dem Turnplatz gekannt und das Gelübde abgelegt, unverheiratet zu bleiben, da er Ehe- und Familiensorgen für unvereinbar mit der täglich vierundzwanzigstündigen Pflichterfüllung hielt. Er kannte keinen anderen Gesprächsstoff als die Grundlehren des Engsoz und kein anderes Lebensziel als die Vernichtung des eurasischen Feindes und die Unschädlichmachung von Spionen, Saboteuren, Gedankenverbrechern und aller Arten von Verrätern und anderen unsauberen Elementen.
Winston schwankte, ob er dem Genossen Ogilvy den Orden für besondere Verdienste verleihen sollte. Am Schluß entschied er sich dagegen, wegen der unnötigen Richtigstellungen, die das mit sich bringen würde.
Noch einmal schielte er kurz zu seinem Rivalen in der gegenüberliegenden Nische hinüber. Etwas schien ihm mit Gewißheit zu sagen, daß Tillotson mit der gleichen Aufgabe

beschäftigt war wie er selbst. Man konnte nicht wissen, wessen Lösung schließlich angenommen wurde, aber er fühlte eine tiefe Überzeugung, daß er den Vogel abschießen würde. Genosse Ogilvy, vor einer Stunde noch im Schoße des Nicht-Gedachten, war jetzt eine Tatsache. Es fiel ihm ein, daß man seltsamerweise Toten Gestalt geben konnte, nicht aber Lebenden. Genosse Ogilvy, der nie in der Gegenwart gelebt hatte, lebte jetzt in der Vergangenheit, und wenn erst einmal die Tatsache der Fälschung vergessen war, würde er ebenso authentisch und ebenso nachweislich vorhanden sein wie Karl der Große oder Julius Cäsar.

Fünftes Kapitel

In der tief unter der Erde liegenden, niedrigen Kantine rückte die Schlange der Mittagsgäste nur langsam voran. Der Raum war bereits gedrängt voll, und es herrschte ein betäubender Lärm. Von dem Herd hinter dem Ausgabetisch stieg der dicke Dampf eines Eintopfgerichts auf, mit einem säuerlich-metallischen Geruch, der die Dünste des Victory-Gins nicht ganz überdeckte. Am Ende des langen Raumes nämlich befand sich eine kleine Bar, nur eben eine Nische in der Wand, wo man ein großes Glas Gin für zehn Cents kaufen konnte.

»Da ist ja der Mann, den ich suche«, sagte eine Stimme hinter Winstons Rücken.

Er drehte sich um. Es war sein Freund Syme, der in der Forschungsabteilung arbeitete. Vielleicht war »Freund« nicht ganz das richtige Wort. Man hatte heutzutage keine Freunde, man hatte Genossen; aber es gab Genossen, deren Gesellschaft angenehmer war als die anderer. Syme war Sprachwissenschaftler, ein Spezialist für »Neusprech«. Er gehörte

zu der riesigen Gruppe von Fachleuten, die jetzt mit der Zusammenstellung der elften Ausgabe des Wörterbuchs der Neusprech betraut waren. Er war ein winziges Kerlchen, kleiner als Winston, mit dunklem Haar und großen, hervortretenden Augen, die traurig und spöttisch zugleich dreinblickten und im Gespräch das Gesicht des Gegenübers genau zu durchforschen schienen.

»Ich wollte dich fragen, ob du vielleicht ein paar Rasierklingen hast«, sagte er.

»Nicht eine!« versicherte Winston mit gleichsam schuldbewußter Hast. »Ich habe überall welche aufzutreiben versucht. Es gibt keine mehr.«

Beständig wurde man von allen Leuten nach Rasierklingen gefragt. In Wirklichkeit hatte Winston noch zwei unbenutzte gehortet. Seit Monaten schon herrschte Mangel an diesem Artikel. Alle Augenblicke fehlte es an einem notwendigen Gebrauchsartikel, den die Parteiläden nicht liefern konnten. Manchmal waren es Knöpfe, manchmal Stopfwolle, dann wieder Schnürsenkel; zurzeit waren es Rasierklingen. Man konnte sie, wenn überhaupt, nur dadurch bekommen, daß man mehr oder weniger heimlich den »freien« Markt abgraste.

»Ich habe seit sechs Wochen die gleiche Klinge benützt«, setzte Winston lügnerisch hinzu.

Die Schlange machte einen neuen Ruck vorwärts. Erst als sie zum Stehen kam, drehte er sich wieder Syme zu. Jeder von ihnen nahm ein fettiges Metalltablett von einem auf der Ecke des Ausgabetisches stehenden hochaufgetürmten Stoß.

»Hast du gestern zugeschaut, wie die Gefangenen aufgehängt wurden?« fragte Syme.

»Ich hatte zu arbeiten«, sagte Winston leichthin. »Ich werde es mir wohl im Kino ansehen.«

»Ein sehr ungenügender Ersatz«, meinte Syme und blickte Winston forschend an. Seine spöttischen Augen glitten über Winstons Gesicht. »Ich kenne dich!« schienen die Augen zu sagen.

»Ich sehe durch dich hindurch. Ich weiß sehr wohl, warum du nicht hingegangen bist, um dir das anzusehen.«
Auf eine intellektuelle Art und Weise war Syme verbissen orthodox. Er konnte mit einer unangenehm genießerischen Befriedigung von Bombenangriffen auf feindliche Dörfer, von den Gerichtsverhandlungen und Geständnissen der Gedankenverbrecher und den Hinrichtungen in den Kellern des Liebesministeriums sprechen.
Wenn man sich mit ihm unterhalten wollte, so mußte man ihn vor allem von diesen Themen ablenken und ihn möglichst in ein Gespräch über die technischen Eigentümlichkeiten der Neusprech verwickeln, ein Thema, über das er fesselnd und voll Sachkenntnis plaudern konnte. Winston drehte den Kopf ein wenig zur Seite, um dem forschenden Blick der großen dunklen Augen zu entgehen.
»Es war recht interessant, das Hängen«, sagte Syme in Erinnerung daran. »Ich finde, es beeinträchtigt die Sache sehr, wenn man ihnen die Füße zusammenbindet. Ich sehe sie gerne strampeln. Und vor allem muß am Schluß die Zunge herausblecken, blau – ganz zart hellblau. Das ist eine Einzelheit, die mir gefällt.«
»Der nächste, bitte!« rief der weißbeschürzte Prole mit der Schöpfkelle.
Winston und Syme schoben ihre Tabletts über den Ausgabetisch. Jedem wurde mit einem raschen Schwung seine Einheitsmahlzeit zugeteilt: ein Eßgeschirr voll eines rosagrauen Eintopfes, ein Stück Brot, ein Würfel Käse, ein Becher Victory-Kaffee ohne Milch und eine Sacharin-Tablette.
»Dort unter dem Televisor ist ein Tisch frei«, sagte Syme. »Nehmen wir uns im Vorbeigehen einen Gin mit.«
Der Gin wurde in henkellosen Porzellanbechern ausgegeben. Sie zwängten sich durch den gedrängt vollen Raum und stellten ihre Schüsseln auf die Metallplatte des Tisches, auf dessen einer Ecke jemand eine Pfütze von Eintopf hinterlassen hatte, einen schmutzig-nassen Brei, der wie Erbrochenes aussah. Winston hob

seinen Ginbecher in die Höhe, hielt einen Augenblick inne, um Mut zu sammeln, und stürzte das ölig schmeckende Zeug hinunter. Nachdem er die Tränen niedergekämpft hatte, die ihm in die Augen gestiegen waren, merkte er plötzlich, daß er hungrig war. Er begann gehäufte Löffel des Eintopf-Gerichtes herunterzuschlingen, in dessen schlüpfriger Masse auch Würfel eines schwammigen, rosafarbenen Zeugs auftauchten, das vermutlich ein Kunstfleischprodukt war.

Keiner der beiden sprach ein Wort, bis sie ihr Eßgeschirr geleert hatten. An dem Tisch links von Winston, ein wenig hinter ihm, sprach jemand rasch und pausenlos – ein unangenehmes Geplapper, das wie das Quaken einer Ente durch das allgemeine Getöse des Raumes drang.

»Wie geht's mit dem Wörterbuch vorwärts?« fragte Winston mit erhobener Stimme, um den Lärm zu übertönen.

»Nur langsam«, sagte Syme. »Ich bin jetzt bei den Adjektiven. Es ist sehr interessant.«

Bei der Erwähnung des Neusprech war er sofort lebhaft geworden. Er schob seine Schüssel beiseite, ergriff mit der einen seiner zarten Hände sein Stück Brot und mit der ändern den Käse; dabei beugte er sich über den Tisch, um nicht schreien zu müssen.

»Die Elfte Ausgabe ist die endgültige Fassung«, erklärte er. »Wir geben dem Neusprech seinen letzten Schliff – wir geben ihm die Form, die es haben wird, wenn niemand mehr anders spricht. Wenn wir damit fertig sind, werden Leute wie du die Sprache ganz von neuem erlernen müssen. Du nimmst wahrscheinlich an, neue Worte zu erfinden. Ganz im Gegenteil! Wir merzen jeden Tag Worte aus – massenhaft, zu Hunderten. Wir vereinfachen die Sprache auf ihr nacktes Gerüst. Die Elfte Ausgabe wird kein einziges Wort mehr enthalten, das vor dem Jahr 2050 entbehrlich wird.«

Er biss hungrig in sein Brot, und nachdem er zwei Bissen geschluckt hatte, fuhr er mit pedantischer Leidenschaft zu sprechen fort. Sein mageres, dunkles Gesicht hatte sich belebt,

seine Augen hatten ihren spöttischen Ausdruck verloren und waren fast träumerisch geworden.
»Es ist eine herrliche Sache, dieses Ausmerzen von Wörtern. Natürlich besteht der große Leerlauf hauptsächlich bei den Zeit- und Eigenschaftswörtern, aber es gibt auch Hunderte von Hauptwörtern, die ebenso gut abgeschafft werden können. Es handelt sich nicht nur um die sinnverwandten Worte, sondern auch um Worte, die den jeweils entgegengesetzten Begriff wiedergeben.
Welche Berechtigung besteht schließlich für ein Wort, das nichts weiter als das Gegenteil eines anderen Wortes ist? Jedes Wort enthält seinen Gegensatz in sich. Zum Beispiel ›gut‹: Wenn du ein Wort wie ›gut‹ hast, wozu brauchst du dann noch ein Wort wie ›schlecht‹?
›Ungut‹ erfüllt den Zweck genauso gut, ja sogar noch besser, denn es ist das haargenaue Gegenteil des anderen, was man bei ›schlecht‹ nicht wissen kann. Wenn du wiederum eine stärkere Abart von ›gut‹ willst, worin besteht der Sinn einer ganzen Reihe von undeutlichen, unnötigen Worten wie ›vorzüglich‹, ›hervorragend‹ oder wie sie alle heißen mögen? ›Plusgut‹ drückt das Gewünschte aus; oder ›doppelplusgut‹, wenn du etwas noch Stärkeres haben willst. Freilich verwenden wir diese Formen bereits, aber in der endgültigen Neusprech gibt es einfach nichts anderes.
Zum Schluss wird die ganze Begriffswelt von Gut und Schlecht nur durch sechs Worte – letzten Endes durch ein einziges Wort – gedeckt werden. Siehst du die Schönheit, die darin liegt, Winston? Es war natürlich ursprünglich eine Idee vom G. B.«, fügte Syme hinzu.
Ein mattes Aufleuchten huschte bei der Erwähnung des Großen Bruders über Winstons Gesicht. Trotzdem stellte Syme sofort einen Mangel an Begeisterung fest.
»Du weißt Neusprech nicht wirklich zu schätzen, Winston«, sagte er beinahe traurig. »Selbst wenn du in ihr schreibst, denkst du noch immer in der Altsprache. Ich habe ein paar von den

Artikeln gelesen, die du gelegentlich in der Times schreibst. Sie sind recht gut, aber es sind doch nur Übertragungen. Dein Herz hängt noch an der Altsprache, mit allen ihren Unklarheiten und unnützen Gedankenschattierungen. Dir geht die Schönheit der Wortvereinfachung nicht auf. Weißt du auch, dass Neusprech die einzige Sprache der Welt ist, deren Wortschatz von Jahr zu Jahr kleiner wird?«

Nein, Winston wußte das nicht. Er lächelte, wie er hoffte, mit einem anerkennenden Ausdruck, ohne daß er zu sprechen wagte.

Syme biß wieder ein Stück Schwarzbrot ab, kaute kurz und fuhr dann fort: »Siehst du denn nicht, daß Neusprech kein anderes Ziel hat, als die Reichweite des Gedankens zu verkürzen?

Zum Schluß werden wir Gedankenverbrechen buchstäblich unmöglich gemacht haben, da es keine Worte mehr gibt, in denen man sie ausdrücken könnte. Jeder Begriff, der jemals benötigt werden könnte, wird in einem einzigen Wort ausdrückbar sein, wobei seine Bedeutung streng festgelegt ist und alle seine Nebenbedeutungen ausgetilgt und vergessen sind. Schon heute, in der Elften Ausgabe, sind wir nicht mehr weit von diesem Punkt entfernt.

Aber der Prozeß wird immer weitergehen, lange nachdem wir beide tot sind. Mit jedem Jahr wird es weniger und immer weniger Worte geben, wird die Reichweite des Bewußtseins immer kleiner und kleiner werden. Auch heute besteht natürlich kein Entschuldigungsgrund für das Begehen eines Gedankenverbrechens. Es ist lediglich eine Frage der Selbstzucht, der Wirklichkeitskontrolle.

Aber schließlich wird auch das nicht mehr nötig sein. Die Revolution ist vollzogen, wenn die Sprache geschaffen ist. Neusprech ist Engsoz, und Engsoz ist Neusprech!«, fügte er mit einer Art geheimnisvoller Befriedigung hinzu. »Hast du schon einmal bedacht, Winston, daß um das Jahr 2050 kein Mensch mehr am Leben sein wird, der ein solches Gespräch, wie wir es eben führen, überhaupt verstehen könnte?«

»Außer…«, wollte Winston einwenden, aber er brach ab. Es lag ihm auf der Zunge zu sagen: »Außer den Proles«, aber er hielt sich zurück, da er nicht ganz sicher war, ob eine solche Bemerkung nicht in gewisser Weise unorthodox gewesen wäre. Syme hatte jedoch erraten, was er sagen wollte.
»Die Proles sind keine Menschen!«, sagte er beiläufig. »Mit dem Jahr 2050 – aber vermutlich schon früher – wird jede wirkliche Kenntnis der Altsprache verschwunden sein. Die gesamte Literatur der Vergangenheit wird vernichtet worden sein – und damit auch die alte Kultur dieses Landes.
Chaucer, Shakespeare, Milton, Byron werden nur noch in Neusprech-Fassungen vorhanden sein, und damit nicht einfach umgewandelt, sondern zu dem Gegenteil von dem verkehrt, was sie waren. Selbst die Parteiliteratur wird eine Wandlung erfahren. Sogar die Leitsätze werden anders lauten. Wie könnte ein Leitsatz wie ›Freiheit ist Sklaverei‹ bestehen bleiben, wenn der Begriff Freiheit aufgehoben ist? Das ganze Reich des Denkens wird anders sein. Es wird überhaupt kein Denken mehr geben – wenigstens was wir heute darunter verstehen. Strenggläubigkeit bedeutet: nicht mehr denken – nicht mehr zu denken brauchen. Strenggläubigkeit ist Unkenntnis.«
Eines Tages, dachte Winston plötzlich aus innerster Überzeugung, wird Syme vaporisiert werden. Er ist zu gescheit. Er sieht zu klar und spricht zu offen. Die Partei sieht solche Menschen nicht gerne. Eines schönen Tages wird er verschwinden. Es steht in seinem Gesicht geschrieben.
Winston war fertig mit seinem Brot und seinem Käse. Er drehte sich auf seinem Stuhl ein wenig zur Seite, um seinen Becher Kaffee zu trinken. Am Tisch links von ihm sprach der Mann mit der kreischenden Stimme noch immer unbarmherzig weiter.
Eine junge Frau, vielleicht seine Sekretärin, die mit dem Rücken zu Winston dasaß, hörte ihm zu und schien allem, was er sagte, eifrig beizustimmen.

Von Zeit zu Zeit fing Winston Bemerkungen auf wie »Ich glaube, Sie haben vollkommen recht, ich bin ganz Ihrer Meinung«, die eine jugendliche und ziemlich törichte Frauenstimme vorbrachte.
Aber die andere Stimme schwieg keinen Augenblick still, auch nicht, wenn das Mädchen einmal sprach. Winston kannte den Mann vom Sehen, doch wußte er nicht mehr von ihm, als daß er einen wichtigen Posten in der Literaturabteilung bekleidete. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem muskulösen Hals und einem großen, beweglichen Mund.
Sein Kopf war ein wenig zurückgebeugt, und infolge des Winkels, in dem er dasaß, fingen seine Brillengläser das Licht auf und zeigten Winston zwei blanke Scheiben statt der Augen. Das etwas Gespenstische an der Sache war, daß es fast unmöglich war, ein einziges Wort des aus seinem Munde hervorbrechenden Redeschwalls zu verstehen. Nur einmal fing Winston einen Gesprächsfetzen auf: »…vollständige und endgültige Ausrottung des Goldsteinismus…« – sehr rasch und gleichsam in einem Stück, wie eine fertiggegossene Druckzeile, hervorgestoßen.
Der Rest war nur ein Geräusch, quak-quak-quak. Und doch konnte man, auch ohne zu verstehen, was der Mann sagte, sich über den Grundton nicht im Zweifel sein. Mochte er nun Goldstein beschuldigen und strengere Maßnahmen gegen Gedankenverbrecher und Saboteure fordern, mochte er gegen die Grausamkeiten der eurasischen Streitkräfte wettern, mochte er den Großen Bruder oder die Helden an der Malabar-Front lobpreisen – es blieb sich alles gleich.
Man konnte sicher sein, was immer er sagte, daß jedes seiner Worte streng orthodox, reinster Engsoz war. Während Winston das augenlose Gesicht betrachtete, dessen Unterkiefer schnell auf- und zuklappte, hatte er ein merkwürdiges Gefühl, daß dies kein richtiger Mensch, sondern eine Art Puppe war. Hier sprach nicht das Gehirn eines Menschen, sondern sein Kehlkopf. Was dabei herauskam, bestand zwar aus Worten, aber es war keine menschliche Sprache im echten Sinne; es war ein unbewußt

hervorgestoßenes, völlig automatisches Geräusch, wie das Quaken einer Ente.
Syme war einen Augenblick verstummt und zeichnete mit dem Stiel seines Löffels ein Muster in die Eintopf-Reste. Die Stimme am Nebentisch quakte pausenlos weiter, gut hörbar trotz des großen Getöses ringsum.
»Es gibt ein Wort im Neusprech«, sagte Syme, »ich weiß nicht, ob du es kennst: Entenquak. Es ist eines von den interessantesten Wörtern, die zwei gegensätzliche Bedeutungen haben. Einem Gegner gegenüber angewandt, ist es eine Beschimpfung; gebraucht man es von jemandem, mit dem man einer Meinung ist, dann ist es ein Lob.«
Fraglos wird Syme vaporisiert werden, dachte Winston von neuem. Er dachte es mit einem gewissen Bedauern, obwohl er genau wußte, daß Syme ihn verachtete und keineswegs besonders mochte, ja, daß er durchaus imstande war, ihn beim geringsten Anlaß als Gedankenverbrecher zu denunzieren.
Etwas an Syme stimmte nicht ganz. Ihm fehlte etwas: Takt, Zurückhaltung, ein rettendes Quentchen Dummheit. Man konnte ihn nicht als unorthodox bezeichnen. Er glaubte an die Grundsätze des Engsoz, verehrte den Großen Bruder, jubelte über Siege, hasste politisch Unkorrekte nicht nur eifrig und unermüdlich aus Überzeugung, sondern wohlinformiert, mit einem Scharfblick, wie ihn ein gewöhnliches Parteimitglied sonst nicht besaß. Dennoch hatte er immer etwas Anrüchiges.
Er sagte Dinge, die besser ungesagt blieben, er hatte zu viele Bücher gelesen und war ein Stammgast im Café »Kastanienbaum«, dem Treffpunkt der Maler und Musiker. Es gab kein Gesetz, nicht einmal ein ungeschriebenes, das den Besuch dieses Cafés untersagte, und trotzdem war dieses Lokal einigermaßen übel beleumundet.
Die alten, in Mißkredit geratenen Parteiführer hatten dort verkehrt, ehe sie schließlich liquidiert worden waren. Goldstein selbst, erzählte man sich, war dort vor Jahren oder Jahrzehnten manchmal gesehen worden. Symes Schicksal war unschwer

vorauszusehen. Und doch war kein Zweifel, daß Syme, wenn er – und sei es auch nur für die Dauer von drei Sekunden – die wahre Natur von Winstons geheimen Absichten erkannt hätte, ihn sofort an die Gedankenpolizei verraten würde. Freilich hätte das auch jeder andere getan; aber Syme mit größerer Bestimmtheit als die meisten. Eifer allein genügte noch nicht. Der strenge Glaube handelte unbewusst.

Syme blickte auf. »Da kommt Parsons«, sagte er und stützte seine Ellbogen auf die metallische Tischplatte. Etwas im Ton seiner Stimme schien hinzuzufügen: »Dieser blöde Kerl.«

Tatsächlich bahnte sich Parsons, Winstons Wohnungsnachbar im Victory-Block, seinen Weg durch den Raum – ein dickbäuchiger, mittelgroßer Mann mit blondem Haar und einem froschartigen Gesicht.

Mit fünfunddreißig Jahren setzte er bereits am Nacken und an den Hüften Fettpolster an, seine Bewegungen waren jedoch temperamentvoll und jungenhaft. Seine ganze Erscheinung war die eines hochaufgeschossenen Knaben, so sehr, daß man sich ihn – obwohl er den vorschriftsmäßigen Trainingsanzug trug – schwerlich anders als in den kurzen blauen Hosen, dem grauen Hemd und dem roten Halstuch der Späher vorstellen konnte. Wenn man sich im Geiste sein Bild vor Augen hielt, sah man immer nackte Knie und rundliche Unterarme mit aufgekrempelten Hemdärmeln. Parsons kehrte auch unweigerlich zu kurzen Hosen zurück, sobald ihm eine Gemeinschaftswanderung oder eine sonstige Form von Leibesübungen den geringsten Anlaß dafür bot.

Er begrüßte die beiden mit einem munteren »Hallo, hallo!« und setzte sich an den Tisch, wobei ein intensiver Schweißgeruch von ihm ausströmte.

Auf seinem ganzen rosaroten Gesicht standen Schweißtropfen. Seine Fähigkeit zu schwitzen war unbegrenzt. Im Gemeinschaftshaus konnte man immer an der Feuchtigkeit des Schlägergriffs feststellen, ob er vor einem Tischtennis gespielt hatte. Syme hatte ein Blatt Papier hervorgezogen, auf dem eine

lange Reihe Worte standen, und studierte sie aufmerksam, wobei er einen Tintenbleistift zur Hand nahm.

»Schauen Sie nur, wie er während der Mittagspause arbeitet«, sagte Parsons und gab Winston einen Rippenstoß. »Das nenne ich Eifer! Was haben Sie denn da, alter Junge? Vermutlich etwas, das ein bißchen über meinen Horizont hinausgeht. Smith, alter Junge, jetzt muß ich Ihnen sagen, warum ich hinter Ihnen her bin. Es ist wegen des Beitrags, den Sie mir noch nicht gestiftet haben.«

»Um welchen Beitrag handelt es sich?« fragte Winston und tastete automatisch nach Geld. Ungefähr ein Viertel seines Gehaltes mußte man für freiwillige Beiträge zeichnen, die so zahlreich waren, daß man sie kaum auseinanderhalten konnte.

»Für die Hass-Woche. Sie wissen ja, die Haussammlung. Ich bin Vertrauensmann für unseren Block. Die ganze Stadt soll im Festschmuck prangen – es wird eine Riesensache werden. Ich kann Ihnen sagen, es wird bestimmt nicht meine Schuld gewesen sein, wenn der gute alte Victory-Block nicht den reichsten Fahnenschmuck in der ganzen Straße aufzuweisen hat. Sie haben mir zwei Dollar versprochen.«

Winston fischte zwei fettig-schmutzige Scheine aus der Tasche und überreichte sie Parsons, der den Betrag mit der sauberen Handschrift des Ungebildeten in ein kleines Notizbuch eintrug.

»Bei der Gelegenheit, alter Junge«, meinte er, »wie ich höre, hat mein kleiner Lauselümmel gestern mit seinem Katapult nach Ihnen geschossen. Ich habe ihm eine tüchtige Abreibung dafür erteilt. Ich sagte ihm, ich würde ihm das Ding wegnehmen, wenn er es noch einmal tut.«

»Er war wohl ein wenig verstimmt, weil er nicht zu der Hinrichtung gehen durfte«, sagte Winston.

»Ei nun – das zeigt den richtigen Geist, finden Sie nicht auch? Mutwillige kleine Lausejungen sind sie, alle beide, aber an Eifer mangelt es bei ihnen wahrhaftig nicht! Sie haben nichts anderes im Kopf als die Späher – und den Krieg natürlich. Wissen Sie, was mein kleines Mädel letzten Samstag getan hat, als ihr Fähnlein einen Gemeinschaftsausflug nach Berkhamsted machte?

Sie stahl sich mit zwei anderen Mädchen aus der Reihe und heftete sich den ganzen Nachmittag an die Fersen eines merkwürdig aussehenden Mannes. Sie folgten ihm zwei Stunden lang, mitten durch den Wald, und als sie nach Amersham kamen, übergaben sie ihn der Polizeistreife.«

»Warum haben sie das getan?« fragte Winston ein wenig verblüfft.

Parsons fuhr triumphierend fort: »Mein Sprößling hatte erkannt, daß er irgendwie so eine Art Feindagent war – er konnte zum Beispiel mit dem Fallschirm abgesetzt worden sein. Aber nun kommt der springende Punkt, alter Junge.

Was glauben Sie, was ihr zuerst an ihm aufgefallen ist? Sie merkte, daß er eine merkwürdige Sorte Schuhe anhatte. Sie sagte, sie habe noch nie zuvor jemanden solche Schuhe tragen sehen. Daher bestand die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um einen feindlichen Spitzel handelte. Allerhand Köpfchen für einen siebenjährigen Dreikäsehoch, was?«

»Was wurde aus dem Mann?« fragte Winston.

»Ach, das kann ich Ihnen natürlich nicht sagen. Aber ich wäre durchaus nicht verwundert, wenn…« Parsons machte die Bewegung des Gewehranlegens und deutete mit einem Zungenschnalzen den Schuß an.

»Gut!« sagte Syme zerstreut, ohne von seinem Papier aufzublicken.

»Natürlich können wir uns kein Risiko leisten«, stimmte Winston pflichtschuldig bei.

»Schließlich haben wir nun einmal Krieg«, meinte Parsons.

Wie zur Bestätigung seiner Worte erscholl ein Fanfarenstoß aus dem gerade über ihren Köpfen angebrachten Televisor. Diesmal war es jedoch nicht die Verkündigung eines militärischen Sieges, sondern lediglich eine Meldung des Ministeriums für Überfluß.

»Genossen!« rief eine eifrige jugendliche Stimme. »Achtung, Genossen! Wir haben herrliche Nachrichten für euch! Wir haben die Erzeugungsschlacht gewonnen! Die jetzt abgeschlossenen amtlichen Berichte über die Produktion aller Kategorien von

Gebrauchsgütern zeigen, daß der Lebensstandard im Vergleich zum vergangenen Jahr sich um nicht weniger als zwanzig Prozent erhöht hat. In ganz Ozeanien fanden heute morgen spontane Demonstrationen statt, bei denen die Arbeiter aus den Fabriken und Büros herausmarschierten und mit Fahnen durch die Straßen zogen, um dem Großen Bruder ihre Dankbarkeit für das neue, glückliche Leben zum Ausdruck zu bringen, mit dem uns seine weise Führung beschenkt hat. Hier folgen einige der endgültigen Zahlen: Lebensmittel…«

Der Satz »unser neues, glückliches Leben« kehrte mehrmals wieder. Es war in letzter Zeit ein Lieblingsausdruck des Ministeriums für Überfluß geworden. Parsons, dessen Aufmerksamkeit durch den Fanfarenstoß geweckt worden war, saß in einem Zustand von gähnendem Ernst und belehrter Langeweile da. Er vermochte den Zahlen nicht zu folgen, war sich aber bewußt, daß sie irgendwie einen Grund zur Befriedigung boten. Er hatte eine große, verschmutzte Pfeife hervorgeholt, die bereits bis zur Hälfte mit verkohltem Tabak angefüllt war.

Mit der Tabakration von hundert Gramm in der Woche konnte man seine Pfeife selten bis zum Rand füllen. Winston rauchte eine Victory-Zigarette, die er sorgfältig waagrecht hielt. Die neue Zuteilung wurde erst morgen fällig, und er hatte nur noch vier Zigaretten übrig. Für den Augenblick hatte er seine Ohren den entfernteren Geräuschen verschlossen und lauschte dem Redeschwall, der aus dem Televisor drang. Es stellte sich heraus, daß sogar Demonstrationen stattgefunden hatten, um dem Großen Bruder für die Erhöhung der Schokoladeration auf zwanzig Gramm in der Woche zu danken.

Dabei war erst gestern, so überlegte Winston, bekanntgegeben worden, daß die Ration auf zwanzig Gramm die Woche herabgesetzt würde. War es möglich, daß die Leute das nach nur vierundzwanzig Stunden schlucken würden? Ja, sie schluckten es. Parsons schluckte es mühelos, mit der Dummheit eines Tieres. Das augenlose Geschöpf am Nebentisch schluckte es fanatisch,

leidenschaftlich, mit der blindwütigen Sucht, jeden ausfindig zu machen, zu denunzieren und zu vaporisieren, der behaupten wollte, vergangene Woche habe die Ration dreißig Gramm betragen.
Auch Syme schluckte es – allerdings auf eine komplizierte Art, bei der das Doppeldenk hineinspielte. Stand er demnach allein da, war er der einzige, der ein Gedächtnis hatte?
Immer noch tönten die frei erfundenen Statistiken aus dem Televisor. Im Vergleich zum vergangenen Jahr gab es mehr zu essen, mehr Kleidung, mehr Häuser, mehr Möbel, mehr Kochtöpfe, mehr Heizmaterial, mehr Schiffe, mehr Flugzeuge, mehr Bücher, mehr Neugeborene – mehr von allem außer Krankheit, Verbrechen und Wahnsinn.
Jahr um Jahr, von einer Minute zur anderen erlebte alles einen rasenden Aufstieg. Wie vorher Syme, hatte Winston jetzt seinen Löffel ergriffen und manschte in den farblosen Speiseresten auf dem Tisch herum, wobei er einen langen Streifen zu einem Muster auszog. Voll Ingrimm dachte er über die physische Beschaffenheit des Lebens nach. War es schon immer so gewesen? Hatte das Essen immer so geschmeckt?
Er blickte sich in der Kantine um. Ein niedriger, gedrängt voller Raum, dessen Wände durch die Berührung unzähliger Leiber schmutzig geworden waren. Verbeulte Metalltische und Stühle, so eng zusammengerückt, daß man sich im Sitzen mit den Ellenbogen berührte. Verbogene Gabeln, am Rand abgestoßenes Geschirr, grobe weiße Becher, auf allen Flächen fettglänzend, Schmutz in jedem Sprung. Und ein säuerlicher Geruch über allem, zusammengesetzt aus schlechtem Gin, minderwertigem Kaffee, leicht metallisch schmeckendem Eintopf und unsauberen Kleidern.
Immer regte sich im Magen und auf der Haut ein Protest – das Gefühl, um etwas betrogen worden zu sein, worauf man ein Anrecht hatte. Zwar hatte er keine Erinnerung an etwas wesentlich anderes. Soweit er sich genau zurückzuerinnern vermochte, hatte es nie wirklich genug zu essen gegeben, hatte

man nie Socken oder Unterhosen besessen, die nicht voll Löcher waren, war das Mobiliar immer schadhaft und wackelig gewesen, waren die Zimmer ungenügend geheizt, die Untergrundbahn überfüllt, die Häuser verfallen, das Brot dunkel, der Tee eine Rarität, der Kaffee schauderhaft, die Zigaretten zu wenig gewesen. Nichts war billig oder reichlich vorhanden gewesen außer dem synthetischen Gin.
Und obwohl man das alles mit dem Älterwerden natürlich schlimmer empfand, war es nicht ein Zeichen, daß dies nicht die natürliche Ordnung der Dinge sein konnte, wenn einem stets das Herz weh tat bei der Unbehaglichkeit, dem Schmutz und dem Mangel, den endlosen Wintern, den verfilzten Socken, den nie funktionierenden Fahrstühlen, dem kalten Wasser, der sandigen Seife, den zerbröckelnden Zigaretten, den künstlichen Nahrungsmitteln mit ihrem chemischen Geschmack?
Warum empfand man das als so unerträglich, wenn man nicht eine altererbte Erinnerung in sich trug, daß die Dinge einmal ganz anders gewesen waren?
Er sah sich noch einmal in der Kantine um. Fast jeder einzelne war häßlich, und wäre auch häßlich gewesen, wenn er etwas anderes als den gleichförmigen blauen Trainingsanzug getragen hätte. Am anderen Ende des Raumes saß allein an einem Tisch ein kleiner, einem Käfer merkwürdig ähnlicher Mann und trank seine Tasse Kaffee, wobei seine Äuglein argwöhnische Blicke von einer Seite zur anderen warfen.
Winston betrachtete die ihn umgebenden Gestalten. Die Mehrzahl der Menschen im Luftflottenstützpunkt Nr. 1, war, soweit er es beurteilen konnte, klein, dunkel und häßlich. Es war merkwürdig, wie dieser käferartige Typ in den Ministerien Überhand nahm: kleine, rundköpfige, untersetzte Menschen, die schon in jungen Jahren korpulent wurden, mit kurzen Beinen, raschen zappeligen Bewegungen und gedunsenen undurchdringlichen Gesichtern mit sehr kleinen Augen. Dieser Typ schien unter der Herrschaft der Partei am besten zu gedeihen.

Die Meldung des Ministeriums für Überfluß endete mit einem erneuten Fanfarenstoß und wurde durch Blechmusik abgelöst. Parsons, durch das Zahlenbombardement zu vager Begeisterung aufgerüttelt, nahm seine Pfeife aus dem Mund.

»Das Ministerium für Überfluß hat dieses Jahr wahrhaftig Großes geleistet«, sagte er mit einem wissenden Kopfnicken. »Bei der Gelegenheit, Smith, alter Junge, Sie haben nicht zufällig ein paar Rasierklingen, die Sie mir ablassen könnten?«

»Nicht eine«, sagte Winston. »Ich benütze selber seit sechs Wochen dieselbe Klinge.«

»Ach so – ich dachte nur, ich wollte Sie mal fragen, alter Junge.«

»Tut mir leid«, sagte Winston.

Die quakende Stimme vom Nebentisch, die während der Meldung des Ministeriums vorübergehend zum Schweigen gebracht worden war, hatte wieder mit voller Lautstärke loszulegen begonnen. Aus irgendeinem Grunde mußte Winston plötzlich an Frau Parsons mit ihrem Wuschelhaar und dem Staub in ihren Kummerfalten denken. In zwei Jahren würden ihre Kinder sie bei der Gedankenpolizei denunzieren. Frau Parsons würde vaporisiert werden. Syme würde vaporisiert werden. Winston würde vaporisiert werden. O'Brien würde vaporisiert werden. Parsons dagegen würde nie vaporisiert werden.

Das augenlose Wesen mit der quakenden Stimme würde nie vaporisiert werden. Die kleinen käferartigen Menschen, die so nichtssagend durch die labyrinthischen Gänge der Ministerien huschten – auch sie würden nie vaporisiert werden. Und das Mädchen mit dem dunklen Haar, das Mädchen aus der Literaturabteilung – auch sie würde niemals vaporisiert werden. Es schien ihm, als wisse er instinktiv, wer mit dem Leben davonkommen und wer vernichtet werden würde: wenn man auch nicht ohne weiteres sagen konnte, welcher Faktor eigentlich das Überleben entschied.

In diesem Augenblick schrak er heftig aus seiner Träumerei auf. Das Mädchen am Nebentisch hatte sich halb umgedreht und ihn angeblickt. Es war das Mädchen mit dem dunklen Haar. Sie sah

ihn mit einem verstohlenen Seitenblick, aber mit merkwürdiger Eindringlichkeit an. In dem Moment, in dem ihre Augen sich begegneten, wandte sie sich wieder ab.
Winston brach der Schweiß aus allen Poren. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn. Zwar ließ er fast sofort nach, aber es blieb eine nagende Ungewißheit zurück. Warum beobachtete sie ihn? Warum verfolgte sie ihn dauernd? Unglücklicherweise konnte er sich nicht entsinnen, ob sie bereits bei seinem Kommen an diesem Tisch gesessen hatte oder erst nachher erschienen war. Auf alle Fälle hatte sie sich gestern, während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung, unmittelbar hinter ihn gesetzt, obwohl dazu keine zwingende Notwendigkeit bestand. Sehr wahrscheinlich hatte sie in Wirklichkeit die Absicht gehabt, ganz genau hinzuhören und sich davon zu überzeugen, ob er auch laut genug in das Beifallsgeschrei einstimmte.
Sein erster Gedanke kam ihm wieder: vermutlich war sie nicht wirklich ein Mitglied der Gedankenpolizei, andererseits stellten eben gerade die Amateurspitzel die größte Gefahr von allen dar. Er wußte nicht, wie lange sie ihn schon angesehen hatte, vielleicht immerhin fünf Minuten, und es war möglich, daß er sein Gesicht nicht völlig in der Gewalt gehabt hatte. Es war schrecklich gefährlich, seine Gedanken schweifen zu lassen, wenn man bei einer öffentlichen Veranstaltung oder in Reichweite eines Televisors war.
Die geringste Kleinigkeit konnte einen verraten. Ein nervöses Zusammenzucken, ein unbewußter Angstblick, die Gewohnheit, vor sich hinzumurmeln – alles, was den Verdacht des Ungewöhnlichen erwecken konnte, oder daß man etwas zu verbergen habe. Einen unpassenden Ausdruck im Gesicht zu zeigen (zum Beispiel ungläubig dreinzuschauen, wenn ein Sieg verkündet wurde), war jedenfalls schon an sich ein strafbares Vergehen. Es gab sogar ein Neusprechwort dafür: Gesichtsverbrechen.
Das Mädchen hatte ihm wieder den Rücken zugewandt. Vielleicht verfolgte sie ihn nicht wirklich, oder es war nur ein

Zufall, daß sie zwei Tage hintereinander so nahe von ihm gesessen hatte. Seine Zigarette war ausgegangen, und er legte sie vorsichtig auf den Tischrand. Er würde sie nach der Arbeit fertig rauchen, wenn inzwischen nicht der Tabak herausgefallen war. Sehr wahrscheinlich war die Person am Nebentisch ein Spitzel der Gedankenpolizei, und sehr wahrscheinlich war er in drei Tagen in den Krallen des Liebesministeriums – aber einen Zigarettenstummel durfte man nicht vergeuden! Syme hatte sein Blatt Papier zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt. Parsons hatte wieder zu schwatzen angefangen.

»Habe ich Ihnen eigentlich erzählt, alter Junge«, sagte er kichernd, das Pfeifenmundstück zwischen den Zähnen, »wie meine beiden Sprößlinge den Rock der alten Marktfrau in Brand gesteckt haben, weil sie gesehen hatten, wie sie Würste in ein Plakat mit dem Bild vom G. B. einwickelte?

Schlichen sich von hinten an sie heran und legten mit Zündhölzern Feuer an. Haben sie recht bös verbrannt, nehm ich an. Kleine Lauser, was? Aber scharf wie Schießhunde!

Heute bekommen sie bei den Spähern eine erstklassige Vorschulung – sogar noch besser als zu meiner Zeit. Was glauben Sie, womit sie neuerdings die Kinder ausgerüstet haben? Hörrohre, um damit durch Schlüssellöcher zu lauschen! Meine Kleine brachte gestern Abend eins mit nach Hause. Sie probierte es an unserer Wohnzimmertür aus und stellte fest, daß sie doppelt so gut damit hören konnte, als wenn sie einfach das Ohr ans Schlüsselloch legte. Natürlich ist es nur ein Spielzeug, verstehen Sie mich recht. Aber jedenfalls lenkt es ihre Gedanken auf die richtige Fährte, nicht wahr?«

In diesem Augenblick kam aus dem Televisor ein schrilles Pfeifen. Es war das Zeichen, wieder an die Arbeit zu gehen. Alle drei Männer sprangen auf, um sich in das Gewühl vor den Fahrstühlen zu stürzen, und aus Winstons Zigarette fiel der restliche Tabak heraus.

Sechstes Kapitel

Winston lehnte sich zurück und starrte gegen die Decke. Dann ergriff er den Federhalter und schrieb in sein Tagebuch: „Es war vor drei Jahren. An einem dunklen Abend, in einer engen Seitenstraße in der Nähe eines der großen Bahnhöfe. Sie stand unweit von einem Torweg unter einer Straßenlaterne, die nur spärliches Licht gab. Sie hatte ein junges, sehr stark geschminktes Gesicht. Eigentlich war es die Gesichtsbemalung mit ihrer maskenhaften Weiße, was mich anzog, und die brennend roten Lippen. Die Frauen von der Partei schminken sich nie. Es war niemand sonst auf der Straße, und kein Televisor. Sie sagte zwei Dollar. Ich…“

Es war im Augenblick zu schwierig weiter zuschreiben. Er preßte die Finger auf die geschlossenen Augen und versuchte, das Bild wieder heraufzubeschwören, das ihm in seiner Erinnerung vorschwebte. Er verspürte ein fast unüberwindliches Verlangen, mit vollem Stimmaufwand einen Schwall unflätiger Worte hinauszuschreien. Oder mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, den Tisch umzuwerfen und das Tintenfaß aus dem Fenster zu schleudern – irgendetwas Gewaltsames, Lautes oder Schmerzhaftes zu tun, um die quälende Erinnerung auszulöschen.

Der schlimmste Feind, mit dem man es zu tun hatte, überlegte er, waren die eigenen Nerven. Jeden Augenblick konnte die innere Spannung sich in einem äußeren Symptom verraten. Ihm fiel ein Mann ein, an dem er vor ein paar Wochen auf der Straße vorbeigegangen war: ein ganz alltäglich aussehender Mann, ein Parteimitglied von fünfunddreißig oder vierzig Jahren, ziemlich groß und mager, eine Aktentasche unterm Arm. Sie waren ein paar Meter voneinander entfernt gewesen, als die linke Gesichtshälfte des Mannes plötzlich in krampfhafte Zuckungen geriet. Das gleiche hatte sich noch einmal gerade in dem

Augenblick wiederholt, als sie aneinander vorbeigekommen waren: es war nur ein kurzes Zittern, ein Zucken, so schnell wie das Klicken eines Fotoapparats, aber offenbar chronisch. Er erinnerte sich, daß er damals gedacht hatte: Der arme Teufel ist geliefert! Und das Erschreckende daran war, daß es sich höchstwahrscheinlich um einen unbewußten Vorgang handelte. Die allergrößte Gefahr war, im Schlaf zu sprechen. Soviel er wußte, gab es keine Möglichkeit, sich dagegen irgendwie zu schützen.

Er schöpfte Atem und fuhr fort zu schreiben: „Ich ging mit ihr durch den Torweg und über einen Hinterhof in eine im Erdgeschoß gelegene Küche. An der Wand stand ein Bett und auf dem Tisch eine sehr tief herabgeschraubte Lampe. Sie…"

Er war nervös. Er hätte am liebsten ausspucken mögen. Zugleich mit der Frau in der Küche dachte er an Katherine, seine Frau. Winston war verheiratet – oder jedenfalls verheiratet gewesen; vermutlich war er es noch, denn soviel ihm bekannt war, war seine Frau nicht gestorben. Ihm kam es vor, als atme er wieder den warmen, stickigen Geruch in der ebenerdigen Küche, einen Geruch aus Ungeziefer, schmutziger Wäsche und miserablem billigen Parfüm, aber dennoch verlockend, denn keine Frau von der Partei benützte jemals Parfüm, auch hätte man sich das überhaupt nicht vorstellen können. Nur die Proles benützten Parfüm. In seiner Vorstellung war dieser Geruch untrennbar mit Unzucht verbunden.

Als er mit dieser Frau gegangen war, hatte das seinen ersten Fehltritt seit ungefähr zwei Jahren bedeutet. Der Umgang mit Prostituierten war natürlich verboten, aber es war eine der Vorschriften, die man gelegentlich zu übertreten wagen konnte. Es war gefährlich, aber es war keine Angelegenheit auf Leben und Tod. Mit einer Prostituierten erwischt zu werden, konnte bis zu fünf Jahren Zwangsarbeitslager bedeuten; aber nicht mehr, wenn man keinen weiteren Verstoß begangen hatte. Und das war recht einfach, wenn man nur vermeiden konnte, in flagranti ertappt zu werden. In den ärmeren Vierteln wimmelte es von

Frauen, die bereit waren, sich zu verkaufen. Manche waren sogar für eine Flasche Gin zu haben, der nicht für die Proles bestimmt war. Stillschweigend neigte die Partei sogar dazu, die Prostitution zu fördern, als ein Ventil für Instinkte, die sich nicht völlig unterdrücken ließen.
Die bloße Ausschweifung wurde nicht wichtig genommen, solange sie flüchtig und freudlos blieb und nur die Frauen der unterdrückten und verachteten Klasse daran teilnahmen. Ein unverzeihliches Verbrechen dagegen war die Unzucht zwischen Parteimitgliedern. Doch obwohl dies auch zu den Verbrechen gehörte, deren sich die Angeklagten in den großen Säuberungsprozessen unabänderlich schuldig bekannten, so konnte man sich doch nur schwer vorstellen, daß dergleichen wirklich vorkam.
Das Ziel der Partei war nicht nur, das Zustandekommen enger Beziehungen zwischen Männern und Frauen zu verhindern, die sie vielleicht nicht mehr übersehen konnte. Ihre wirkliche, unausgesprochene Absicht ging dahin, den sexuellen Akt aller Freude zu entkleiden.
Nicht so sehr die Liebe als vielmehr die Erotik wurde als Feind betrachtet, sowohl in wie außerhalb der Ehe. Alle Eheschließungen zwischen Parteimitgliedern mussten von einer zu diesem Zweck aufgestellten Kommission genehmigt werden, und diese Genehmigung wurde – obwohl dieser Grundsatz nie deutlich festgelegt worden war – immer verweigert, wenn das fragliche Paar den Eindruck machte, körperlich zueinander hingezogen zu sein. Der einzig anerkannte Zweck einer Heirat war, Kinder zum Dienst für die Partei zur Welt zu bringen. Zudem wurde überhaupt das Vorhandensein verschiedener Geschlechter im Grunde aggressiv ignoriert und verleugnet.
Der Fortpflanzungsakt selbst hatte als eine unbedeutende und leicht anrüchige Sache zu gelten, wie ein Klistier. Auch das wurde nie deutlich ausgedrückt, doch auf indirekte Weise jedem Parteimitglied von Jugend an eingeimpft. Es gab sogar Organisationen wie die Jugendliga gegen Sexualität, die für das

vollkommene Zölibat beider Geschlechter eintraten. Alle Kinder sollten durch künstliche Befruchtung („Kunstsam“ hieß das im Neusprech) gezeugt und in staatlichen Anstalten großgezogen werden. Winston wußte sehr wohl, daß dies nicht ganz ernst gemeint war, aber es paßte zu der allgemeinen Ideologie der Partei.

Die Partei versuchte das Sexualgefühl abzutöten oder doch zu verbiegen und in den Schmutz zu ziehen. Er wußte nicht, warum das so war, aber es schien natürlich, daß es so sein sollte. Und soweit es die Frauen betraf, waren die Bemühungen der Partei weitgehend erfolgreich. Er dachte wieder an Katherine. Es mußte wohl neun, zehn – fast elf Jahre her sein, seit sie sich getrennt hatten. Es war merkwürdig, wie selten er an sie dachte. Er konnte tagelang vergessen, daß er überhaupt verheiratet gewesen war. Sie hatten nur ungefähr fünfzehn Monate zusammengelebt. Die Partei duldete keine Scheidung, befürwortete aber in Fällen kinderloser Ehen die Trennung.

Katherine war ein großes blondes Mädchen, von sehr gerader Haltung und mit herrlichen Bewegungen. Sie hatte ein kühnes, adlerhaftes Gesicht, ein Gesicht, das man versucht war, ideal zu nennen, bis man herausfand, daß so gut wie nichts dahinter steckte. Schon sehr bald während seiner Ehe war er zu der Ansicht gelangt – vielleicht auch nur, weil er sie genauer kannte als die meisten anderen Menschen –, daß sie geistig das dümmste, gewöhnlichste und leerste Wesen war, dem er je begegnet war. Sie hatte keinen Gedanken im Kopf, der nicht ein Schlagwort gewesen wäre, und es gab keinen Blödsinn, aber auch keinen einzigen, den sie nicht gefressen hätte, wenn die Partei ihn ihr auftischte. Er gab ihr im Stillen den Spitznamen »Die alte Platte«. Und doch hätte er mit ihr zusammenleben können, wenn nicht – die Erotik gewesen wäre.

Sobald er sie berührte, schien sie zurückzuzucken und zu erstarren. Wenn man sie umarmte, war es genauso, als umarmte man eine Holzpuppe. Und seltsamerweise hatte er sogar, wenn sie ihn an sich preßte, das Gefühl, als stoße sie ihn gleichzeitig

mit aller Kraft von sich weg. Sie lag mit geschlossenen Augen da, weder widerstrebend noch miterlebend, sondern nur sich fügend. Es war äußerst hinderlich und nach einer Weile geradezu schrecklich. Aber selbst dann hätte er es fertiggebracht, mit ihr zusammenzuleben, wenn sie sich dahin geeinigt hätten, daß jeder für sich blieb. Aber merkwürdigerweise lehnte gerade Katherine das ab.

Sie mußten, nach ihrer Ansicht, wenn irgend möglich, ein Kind zur Welt bringen. So vollzog sich der Vorgang weiterhin ganz regelmäßig einmal in der Woche, wenn es nicht gerade unmöglich war. Sie pflegte ihn sogar am Morgen daran zu erinnern als an etwas, das an dem betreffenden Abend getan und nicht vergessen werden durfte. Sie hatte zwei Bezeichnungen dafür, die eine hieß »an unser Baby denken«, und die andere »unsere Pflicht gegenüber der Partei erfüllen« (ja, diesen Ausdruck hatte sie tatsächlich gebraucht).

Bald schon entwickelte sich bei Winston ein Gefühl ehrlicher Angst, wenn der betreffende Tag nahte. Aber glücklicherweise kam kein Kind, und zu guter Letzt war sie einverstanden, den Versuch aufzugeben. Und bald darauf gingen sie auseinander.

Winston seufzte hörbar. Wieder ergriff er seinen Federhalter, und dann schrieb er weiter in das Tagebuch: „Sie warf sich aufs Bett, und sofort, ohne jede Vorbereitung, raffte sie in der gemeinsten, abscheulichsten Weise, die man sich vorstellen kann, ihren Rock hoch. Ich…"

Er sah sich wieder in dem trüben Lampenlicht stehen und spürte in seiner Nase den Geruch nach Wanzen und billigem Parfüm. In seinem Herzen stieg ein Gefühl der Niedergeschlagenheit und Reue auf, das in diesem Augenblick sogar mit dem Gedanken an den weißen Leib Katherines verschwamm, den die hypnotische Macht der Partei für immer hatte zu Eis erstarren lassen. Warum mußte es immer so sein? Warum konnte er nicht eine Frau für sich haben, statt dieser schmutzigen Schlampen, in Abständen von Jahren?

Aber ein wirkliches Liebeserlebnis war ein nahezu unvorstellbares Ereignis. Die Frauen aus der Partei waren sich alle gleich. Die Enthaltsamkeit war ihnen ebenso tief eingeimpft wie die Treue zur Partei. Durch sorgfältige frühzeitige Lenkung, durch Sport und Kaltwasser, durch den ganzen Unsinn, der ihnen in der Schule, bei den Spähern und in der Jugendliga eingetrichtert wurde, durch Vorträge, Paraden, Lieder, Parteischlagworte und Militärmusik war ihnen jedes natürliche Gefühl ausgetrieben worden.
Wenn sein Verstand ihm auch sagte, daß es Ausnahmen geben müsse, glaubte sein Herz doch nicht daran. Diese Frauen waren alle, genau wie die Partei es haben wollte, nicht zu erschüttern. Er aber wünschte sich, sogar noch sehnlicher, als geliebt zu werden, diese Tugendmauer niederzureißen, und wäre es auch nur ein einziges Mal in seinem Leben. Der Akt der geschlechtlichen Verschmelzung, wenn er glückhaft vollzogen wurde, war ein Akt der Auflehnung. Die Begierde war ein Gedankenverbrechen.
Sogar Katherine geweckt zu haben – wenn ihm das je gelungen wäre –, hätte als Verführung gegolten, obwohl sie seine Frau war.
Aber der Schluß der Geschichte mußte zu Papier gebracht werden. Er schrieb: „Ich schraubte die Lampe hoch. Als ich sie bei Licht sah…“
Nach der Dunkelheit war ihm das schwache Licht der Paraffinlampe sehr hell erschienen. Zum erstenmal konnte er die Frau richtig sehen. Er hatte einen Schritt auf sie zu gemacht und war dann, erfüllt von Begierde und Angst, stehen geblieben. Er war sich qualvoll der Gefahr bewußt, die er damit auf sich genommen hatte, daß er hier hereingekommen war. Es war sehr wohl möglich, daß ihn eine Streife beim Herauskommen abfing: vielleicht warteten sie in diesem Augenblick schon draußen vor der Tür. Wenn er nun fortging, ohne zu tun, weswegen er gekommen war. Es war sehr wohl möglich, daß ihn eine Streife beim Herauskommen abfing: vielleicht warteten sie in diesem Augenblick schon draußen vor der Tür. Wenn er nun fortging, ohne es zu tun…

Es mußte niedergeschrieben, mußte gebeichtet werden. In der vollen Flut des Lampenlichts hatte er plötzlich erkannt: die Frau war uralt. Die Schminke in ihrem Gesicht war so dick aufgetragen, daß es aussah, als könnte sie Sprünge bekommen, wie eine Maske aus Pappe. In ihrem Haar waren weiße Strähnen. Aber die grausigste Einzelheit war, daß ihr halbgeöffneter Mund nichts enthüllte als eine schwarze Höhle. Sie hatte überhaupt keine Zähne.

Hastig schrieb er mit kritzeligen Zügen: „Bei Licht gesehen, war sie eine ganz alte Frau, wenigstens fünfzig Jahre alt. Aber ich ließ mich nicht abschrecken und tat es trotzdem…"

Wieder presste er die Finger gegen seine Augenlider. Endlich hatte er es hingeschrieben. Aber es half nichts, die Therapie hatte nicht gewirkt. Sein Verlangen, mit lauter Stimme unflätige Worte hinauszuschreien, war genauso heftig wie je zuvor.

Siebentes Kapitel

„Wenn es noch eine Hoffnung gibt", schrieb Winston, „so liegt sie bei den Proles!"

Wenn es eine Hoffnung gab, so mußte sie einfach bei den Proles liegen, denn nur dort, in diesen unbeachtet durcheinanderwimmelnden Massen, die 85 Prozent der Bevölkerung Ozeaniens ausmachten, konnte jemals die Kraft entstehen, das System zu zerschlagen. Von innen her konnte die Partei nicht gestürzt werden. Ihren Feinden, wenn sie überhaupt Feinde hatte, bot sich keinerlei Möglichkeit, zusammenzukommen oder auch nur einander zu erkennen. Sogar wenn die legendäre »Brüderschaft« wirklich existierte, was immerhin möglich war, blieb es doch unvorstellbar, daß ihre

Mitglieder sich jemals in größerer Anzahl als zu zweien oder dreien versammeln konnten.
Ein Blick in die Augen, eine Modulation der Stimme bedeutete schon Rebellion; das Äußerste war ein geflüstertes Wort. Aber die Proles, wenn sie sich nur ihrer Macht bewusst werden könnten, hätten es gar nicht nötig, eine Verschwörung anzuzetteln. Sie brauchten nur aufzustehen und sich zu schütteln, wie ein Pferd, das die Fliegen abschüttelt. Wenn sie wollten, konnten sie die Partei morgen in Stücke schlagen. Sicherlich mußte ihnen früher oder später der Gedanke dazu kommen! Und doch…
Er erinnerte sich, wie er einmal eine volkreiche Straße hinuntergegangen war, als sich ein mächtiges Geschrei von Hunderten von Stimmen – Frauenstimmen – in einer dicht vor ihm gelegenen Seitenstraße erhob. Es war ein großer, furchtbarer Aufschrei des Zorns und der Verzweiflung, ein tiefes, lautes »Oooh!«, das wie eine Glocke weiterdröhnte.
Sein Herz hatte ausgesetzt. Es ist soweit! hatte er gedacht. Eine Volkserhebung! Die Proles wachen endlich auf! Als er die Stelle erreicht hatte, sah er einen Pöbelhaufen von zwei- oder dreihundert Weibern sich mit tragischen Mienen, als seien sie die dem Untergang geweihten Passagiere eines sinkenden Schiffes, um die Verkaufsstände eines Straßenmarktes drängen. Aber im gleichen Augenblick löste sich die allgemeine Verzweiflung in eine Menge einzelner Zänkereien auf.
Es stellte sich heraus, daß an einem der Stände Blechpfannen verkauft worden waren. Armselige, schäbige Dinger – aber Kochgeschirr jeglicher Art war immer schwierig zu bekommen. Nun war der Vorrat unerwarteterweise schon erschöpft. Die Frauen, denen es geglückt war, ein Stück zu ergattern, versuchten sich mit ihren Blechpfannen, von den übrigen gestoßen und gedrängt, davonzumachen, während Dutzende von anderen vor dem Verkaufsstand lärmten, die Verkäuferin der Bevorzugung beschuldigten und behaupteten, sie habe irgendwo noch mehr Blechpfannen in der Reserve. Ein erneutes Geschrei brach aus.

Zwei aufgedunsene Frauenspersonen, von denen der einen die Frisur aufging, hielten dieselbe Blechpfanne fest und versuchten, sie einander aus der Hand zu reißen. Einen Augenblick zerrten beide daran, dann brach der Stiel ab. Winston beobachtete sie angeekelt. Und doch, welche fast erschreckende Macht hatte für einen kurzen Augenblick aus diesem Schrei aus ein paar hundert Kehlen geklungen! Warum konnten sie niemals über etwas Wichtiges so aufschreien?

Er schrieb: „Sie werden sich niemals auflehnen, solange sie sich nicht ihrer Macht bewußt sind, und erst nachdem sie sich aufgelehnt haben, können sie sich ihrer Macht bewußt werden. Außerdem sind sie in der Masse ohne Geist und es fehlt ihnen ein Anführer…“

Das hätte beinahe einem der Parteilehrbücher entnommen sein können, überlegte er. Die Partei erhob natürlich Anspruch darauf, die Proles aus der Knechtschaft befreit zu haben. Vor der Revolution waren sie von den Kapitalisten schmählich unterdrückt worden, man hatte sie hungern lassen und ausgepeitscht, Frauen mußten in den Kohlenbergwerken arbeiten (Frauen arbeiteten übrigens in Wirklichkeit noch immer in den Kohlenbergwerken), Kinder waren im Alter von sechs Jahren an die Fabriken verkauft worden.

Aber gleichzeitig lehrte die Partei, getreu den Grundsätzen des Doppeldenk, die Proles seien von Natur aus minderwertige Geschöpfe, die durch die Anwendung von einigen wenigen einfachen Verordnungen wie die Tiere im Zaum gehalten werden mußten. In Wahrheit wußte man sehr wenig über die Proles. Man brauchte nicht viel zu wissen. Solange sie nur arbeiteten und sich fortpflanzten, waren ihre übrigen Lebensäußerungen unwichtig. Sich selbst überlassen wie das Vieh, das man auf die Weiden Argentiniens hinaustreibt, waren sie zu einem ihnen offenbar natürlichen Lebensstil, einer Art alter Überlieferung, zurückgekehrt. Sie wurden geboren, wuchsen in der Gosse auf, gingen mit zwölf Jahren an die Arbeit, durchlebten eine kurze Blütezeit körperlicher Schönheit und sinnlicher Begierde,

heirateten mit zwanzig, alterten mit dreißig und starben zum größten Teil mit sechzig Jahren. Schwere körperliche Arbeit, die Sorge um Heim und Kinder, kleinliche Streitigkeiten mit Nachbarn, Kino, Fußball, Bier und vor allem Glücksspiele füllten den Rahmen ihres Denkens aus.

Es war nicht schwer, sie unter Kontrolle zu halten. Nur ein paar Agenten der Gedankenpolizei bewegten sich ständig unter ihnen, um falsche Gerüchte zu verbreiten und diejenigen zu notieren und verschwinden zu lassen, die vielleicht gefährlich werden konnten.

Aber es wurde kein Versuch unternommen, die Proles mit der Partei-Ideologie vertraut zu machen. Es war nicht wünschenswert, daß sie ein starkes politisches Bewußtsein hatten. Von ihnen wurde nur ein primitiver Gehorsam verlangt, an den man gegebenenfalls appellieren konnte, wenn sie sich mit einer Verlängerung ihrer Arbeitsstunden oder einer Kürzung der Rationen abfinden mußten.

Und sogar, wenn sie einmal unzufrieden wurden, führte ihre Unzufriedenheit zu nichts, denn da sie ganz ohne einen leitenden Gedanken waren, richtete sich diese Unzufriedenheit nur auf belanglose jeweilige Übelstände. Die größeren Übelstände entgingen unweigerlich ihrer Aufmerksamkeit. Die große Mehrheit der Proles hatte nicht einmal einen Televisor in ihrer Wohnung. Selbst die gewöhnliche Polizei mischte sich nur sehr wenig in ihre Angelegenheiten. Es gab in London ein weit verbreitetes Verbrechertum, eine ganz in sich geschlossene Welt von Dieben, Straßenräubern, Prostituierten, bekannten Rauschgift- und Schwarzhändlern. Aber da sich das alles nur unter den Proles abspielte, war es ohne Bedeutung.

In allen ethischen Fragen ließ man sie ihrer alten Tradition folgen. Der sexuelle Puritanismus der Partei wurde ihnen nicht aufgezwungen. Außerehelicher Geschlechtsverkehr blieb unbestraft, Scheidungen waren erlaubt. Selbst die Ausübung einer Religion wäre gestattet worden, wenn die Proles irgendwie das Bedürfnis oder den Wunsch danach zum Ausdruck gebracht

hätten. Sie waren über jeden Verdacht erhaben. Wie ein Schlagwort der Partei es ausdrückt: »Proles und Tiere sind frei.«
Winston beugte sich vor und kratzte vorsichtig seine Krampfaderknoten, die wieder zu jucken angefangen hatten. Der Punkt, auf den man unausweichlich immer wieder zurückgeführt wurde, war die Unmöglichkeit, sich ein Bild von dem Leben vor der Revolution zu machen.
Er zog aus der Schublade ein Geschichtsbuch für Schulkinder hervor, das er von Frau Parsons entliehen hatte, und begann ein Stück daraus in sein Tagebuch abzuschreiben: „In den alten Zeiten vor der glorreichen Revolution war London nicht die herrliche Stadt, als die wir es heute kennen. Es war ein düsterer, schmutziger, armseliger Ort, wo kaum jemand genug zu essen und Tausende von armen Menschen keine Schuhe an ihren Füßen und nicht einmal ein Dach überm Kopf hatten, unter dem sie schlafen konnten.
Kinder in Euerm Alter mußten zwölf Stunden am Tag für grausame Arbeitgeber schuften, die sie mit Peitschen schlugen, wenn sie zu langsam arbeiteten, und ihnen nur trockenes Brot und Wasser zu essen gaben. Aber inmitten dieser schrecklichen Armut gab es ein paar große, schöne Häuser, die von den Reichen bewohnt wurden, die bis zu dreißig Dienstboten zu ihrer Bedienung hatten. Diese Reichen nannte man Kapitalisten. Sie waren dicke, häßliche Menschen mit bösen Gesichtern, wie der auf der nächsten Seite Abgebildete. Er trägt, wie Ihr seht, einen langen schwarzen Rock, der Gehrock genannt wurde, und einen komischen, glänzenden Hut von der Form eines Ofenrohrs, der Zylinder hieß.
Das war die Kleidung der Kapitalisten, und niemand sonst durfte sie tragen. Den Kapitalisten gehörte alles, was es auf der Welt gab, und alle anderen Menschen waren ihre Sklaven. Sie besaßen das ganze Land, alle Häuser, alle Fabriken und alles Geld. Wenn jemand ihnen nicht gehorchte, ließen sie ihn ins Gefängnis werfen oder nahmen ihm die Arbeit weg, damit er verhungerte. Wenn ein gewöhnlicher Mensch mit einem Kapitalisten sprach,

mußte er sich ducken und vor ihm katzbuckeln, seine Mütze abnehmen und ihn mit »Gnädiger Herr« anreden. Der Häuptling der Kapitalisten wurde König genannt und…"
Aber er kannte diese alte Leier schon. Es würde sich die Beschreibung der Bischöfe mit ihren Batistärmeln anschließen, der Richter in ihren Hermelinroben, des Prangers, des Blocks, der Tretmühle, der neunschwänzigen Katze, des Banketts des Londoner Oberbürgermeisters und des Brauchs, dem Papst den Schuh zu küssen. Auch hatte es so etwas wie das sogenannte „jus primae noctis" gegeben, was vermutlich nicht in einem Kinderlehrbuch stehen würde. Das war ein Gesetz, nach dem jeder Kapitalist das Recht hatte, mit jedem in seinen Fabriken beschäftigten Mädchen zu schlafen. Er konnte nicht sagen, wie viel von all dem Lüge war.
Es mochte wahr sein, daß es dem Durchschnittsmenschen heute besser ging als vor der Revolution. Der einzige Gegenbeweis war der stumme Protest im eigenen Innern, das instinktive Gefühl, daß die Bedingungen, unter denen man lebte, unerträglich waren und früher anders gewesen sein mußten. Es fiel ihm auf, daß das wirklich Charakteristische des heutigen Lebens nicht seine Grausamkeit und Unsicherheit, sondern einfach seine Nacktheit, seine Schäbigkeit, seine Ruhelosigkeit war.
Das Leben hatte, wenn man um sich blickte, nicht nur keinerlei Ähnlichkeit mit den Lügen, die aus dem Televisor strömten, sondern entsprach nicht einmal den Idealen, wie sie die Partei aufstellte. Ein großer Teil des Lebens spielte sich, selbst für ein Parteimitglied, auf einer neutralen und unpolitischen Ebene ab und bestand darin, sich mit langweiliger Arbeit abzuplagen, sich einen Platz in der Untergrundbahn zu erobern, eine zerrissene Socke zu stopfen, eine Sacharintablette zu erbetteln, einen Zigarettenstummel aufzubewahren.
Das von der Partei propagierte Ideal war etwas Großes, Schreckliches, Gleißendes – eine Welt aus Stahl und Beton, eine Welt riesiger Maschinen und furchtbarer Waffen – mit einer Bevölkerung aus Kriegern und Fanatikern, die völlig geschlossen

voranmarschierte, immer mit den gleichen Gedanken und den gleichen Schlachtrufen. Eine Welt, in der alle pausenlos arbeiteten, kämpften, siegten, verfolgten – dreihundert Millionen Menschen, alle mit den gleichen Gesichtern.
Die Wirklichkeit aber waren zerfallende, heruntergekommene Städte, durch deren Straßen unterernährte Menschen in durchlöcherten Schuhen schlichen und in deren notdürftig ausgebesserten Häusern aus dem neunzehnten Jahrhundert wohnten, wo es immer nach Kohl und schadhaften Aborten roch. Alles verrottete und verkam, während aus einem ehemals großen Volk eine kulturlose, verdummte Sklavenmasse geworden war.
Ihm war, als sähe er eine Vision von London als einer riesigen Trümmerstadt, einer Stadt von Millionen Kehrichthaufen, und dahinter ein Bild von Frau Parsons, einer Frau mit durchfurchtem Gesicht und verwuschelten Haaren, die hilflos an einem verstopften Ausguß herumhantierte.
Er bückte sich und kratzte wieder an seinem Knöchel. Tag und Nacht knatterte einem der Televisor die Ohren voll mit Statistiken, aus denen hervorging, daß die Menschen heutzutage mehr zu essen, mehr anzuziehen, bessere Wohnungen und eine bessere Freizeitgestaltung hatten – daß sie länger lebten und ihre Arbeitszeit kürzer war, daß sie größer, gesünder, kräftiger, glücklicher, klüger, gebildeter waren als die Menschen vor fünfzig Jahren.
Kein Wort davon konnte je belegt oder widerlegt werden. Die Partei behauptete zum Beispiel, gegenwärtig könnten 40 Prozent der erwachsenen Proles lesen und schreiben: vor der Revolution, hieß es, habe die Zahl nur 15 Prozent betragen. Die Partei behauptete, die Kindersterblichkeit belaufe sich jetzt nur noch auf einhundertundsechzig pro Tausend, wählend sie vor der Revolution dreihundert betragen habe – und so ging es weiter.
Es war ein ewiges Jonglieren mit zwei Unbekannten. Es konnte sehr gut möglich sein, daß buchstäblich jedes Wort in den Geschichtsbüchern, sogar das, was man unbedenklich hinnahm, frei erfunden war. Es brauchte ein Gesetz wie das „jus primae

noctis“ oder ein Wesen wie den Kapitalisten oder eine Kopfbedeckung wie den Zylinderhut nie gegeben zu haben.
Alles löste sich in Nebel auf. Die Vergangenheit war ausradiert, und dann war sogar die Tatsache des Radierens vergessen, die Lüge war zur Wahrheit geworden. Nur einmal in seinem Leben hatte er – post factum, darauf kam es an – den greifbaren, unverkennbaren Beweis einer Fälschung gehabt. Er hatte ihn ganze dreißig Sekunden in seinen Händen gehalten. Es mußte im Jahre 1973 gewesen sein – jedenfalls war es um die Zeit herum, als er und Katherine sich getrennt hatten. Aber das Datum, worauf es dabei ankam, lag noch sieben oder acht Jahre weiter zurück.
Die Geschichte begann eigentlich um die Mitte der sechziger Jahre, der Zeit der großen Säuberungsaktionen, in der die ursprünglichen Führer der Revolution ein für allemal beseitigt worden waren.
Um das Jahr 1970 war keiner von ihnen mehr übrig, außer dem Großen Bruder selbst. Alle anderen waren inzwischen als Verräter und Konterrevolutionäre überführt worden. Goldstein war geflohen und hielt sich irgendwo verborgen, und von den anderen waren ein paar einfach verschwunden, während die Mehrzahl nach aufsehenerregenden Schauprozessen hingerichtet worden war, bei denen sie Geständnisse ihrer Verbrechen ablegten. Unter den letzten Überlebenden waren drei Männer namens Jones, Aaronson und Rutherford. Um das Jahr 1965 herum mußten auch diese drei verhaftet worden sein. Wie es häufig vorkam, blieben sie ein Jahr oder länger verschwunden, so daß man nicht wußte, ob sie überhaupt noch lebten, und waren dann plötzlich wieder aus der Versenkung hervorgeholt worden, um sich in der üblichen Weise selbst anzuschuldigen.
Sie hatten sich des Einverständnisses mit dem Feind schuldig bekannt (auch damals war Eurasien der Feind), der Unterschlagung öffentlicher Gelder, des Mordes an verschiedenen alten Parteimitgliedern, einer Verschwörung gegen die Führerschaft des Großen Bruders, die lange vor

Ausbruch der Revolution begonnen hatte, und endlich an Sabotagehandlungen, die den Tod von Hunderttausenden von Menschen herbeigeführt hatten. Nachdem sie sich dieser Dinge angeklagt hatten, waren sie begnadigt, wieder in die Partei aufgenommen und mit bedeutsam klingenden Posten betraut worden, die in Wahrheit nur Sinekuren waren. Alle drei hatten umfangreiche kriecherische Erklärungen in der Times veröffentlicht, in denen sie die Gründe für ihren Treuebruch im Einzelnen auseinander setzten und sich zu bessern versprachen.
Einige Zeit nach ihrer Freilassung hatte Winston alle drei sogar im Café »Kastanienbaum« gesehen. Er entsann sich des gebannten Entsetzens, mit dem er sie aus den Augenwinkeln beobachtet hatte. Sie waren weit älter als er, Überbleibsel aus einer vergangenen Welt, beinahe die letzten großen Gestalten aus der heroischen Anfangszeit der Partei.
Der Zauber der Untergrundbewegung und des Bürgerkrieges umwob sie noch ein wenig. Er hatte das Gefühl – wenn damals auch schon Tatsachen und Daten zu verschwimmen begannen –, daß er ihre Namen Jahre vor dem des Großen Bruders gekannt hatte. Aber zugleich waren sie Geächtete, Feinde, Parias, die mit absoluter Sicherheit in ein oder zwei Jahren der Vernichtung anheim fielen. Kein Mensch, der einmal in die Hände der Gedankenpolizei gefallen war, kam schließlich heil davon. Sie waren Leichen auf Urlaub.
Kein Mensch saß an einem der Tische in ihrer unmittelbaren Nähe. Es war nicht ratsam, auch nur in der Nachbarschaft solcher Leute gesehen zu werden. Sie saßen schweigend vor ihren Gläsern mit Gin, dem hier, als Spezialität des Cafés, ein Aroma von Gewürznelken beigesetzt war.
Das Aussehen Rutherfords hatte von den dreien den tiefsten Eindruck auf Winston gemacht. Rutherford war früher ein berühmter Karikaturist gewesen, dessen schonungslose Zeichnungen vor und nach der Revolution dazu beigetragen hatten, die Massen aufzupeitschen. Selbst jetzt noch erschienen in großen Abständen seine Witzzeichnungen in der Times. Sie

waren lediglich eine Imitation seiner früheren Technik und merkwürdig leblos und unüberzeugend. Es war ein ewiges Wiederkäuen der alten Themen: Elendswohnungen, verhungernde Kinder, Straßenschlachten, Kapitalisten mit Zylinderhüten – sogar auf den Barrikaden schienen die Kapitalisten noch an ihren Zylinderhüten festzuhalten, ein endloses, hoffnungsloses Bemühen, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.
Er war ein unförmig großer Mann mit einer fettigen grauen Mähne, einem pickeligen, gedunsenen Gesicht und dicken Negerlippen. Er mußte einmal riesig stark gewesen sein; jetzt war sein schwerer Körper gebeugt, zerbrochen, aufgeschwemmt und löste sich in seine Bestandteile auf. Er schien vor den Augen des Betrachters auseinander zufallen, wie ein ins Rutschen geratener Sandberg.
Es war die stille Stunde um fünfzehn Uhr. Winston konnte sich nicht mehr erinnern, wieso er gerade zu dieser Zeit in das Café gekommen war. Das Lokal war fast leer. Aus dem Televisor rieselte Blechmusik. Die drei Männer saßen fast regungslos in ihrer Ecke, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Unaufgefordert brachte der Kellner neue Gläser mit Gin. Neben ihnen auf dem Tisch stand ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren, aber die drei spielten nicht. Und dann ereignete sich, vielleicht im Ganzen eine halbe Minute lang, etwas Merkwürdiges mit den Televisoren. Das eben gespielte Musikstück änderte sich, nicht allein in der Melodie, auch in der Klangfarbe. Es kam etwas hinein – aber es war schwer zu beschreiben, was es war. Ein seltsam gebrochener, schmetternder, höhnischer Klang: Winston nannte es bei sich einen gelben Klang.
Und dann sang eine Stimme aus dem Televisor das alte Liedchen: Under the spreading chestnut tree, I sold you and you sold me, There lie they, and here lie we, Under the spreading chestnut tree...
Die drei Männer machten keine Bewegung. Aber als Winston einen heimlichen Blick auf Rutherfords verfallenes Gesicht warf,

sah er, daß dessen Augen voller Tränen standen. Und jetzt bemerkte er zum erstenmal mit einem innerlichen Schaudern, daß sowohl Aaronson als Rutherford gebrochene Nasenbeine hatten.

Kurze Zeit darauf wurden alle drei aufs Neue verhaftet. Es stellte sich heraus, daß sie vom Augenblick ihrer Entlassung an sich in neue Verschwörungen eingelassen hatten. Bei ihrer zweiten Verhandlung bekannten sie sich noch einmal zu ihren alten Verbrechen, nebst einer ganzen Reihe neuer. Sie wurden hingerichtet und ihr Schicksal als Warnung für spätere Generationen in den Partei-Annalen aufgezeichnet.

Etwa fünf Jahre danach, im Jahre 1973, als Winston ein Bündel Dokumente aufrollte, die gerade aus der Rohrpostleitung auf seinen Schreibtisch geplumpst waren, stieß er auf einen Zeitungsausschnitt, der offenbar zwischen die anderen Papiere geraten und dann vergessen worden war. Als er ihn glatt strich, erkannte er sofort seine Bedeutung. Es war eine herausgerissene halbe Seite aus einer etwa zehn Jahre alten

Times – die obere Hälfte des Blattes, so daß noch das Datum darauf war - und enthielt ein Bild der Delegierten bei irgendeiner Parteiveranstaltung in New York. Deutlich im Mittelpunkt der Gruppe hervorgehoben standen Jones, Aaronson und Rutherford.

Sie waren leicht zu erkennen; außerdem standen ihre Namen darunter auf dem Begleittext. Der springende Punkt war nun, daß bei beiden Verhandlungen alle drei Männer gestanden hatten, sich zu diesem Zeitpunkt auf eurasischem Gebiet befunden zu haben. Sie seien von einem geheimen Flughafen in Kanada zu einem Zusammentreffen irgendwo in Sibirien geflogen, hätten mit Mitgliedern des eurasischen Generalstabs Beratungen gepflogen und ihnen wichtige militärische Geheimnisse verraten. Das Datum hatte sich Winstons Gedächtnis eingeprägt, weil es zufällig mit dem Sommeranfang zusammenfiel. Aber die ganze Sache mußte noch an zahllosen

anderen Stellen aufgezeichnet sein. Es gab nur eine mögliche Schlussfolgerung: die Geständnisse waren Lügen.

Natürlich war das an sich keine neue Entdeckung. Sogar damals hatte Winston keinen Augenblick geglaubt, daß die bei den Säuberungsaktionen Hingerichteten wirklich der Verbrechen schuldig seien, deren man sie bezichtigte. Hier aber handelte es sich um einen greifbaren Beweis; hier hielt er ein Fragment der ausgetilgten Vergangenheit in Händen, wie einen fossilen Knochen, der in der verkehrten Gesteinsschicht aufgetaucht war und eine geologische Theorie zunichte machte. Wenn das Dokument auf irgendeine Weise der Welt bekannt gemacht und seine Bedeutung erklärt werden konnte, genügte es, um die Partei in Atome zu zersprengen.

Er hatte ruhig weitergearbeitet. Sobald er gesehen hatte, was das Bild darstellte und was es bedeutete, hatte er es mit einem anderen Blatt Papier zugedeckt. Glücklicherweise war der Zeitungsausschnitt beim Aufrollen mit der Rückseite dem Blickfeld des Televisors zugekehrt gewesen.

Er legte seine Schreibunterlage auf die Knie und schob seinen Stuhl zurück, um möglichst weit von dem Televisor abzurücken. Ein ausdrucksloses Gesicht zu bewahren, war nicht schwer, und mit einer entsprechenden Willensanstrengung konnte man sogar seine Atemzüge beherrschen; nicht aber das Pochen des Herzens, und der Televisor war durchaus empfindlich genug, um es aufzufangen. Er ließ seiner Berechnung nach zehn Minuten verstreichen, die ganze Zeit gequält von der Angst, ein Zufall – ein plötzlich über seinen Schreibtisch wehender Zugwind zum Beispiel – könnte ihn verraten. Dann warf er das Bild, ohne es noch einmal aufzudecken, zugleich mit einigen anderen Papierabfällen, in das Gedächtnis-Loch. Eine Minute später war es wahrscheinlich schon zu Asche zerfallen.

Das lag zehn, elf Jahre zurück. Heute hätte er das Bild vielleicht aufbewahrt. Es war seltsam, daß die Tatsache, es in Händen gehalten zu haben, für ihn sogar heute noch von Bedeutung war, obwohl doch das Bild selbst ebenso wie das darauf festgehaltene

Ereignis so weit zurücklag. War die Macht der Partei über die Vergangenheit weniger groß, fragte er sich, weil ein Beweisstück, das nicht mehr existierte, wenigstens einmal existiert hatte?
Heute jedoch wäre das Bild, selbst wenn man es wieder aus seinen Aschenresten rekonstruieren könnte, wohl kein Beweis mehr. Bereits damals, als er es entdeckte, befand sich Ozeanien nicht mehr im Kriegszustand mit Eurasien, und die drei toten Männer hätten folglich Ozeanien an Agenten von Ostasien verraten haben müssen. Seitdem waren andere Konstellationen eingetreten, zwei oder drei, er konnte sich nicht erinnern, wie viele. Sehr wahrscheinlich waren die Geständnisse wieder und wieder umgeschrieben worden, bis die ursprünglichen Tatsachen und Daten nicht mehr die geringste Bedeutung hatten. Nicht genug, daß die Vergangenheit sich veränderte, ihre Veränderung war fortlaufend und unaufhörlich. Mit dem Gefühl eines Alptraums bedrückte ihn am meisten, daß er nie ganz begriffen hatte, warum der ganze riesige Schwindel überhaupt vollzogen wurde. Die unmittelbaren Vorteile einer Fälschung der Vergangenheit waren offensichtlich, aber das letzte, ureigentliche Motiv war schleierhaft. Er griff wieder zu seinem Federhalter und schrieb: Das Wie verstehe ich, aber nicht das Warum.
Er fragte sich wie schon oft, ob er wahnsinnig geworden war. Vielleicht war ein Wahnsinniger nichts weiter als eine Minderheit, die nur aus einem Menschen bestand. Es hatte eine Zeit gegeben, in der es als Zeichen von Wahnsinn galt, zu glauben, die Erde drehe sich um die Sonne; heute war es Wahnsinn, zu glauben, die Vergangenheit stünde ein für allemal fest. Er stand vielleicht ganz allein da mit diesem Glauben, wenn er aber allein war, dann war er ein Wahnsinniger. Aber der Gedanke, wahnsinnig zu sein, beunruhigte ihn weniger als die furchtbare Vorstellung, daß auch er Unrecht haben konnte.
Er nahm das Geschichtsbuch für Kinder zur Hand und betrachtete das Bildnis des Großen Bruders auf dem Titelblatt. Die hypnotischen Augen starrten in die seinen. Es war, als drücke einen eine zwingende Kraft nieder – etwas, das einem in den

Schädel eindrang, das Gehirn bombardierte, einem die eigenen Überzeugungen austrieb, einen fast dazu brachte, nicht länger dem Zeugnis der eigenen Sinne zu trauen. Zu guter Letzt würde die Partei verkünden, daß zwei und zwei gleich fünf sei, und man würde es glauben müssen. Unausweichlich mußte sie früher oder später diese Behauptung aufstellen: ihre Lage forderte logisch diese letzte Folgerung. Nicht nur der Wert der Erfahrung, sondern überhaupt das Vorhandensein einer gegebenen Wirklichkeit wurde von der Philosophie der Partei stillschweigend geleugnet.
Die größte aller Ketzereien war der gesunde Menschenverstand. Und das Furchtbare war nicht, daß sie einen umbrachten, wenn man anders dachte, sondern daß sie vielleicht Recht hatten. Denn wie können wir schon wissen, ob zwei und zwei wirklich vier ist? Oder ob das Gesetz der Schwerkraft stimmt? Oder ob die Vergangenheit unveränderlich ist? Wenn beides, Vergangenheit und Außenwelt, nur in der Vorstellung existieren und man die Vorstellung einfach beherrschen kann – was dann?
Aber nein! Seine Zuversicht schien sich plötzlich von selbst zu festigen. Ihm war das Gesicht O'Briens in den Sinn gekommen, ohne durch eine offensichtliche Gedankenassoziation heraufbeschworen zu sein. Er wußte mit größerer Gewissheit als zuvor, daß O'Brien auf seiner Seite stand. Er schrieb das Tagebuch für O'Brien – er schrieb es an O'Brien gewissermaßen: es war wie ein endloser Brief, den niemand je lesen würde, der aber an einen bestimmten Menschen gerichtet und von dem Gedanken an ihn belebt war.
Die Partei lehrte einen, der Erkenntnis seiner Augen und Ohren nicht zu trauen. Das war ihr entscheidendes, wichtigstes Gebot. Ihm sank der Mut, als er an die riesige Macht dachte, die gegen ihn gerüstet stand, die Leichtigkeit, mit der ihm jeder Parteiintelligenzler bei einer Debatte eine Abfuhr erteilen konnte, an die ausgeklügelten Argumente, die er nicht zu verstehen, geschweige denn zu widerlegen vermochte. Und dennoch war er im Recht! Sie hatten Unrecht und er hatte Recht. Das

Handgreifliche, das Einfache und das Wahre mußten verteidigt werden. Binsenwahrheiten sind wahr, daran wollte er festhalten! Die stoffliche Welt ist vorhanden, ihre Gesetze ändern sich nicht. Steine sind hart, Wasser ist naß, jeder Gegenstand, den man losläßt, fällt dem Erdmittelpunkt zu. Mit dem Gefühl, zu O'Brien zu sprechen und einen wichtigen Grundsatz aufzustellen, schrieb er: Freiheit ist die Freiheit zu sagen, daß zwei und zwei gleich vier ist. Sobald das gewährleistet ist, ergibt sich alles andere von selbst.

Achtes Kapitel

Irgendwo vom Ende eines Hausflurs drang der Duft gerösteten Kaffees – echten Kaffees, nicht Victory- Kaffees – auf die Straße. Winston blieb unwillkürlich stehen. Vielleicht zwei Sekunden lang fühlte er sich in die halbvergessene Welt seiner Kindheit zurückversetzt. Dann schlug eine Tür ins Schloß und schien den Duft so unmittelbar und abrupt wie einen Ton abzuschneiden.
Er war mehrere Kilometer weit auf hartem Pflaster gelaufen und seine Krampfadern rebellierten. Zum zweitenmal innerhalb von drei Wochen hatte er einen Abend im Gemeinschaftshaus versäumt: eine gewagte Unbesonnenheit, denn man konnte sicher sein, daß im Gemeinschaftshaus sorgfältig Buch geführt wurde, wie oft man dort erschien.
Im Prinzip hatte ein Parteimitglied keine Freizeit und war, außer im Bett, niemals allein. Es wurde von ihm erwartet, daß es, wenn es nicht arbeitete, aß oder schlief, an einer Parteiunterhaltung teilnahm; irgend etwas zu tun, das einen Hang zum Alleinsein verriet, auch nur für sich einen Spaziergang zu machen, war immer ein wenig gefährlich. Es gab ein Neusprechwort dafür, das „Selbstleben“ hieß und Individualismus und

Schrullenhaftigkeit bezeichnete. An diesem Abend aber hatte ihn beim Verlassen des Ministeriums die milde Aprilluft verlockt.
Der Himmel war von einem wärmeren Blau, als er es in diesem Jahr bisher gesehen hatte, und plötzlich waren ihm der lange, lärmende Abend im Gemeinschaftshaus, die langweiligen, anstrengenden Spiele, die Vorträge, die knarrende, mit Gin geölte Kameradschaft unerträglich vorgekommen. In einer plötzlichen Regung hatte er an der Omnibushaltestelle kehrtgemacht und war in das Labyrinth Londons hineingewandert, erst nach Süden, dann nach Osten, dann wieder nach Norden, sich in unbekannten Straßen verlaufend und gleichgültig, welche Richtung er einschlug.
»Wenn es eine Hoffnung gibt«, hatte er in sein Tagebuch geschrieben, »so liegt sie bei den Proles.«
Diese Worte wollten ihm nicht aus dem Sinn, sie waren wie die Feststellung einer geheimnisvollen Wahrheit und zugleich einer offensichtlichen Absurdität. Er befand sich irgendwo in dem unübersichtlichen, schmutzfarbenen Elendsviertel nordöstlich der früheren St.-Pancras-Station und schritt eine kopfsteingepflasterte Straße mit kleinen zweistöckigen Häusern entlang, deren windschiefe Türen auf gleicher Höhe mit dem Straßenpflaster lagen und irgendwie sehr überzeugend an Rattenlöcher erinnerten.
Da und dort zwischen den Pflastersteinen standen dreckige Wasserpfützen. Aus den dunklen Hauseingängen und den nach beiden Seiten abzweigenden Gäßchen flutete ein erstaunliches Gewimmel von Menschen her und wieder zurück – üppig aufgeblühte Mädchen mit dick bemalten Lippen, junge Burschen, die ihnen nachstellten, und aufgedunsene, schwerfällige Weiber, die einem vor Augen führten, wie eben diese Mädchen in zehn Jahren aussehen würden; außerdem alte zusammengekrümmte Geschöpfe, die mit auswärts gerichteten Füßen dahinschlurften, und verwahrloste barfüßige Kinder, die in den Pfützen spielten und bald darauf, auf die wütenden Schreie ihrer Mütter hin,

auseinander stoben. Etwa ein Viertel der Fenster in der Straße war zerbrochen und mit Brettern verschlagen.
Die meisten Menschen schenkten Winston keine Aufmerksamkeit; ein paar musterten ihn mit vorsichtiger Neugier. Von zwei koloßartigen Weibern, die ihre ziegelroten Unterarme über der Schürze verschränkt hielten und vor einer Toreinfahrt miteinander tratschten, fing Winston im Näherkommen Gesprächsfetzen auf.
»Ja, sag' ich zu ihr, ist recht schön und gut, sag' ich. Aber wären Sie an meiner Stelle gewesen, hätten Sie dasselbe getan, was ich getan hab'. Meckern ist leicht, sag' ich, aber meine Sorgen sind nicht Ihre Sorgen.«
»Ach, natürlich«, meinte die andere, »so ist es. Genau so ist es.«
Die schrillen Stimmen verstummten plötzlich. Die Frauen musterten ihn in feindseligem Schweigen, als er vorüberging. Doch war es nicht eigentlich Feindseligkeit, sondern nur so etwas wie Vorsicht, ein schnelles Wittern beim Wechsel eines unbekannten Tieres. Der blaue Trainingsanzug der Parteimitglieder konnte in einer solchen Straße kein gewohnter Anblick sein. Im Grunde war es unklug, sich an solchen Orten blicken zu lassen, wenn man nicht nachweislich etwas Dienstliches dort zu tun hatte. Die Streifen konnten einen anhalten, wenn man ihnen zufällig in die Arme lief. »Kann ich Ihren Ausweis sehen, Genosse? Was machen Sie hier? Wann haben Sie Ihren Arbeitsplatz verlassen? Ist das Ihr üblicher Nachhauseweg?« Und so weiter und so weiter.
Nicht, daß es eine Verfügung dagegen gegeben hätte, anders als auf dem gewöhnlichen Weg heimzugehen: aber es war, wenn die Gedankenpolizei es erfuhr, schon genug, um die Aufmerksamkeit auf einen zu lenken.
Plötzlich war die ganze Straße in heller Aufregung. Von allen Seiten ertönten Warnungsschreie. Menschen huschten wie Kaninchen in die Hauseingänge. Unmittelbar vor Winston stürzte eine junge Frau aus einem Hauseingang heraus, riß ein winziges, in einer Wasserlache spielendes Kind an sich, wickelte ihre

Schürze darum und sprang wieder zurück, alles in einer einzigen Bewegung. Im gleichen Augenblick lief aus einer Seitengasse ein Mann in einem schwarzen Anzug auf Winston zu und zeigte aufgeregt hinauf zum Himmel.

»Ein Dampfer!« schrie er. »Paß auf, Kumpel! Gleich bumst es. Hau dich hin!«

»Dampfer« war der Spitzname, mit dem die Proles aus irgendeinem Grunde die Raketenbomben bezeichneten. Winston warf sich rasch mit dem Gesicht nach unten auf die Erde. Die Proles hatten fast immer recht mit solchen Warnungen. Sie schienen eine Art Instinkt zu besitzen, der sie ein paar Sekunden im Voraus warnte, daß eine Rakete herannahte, obwohl die Raketengeschosse angeblich schneller waren als der Schall. Winston legte die Arme über den Kopf. Ein Krach ertönte, so daß die Straßendecke zu bersten schien, und ein Hagelschauer von leichten Gegenständen prasselte auf Winstons Rücken herab. Als er aufstand, entdeckte er, daß er mit Glassplittern übersät war, die von dem nächstgelegenen Fenster stammten.

Er ging weiter. Die Bombe hatte, zweihundert Meter weiter die Straße hinunter, eine Häusergruppe zerstört. Eine schwarze Rauchfahne hing am Himmel, darunter eine Wolke von Mörtelstaub, in der sich bereits, rings um die Trümmer, eine Menschenmenge sammelte. Vor ihm auf dem Pflaster lag ein kleiner Mörtelhaufen, in dessen Mitte er ein hellrotes Rinnsal unterscheiden konnte. Als er näher kam, erkannte er, daß es eine am Handgelenk abgetrennte Menschenhand war. Abgesehen von dem blutigen Stumpf war die Hand so völlig ausgeblutet, daß sie einem weißen Gipsabguß glich.

Er schleuderte das Ding mit dem Fuß in den Rinnstein und bog dann nach rechts in eine Seitenstraße ab, um aus der Menge herauszukommen. In drei oder vier Minuten hatte er die Gegend mit dem Bombenschaden hinter sich gelassen, und das trübseligschmutzige Gewirr belebter Straßen zog sich weiter, als habe sich nichts Besonderes ereignet. Es war fast zwanzig Uhr, und die von den Proles besuchten Kneipen waren gedrängt voll.

Aus ihren abgegriffenen, unablässig auf- und zuschlagenden Klapptüren drang ein Geruch nach Urin, Sägemehl und säuerlichem Bier. In einem Winkel hinter einer vorspringenden Hausfront standen drei Männer dicht beieinander; der mittlere hielt eine aufgeschlagene Zeitung in der Hand, die beiden anderen blickten ihm über die Schultern. Noch bevor er nahe genug herangekommen war, um den Ausdruck ihrer Gesichter zu unterscheiden, erkannte Winston schon an der Körperhaltung ihre Spannung.
Offenbar lasen sie eine ungemein wichtige Nachricht. Er war noch ein paar Schritte von ihnen entfernt, als die Gruppe plötzlich auseinander fiel, während zwei der Männer in heftigen Wortwechsel gerieten. Einen Augenblick lang wollte es so aussehen, als sollte es zu einer Schlägerei kommen.
»Kannst du denn deine Ohren nicht aufmachen, wenn ich dir was sage? Ich sag' dir doch, keine Zahl auf sieben hat jemals gewonnen, seit über vierzehn Monaten.«
»Aber sicher hat sie gewonnen!«
»Nein, keine Spur. Zu Hause hab' ich den ganzen Kram seit über zwei Jahren mitgeschrieben. Ich trag' die Ergebnisse immer haargenau ein. Und ich sag' dir, keine Zahl mit sieben am Schluß…«
»Und doch hat eine mit sieben gewonnen! Ich kann dir ziemlich genau die Nummer sagen, die letzten Stellen waren vier, null, sieben. Das war im Februar – zweite Februarwoche.«
»Laß dich einpökeln mit deinem Februar! Ich hab' es alles schwarz auf weiß. Und ich sag' dir, keine Zahl…“
»Ach, halt's Maul!« sagte der dritte.
Sie sprachen über die Lotterie. Als er dreißig Meter weitergegangen war, schaute Winston noch einmal zurück. Sie stritten mit roten, aufgeregten Gesichtern noch immer. Die Lotterie mit ihren wöchentlichen Auszahlungen riesiger Gewinne war das einzige öffentliche Ereignis, dem die Proles ernstliche Aufmerksamkeit schenkten.

Man durfte annehmen, daß im Leben von etlichen Millionen Proles die Lotterie den hauptsächlichen, wenn nicht den einzigen Inhalt bildete. Sie war ihre Lust, ihr Steckenpferd, ihr Trost, ihr geistiger Ansporn. Sobald es sich um die Lotterie handelte, schienen sogar Leute, die kaum lesen und schreiben konnten, zu verzwickten Berechnungen und erstaunlichen Gedächtnisleistungen fähig.
Eine ganze Kategorie von Menschen verdiente ihren Lebensunterhalt lediglich durch den Verkauf von Systemen, Vorhersagen und Glücksfetischen. Winston hatte selbst nichts mit der Abwicklung der Lotterie zu tun, die dem Ministerium für Überfluß unterstand, aber er wußte sehr wohl (in der Partei wußte es jedermann), daß die Gewinne größtenteils nur auf dem Papier standen. Nur kleine Beträge wurden wirklich ausbezahlt, während die Gewinner der Haupttreffer frei erfundene Personen waren.
Da es zwischen den einzelnen Teilen Ozeaniens keine funktionierenden Verbindungsmöglichkeiten gab, war das unschwer einzurichten. Und doch, wenn es eine Hoffnung gab, so lag sie bei den Proles. Daran mußte man festhalten. In Worten ausgedrückt klang es vernünftig; sah man aber die Menschen an, denen man auf der Straße begegnete, dann wurde es zu einer Frage des Glaubens.
Die Straße, in die er eingebogen war, führte den Hügel hinunter. Es kam ihm vor, als sei er schon einmal in dieser Gegend gewesen und als müsse nicht weit entfernt eine Hauptverkehrsader vorbeigehen. Aus dem Ungewissen vor ihm drang der Lärm lauter Stimmen. Die Straße machte eine Biegung und lief dann in einigen Stufen aus, die zu einer engen Gasse hinunterführten, in der auf ein paar Verkaufsständen welkes Gemüse feilgeboten wurde. In diesem Augenblick erinnerte sich Winston, wo er war. Die Gasse mündete in eine Hauptstraße, und nach der nächsten Biegung, keine fünf Minuten entfernt, kam der Altwarenladen, in dem er das Buch mit den unbeschriebenen Seiten gekauft hatte, das nun sein Tagebuch

war. Und in einem kleinen Papierwarengeschäft nicht weit von hier hatte er seinen Federhalter und die Flasche Tinte erstanden.
Er blieb einen Augenblick am oberen Ende der Stufen stehen. Auf der anderen Seite der Gasse war eine schäbige kleine Kneipe, deren Fenster wie vereist aussahen, während sie in Wirklichkeit nur dick mit Staub überkrustet waren. Ein uralter Mann, vornüber gebeugt, aber noch rüstig, mit einem weißen Schnurrbart, der sich wie die Rückenflosse eines Stichlings sträubte, stieß die Schwingtür auf und ging hinein.
Während Winston beobachtend dastand, ging ihm durch den Sinn, daß der alte Mann, der wenigstens achtzig Jahre alt sein mußte, bei Ausbruch der Revolution schon in den besten Mannesjahren gestanden hatte. Er und ein paar Leute seiner Generation waren die letzten noch lebenden Bindeglieder zu der verschwundenen Welt des Kapitalismus.
In der Partei waren nicht mehr viele Menschen übrig, deren Weltanschauung vor der Revolution geformt worden war. Die ältere Generation war meistenteils bei den großen Säuberungsaktionen der 1950er und 60er Jahre beseitigt worden, und die paar Überlebenden waren längst zu völliger geistiger Unterwerfung terrorisiert worden.
Wenn es noch einen lebendigen Menschen gab, der imstande war, einem einen wahrheitsgetreuen Bericht von den Verhältnissen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zu geben, so konnte das nur ein Prole sein. Plötzlich fiel Winston wieder die Stelle ein, die er aus dem Geschichtsbuch in sein Tagebuch übertragen hatte, und ein toller Impuls ergriff von ihm Besitz. Er würde in die Kneipe gehen, mit dem alten Mann Bekanntschaft schließen und ihn ausfragen. Er würde zu ihm sagen: »Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, aus Ihrer Kindheit. Wie sah es damals aus? War alles besser als heute? Oder war es vielleicht schlechter?«
Rasch, um erst gar keine Angst aufkommen zu lassen, stieg er die Stufen hinunter und überquerte die schmale Gasse. Es war natürlich einfach Wahnsinn. Wie gewöhnlich, gab es kein

ausdrückliches Verbot, mit den Proles zu sprechen und ihre Kneipen aufzusuchen, aber es war ein viel zu ungewöhnliches Verhalten, um unbemerkt zu bleiben. Wenn eine Streife erschien, konnte er vielleicht einen Anfall von Unwohlsein vorschützen, aber es war nicht wahrscheinlich, daß man ihm glauben würde. Er stieß die Tür auf, und ein fürchterlicher, käsiger Geruch nach saurem Bier schlug ihm entgegen. Bei seinem Eintritt sank das Stimmengewirr auf etwa eine halbe Lautstärke herab.

Hinter seinem Rücken konnte er fühlen, wie jedermann seinen blauen Trainingsanzug anstarrte. Eine Partie Pfeilwerfen, die am anderen Ende des Lokals im Gange war, kam gute dreißig Sekunden zum Stillstand. Der alte Mann, dem er nachgegangen war, stand an der Theke und war in einen Wortwechsel mit dem Wirt verwickelt, einem stämmigen, hakennasigen jungen Mann mit ungeheuren Unterarmen. Eine Gruppe von Leuten, die mit ihren Gläsern in der Hand dastanden, beobachtete die Szene.

»Ich hab' Sie höflich genug gebeten, oder vielleicht nicht?« sagte der alte Mann, wobei er kampflustig seine Schultern reckte. »Und Sie wollen mir weismachen, Sie hätten keine Pinte in der ganzen elenden Bude?«

»Wieviel, zum Teufel, ist überhaupt eine Pinte?« sagte der Wirt, indem er sich, auf die Fingerspitzen gestützt, weit über die Theke beugte.

»Hört euch das an! So was schimpft sich Wirt und weiß nicht einmal, was eine Pinte ist! Eine Pinte ist die Hälfte von einem Viertel, und vier Viertel sind eine Gallone. Nächstens muß ich Ihnen noch das Abc beibringen.«

»Noch nie davon gehört«, sagte der Wirt kurz angebunden. »Liter und Halbliter, das ist alles, was wir ausschenken. Dort, vor Ihnen auf dem Bord, stehen die Gläser.«

»Ich möchte eine Pinte«, sagte der alte Mann beharrlich. »Sie könnten mir genauso gut eine Pinte einschenken. Wir kannten diese blöden Liter nicht, als ich ein junger Mann war.«

»Als Sie ein junger Mann waren, lebten wir alle noch auf den Bäumen«, sagte der Wirt mit einem Seitenblick auf die Gäste.

Eine Lachsalve brach los, und die durch Winstons Eintritt verursachte Verlegenheit schien überwunden. Das mit weißen Bartstoppeln übersäte Gesicht des alten Mannes war leicht gerötet. Vor sich hinbrabbelnd wandte er sich von der Theke weg und prallte gegen Winston. Dieser fing ihn sanft am Arm auf.
»Darf ich Sie zu einem Glas einladen?« fragte er.
»Sie sind ein Gentleman«, sagte der andere und reckte wieder seine Schultern. Er schien Winstons blauen Trainingsanzug nicht bemerkt zu haben.
»Eine Pinte!« fügte er angriffslustig an den Schenkkellner hinzu. »Eine Pinte Dunkles.«
Der Wirt ließ zwei Halbliter dunkelbraunes Bier in dicke Gläser zischen, die er in einem Eimer unter der Theke ausgespült hatte. Bier war das einzige Getränk, das man in den Proles-Kneipen bekommen konnte. Die Proles sollten keinen Gin trinken, wenn sie ihn sich auch praktisch recht leicht beschaffen konnten. Das Pfeilwerfen war jetzt wieder voll im Gange, und die Menschengruppe an der Theke hatte über Lotterielose zu sprechen begonnen.
Winstons Anwesenheit war für eine Weile vergessen. Unter dem Fenster stand ein kleiner Abstelltisch, wo er und der alte Mann, ohne Furcht, belauscht zu werden, plaudern konnten. Es war schrecklich gefährlich, aber auf alle Fälle war kein Televisor in dem Lokal, eine Tatsache, deren sich Winston gleich beim Hereinkommen vergewissert hatte.
»Er hätte mir ruhig eine Pinte einschenken können«, brummte der alte Mann, während er hinter seinem Glase Platz nahm. »So ist es mir zuwenig. Und ein ganzer Liter ist wieder zuviel. Er schlägt mir auf die Blase. Ganz abgesehen vom Preis.«
»Seit Sie ein junger Mann waren, müssen Sie große Veränderungen erlebt haben«, sagte Winston, um erst einmal vorzufühlen.
Die blassblauen Augen des alten Mannes wanderten von der Scheibe der Pfeilwerfer zur Theke und von der Theke zu der Tür

mit der Aufschrift »Männer«, als wäre von den Veränderungen die Rede, die sich in der Wirtsstube vollzogen hatten.
»Das Bier war besser«, sagte er schließlich. »Und billiger! Als ich ein junger Mann war, kostete das Bier – Braunbier pflegten wir es zu nennen – vier Pence die Pinte. Das war freilich vor dem Krieg.«
»Welcher Krieg war das?« fragte Winston.
»Ein Krieg ist wie der andere«, sagte der alte Mann verschwommen. Er hob sein Glas, und seine Schultern reckten sich wieder. »Auf Ihr Wohl!«
Der scharf vorspringende Adamsapfel an seinem mageren Hals machte eine erstaunlich schnelle Bewegung auf und ab, und das Bier war verschwunden. Winston ging an die Theke und kam mit zwei weiteren Halblitergläsern zurück. Der alte Mann schien seine Bedenken gegen den ganzen Liter vergessen zu haben.
»Sie sind sehr viel älter als ich«, sagte Winston. »Sie müssen schon ein erwachsener Mann gewesen sein, ehe ich geboren wurde. Sie können sich sicher erinnern, wie es vor der Revolution ausgesehen hat. Menschen in meinem Alter wissen wirklich gar nichts von dieser Zeit. Wir können nur in Büchern davon lesen, und was in den Büchern steht, stimmt vielleicht nicht.
Ich wüßte gerne Ihre Meinung darüber. In den Geschichtsbüchern wird behauptet, daß das Leben vor der Revolution vollständig anders gewesen sei als heute. Die schreckliche Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Elend – schlimmer als alles, was wir uns vorstellen können. Hier in London hatte die große Masse des Volkes von der Wiege bis zum Grabe nie genug zu essen.
Die Hälfte der Menschen besaß nicht einmal Schuhe an den Füßen. Sie arbeiteten zwölf Stunden am Tag, gingen mit neun Jahren von der Schule ab, schliefen zu zehnt in einem Zimmer. Und gleichzeitig gab es einige wenige, nur ein paar Tausend – Kapitalisten wurden sie genannt –, die reich und mächtig waren. Ihnen gehörte alles, was man nur besitzen konnte. Sie wohnten in großen prächtigen Häusern mit dreißig Dienstboten, fuhren in

Automobilen und vierspännigen Wagen umher, tranken Champagner, trugen Zylinderhüte…«
Der alte Mann wurde auf einmal lebendig. »Zylinder!« rief er aus. »Komisch, daß Sie das erwähnen. Dasselbe fiel mir erst gestern ein, ich weiß nicht, warum. Ich dachte nur eben, daß ich seit Jahren keinen Zylinder mehr gesehen hab'. Einfach von der Bildfläche verschwunden sind sie. Das letzte Mal, daß ich einen auf hatte, war beim Begräbnis meiner Schwägerin. Und das war – nun, ich könnte Ihnen das Datum nicht nennen, aber es muß fünfzig Jahre her sein. Natürlich war er nur für die Gelegenheit ausgeliehen, Sie verstehen.«
»Das mit den Zylindern ist nicht sehr wichtig«, sagte Winston geduldig. »Der springende Punkt ist, daß diese Kapitalisten – zusammen mit ein paar Juristen, Pfarrern und so weiter, die von ihnen lebten – die Herren dieser Erde waren. Alles war für sie da. Die anderen – das einfache Volk der Arbeiter – waren ihre Sklaven. Sie konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Sie konnten sie nach Kanada verschiffen wie das liebe Vieh. Sie konnten mit ihren Töchtern schlafen, wenn es ihnen paßte. Sie konnten die Leute mit einem Ding, das die neunschwänzige Katze hieß, auspeitschen lassen. Man mußte vor ihnen die Mütze ziehen. Jeder Kapitalist ging mit einem Trupp Lakaien umher, die…«
Der alte Mann wurde wiederum lebhafter. »Lakaien!« sagte er. »Das ist auch ein Wort, das ich ewig nicht mehr gehört habe. Lakaien! Das versetzt mich richtig nach damals zurück, doch, bestimmt. Ich erinnere mich – ach, es ist furchtbar lange her –, da ging ich manchmal am Sonntagnachmittag in den Hydepark, um die Brüder ihre Reden schwingen zu hören.
Heilsarmee, Katholiken, Juden, Inder – alles war vertreten. Und da war ein Apostel – nee, ich könnte nicht mehr sagen, wie er hieß, aber ein wirklich mitreißender Redner, ja, mitreißend, das war er. Er besorgte es den Burschen nicht schlecht.
›Lakaien‹, sagte er, ›Lakaien der Bourgeoisie! Speichellecker der herrschenden Klasse!‹ Parasiten! Das war ein anderes

Lieblingswort von ihm. Und Hyänen – er hat sie ohne weiteres Hyänen genannt. Er sprach natürlich von der Labour-Partei, verstehen Sie.«
Winston hatte das Gefühl, daß sie aneinander vorbeiredeten. »Was ich wirklich wissen wollte«, sagte er, »war, ob Sie das Gefühl haben, daß jetzt mehr Freiheit herrscht als in jenen Zeiten? Werden Sie mehr wie ein Mensch behandelt? In den alten Zeiten waren die Reichen, die Leute an der Spitze…«
»Das Oberhaus!«, warf der alte Mann aus seiner Erinnerung in die Debatte.
»Das Oberhaus, wenn Sie so wollen. Was ich nun gerne wissen möchte: Waren diese Leute imstande, einen deshalb als Tieferstehenden zu behandeln, einfach, weil sie reich waren und man selber arm? Ist es zum Beispiel Tatsache, daß man sie mit ›Gnädiger Herr‹ anreden und die Mütze abnehmen mußte, wenn man an ihnen vorüberkam?«
Der alte Mann schien angestrengt nachzudenken. Er trank erst ungefähr ein Viertel seines Bieres aus, ehe er antwortete.
»Ja«, sagte er dann, »sie sahen es gerne, wenn man vor ihnen an die Mütze griff. Das verriet so was wie Respekt. Mir behagte das persönlich auch nicht, aber ich hab's nur zu oft getan. Man mußte eben, wie man wohl sagen würde.«
»Und war es üblich – ich führe nur das an, was ich in Geschichtsbüchern gelesen habe –, war es bei diesen Leuten und ihren Bedienten üblich, einen vom Bürgersteig einfach herunter in den Rinnstein zu stoßen?«
»Einer von ihnen hat mich einmal gestoßen«, sagte der alte Mann. »Ich erinnere mich noch daran, als wäre es gestern gewesen. Es war am Abend nach einer Ruderregatta – die Leute waren immer ganz außer Rand und Band, am Abend nach einer Ruderregatta –, und ich renne auf der Shaftesbury Avenue in einen jungen Burschen hinein. Der war ein richtig feiner Herr – steifes Hemd, Zylinder, schwarzer Mantel. Er schwankte im Zickzack übern Gehsteig, und ich bumse aus Versehen gegen ihn. Sagt er: ›Können Sie nicht aufpassen, wo Sie gehen?‹ sagt er. Sag'

ich: ›Glauben Sie, Sie haben das verdammte Trottoir allein gepachtet?‹ Sagt er: ›Ich dreh' dir den Kragen um, wenn du frech wirst.‹
Sag' ich: ›Sie sind besoffen. Gleich melde ich Sie der Polizei.‹ Und wollen Sie mir's glauben oder nicht, er legt mir die Hand auf die Brust und gibt mir einen Stoß, daß ich um ein Haar unter einen Bus geflogen wäre. Na, ich war damals noch jung und wollte ihm gerade eine langen, da . . .«
Ein Gefühl der Hilflosigkeit überkam Winston. Die Erinnerung des alten Mannes war weiter nichts als ein Kehrichthaufen von Einzelheiten. Man hätte ihn den ganzen Tag ausfragen können, ohne eine einzige vernünftige Auskunft zu bekommen. Die Geschichtsdarstellungen der Partei konnten zur Hälfte wahr sein; ja, sie konnten sogar vollkommen wahr sein. Er machte einen letzten Versuch.
»Vielleicht habe ich mich nicht deutlich ausgedrückt«, meinte er. »Was ich sagen wollte, ist folgendes: Sie sind schon lange auf dieser Welt. Sie haben die Hälfte Ihres Lebens vor der Revolution gelebt. Im Jahre 1925 zum Beispiel waren Sie schon erwachsen. Würden Sie nach dem, woran Sie sich noch erinnern können, sagen, daß das Leben 1925 besser oder schlechter war als heute? Wenn Sie wählen könnten, würden Sie lieber damals als heute leben wollen?«
Der alte Mann blickte nachdenklich auf die Zielscheibe des Wurfspiels. Bedächtiger als zuvor trank er sein Bier aus. Dann sprach er mit einem duldsamen, philosophischen Ausdruck im Gesicht, als habe ihn das Bier milde gestimmt.
»Ich weiß, was Sie von mir erwarten. Sie wollen hören, daß ich lieber wieder jung wäre. Die meisten Menschen würden antworten, wenn man sie fragt, sie wären lieber wieder jung. Man ist bei Kräften und Gesundheit, wenn man jung ist.
Wenn man in mein Alter kommt, ist man nie mehr so ganz in Form. Ich habe manchmal bös an meinen kranken Füßen zu leiden, und meine Blase macht mir furchtbar zu schaffen. Sechs- oder siebenmal in der Nacht muß ich raus. Andererseits sind da

wieder große Vorteile, wenn man ein alter Mann ist. Man hat nicht mehr dieselben Sorgen. Kein Ärger mit den Weibern, das ist schon sehr viel wert. Ich war fast dreißig Jahre mit keiner Frau mehr zusammen, ob Sie's glauben oder nicht. Hatte kein Verlangen danach, das ist das Beste daran.«

Winston lehnte sich gegen den Fenstersims zurück. Es hatte keinen Zweck, weiterzumachen. Er wollte gerade noch einmal Bier bestellen, als der alte Mann plötzlich aufstand und hastig in das stinkende Pissoir in der Ecke des Lokals schlurfte. Der zusätzliche halbe Liter machte sich bemerkbar.

Winston saß noch ein paar Minuten da und starrte in sein leeres Glas. Kaum wurde er sich bewußt, daß ihn seine Füße wieder hinaus auf die Straße trugen. In höchstens zwanzig Jahren, überlegte er, würde die große und einfache Frage: »War das Leben vor der Revolution besser als heute?« ein für allemal unbeantwortet bleiben müssen.

Im Grunde war sie bereits heute nicht mehr zu beantworten, da die paar verstreuten Überlebenden der alten Welt nicht imstande waren, das eine Zeitalter mit dem anderen zu vergleichen. Sie erinnerten sich wohl einer Unzahl bedeutungsloser Dinge, an den Streit mit einem Arbeitskollegen, die Suche nach einer verlorenen Fahrradpumpe, den Ausdruck auf dem Gesicht einer längst verstorbenen Schwester, die Staubwirbel an einem windigen Morgen vor siebzig Jahren: aber alle wirklich aufschlußreichen Tatsachen waren ihrem Gesichtskreis entschwunden.

Sie waren wie die Ameisen, die wohl kleine, aber keine großen Gegenstände erkennen können. Und wenn es keine Erinnerung mehr gab und alle schriftlichen Berichte gefälscht waren – wenn es soweit war, dann mußte die Behauptung der Partei, die Lebensbedingungen der Menschen verbessert zu haben, als wahr hingenommen werden, weil es keinen Maßstab mehr gab, den man hätte anlegen können, und nie mehr einen geben würde.

In diesem Augenblick kam sein Gedankengang plötzlich zum Stillstand. Er blieb stehen und blickte hoch. Er befand sich in einer engen Gasse mit ein paar unbeleuchteten Läden, die

zwischen Wohnhäusern verstreut lagen. Unmittelbar über seinem Kopf hingen drei verfärbte Metallkugeln, die aussahen, als wären sie einmal vergoldet gewesen. Es kam ihm so vor, als kenne er die Stelle. Natürlich! Er stand vor dem Altwarenladen, in dem er das Tagebuch gekauft hatte.

Ein jähes Erschrecken durchzuckte ihn. Es war schon hinreichend gewagt gewesen, das Buch überhaupt zu kaufen, und er hatte sich geschworen, nie wieder in die Nähe des Ladens zu gehen. Und doch hatten ihn in dem Augenblick, als er seinen Gedanken zu schweifen erlaubt hatte, seine Füße ganz von selbst wieder hierher getragen. Gerade gegen solche selbstmörderischen Impulse hoffte er sich zu wappnen, indem er das Tagebuch begann.

Gleichzeitig bemerkte er, daß der Laden, obwohl es fast einundzwanzig Uhr war, noch immer offengehalten wurde. In dem Gefühl, drinnen weniger aufzufallen, als wenn er auf dem Gehsteig blieb, trat er durch die Tür ein. Falls gefragt wurde, konnte er glaubhaft versichern, daß er sich nach Rasierklingen erkundigt habe.

Der Ladenbesitzer hatte gerade eine Petroleumlampe angezündet, die einen unsauberen, aber anheimelnden Geruch verbreitete. Er war ein etwa sechzigjähriger Mann, gebrechlich und vornüber gebeugt, mit einer langen, gutmütigen Nase und milden Augen, die von den dicken Brillengläsern ganz verzerrt wurden. Sein Haar war fast weiß, aber seine Augenbrauen waren buschig und noch dunkel. Seine Brille, seine zarten, umständlichen Bewegungen und seine altmodische schwarze Samtjacke verliehen seiner Erscheinung einen intellektuellen Anstrich, als sei er ein Literat oder vielleicht ein Musiker.

»Ich erkannte Sie schon auf der Straße«, sagte er sofort. »Sie sind der Herr, der das Poesiealbum gekauft hat, nicht wahr? Das war ein herrliches Papier, wirklich herrlich. Sogenanntes Crèmepapier, so sagte man früher. So ein Papier wird nicht mehr hergestellt seit – oh, ich möchte sagen, seit fünfzig Jahren.«

Er sah Winston über seine Brillengläser hinweg an. »Kann ich Ihnen mit etwas Bestimmtem dienen? Oder wollten Sie sich nur eben mal umsehen?«

»Ich kam gerade vorbei«, sagte Winston zögernd. »Wollte nur eben mal hereinschauen. Ich suche nichts Bestimmtes.«

»Um so besser«, sagte der andere, »denn ich glaube, ich hätte Sie nicht zufrieden stellen können.«

Er machte eine entschuldigende Bewegung mit seiner weichen Hand. »Sie sehen ja selbst: der Laden ist leer, möchte man sagen. Unter uns gesagt, der Antiquitätenhandel ist so gut wie erledigt. Keine Nachfrage mehr, und auch kein Angebot. Möbel, Porzellan, Glas – alles geht langsam in die Brüche. Und die Metallgegenstände sind natürlich größtenteils eingeschmolzen worden. Ich habe seit Jahren keinen Messingleuchter mehr gesehen.«

Das enge Ladeninnere war in Wirklichkeit ungemütlich vollgekramt, aber es gab fast keinen Gegenstand von dem geringsten Wert darin. Der freie Raum auf dem Fußboden war sehr beschränkt, da rings an den Wänden entlang zahllose verstaubte Bilderrahmen aufgeschichtet waren. Im Schaufenster standen Tragbrettchen voll Schrauben und Nägeln, abgenutzten Meißeln, Federmessern mit abgebrochenen Klingen, verrosteten Uhren, die wohl niemals wieder gehen würden, und dem verschiedenartigsten Schund. Nur auf einem Tischchen in einer Ecke lag allerlei netter Krimskrams – lackierte Schnupftabakdosen, Achatbroschen und dergleichen –, Dinge, die so aussahen, als könnte sich etwas Interessantes darunter befinden. Als Winston zu dem Tischchen hinüberschlenderte, fiel sein Blick auf einen runden, glatten Gegenstand, der sanft im Lampenlicht schimmerte, und er nahm ihn in die Hand.

Es war ein schweres Stück Glas, auf der einen Seite abgerundet, auf der anderen flach, also fast eine Halbkugel. Ein besonders weicher Ton, als wäre es aus Regenwasser, haftete sowohl der Farbe wie der Beschaffenheit des Glases an. In seinem Innern war, durch die runde Oberfläche vergrößert, ein seltsames,

rosafarbenes Gebilde zu sehen, das an eine Rose oder Seeanemone erinnerte.
»Was ist das?« fragte Winston entzückt.
»Eine Koralle«, sagte der alte Mann. »Sie muß aus dem Indischen Ozean stammen. Man pflegte sie gleichsam ins Glas einzubetten. Das wurde vor über hundert Jahren so gemacht. Vielleicht sogar schon vor längerer Zeit, nach ihrem Aussehen zu schließen.«
»Es ist ein sehr schöner Gegenstand«, meinte Winston. »Etwas sehr Schönes«, sagte der andere anerkennend. »Heutzutage gibt es nicht viele Dinge, von denen man das sagen könnte.«
Er hustete. »Nun, sollten Sie es zufällig kaufen wollen, so überlasse ich es Ihnen für vier Dollar. Ich kann mich einer Zeit erinnern, wo ein solches Stück acht Pfund gebracht hätte, und damals waren acht Pfund – nun ich kann es nicht umrechnen, jedenfalls eine Menge Geld. Aber wer hat heutzutage noch etwas übrig für echte Antiquitäten – für die wenigen, die es noch gibt?«
Winston bezahlte sofort die vier Dollar und steckte den begehrten Gegenstand in seine Tasche. Was ihn daran fesselte, war nicht so sehr seine Schönheit, sondern ein gewisses Etwas, das ihm anhaftete und darauf hinzudeuten schien, daß er einem anderen, grundverschiedenen Zeitalter angehörte.
Das weiche, regenwasserartige Glas war nicht wie ein gewöhnliches Glas, und er hatte so etwas noch nie gesehen. Der Gegenstand war durch seine offenbare Nutzlosigkeit doppelt anziehend, obwohl er erraten konnte, daß er vermutlich einmal als Briefbeschwerer gedacht war. Er wog sehr schwer in seiner Tasche, aber zum Glück bauschte er sie nicht sehr auf. Es war auffallend, sogar kompromittierend für ein Parteimitglied, dergleichen in seinem Besitz zu haben. Alles Alte – und damit alles Schöne – war immer ein wenig verdächtig. Der alte Mann war merklich liebenswürdiger geworden, nachdem er die vier Dollar bekommen hatte. Winston wurde klar, daß er sich auch mit drei oder sogar zwei zufriedengegeben hätte.
»Oben ist noch ein anderes Zimmer, das Sie vielleicht gerne besichtigen möchten«, sagte er. »Es steht nicht viel drin. Nur ein

paar Möbelstücke. Wenn wir hinaufgehen, wird eine Lampe als Beleuchtung genügen!«

Er zündete eine andere Lampe an und ging mit gebeugtem Rücken voran die steile, ausgetretene Treppe hinauf, und weiter durch einen winzigen Flur in ein Zimmer, das keinen Ausblick auf die Straße, sondern auf einen gepflasterten Hof und einen Wald von Schornsteinen hatte. Winston bemerkte, daß die Möbel noch so aufgestellt waren, als wäre das Zimmer bewohnt. Ein Teppichstreifen lag auf dem Fußboden, ein paar Bilder hingen an den Wänden, und ein tiefer, durchgesessener Lehnstuhl war an den offenen Kamin gerückt. Eine altmodische Standuhr unter einem Glassturz und mit einem Zwölferzifferblatt tickte auf dem Kaminsims. Unter dem Fenster stand, fast ein Viertel des Zimmers einnehmend, ein riesiges Bett, auf dem noch die Matratzen lagen.

»Wir wohnten hier, bis meine Frau starb«, sagte der alte Mann, halb um Entschuldigung bittend. »Jetzt verkaufe ich die Möbel eins nach dem anderen. Das hier ist ein prachtvolles Mahagonibett, oder es wäre jedenfalls prächtig, wenn man die Wanzen herausbekommen könnte. Aber Sie werden vermutlich finden, daß es zuviel Platz einnimmt.«

Er hielt die Lampe hoch, um den ganzen Raum zu beleuchten, und in dem warmen, gedämpften Licht sah das Zimmer merkwürdig einladend aus. Durch Winstons Kopf huschte der Gedanke, daß es vermutlich ganz leicht sein würde, das Zimmer für ein paar Dollar in der Woche zu mieten, wenn man nur die Gefahr auf sich zu nehmen wagte.

Es war ein toller, unmöglicher Einfall, den er gleich darauf wieder fallen ließ; aber das Zimmer hatte in ihm so etwas wie Heimweh, eine Art alter Erinnerung, geweckt. Es kam ihm vor, als wüßte er genau, wie man sich fühlte, wenn man in einem solchen Zimmer im Lehnstuhl neben einem offenen Feuer saß, mit den Füßen gegen das Kamingitter und einem Teekessel auf dem Kaminbord: ganz allein, ganz sicher, ohne jemand, der einen beobachten, ohne eine Stimme, die einen verfolgen konnte kein

anderer Laut als das Summen des Kessels und das freundliche Ticken der Uhr.
»Und keinen Televisor…«, murmelte er unwillkürlich.
»Oh«, sagte der alte Mann, »ich habe nie eins von diesen Dingen besessen. Zu teuer. Ich habe offenbar auch nie ein Bedürfnis danach verspürt. Dort drüben in der Ecke sehen Sie ein hübsches Klapptischchen. Sie müßten allerdings neue Scharniere anbringen lassen, wenn Sie es aufgeklappt benützen wollen.«
In der anderen Ecke stand ein kleines Bücherregal, auf das Winston bereits losgesteuert war. Es enthielt nichts als Schund. Das Auskämmen und Vernichten der Bücher war in den Proles-Vierteln mit der gleichen Gründlichkeit wie in allen anderen besorgt worden.
Es war höchst unwahrscheinlich, daß es irgendwo in Ozeanien noch ein Exemplar eines vor 1960 gedruckten Buches gab. Noch immer die Lampe in den Händen, stand der alte Mann vor einem Bild in einem Rosenholzrahmen, das auf der anderen Seite des Kamins hing, dem Bett gegenüber.
»Falls Sie zufällig Interesse an alten Stichen haben sollten«, fing er vorsichtig an. Winston trat näher, um das Bild genauer zu betrachten. Es war der Stahlstich eines ovalen Gebäudes mit rechtwinkeligen Fenstern und einem kleinen Turm in der Mitte. Ein Eisengitter lief um das ganze Gebäude, und im Hintergrund war offenbar eine Art Standbild. Winston betrachtete es einige Augenblicke. Es kam ihm irgendwie bekannt vor, wenn er sich auch an das Standbild nicht erinnern konnte.
»Der Rahmen ist an der Wand befestigt«, sagte der alte Mann, »aber ich kann ihn losschrauben.«
»Ich kenne das Gebäude«, sagte Winston schließlich.
»Es ist heute eine Ruine. Es steht mitten auf der Straße vor dem Justizpalast.«
»Stimmt. Beim Großen Gerichtshof. Es wurde zerbombt im Jahre – ach, vor vielen Jahren. Es ist einmal eine Kirche gewesen. St. Clement's Dane hieß sie.« Er lächelte, wie um Verzeihung heischend, als sei er sich bewußt, etwas leicht Lächerliches zu

sagen, und fügte hinzu: »Oranges and lemons, say the bells of St. Clement's!«
»Was soll das bedeuten?« fragte Winston. »Ei nun – ›Oranges and lemons, say the bells of St. Clement's‹. Das war ein Abzählreim, den wir sangen, als ich noch ein kleiner Junge war. Wie er weitergeht, erinnere ich mich nicht. Ich weiß nur, daß es am Schluß heißt: "Here comes a candle to light you to bed, here comes a chopper to chop off your head."
Es war so eine Art Ringelreihen. Die Kinder hielten die Arme hoch, damit man drunter durchgehen konnte, und wenn man zu ›Here comes a chopper to chop off your head‹ kam, ließen sie die Arme sinken, und man war gefangen. Es waren lauter Namen von Kirchen. Alle Londoner Kirchen kamen drin vor – die bekanntesten, meine ich.«
Winston fragte sich, aus welchem Jahrhundert die Kirche stammte. Es war immer schwierig, das Zeitalter eines Londoner Gebäudes zu bestimmen. Alles Große und Eindrucksvolle wurde, wenn es einigermaßen neu aussah, automatisch als ein Neubau der Revolution in Anspruch genommen, während alles, was offenkundig früheren Datums war, einer dunklen und unbestimmten Epoche zugeschrieben wurde, die man als Mittelalter bezeichnete.
Von den Jahrhunderten des Kapitalismus wurde so getan, als hätten sie nichts von irgendwelchem Wert hervorgebracht. Von der Architektur konnte man ebenso wenig Geschichte ablesen wie aus den Büchern. Statuen, Inschriften, Denkmäler, Straßennamen – alles, was Licht auf die Vergangenheit werfen konnte, war systematisch abgeändert worden. So hatte man diesem Land seine Vergangenheit und damit zugleich seine Identität geraubt.
»Ich wußte gar nicht, daß es eine Kirche war«, sagte Winston.
»Es stehen in Wirklichkeit noch eine ganze Menge Kirchen«, sagte der alte Mann, »wenn sie auch anderen Zwecken zugeführt wurden. Wie ging doch jetzt gleich dieser Reim weiter? Ach, ich

hab's! ›Oranges and lemons, Say the bells of St. Clement's, You owe me three farthings, Say the bells of St. Martins...”
Sehen Sie, soweit bringe ich's zusammen. Ein Farthing war eine kleine Kupfermünze, ungefähr wie ein Cent.«
»Wo stand St. Martin's?« fragte Winston.
»St. Martin's? Es steht noch. Am Victory-Square, neben der Bildergalerie. Ein Gebäude mit einer Art dreieckiger Vorhalle, einem Säulenvorbau und großen, breiten Stufen, die hinaufführen.«
Winston kannte das Gebäude gut. Es war ein Museum für die Ausstellung von verschiedenartigem Propagandamaterial: von verkleinerten Modellen von Raketengeschossen, Schwimmenden Festungen, Wachsnachbildungen feindlicher Greueltaten und dergleichen.
»St. Martin's in the Fields wurde die Kirche damals immer genannt«, ergänzte der alte Mann, »obwohl ich mich an keine Felder in dieser Gegend erinnern kann.«
Winston kaufte das Bild nicht. Es wäre als Besitztum sogar noch belastender gewesen als der gläserne Briefbeschwerer und unmöglich nach Hause zu tragen, wenn man es nicht aus dem Rahmen herauslöste. Aber er blieb noch ein paar Minuten und unterhielt sich mit dem alten Mann, der übrigens, wie er herausfand, nicht Weeks hieß, wie man nach der Aufschrift auf dem Ladenschild hätte annehmen können, sondern Charrington. Herr Charrington, stellte sich heraus, war ein Witwer von dreiundsechzig und hatte dreißig Jahre lang in diesem Laden gewohnt.
Diese ganze Zeit über hatte er die Absicht gehabt, den Namen über dem Schaufenster zu ändern, war aber doch nie dazu gekommen. Wahrend ihrer ganzen Unterhaltung wollte Winston der nur halb erinnerte Kinderreim nicht aus dem Kopf gehen.
Oranges and lemons, say the bells of St. Clement's. You owe me three farthings, say the bells of St. Martin's! Es war seltsam: wenn man es vor sich hinsagte, hatte man die Illusion, tatsächlich Glocken läuten zu hören, die Glocken eines verschollenen

Londons, das doch noch da oder dort, ganz entstellt und vergessen, vorhanden war. Von einem geisterhaften Kirchturm nach dem ändern glaubte er das Geläut zu hören. Dabei hatte er, soviel er sich erinnern konnte, in Wirklichkeit noch nie im Leben Kirchenglocken läuten hören.

Er verabschiedete sich von Herrn Charrington und stieg allein die Treppe hinunter, um den alten Mann nicht merken zu lassen, daß er erst einen forschenden Blick auf die Straße warf, ehe er aus der Tür trat. Er hatte innerlich bereits beschlossen, nach einer entsprechenden Wartezeit – vielleicht nach einem Monat – das Risiko auf sich zu nehmen und den Laden nochmals zu besuchen. Es war vielleicht nicht gefährlicher, als einen Gemeinschaftsabend zu schwänzen.

Die eigentliche Tollkühnheit war gewesen, überhaupt noch einmal hierher zu kommen, nachdem er das Diarium gekauft hatte und nicht wissen konnte, ob man dem Ladeneigentümer trauen durfte. Aber sei's drum…!

Ja, er dachte noch einmal, er würde wiederkommen. Er würde andere Reste von schönem Tand kaufen. Er würde den Stich von St. Clement's Dane erstehen, ihn aus dem Rahmen nehmen und unter der Bluse eines Trainingsanzugs versteckt nach Hause tragen. Er würde auch noch die übrigen Strophen dieses Kinderreims aus Herrn Charringtons Gedächtnis herauslocken. Sogar der wahnwitzige Plan, das Zimmer im Obergeschoß zu mieten, durchzuckte für einen Augenblick seinen Kopf. Fünf Sekunden lang vielleicht machte ihn seine Hochstimmung unvorsichtig, und er trat, ohne auch nur vorher zur Sicherung einen Blick durchs Fenster zu werfen, hinaus auf die Straße. Er hatte sogar zu einer improvisierten Melodie zu summen angefangen: »Oranges and lemons, Say the bells of St. Clement's, You owe me three farthings, Say the…«

Plötzlich erstarrte sein Herz zu Eis, und seine Knie wurden wachsweich. Eine Gestalt im blauen Trainingsanzug kam ihm, keine zehn Meter entfernt, auf der Straße entgegen. Es war das Mädchen der Literaturabteilung, das Mädchen mit dem dunklen

Haar. Die Beleuchtung war schlecht, aber er konnte sie ohne weiteres erkennen. Sie blickte ihm gerade ins Gesicht und ging dann rasch weiter, als habe sie ihn nicht bemerkt.

Ein paar Sekunden war Winston wie gelähmt und konnte keinen Fuß vor den anderen setzen. Dann bog er nach rechts ab und schritt rasch aus, ohne im ersten Augenblick zu merken, daß er in der verkehrten Richtung ging. Eines stand jedenfalls fest. Es gab keinen Zweifel mehr, daß das Mädchen ihm nachspionierte. Sie mußte ihn verfolgt haben, denn es war nicht glaubhaft, daß sie aus reinem Zufall am selben Abend durch dieselbe obskure Hintergasse kam, kilometerweit von allen Vierteln entfernt, in denen Parteimitglieder wohnten. Es wäre ein zu großer Zufall gewesen. Ob sie wirklich eine Agentin der Gedankenpolizei oder lediglich ein von übertriebenem Diensteifer inspirierter Amateur-Spitzel war, blieb sich so ziemlich gleich. Es genügte, daß sie ihn beobachtete. Vermutlich hatte sie ihn auch in die Kneipe hineingehen sehen.

Ihm wurde das Gehen schwer. Der gläserne Gegenstand in seiner Tasche schlug bei jedem Schritt an seine Hüfte, und er dachte halb und halb daran, ihn herauszuziehen und wegzuwerfen. Das Schlimmste waren seine Leibschmerzen. Ein paar Augenblicke lang hatte er das Gefühl, er würde sterben, wenn er nicht bald eine Toilette erreichte. Doch in einem solchen Viertel gab es wohl keine öffentlichen Bedürfnisanstalten. Dann lösten sich die Krämpfe und ließen nur einen dumpfen Schmerz zurück.

Die Straße war eine Sackgasse. Winston blieb stehen und überlegte ein paar Sekunden unschlüssig, was er tun sollte. Dann kehrte er um und ging den Weg zurück. Im Kehrtmachen fiel ihm ein, daß das Mädchen erst vor drei Minuten an ihm vorbeigekommen war und er sie laufend vermutlich einholen konnte. Er konnte sich an ihre Fersen heften, bis sie eine verlassene Gegend erreicht hatten, und ihr dann mit einem Pflasterstein den Schädel einschlagen. Der Glasgegenstand in seiner Tasche war schwer genug dazu. Aber er ließ diese Idee sofort wieder fallen, denn schon der Gedanke an irgendeine

körperliche Anstrengung war ihm unerträglich. Er brachte es einfach nicht fertig, zu laufen und zu einem Schlag auszuholen. Außerdem war sie jung und kräftig und würde sich verteidigen. Er dachte auch daran, noch zum Gemeinschaftshaus zu eilen und dort bis zur Sperrstunde zu bleiben, um sich wenigstens ein teilweises Alibi für den Abend zu verschaffen. Aber auch das war unmöglich. Eine tödliche Ermattung hatte sich seiner bemächtigt. Er wollte nichts weiter als nach Hause gehen, sich hinsetzen und ausruhen.

Es war nach zweiundzwanzig Uhr, als er seine Wohnung erreichte. Um dreiundzwanzig Uhr dreißig würde der Lichtstrom von der Hauptleitung her abgeschaltet werden. Er ging in die Küche und goß fast eine ganze Teetasse voll Victory-Gin hinunter. Dann ging er zu dem Tisch in der Nische, setzte sich und zog das Tagebuch aus der Schublade. Aber er schlug es nicht sofort auf. Aus dem Televisor kreischte eine blecherne Frauenstimme ein kollektivistisches Arbeitslied. Er saß da und starrte, in dem Versuch, die Stimme aus seinem Bewußtsein auszuschalten, den marmorierten Buchdeckel an.

Nachts holten sie einen, immer in der Nacht. Das Richtige war, sich umzubringen, ehe sie einen abholten. Zweifellos gab es Menschen, die das taten. Viele Fälle von Verschwinden waren in Wirklichkeit Selbstmorde. Aber man brauchte den Mut der Verzweiflung, um sich in einer Welt, in der Feuerwaffen oder ein rasch wirkendes Gift vollkommen unmöglich zu beschaffen waren, selbst zu töten.

Er dachte mit Staunen an die biologische Sinnlosigkeit von Schmerz und Angst, an den erbärmlichen Verrat des menschlichen Körpers, der immer genau in dem Augenblick in Schwäche verfällt, in dem man von ihm eine besondere Anstrengung benötigt. Er hätte das dunkelhaarige Mädchen zum Schweigen bringen können, wenn er nur rasch genug gehandelt hätte, aber gerade infolge der Größe der ihm drohenden Gefahr hatte er die Fähigkeit zum Handeln verloren. Es kam ihm zu Bewußtsein, daß man in Momenten höchster Gefahr nie gegen

einen von außen kommenden Feind ankämpft, sondern immer nur gegen den eigenen Körper. Sogar jetzt, trotz des Gins, machte der dumpfbohrende Schmerz in seinem Bauch ein zusammenhängendes Denken unmöglich.
Und in allen scheinbar heldischen oder tragischen Lagen, erkannte er, ist es das gleiche. Auf dem Schlachtfeld, in der Folterkammer, auf einem untergehenden Schiff werden die entscheidenden Dinge, um derentwillen man kämpft, immer vergessen, weil der Körper sich vordrängt, bis er die ganze Welt ausfüllt. Und selbst wenn man nicht vor Angst gelähmt ist oder nicht vor Schmerz aufschreit, ist das Leben immer ein Kampf, von einem Augenblick zum ändern, gegen Hunger oder Kälte oder Schlaflosigkeit, gegen einen verdorbenen Magen oder einen schmerzenden Zahn.
Er schlug sein Tagebuch auf. Es war wichtig, jetzt etwas niederzuschreiben. Die Frau im Televisor hatte ein neues Lied angestimmt. Ihre Stimme schien sein Gehirn wie zackige Glassplitter zu durchbohren. Er versuchte an O'Brien zu denken, für den, an den er sein Tagebuch geschrieben hatte, aber stattdessen begann er darüber nachzudenken, was mit ihm geschehen würde, nachdem ihn die Gedankenpolizei abgeführt hatte. Es wäre ja nicht so schlimm, wenn sie einen gleich umbrächten.
Man war darauf gefaßt, getötet zu werden. Aber vor dem Tod (niemand sprach von diesen Dingen, und doch wußte sie jeder) kam erst das unvermeidliche Erpressen von Geständnissen: das Herumkriechen auf dem Boden und das Um-Gnade-Flehen, das Krachen zermalmter Knochen – die eingeschlagenen Zähne und die blutigen Haarbüschel.
Warum mußte man das durchmachen, da doch das Ende immer das gleiche war? Warum war es nicht möglich, ein paar Tage oder Wochen aus seinem Leben einfach zu streichen? Niemand entging jemals der Entdeckung, und niemand hatte je verfehlt, ein Bekenntnis abzulegen. Hatte man erst einmal ein Gedankenverbrechen begangen, so war es sicher, daß man nach

einer bestimmten Zeit tot war. Warum mußte einen dann dieses Entsetzliche, das doch nichts änderte, im Schoße der Zukunft erwarten?
Er versuchte, mit ein wenig mehr Erfolg als zuvor, sich das Bild O'Briens vorzustellen. »Wir werden uns wiedersehen, wo keine Dunkelheit herrscht«, hatte O'Brien zu ihm gesagt. Er wußte, was das bedeutete, oder glaubte es zu wissen. Der Ort, an dem keine Dunkelheit herrscht, war die erträumte Zukunft, die man nie erleben würde, deren man aber durch Vorausschau in geheimnisvoller Weise teilhaftig werden konnte.
Aber während die Stimme aus dem Televisor ihm die Ohren voll dröhnte, konnte er den Gedankengang nicht weiter verfolgen. Er steckte sich eine Zigarette an. Prompt fiel die Hälfte des Tabaks heraus auf seine Zunge, ein bitter schmeckender Staub, der sich nur schwer wieder ausspucken ließ. In Gedanken schwebte ihm das Gesicht des Großen Bruders vor und verdrängte das O'Briens. Genau wie er es vor ein paar Tagen getan hatte, zog er eine Münze aus der Tasche und betrachtete sie. Das Gesicht starrte zu ihm empor, ernst, ruhig, beschützend, doch welches Lächeln mochte sich hinter dem dunklen Schnurrbart verbergen?

KRIEG BEDEUTET FRIEDEN
FREIHEIT IST SKLAVEREI
UNWISSENHEIT IST STÄRKE

Wie Grabgeläute fielen ihm wieder diese Worte ein…

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Es war mitten am Vormittag; Winston hatte seine Arbeitsnische verlassen, um auf die Toilette zu gehen. Da kam eine einzelne Gestalt vom anderen Ende des langen, hellerleuchteten Ganges auf ihn zu. Es war das dunkelhaarige Mädchen.

Vier Tage waren seit dem Abend verstrichen, als sie ihm vor dem Altwarenladen begegnet war. Während sie näher kam, bemerkte er, daß sie den rechten Arm in einer Schlinge trug, die man aus der Entfernung nicht erkennen konnte, weil sie von der gleichen Farbe wie ihr Trainingsanzug war. Vermutlich hatte sie sich die Hand gequetscht bei der Bedienung eines der großen Kaleidoskope, in denen die Grobeinstellung der ersten Fassung von Romanen hergestellt wurde. Das war in der Literaturabteilung ein wohl ziemlich häufiger Arbeitsunfall.

Sie waren vielleicht noch vier Meter voneinander entfernt, als das Mädchen stolperte und fast ihrer ganzen Länge nach hinfiel. Ein schriller Schmerzensschrei entrang sich ihrer Brust. Sie mußte gerade auf den verletzten Arm gefallen sein. Winston blieb stehen. Das Mädchen hatte sich auf den Knien aufgerichtet. Ihr Gesicht war milchweiß geworden, und der Mund hob sich in lebhafterem Rot als vorher von ihrer Blässe ab. Mit einem flehentlichen Ausdruck, der mehr nach Angst als nach Schmerz aussah, blickten ihre Augen in die seinen.

Ein seltsames Gefühl regte sich in Winstons Herzen. Zu seinen Füßen lag ein Feind, der ihm nach dem Leben trachtete; zugleich aber auch ein Mensch, der von Schmerzen gequält wurde und sich vielleicht einen Knochen gebrochen hatte. Instinktiv war er

herbeigeeilt, um ihr zu helfen. In dem Augenblick, als er sie auf den verbundenen Arm fallen sah, war ihm gewesen, als fühlte er den Schmerz am eigenen Leibe.

»Haben Sie sich verletzt?« fragte er.

»Es ist nichts. Nur mein Arm. Es wird gleich wieder gut sein.« Sie sprach, als stocke ihr das Herz. Jedenfalls war sie sehr bleich geworden.

»Sie haben sich hoffentlich nichts gebrochen?«

»Nein, mir fehlt nichts. Es tat einen Augenblick weh, das ist alles.« Sie streckte ihm ihre freie Hand entgegen, und er half ihr auf. Sie hatte wieder etwas Farbe bekommen und schien sich bedeutend besser zu fühlen.

»Es ist nichts«, wiederholte sie kurz. »Ich verspürte nur einen Stich im Handgelenk. Danke, Genosse!« Und damit ging sie so unbeschwert in der gleichen Richtung weiter, als sei tatsächlich nichts geschehen.

Der ganze Zwischenfall konnte keine halbe Minute gedauert haben. Seine Gefühle durch nichts zu verraten, war für jedermann zu einer Instinkthandlung geworden, und überdies hatten sie gerade vor einem Televisor gestanden, als die Sache passierte. Trotzdem war es Winston nicht leichtgefallen, einen flüchtigen Ausdruck der Überraschung zu unterdrücken, denn in den zwei oder drei Sekunden, in denen er ihr aufhalf, hatte das Mädchen ihm etwas in die Hand gedrückt. Es stand außer Frage, daß sie das absichtlich getan hatte. Es war ein kleiner und flacher Gegenstand. Als er die Toilette betrat, schob er ihn in seine Tasche und befühlte ihn mit den Fingerspitzen. Es war ein viereckig zusammengefaltetes Stückchen Papier.

Während er vor dem Becken stand, gelang es ihm nach einigem Fingern, den Zettel auseinander zufalten. Offenbar stand eine Nachricht darauf. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, ihn in eine der Kabinen mitzunehmen und auf der Stelle zu lesen. Doch das wäre eine unverzeihliche Torheit gewesen, wie er wohl wußte. Es gab kaum einen anderen Ort, an dem man so sicher sein konnte, dauernd durch den Televisor überwacht zu werden.

Er ging an seinen Arbeitsplatz in seine Nische zurück, warf das Zettelchen nachlässig unter die anderen auf dem Schreibtisch liegenden Papiere, setzte sich die Brille auf und zog den Sprechschreiber zu sich heran. »Fünf Minuten«, sagte er zu sich selbst; »mindestens fünf Minuten.« Sein Herz klopfte erschreckend heftig in seiner Brust. Zum Glück war die Arbeit, mit der er gerade beschäftigt war, eine reine Routinesache, die Richtigstellung einer langen Zahlenliste, und erforderte keine angestrengte Aufmerksamkeit.

Was immer auf dem Papier geschrieben stand, mußte eine Art politische Bedeutung haben. Soweit er es beurteilen konnte, gab es zwei Möglichkeiten. Die eine, weit wahrscheinlichere, bestand darin, daß das Mädchen, ganz wie er gefürchtet hatte, eine Agentin der Gedankenpolizei war. Er wußte zwar nicht, warum die Gedankenpolizei gerade diesen Weg wählen sollte, einem ihre Weisungen zugehen zu lassen, aber vielleicht hatte sie ihre Gründe dafür. Auf dem Zettelchen konnte eine Drohung stehen, eine Vorladung, die Aufforderung, Selbstmord zu begehen, es konnte auch irgendeine Falle sein. Aber es gab eine andere, noch tollere Möglichkeit, und sie ließ sich nicht verscheuchen, wenn er auch vergebens versuchte, sie aus seinen Gedanken zu verbannen. Daß nämlich die Nachricht überhaupt nicht von der Gedankenpolizei kam, sondern von einer Art Untergrundbewegung.

Vielleicht gab es »Die Brüderschaft« doch! Vielleicht gehörte das Mädchen ihr an! Kein Zweifel, der Gedanke war absurd, aber er war ihm sofort durch den Kopf geschossen, als er das Stückchen Papier in seiner Hand spürte. Erst ein paar Minuten später war ihm die andere, wahrscheinlichere Möglichkeit in den Sinn gekommen. Und sogar jetzt noch – wenn ihm auch sein Verstand sagte, daß die Botschaft vermutlich den Tod bedeutete –, sogar jetzt konnte er noch immer nicht daran glauben, und er klammerte sich an eine unvernünftige Hoffnung. Sein Herz klopfte, und nur mühsam konnte er ein Zittern seiner Stimme

vermeiden, während er seine Zahlen in den Sprechschreiber hineinmurmelte.
Er rollte den erledigten Stoß Papiere zusammen und steckte ihn in die Rohrposttrommel. Acht Minuten waren verstrichen. Er schob die Brille auf der Nase zurecht, seufzte und zog das nächste Bündel Akten zu sich heran, auf dem das Zettelchen lag. Er strich es glatt. In einer großen, unbeholfenen Handschrift stand darauf: ***Ich liebe Sie***.
Mehrere Sekunden lang war er zu verblüfft, um das belastende Papier in das Gedächtnis-Loch zu werfen. Als er es endlich tat, konnte er – obwohl er sehr gut die Gefahr eines zu lebhaft bekundeten Interesses kannte – nicht der Versuchung widerstehen, es noch einmal zu lesen, nur um sich zu überzeugen, ob diese Worte wahrhaftig dastünden.
Den übrigen Vormittag fiel ihm das Arbeiten sehr schwer. Schwieriger noch, als seine Aufmerksamkeit auf eine Reihe langwieriger Arbeiten zu konzentrieren, war die Notwendigkeit, seine Aufregung vor dem Televisor verbergen zu müssen.
Ihm war, als brenne ein Feuer in ihm. Das Mittagessen in der heißen, oft überfüllten, lärmenden Kantine war eine Tortur. Er hatte gehofft, während der Mittagspause ein wenig allein zu sein, aber wie es das Unglück wollte, ließ sich der blonde Parsons neben ihm auf einen Stuhl plumpsen, wobei seine scharfe Schweißausdünstung beinahe den metallenen Eintopfgeruch verdrängte. Er schwatzte unaufhörlich von den Vorbereitungen für die Hass-Woche. Er war besonders begeistert über einen zwei Meter breiten Kopf des Großen Bruders aus Papiermaché, der zu der Veranstaltung von dem Späher-Fähnlein seiner Tochter angefertigt wurde.
Das Lästige war, daß Winston bei dem Stimmengewirr kaum hören konnte, was Parsons sagte, und ihn dauernd bitten mußte, die eine oder andere seiner belanglosen Bemerkungen zu wiederholen. Nur einmal konnte er einen flüchtigen Blick auf das Mädchen werfen, das am anderen Ende des Raumes an einem Tisch mit zwei Kolleginnen saß. Sie schien ihn nicht gesehen zu

haben, und er vermied es, nochmals in die gleiche Richtung zu blicken.
Der Nachmittag war erträglicher. Sofort nach dem Essen traf ein höchst kniffliges Stück Arbeit ein, das mehrere Stunden in Anspruch nahm und es notwendig machte, alles andere beiseite zu legen. Es bestand darin, eine Reihe von zwei Jahre zurückliegenden Produktionsziffern so zu verfälschen, daß ein prominentes Mitglied der Inneren Partei, das gerade in Ungnade gefallen war, dadurch in Mißkredit gebracht wurde. Es war eine Arbeit, in der Winston sich besonderes Geschick erworben hatte, und für über zwei Stunden vermochte er das Mädchen vollständig aus seinem Denken auszuschalten.
Dann kehrte die Erinnerung an ihr Gesicht zurück, und mit ihr ein rasendes, schier unerträgliches Verlangen, allein zu sein. Ehe er nicht allein sein konnte, war es unmöglich, über diese neue Wendung der Dinge nachzudenken. Heute war für ihn Pflichtabend im Gemeinschaftshaus.
Er schlang in der Kantine eine nach nichts schmeckende Mahlzeit hinunter, eilte dann fort zum Gemeinschaftshaus, nahm an dem feierlichen Unfug einer sogenannten »Diskussionsgruppe« teil, spielte zwei Partien Tischtennis, stürzte mehrere Glas Gin hinunter und ließ eine halbe Stunde einen Vortrag über das Thema »Engsoz und seine Beziehungen zum Schachspiel« über sich ergehen. Innerlich wand er sich vor Langeweile, aber zum ersten Male seit einiger Zeit hatte er nicht das Bedürfnis verspürt, den Gemeinschaftsabend zu versäumen. Beim Anblick der drei Worte »Ich liebe Sie« war der Wunsch, am Leben zu bleiben, neu in ihm erwacht, und plötzlich schien es töricht, in Kleinigkeiten sich einer Gefahr auszusetzen. Erst um dreiundzwanzig Uhr, als er daheim war und im Bett lag – in der Dunkelheit, in der man sogar vor dem Televisor sicher war, solange man sich still verhielt –, konnte er ungestört nachdenken.
Es galt ein technisches Problem zu lösen: wie konnte er wohl mit dem Mädchen in Verbindung treten und ein Stelldichein mit ihr verabreden?

Die Möglichkeit, daß sie ihm nur eine Falle stellen wollte, zog er nicht mehr in Betracht. Er wußte auf Grund ihrer unverkennbaren Aufregung, als sie ihm den Zettel ausgehändigt hatte, daß dem nicht so war. Offensichtlich war sie vor Angst völlig durcheinander gewesen, was durchaus erklärlich war. Auch kam ihm nicht einen Augenblick lang in den Sinn, ihre Annäherungsversuche zurückzuweisen. Erst vor fünf Nächten wollte er ihr in Gedanken mit einem Pflasterstein den Schädel einschlagen; aber das hatte nichts zu bedeuten.
Er dachte an ihren nackten, jugendlichen Körper, wie er ihn in seinem Traum gesehen hatte. Er hatte geglaubt, sie sei wie alle die anderen, den Kopf vollgestopft mit Lügen und Hass, der Leib ein einziger Eisklumpen. Eine Art Fieber befiel ihn bei dem Gedanken, er könnte sie verlieren, der junge weiße Leib könnte sich ihm entziehen. Mehr als alles andere fürchtete er, sie könnte es sich noch einmal anders überlegen, wenn er nicht rasch mit ihr in Beziehung trat. Aber die technische Schwierigkeit, sie zu treffen, war enorm. Es war, als wollte man beim Schachspiel einen Zug machen, nachdem man bereits matt gesetzt worden war. Wohin man auch den Blick wandte, wurde man vom Televisor beobachtet.
Tatsächlich waren ihm schon in den ersten fünf Minuten, nachdem er den Zettel gelesen hatte, alle Möglichkeiten, sich mit ihr in Verbindung zu setzen, durch den Kopf geschossen. Jetzt aber, da er zum Nachdenken Muße hatte, prüfte er sie noch einmal eine nach der anderen, als lege er sich eine Reihe von Instrumenten zurecht.
Offensichtlich konnte eine Verständigung, wie sie heute Morgen stattgefunden hatte, nicht wiederholt werden. Hätte sie in der Registraturabteilung gearbeitet, so wäre es verhältnismäßig leicht gewesen; aber er hatte nur eine sehr ungenaue Vorstellung, in welchem Teil des riesigen Gebäudes die Literaturabteilung lag, und erst recht keinen Vorwand, dorthin zu gehen. Hätte er gewusst, wo sie wohnte und um welche Zeit sie ihren Arbeitsplatz verließ, dann hätte er es einrichten können, ihr

irgendwo auf dem Heimweg zu begegnen. Aber der Versuch, ihr vom Büro bis zum Haus nachzugehen, war nicht ratsam, denn er hätte ein Herumstehen vor dem Ministerium mit sich gebracht, und das wäre vermutlich aufgefallen. Einen Brief durch die Post zu schicken, kam auch nicht in Frage. Es war ein offenes Geheimnis, daß üblicherweise alle Briefe vor der Zustellung geöffnet wurden. Es schrieben praktisch auch nur wenig Leute Briefe. Für die Mitteilungen, die man sich gelegentlich zu machen hatte, gab es vorgedruckte Postkarten mit einer Anzahl von Sätzen, von denen man die nichtzutreffenden durchstrich. Überdies wußte er ja nicht einmal den Namen des Mädchens, geschweige denn ihre Adresse. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß der sicherste Ort die Kantine blieb. Wenn er sie allein an einem Tisch irgendwo in der Mitte des Raumes, nicht zu nahe von einem Televisor und inmitten des alles übertönenden Stimmengewirrs erwischen konnte – und seien diese Vorbedingungen auch nur dreißig Sekunden lang gegeben –, so konnte es möglich sein, ein paar Worte mit ihr zu wechseln.
Während der folgenden Woche war das Leben wie ein quälender Traum. Gleich am Tage darauf erschien sie erst in der Kantine, als er aufbrechen mußte, weil die Sirene bereits ertönte. Vermutlich war sie einer späteren Schicht zugeteilt worden. Sie gingen ohne einen Seitenblick aneinander vorbei. Am nächsten Tage saß sie zu der üblichen Zeit in der Kantine, aber zusammen mit drei anderen Mädchen und unmittelbar unter einem Televisor. Dann erschien sie drei schreckliche Tage lang überhaupt nicht mehr. Winston schien an Körper und Geist von einer unerträglichen Übersensibilität heimgesucht zu werden, er war wie aus Glas, so daß jede Bewegung, jeder Laut, jede Berührung, jedes Wort, das er aussprechen oder anhören mußte, zur Qual wurde.
Sogar im Schlaf konnte er sich nicht völlig von ihrem Bild freimachen. Während dieser Tage rührte er sein Tagebuch nicht an. Am ehesten fand er noch eine Erleichterung in seiner Arbeit, bei der er seinen Kummer manchmal für volle zehn Minuten vergessen konnte. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, was aus

dem Mädchen geworden war. Er konnte keine Erkundigungen nach ihr anstellen. Sie konnte vaporisiert worden sein, konnte Selbstmord verübt haben oder ans andere Ende von Ozeanien versetzt worden sein: Am schlimmsten und wahrscheinlichsten von allem war die Möglichkeit, daß sie es sich vielleicht anders überlegt und beschlossen haben konnte, ihm künftig aus dem Weg zu gehen.

Am folgenden Tag tauchte sie wieder auf. Ihr Arm steckte nicht mehr in der Schlinge, stattdessen hatte sie einen Pflasterverband um ihr Handgelenk. Seine Erleichterung bei ihrem Anblick war so groß, daß er nicht umhin konnte, sie ein paar Sekunden lang unverwandt anzublicken. Am Tag darauf wäre es ihm um ein Haar gelungen, mit ihr zu sprechen. Als er in die Kantine kam, saß sie ganz allein an einem ziemlich weit von der Wand entfernten Tisch. Es war noch früh und der Raum nicht sehr voll. Die Schlange der Essenfassenden rückte langsam voran, bis Winston fast am Ausgabetisch stand, dann aber geriet sie für zwei Minuten ins Stocken, weil vorne jemand sich darüber beschwerte, seine Sacharintablette nicht erhalten zu haben. Noch aber saß das Mädchen allein, als Winston sein Tablett ergriff und auf ihren Tisch zusteuerte. Er ging wie zufällig auf sie zu, während seine Augen nach einem Platz am Tisch hinter ihr Ausschau hielten. Sie war vielleicht drei Meter von ihm entfernt. Noch zwei Sekunden, und es würde soweit sein.

Da rief hinter ihm eine Stimme: »Smith!« Er tat, als höre er nicht. »Smith!« wiederholte die Stimme lauter. Es half nichts. Er mußte sich umdrehen.

Ein dumm aussehender junger Mann namens Wilsher, den er kannte, forderte ihn mit einem Lächeln auf, sich auf einen freien Platz an seinem Tisch zu setzen. Es war nicht ratsam, die Einladung abzulehnen. Nachdem er einen Bekannten getroffen hatte, konnte er nicht einfach hergehen und sich an einen Tisch mit einem Mädchen ohne Begleitung setzen, das war zu auffallend. Er nahm mit einem freundlichen Lächeln Platz. Das dumme Blondgesicht strahlte ihn an, während Winston sich in

Gedanken ausmalte, wie er mit einer Spitzhacke darauf losschlug. Ein paar Minuten später war der Tisch des Mädchens besetzt.
Aber sie mußte bemerkt haben, wie er auf sie zukam, und vielleicht verstand sie den Wink. Am nächsten Tag trug er Sorge, frühzeitig zu kommen. Tatsächlich saß sie an einem Tisch an ungefähr der gleichen Stelle, und wieder allein. Unmittelbar vor ihm in der Schlange stand ein kleiner, zappeliger, käferartiger Mann mit einem flachen Gesicht und winzigen argwöhnischen Augen. Als Winston mit seinem Tablett von der Theke wegging, sah er, daß der kleine Mann geradewegs auf den Tisch des Mädchens zusteuerte. Wieder sanken seine Hoffnungen. An einem etwas weiter entfernten Tisch war zwar auch noch ein Platz frei, aber der kleine Mann sah nicht so aus, als ob er sich die Bequemlichkeit des nächsten und am wenigsten besetzten Tisches entgehen lassen würde.
Mit erstarrtem Herzen ging Winston hinter ihm drein. Es hatte nur Zweck, wenn er das Mädchen allein sprechen konnte. In diesem Augenblick gab es einen scherbenklirrenden Krach. Der kleine Mann lag auf allen vieren, sein Tablett war ihm aus der Hand geglitten, zwei Bäche von Suppe und Kaffee ergossen sich über den Fußboden. Er rappelte sich mit einem bösen Blick auf Winston auf, den er offenbar im Verdacht hatte, ihm ein Bein gestellt zu haben. Aber nichts weiter passierte. Fünf Sekunden später saß Winston mit pochendem Herzen am Tisch des Mädchens.
Er sah sie nicht an. Er stellte sein Tablett ab und begann sofort zu essen. Zwar kam alles darauf an, schnell zu sprechen, ehe jemand anders an den Tisch kam, aber eine schreckliche Beklemmung hatte von ihm Besitz ergriffen. Eine Woche war vergangen, seit sie sich ihm zum erstenmal genähert hatte. Vielleicht hatte sie ihren Sinn geändert. Ja, sie mußte ihn geändert haben! Es war unmöglich, daß diese Geschichte gut ausging; so etwas gab es nicht im wirklichen Leben. Vielleicht hätte er überhaupt kein Wort über die Lippen gebracht, wenn er nicht in diesem

Augenblick Ampleforth, den Dichter mit den behaarten Ohren, mit einem Tablett in Händen unbeholfen in dem Lokal herumgehen und nach einem Sitzplatz hätte suchen sehen. In seiner etwas unbestimmten Art war Ampleforth Winston zugetan und würde sicherlich an seinem Tisch Platz nehmen, wenn er ihn erblickte. Es blieb ihm vielleicht nur eine Minute zum Handeln. Beide, Winston und das Mädchen, aßen eifrig weiter. Was sie hinunterschlangen, war ein dünnes Eintopfgericht, eine Bohnensuppe. Mit einem leisen Murmeln begann Winston zu sprechen. Keiner von beiden blickte auf; ohne Unterbrechung löffelten sie das wässrige Zeug und wechselten zwischendurch mit leiser, gleichförmiger Stimme die nötigsten Worte.
»Wann gehen Sie von der Arbeit weg?«
»Achtzehn Uhr dreißig.«
»Wo können wir uns treffen?«
»Victory-Square, beim Denkmal.« »Dort wimmelt es von Televisoren.«
»Das macht nichts, bei dem Gedränge.«
»Brauchen wir ein Zeichen?«
»Nein. Kommen Sie erst zu mir herüber, wenn Sie mich mitten in der Menschenmenge sehen. Und sprechen Sie nicht mit mir. Bleiben Sie nur in meiner Nähe.«
»Wann?«
»Neunzehn Uhr.«
»Gut.«
Ampleforth hatte Winston nicht erspäht und setzte sich an einen anderen Tisch. Doch die beiden sprachen nicht mehr miteinander und vermieden es, soweit das für zwei am selben Tisch sich Gegenübersitzende möglich war, einander nochmals anzublicken. Sie beendete rasch ihre Mahlzeit und stand auf, während Winston sitzen blieb, um eine Zigarette zu rauchen.
Winston fand sich vor der verabredeten Zeit am Victory-Square ein. Er ging um den Sockel der riesigen kannelierten Säule herum, auf deren Spitze das Standbild des Großen Bruders gen Süden blickte, wo er die eurasischen Flugzeuge (vor ein paar

Jahren waren es die ostasiatischen gewesen) in der Schlacht um den Luftflottenstützpunkt Nr. 1 besiegt hatte. In der Straße gegenüber stand ein Reiterdenkmal, das Oliver Cromwell darstellen sollte.

Fünf Minuten nach der vereinbarten Zeit war das Mädchen immer noch nicht erschienen. Wieder befiel Winston die gleiche fürchterliche Angst. Sie würde nicht kommen, sie hatte es sich anders überlegt! Langsam ging er die Nordseite des Platzes hinauf und empfand eine Art wehmütiger Freude beim Anblick der St.-Martins-Kirche, deren Glocken einst, als sie noch Glocken hatte, »You owe me three farthings« geläutet hatten.

Plötzlich sah er das Mädchen an dem Denkmal stehen, scheinbar in die Lektüre eines Plakates vertieft, das spiralförmig um die Säule herum lief. Ehe sie nicht von mehr Menschen umgeben war, konnte er sich ihr nicht gefahrlos nähern; rund um das Denkmal waren Televisoren angebracht. Aber in diesem Augenblick ertönte von links her lautes Stimmengewirr und das Rattern schwerer Wagen. Plötzlich schien alles über die Straße zu laufen. Das Mädchen bog rasch um die steinernen Löwen am Fuß des Denkmals und lief der Menge nach. Winston folgte ihr. Im Laufen entnahm er einigen Ausrufen, daß ein Transport eurasischer Gefangener auf der anderen Seite des Platzes unter schwerer Bewachung vorübergefahren wurde.

Schon verkeilte eine dichte Menschenmenge die Südseite des Platzes. Winston, der sich normalerweise aus jedem Gedränge herauszuhalten versuchte, stieß und drängte sich seinen Weg durch die Menge. Bald stand er auf Armeslänge von dem Mädchen entfernt, doch war der Weg von einem riesigen Proles und einem fast ebenso riesigen Weibsstück, vermutlich seiner Frau, versperrt, die zusammen einen schier undurchdringlichen Fleischwall zu bilden schienen. Winston schob sich weiter seitwärts, und mit einem heftigen Vorstoß gelang es ihm, seine Schulter zwischen die beiden zu zwängen. Einen Augenblick war es, als ob seine Weichteile zwischen zwei muskulösen Hüften zermalmt werden sollten, dann hatte er sich leicht schwitzend

durchgearbeitet. Er stand jetzt Schulter an Schulter neben dem Mädchen; beide blickten starr geradeaus.

Eine lange Kolonne Lastwagen, auf denen verteilt Wachmannschaften mit wie aus Holz geschnitzten Gesichtern standen, die Maschinenpistolen griffbereit, rollte langsam die Straße entlang. Drinnen drängten sich eng zusammengepfercht kleine gelbgesichtige Männer in fadenscheinigen graugrünen Uniformen. Ihre traurigen Mongolengesichter blickten völlig teilnahmslos über die Seitenwände der Lastwagen. Gelegentlich hörte man bei einem Ruck des Wagens ein metallisches Klirren: sämtliche Gefangenen waren an den Füßen gefesselt. Eine Wagenladung trauriger Gesichter nach der anderen rollte vorüber. Winston war sich ihrer bewußt, obwohl er sie nur zeitweilig zu sehen bekam. Die Schulter und der rechte Arm des Mädchens waren an ihn gepreßt. Ihre Wange war ihm fast so nahe, daß er ihre Wärme spüren konnte. Genau wie damals in der Kantine hatte sie sofort die Situation in die Hand genommen. Sie begann zu sprechen, fast ohne die Lippen zu bewegen, mit einem bloßen Murmeln, das in dem Stimmengewirr und dem Geratter der Lastwagen unterging.

»Können Sie mich verstehen?«

»Ja.«

»Können Sie sich am Sonntag Nachmittag freimachen?«

»Ja.«

»Dann hören Sie gut zu. Sie müssen es genau behalten. Sie fahren zum Paddington-Bahnhof…«

Mit einer verblüffenden, geradezu militärischen Genauigkeit erklärte sie ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte. Eine halbe Stunde Bahnfahrt; wenn er aus dem Bahnhof herauskam, mußte er sich links halten, zwei Kilometer die Straße entlang; dann kam ein Gattertor ohne Oberteil; ein Weg über ein Feld; ein vergraster Pfad; ein Fußweg zwischen Büschen hindurch; ein abgestorbener, moosbewachsener Baum. Es war, als habe sie die ganze Landkarte im Kopf.

»Können Sie das alles behalten?« murmelte sie schließlich.

»Ja.«
»Sie gehen nach links, dann rechts, dann wieder links. Und das Tor hat oben keine Balken.«
»Ja. Um welche Zeit?«
»Gegen fünfzehn Uhr. Vielleicht müssen Sie warten. Ich komme auf einem anderen Weg hin. Sind Sie sicher, daß Sie sich an alles erinnern?«
»Ja.«
»Dann gehen Sie so rasch wie möglich von mir weg.«
Das hätte sie ihm nicht zu sagen brauchen. Aber gerade jetzt konnten sie sich nicht aus der Menge herauswinden. Noch immer fuhren die Lastwagen vorbei, während die Menschen noch immer begierig zuschauten. Am Anfang hatte man ein paar Pfui- und Nieder-Rufe gehört, doch nur von den Parteimitgliedern unter der Menge, und sie hatten bald aufgehört. Inzwischen war die Bevölkerung Ozeaniens zwar auf dem besten Wege ein Brei verschiedenster, entwurzelter Völker zu werden, aber dennoch gafften die Leute die unglücklichen Gestalten auf den Lastwagen an, als hätten sie noch nie ein schlitzäugiges Gesicht gesehen.
Dennoch wusste man nicht, was aus den Gefangenen werden würde, abgesehen von den wenigen, die als Kriegsverbrecher gehängt wurden. Die übrigen verschwanden ganz einfach, vermutlich in Zwangsarbeitslagern. Die runden Mongolengesichter wurden jetzt von schmutzigen, bärtigen, erschöpften Gesichtern mehr europäischen Gepräges abgelöst.
Über stoppelige Backenknochen hinweg blickten Winston Augen an, manchmal mit seltsamer Eindringlichkeit, dann waren sie wieder verschwunden. Die unter Bedeckung fahrende Kolonne ging ihrem Ende zu. Im letzten Lastwagen konnte er einen älteren Mann sehen, dessen Gesicht ein einziges Gestrüpp grauer Haare war; er stand aufrecht da, die Hände vor sich verschränkt, als sei er gewohnt, sie in Fesseln zu tragen. Es war höchste Zeit für Winston und das Mädchen, sich zu trennen. Im letzten Augenblick aber, während die Menge sie noch fest eingekeilt

hielt, tastete ihre Hand nach der seinigen und gab ihr einen flüchtigen Druck.
Obwohl es nicht länger als zehn Sekunden gedauert haben konnte, schien es eine lange Zeit, daß ihre Hände sich umspannt hielten. Er fand Zeit, jede Einzelheit ihrer Hand in sich aufzunehmen. Er erforschte ihre langen Finger, die schön geformten Nägel, die arbeitsharte Innenfläche mit ihrer Reihe von Schwielen, das weiche Fleisch unter dem Handgelenk. Allein durch Befühlen ihrer Hand hätte er sie wiedererkannt. Gleichzeitig aber fiel ihm ein, daß er nicht wußte, welche Farbe ihre Augen hatten. Vermutlich waren sie braun, aber brünette Menschen hatten manchmal blaue Augen. Den Kopf zu drehen und sie anzusehen, wäre eine unvorstellbare Torheit gewesen. Ihre Hände hielten sich umklammert, ungesehen in dem dichten Gedränge, während sie unentwegt geradeaus starrten, und statt der Augen des Mädchens blickten Winston die Augen des alten Gefangenen traurig aus einem Gewirr grauer Haare an.

Zweites Kapitel

Winston suchte sich seinen Weg längs des von Licht und Schatten überspielten Fußpfades; jedes Mal, wenn die Büsche sich teilten, trat er in ganze Lachen goldenen Lichts. Zur Linken, unter den Bäumen, war der Boden übersät von blauen Glockenblumen. Die Luft berührte die Haut wie ein Kuß. Es war der zweite Tag des Monats Mai. Von irgendwo tiefer im Herzen des Waldes schlug das Gurren der Ringeltauben weich und verschwommen an sein Ohr.
Es war noch ein wenig früh. Die Fahrt war ohne Schwierigkeiten vonstatten gegangen; das Mädchen war so augenscheinlich wohlbeschlagen, daß er weniger Angst empfand, als er

normalerweise hätte haben müssen. Vermutlich konnte man sich darauf verlassen, daß sie einen sicheren Ort kannte. Im Allgemeinen durfte man nicht annehmen, auf dem Lande sehr viel sicherer als in London selbst zu sein. Freilich gab es in der Natur keine Televisoren, aber es bestand immer die Gefahr verborgener Mikrophone, die eine Stimme auffangen und so zur Feststellung des Sprechers führen konnten; außerdem war es nicht leicht, eine Vergnügungsreise zu machen, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Für Entfernungen von weniger als hundert Kilometern brauchte man zwar keine besondere Eintragung in seinen Paß, aber manchmal trieben sich auf den Bahnhöfen Streifen herum, die die Papiere jedes aufgegabelten Parteimitglieds prüften und peinliche Fragen stellten.

Diesmal aber waren keine Streifen aufgetaucht, und auf dem Weg zum Bahnhof hatte er sich durch vorsichtiges Umblicken überzeugt, daß niemand ihn verfolgte. Der Zug war voller Proles gewesen, dank des sommerlichen Wetters in bester Ferienstimmung. Das Abteil der Holzklasse, in dem er gesessen hatte, war bis zum Bersten von einer einzigen riesigen Familie besetzt, die von einer zahnlosen Urgroßmutter bis zu einem kaum geborenen Wickelkind hinausfuhr, um einen Nachmittag bei Verwandten auf dem Land zu verbringen und, wie sie Winston offenherzig erklärten, etwas Schwarzmarkt-Butter zu hamstern.

Das Gestrüpp lichtete sich, und eine Minute später kam er an den schmalen Weg, von dem sie gesprochen hatte; es war im Grunde nur eine Fährte, die das Vieh zwischen den Sträuchern ausgetreten hatte. Er besaß keine Uhr, aber es konnte noch nicht fünfzehn Uhr sein. Die Glockenblumen standen so dicht, daß man nicht vermeiden konnte, darauf zu treten. Er kniete nieder und begann ein paar zu pflücken, teils um sich die Zeit zu vertreiben, teils aus der undeutlichen Vorstellung heraus, daß es ganz nett wäre, dem Mädchen zur Begrüßung ein paar Blumen anbieten zu können.

Er hatte schon einen großen Strauß zusammengebracht und sog den zarten süßlichen Duft ein, als ihn ein Geräusch in seinem Rücken erstarren ließ: das unverkennbare Knacken von Zweigen unter dem Gewicht einer Schuhsohle. Er pflückte weiter seine Glockenblumen. Es war das Klügste, was er tun konnte. Vielleicht war es das Mädchen, vielleicht aber war er doch verfolgt worden. Sich umzublicken war ein Beweis schlechten Gewissens. Er pflückte Blume auf Blume. Dann legte sich eine Hand auf seine linke Schulter.

Er blickte auf. Es war das Mädchen. Sie schüttelte den Kopf, offenbar zum Zeichen, daß er sich still verhalten solle, dann teilte sie die Büsche und schlug rasch den schmalen Pfad ein, der in den Wald hineinführte. Offensichtlich hatte sie diesen Weg schon früher einmal begangen, denn sie wich mit Kennerschaft den morastigen Stellen aus. Winston ging hintendrein, noch immer seinen Blumenstrauß in der Faust. Sein erstes Gefühl war das der Erleichterung, aber als er den kräftigen, schlanken Leib vor sich hergehen sah, mit der scharlachroten Schärpe geschmückt, die gerade eng genug anlag, um die Rundung ihrer Hüften zu betonen, bedrückte ihn ein Minderwertigkeitsgefühl sehr heftig. Selbst jetzt schien es noch recht wahrscheinlich, daß sie, wenn sie sich umdrehte und ihn ansah, ihren Entschluß ändern würde. Die würzige Luft und das saftige Grün der Blätter schüchterten ihn ein. Schon auf dem Weg vom Bahnhof hatte er sich im Maiensonnenschein schmutzig und bleich wie eine Kellerpflanze gefühlt, wie ein rechter Stubenhocker, die Poren von dem Londoner Staub und Ruß verstopft. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß sie ihn bis jetzt noch nie bei hellem Tageslicht unter freiem Himmel gesehen hatte.

Sie kamen jetzt zu dem umgestürzten Baum, der von ihr erwähnt worden war. Das Mädchen sprang darüber hinweg und teilte mit einigem Kräfteaufwand das scheinbar lückenlose Gebüsch. Als Winston ihr nachkam, entdeckte er, daß sie auf einer natürlichen Lichtung standen, einem kleinen, von Tannenbäumchen

vollkommen eingeschlossenen Stück Rasen. Das Mädchen blieb stehen und wandte sich um.
»Wir sind da«, sagte sie. Er blickte sie an, mehrere Schritte von ihr entfernt stehen bleibend. Noch wagte er nicht, näher zu kommen.
»Ich wollte in dem Unterholz nicht sprechen«, fuhr sie fort, »für den Fall, daß dort ein Mikrophon versteckt ist. Ich glaube es zwar nicht, aber es könnte doch sein. Es besteht immer die Möglichkeit, daß einer von diesen Schweinen unsere Stimme erkennt. Hier sind wir geborgen.«
Er hatte noch immer nicht den Mut, näher an sie heranzutreten.
»Ja, sind wir hier geborgen?« wiederholte er töricht. »Doch, schauen Sie die Bäume an.«
Es waren junge Eschen, die vor einiger Zeit abgeholzt waren und jetzt wieder zu einem Wald dünner Stämme ausgeschlagen hatten, von denen keiner stärker war als ein Handgelenk. »Hier ist kein Stamm, der dick genug wäre, um ein Mikrophon darin zu verstecken. Außerdem war ich schon einmal hier.«
Sie machten nur Konversation. Er war ihr jetzt näher gekommen. Sie stand sehr gerade aufgerichtet vor ihm, mit einem leise ironischen Lächeln um die Mundwinkel, als überlege sie, warum er eigentlich so lange brauche, zur Tat zu schreiten. Die Glockenblumen waren wie von selbst zu Boden gefallen. Er ergriff ihre Hand.
»Würden Sie für möglich halten«, sagte er, »daß ich bis zu diesem Augenblick nicht gewußt habe, welche Farbe Ihre Augen haben?« Sie waren braun, stellte er fest, von einem ziemlich hellen Braun, mit schwarzen Wimpern. »Und können Sie, nachdem Sie gesehen haben, wie ich wirklich ausschaue, meinen Anblick noch ertragen?«
»Ja, ohne weiteres.«
»Ich bin neununddreißig Jahre alt. Ich habe eine Frau, die sich nicht scheiden läßt. Außerdem habe ich Krampfadern. Und fünf falsche Zähne.«
»Das ist mir vollständig egal«, sagte das Mädchen.

Im nächsten Augenblick – und es wäre schwierig gewesen zu sagen, wie es zugegangen war – lag sie in seinen Armen. Anfangs empfand er nichts als reine Ungläubigkeit. Der jugendliche Körper schmiegte sich an seinen, der dichte Schöpf ihres dunklen Haares lag vor seinem Gesicht; und nun hatte sie ihm das Gesicht zugewandt, und er küsste ihren üppigen roten Mund. Sie hatte die Arme um seinen Nacken geschlungen, nannte ihn Schatz, Liebling, Geliebter. Er hatte sie zu sich herab auf die Erde gezogen, sie war ganz Hingabe, er konnte mit ihr machen, was er wollte. Aber in Wahrheit hatte er keine körperliche Empfindung, außer der engen Verbundenheit.
Alles, was er fühlte, war Staunen und Stolz. Er freute sich über das, was geschah, aber empfand kein körperliches Verlangen. War es, weil es so plötzlich kam, weil ihre Jugend und Anmut ihn erschreckten, weil er zu sehr daran gewöhnt war, ohne Frauen zu leben – er hätte den Grund nicht nennen können. Das Mädchen raffte sich auf und zupfte eine Glockenblume aus ihrem Haar. Sie setzte sich, eng an ihn geschmiegt, den Arm um seine Hüfte gelegt.
»Mach' dir nichts draus, Liebster. Es hat keine Eile. Wir haben den ganzen Nachmittag vor uns. Ist das nicht ein prächtiges Versteck? Ich fand es, als ich mich einmal auf einem Gemeinschaftsausflug verlaufen hatte. Wenn jemand kommen sollte, kann man ihn auf hundert Meter Entfernung hören.«
»Wie heißt du?« fragte Winston.
»Julia. Ich weiß, wie du heißt. Winston – Winston Smith.«
»Wie hast du das herausgefunden?«
»Ich glaube, ich bin in solchen Sachen tüchtiger als du, mein Schatz. Sag mir, was hast du an dem Tag von mir gedacht, als ich dir den Zettel zusteckte?«
Er fühlte sich nicht versucht, ihr etwas vorzulügen. Es war sogar eine Art Liebesbeweis, gleich das Schlimmste zuzugeben.
»Mir war dein Anblick höchst zuwider«, gestand er. »Ich wollte dich am liebsten vergewaltigen und danach ermorden. Noch vor zwei Wochen dachte ich ernstlich daran, dir mit einem

Pflasterstein den Schädel einzuschlagen. Wenn ich dir die volle Wahrheit sagen soll: Ich dachte, du seist bei der Gedankenpolizei.«
Das Mädchen lachte belustigt und nahm das offenbar als Kompliment für ihre vorzügliche Tarnung hin. »Bei der Gedankenpolizei! Das kannst du doch nicht wirklich geglaubt haben?«
»Na, vielleicht nicht gerade das. Aber deiner ganzen Erscheinung nach – bloß weil du jung und frisch und gesund bist, du verstehst doch – dachte ich, daß du vermutlich…«
»Du hast mich also für ein gutes Parteimitglied gehalten. Ohne Fehl, in Wort und Tat. Fahnen, Umzüge, Schlagworte, Sport, Gemeinschaftswanderungen – das ganze Zeug. Und du hast geglaubt, daß ich dich, wenn ich nur die geringste Möglichkeit dazu gehabt hätte, als Gedankenverbrecher denunzieren und umbringen lassen würde?«
»Ja, so etwas Ähnliches. Viele junge Mädchen sind so, weißt du.«
»Dieses elende Ding ist daran schuld«, sagte sie und riss die rote Schärpe der Jugendliga gegen Sexualität herunter und schleuderte sie über einen Zweig.
Dann, als habe sie das Berühren ihrer Hüften an etwas erinnert, suchte sie in den Taschen ihres Trainingsanzugs und brachte ein Täfelchen Schokolade zum Vorschein. Sie brach es in zwei Hälften und gab Winston ein Stück davon. Schon bevor er es genommen hatte, erkannte er am Geruch, daß es eine sehr ungewöhnliche Schokolade war. Dunkel und glänzend, und in Silberpapier eingewickelt. Schokolade war gewöhnlich ein stumpfbraunes bröseliges Zeug, dessen Geschmack, sofern man ihn überhaupt beschreiben konnte, dem Rauch eines Müllfeuers glich. Früher einmal hatte er allerdings Schokolade gekostet, von der gleichen Art wie das Stück, das sie ihm gab. Der erste Hauch ihres Duftes hatte eine Erinnerung in ihm geweckt, die er nicht festnageln konnte, die aber mächtig und beunruhigend war.
»Wo hast du das her?« fragte er.

»Vom schwarzen Markt«, sagte sie leichthin. »Eigentlich gehöre ich zu der Sorte Mädchen, bei denen der Schein trügt. Ich bin tüchtig im Sport. Ich war Truppenführerin bei den Spähern. Ich bin dreimal in der Woche ehrenhalber für die Jugendliga tätig. Ich habe Stunden um Stunden damit verbracht, ihre blödsinnigen Anschläge in ganz London anzukleben. Bei Umzügen trage ich ein Ende der Transparente. Ich sehe immer vergnügt aus und drücke mich vor nichts. Immer mit den Wölfen heulen, ist meine Parole. Es ist die einzige Möglichkeit, ungeschoren zu bleiben.«

Das erste Stückchen Schokolade war auf Winstons Zunge zergangen. Es schmeckte vorzüglich. Aber immer noch rumorte an der Oberfläche seines Bewußtseins diese Erinnerung an etwas deutlich Empfundenes und doch nicht genau Umreißbares, wie ein Gegenstand, den man nur mit einem Augenwinkel erfaßt. Er schob diese Erinnerung von sich und war sich nur bewußt, daß sie einem Ereignis galt, das er gerne, doch vergeblich ungeschehen gemacht hätte.

»Du bist sehr jung«, sagte er. »Du bist zehn oder fünfzehn Jahre jünger als ich. Was hat dich nur an einem Mann wie mich anziehen können?«

»Es war etwas in deinem Gesicht. Ich dachte, ich sollte es wagen. Ich habe einen guten Blick dafür, wer nicht dazugehört. Sobald ich dich sah, wußte ich, daß du gegen sie bist.«

Sie, stellte sich heraus, bedeutete in ihrem Munde die Partei und vor allem die Innere Partei, über die sie mit einem unumwunden höhnischen Hass sprach, der Winston ganz unsicher machte, obwohl er wußte, dass sie hier noch am ehesten in Sicherheit waren.

Was ihn bei ihr verblüffte, war die Derbheit ihrer Sprache. Von Parteimitgliedern wurde erwartet, daß sie keine Flüche gebrauchten, und Winston selbst fluchte sehr selten, wenigstens nicht laut. Julia jedoch schien die Partei, und besonders die Innere Partei, nicht erwähnen zu können, ohne Worte von der Sorte zu gebrauchen, die man an modrigen Gassenmauern mit Kreide angeschrieben findet. Das war ihm nicht unangenehm.

Es war lediglich ein Symptom ihrer Auflehnung gegen die Partei und entsprach ihrer ganzen Art; irgendwie schien es natürlich und gesund, wie das Schnauben eines Pferdes, das den Geruch von schlechtem Heu in die Nüstern bekommt. Sie hatten die Lichtung verlassen und wanderten wieder durch den von der Sonne gefleckten Schatten, die Arme umeinander gelegt, sooft der Weg breit genug war, um Seite an Seite zu gehen. Er merkte, wie viel weicher ihre Hüfte sich anzufühlen schien, seitdem die Schärpe fort war. Sie unterhielten sich nicht lauter als im Flüsterton. Außerhalb der Lichtung, sagte Julia, wäre es besser, beim Gehen zu schweigen. Nun waren sie an den Rand des Gehölzes gekommen. Sie blieb stehen.

»Geh nicht aus der Deckung hinaus. Jemand könnte uns beobachten. Wir sind gut aufgehoben, solange wir hinter den Büschen bleiben.«

Sie standen im Schatten von Haselnußsträuchern. Das durch die Blätter filternde Sonnenlicht war noch warm auf ihren Gesichtern. Winston blickte auf das drüben liegende Feld, und ein seltsames, leises Erschrecken des Wiedererkennens durchzuckte ihn. Er kannte es vom Sehen. Ein altes, abgemähtes Weideland mit einem Fußpfad, der quer hindurchführte, und da und dort ein Maulwurfshügel. In der unregelmäßigen Hecke an der anderen Seite wiegten sich die Zweige der Ulmen gerade noch wahrnehmbar in der leichten Brise, und ihre Blätter flirrten leise in dichten Büscheln wie Frauenhaar. Sicherlich mußte irgendwo in der Nähe, aber außer Sichtweite, ein Bach mit grünen Gumpen sein, in dem sich Weißfische tummelten.

»Gibt es hier nicht einen Bach in der Nähe?« flüsterte er. »Stimmt, ein Bach ist da. Er fließt am Rande des nächsten Feldes. Es sind Fische darin, große, fette Kerle. Man kann sie in den Gumpen unter den Weiden schwimmen sehen, wie sie mit ihren Flossen rudern.«

»Es ist beinahe wie das Goldene Land«, murmelte er.

»Welches Goldene Land?«

»Kein bestimmtes. Eine Landschaft, die ich manchmal im Traum gesehen habe.«
»Schau!« flüsterte Julia.
Eine Drossel hatte sich keine fünf Meter entfernt von ihnen auf einem Ast fast in ihrer Augenhöhe niedergelassen. Vielleicht hatte sie die beiden nicht bemerkt. Sie war in der Sonne, während die beiden im Schatten standen. Sie spreizte die Flügel, legte sie sorgfältig wieder zurecht, duckte einen Augenblick den Kopf, als machte sie der Sonne eine Verbeugung, und begann dann ihren Jubelgesang hinauszuschmettern.
In der Nachmittagsstille war die Kraft der Stimme geradezu verblüffend. Winston und Julia standen bezaubert Arm in Arm. Der Gesang ging weiter, Minute auf Minute, mit erstaunlichen Variationen, ohne sich ein einziges Mal zu wiederholen, fast als wollte der Vogel ihnen seine Virtuosität beweisen. Manchmal verstummte er für ein paar Sekunden, spreizte von neuem sein Gefieder und faltete es wieder zusammen; dann blähte er seine gesprenkelte Brust und stimmte von neuem sein Lied an. Winston beobachtete ihn mit heimlicher Bewunderung. Wem zuliebe, für welchen Zweck, sang dieser Vogel? Kein Weibchen, kein Nebenbuhler beobachtete ihn. Was veranlaßte ihn, sich am Rande des einsamen Wäldchens niederzulassen und seine Musik ins Nichts zu schmettern?
Er fragte sich, ob vielleicht doch irgendwo in der Nähe ein Mikrophon verborgen war. Er und Julia hatten nur im Flüsterton gesprochen, ihre Worte würde es nicht auffangen, sondern nur den Gesang der Drossel. Vielleicht lauschte am anderen Ende des Apparates ein kleiner, käferartiger Mann aufmerksam – lauschte gerade auf das hier.
Aber langsam vertrieb die Flut der Musik alle Grübeleien aus seinem Denken. Es war, als ergösse sie sich wie eine flüssige Masse über ihn und verschmölze mit dem durch das Blattwerk sickernden Sonnenlicht. Er hörte zu denken auf und überließ sich ganz seinen Empfindungen. Der Mädchenleib in seinem Arm fühlte sich weich und warm an. Er zog sie an sich, so daß sie

Brust an Brust lagen; ihr Körper schien mit dem seinen zu verschmelzen. Wo immer seine Hand hintastete, war alles weich und nachgiebig wie Wasser. Ihre Lippen fanden sich; es war ganz anders als die harten, festen Küsse, die sie vorher getauscht hatten. Als ihre Gesichter wieder voneinander abließen, seufzten beide tief. Der Vogel erschrak und flog mit einem Flügelschwirren davon.
Winston legte die Lippen an ihr Ohr. »Komm!« flüsterte er.
»Nicht hier«, flüsterte sie zurück.
»Gehen wir wieder in die Lichtung zurück. Dort ist es sicherer.«
Rasch bahnten sie sich, während die Zweige hin und wieder knackten, ihren Weg zu der Lichtung zurück. Sobald sie in dem von Tannenbäumchen umgebenen Rund angelangt waren, drehte sie sich um und sah ihn an. Beide atmeten heftig, aber das Lächeln um ihre Mundwinkel war wieder erschienen. Sie stand da und sah ihn einen Augenblick an, dann tastete sie nach dem Reißverschluß des Trainingsanzuges. Und wahrhaftig – es war fast wie ein Traum! Fast ebenso schnell wie in seiner Phantasie hatte sie sich die Kleider vom Leibe gerissen und schleuderte sie beiseite, mit der gleichen herrlichen Bewegung, als ob damit eine ganze Zivilisation weggewischt zu werden schien. Ihr Körper schimmerte weiß in der Sonne. Doch einen Augenblick lang blickte er nicht auf ihren Körper; seine Augen waren von dem sommersprossigen Gesicht mit seinem leisen, kecken Lächeln gefangen. Er kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hände in seine.
»Hast du das schon früher getan?«
»Natürlich. Schon hundertmal – oder jedenfalls sehr oft.«
»Mit Parteiangehörigen?«
»Ja, immer mit Parteiangehörigen.«
»Mit Leuten aus der Inneren Partei?«
»Nein, nicht mit diesen Schweinen. Trotzdem gibt es natürlich viele, die das möchten, wenn sich ihnen nur halbwegs eine Möglichkeit bieten würde. Sie sind nicht so heilig, wie sie tun.«
Sein Herz jubelte. Sie hatte es schon so oft getan; er wünschte sich, es wäre hundert- oder tausendmal gewesen. Alles, was auf

Verderbtheit hinwies, erfüllte ihn immer wieder mit einer wilden Hoffnung. Wer weiß, vielleicht war die Partei unter ihrer Oberfläche faul und angekränkelt, vielleicht war ihr Kult von Tüchtigkeit und Selbstkasteiung einfach ein Schwindel, hinter dem sich das Laster verbarg. Was hätte er darum gegeben, die ganze Bande mit Lepra oder Syphilis anzustecken! Alles, was zur Verrottung beitrug, was schwächte, unterminierte! Er zog sie zu sich herunter, so daß sie von Angesicht zu Angesicht knieten.
»Hör zu. Je mehr von ihnen du gehabt hast, desto mehr liebe ich dich. Begreifst du das?«
»Vollkommen.«
»Ich hasse die Unschuld, ich hasse das Bravsein! Ich will nicht, daß es noch irgendwo eine Tugend gibt. Ich will, daß alle Leute bis ins Mark verderbt sind.«
»Nun, dann dürfte ich die Richtige für dich sein, Liebling. Ich bin bis ins Mark verderbt.«
»Tust du es gerne? Ich meine, nicht nur mit mir: sondern einfach die Sache an sich?«
»Ich finde es herrlich.«
Das wollte er vor allem hören. Nicht nur die Liebe zu einem Menschen, sondern der animalische Trieb, die einfache, blinde Begierde: Das war die Kraft, die die Partei in Stücke sprengen würde. Er zog sie ins Gras, zwischen die herabgefallenen Glockenblumen. Diesmal stand keine Hemmung im Wege. Dann verlangsamte sich das Auf und Ab ihrer Brust zu normalem Rhythmus, und in seliger Hilflosigkeit sanken sie auseinander.
Die Sonne schien heißer geworden. Sie waren beide schläfrig. Er streckte die Hand nach dem abgeworfenen Trainingsanzug aus und deckte sie, so gut es ging, damit zu. Fast gleich darauf schlummerten sie ein und lagen etwa eine halbe Stunde lang im Schlaf.
Winston erwachte zuerst. Er setzte sich auf und betrachtete das sommersprossige Gesicht, das noch friedlich schlafend auf ihren Handteller gebettet dalag. Von ihrem Mund abgesehen, konnte man Julia eigentlich nicht schön nennen. Um die Augen herum

waren ein oder zwei Krähenfüße, wenn man genau hinsah. Das kurze dunkle Haar war ungewöhnlich dicht und weich. Es fiel ihm ein, daß er noch immer nicht ihren Nachnamen und ihre Adresse wußte.
Der junge, kräftige Körper, der jetzt im Schlaf so hilflos dalag, weckte in ihm ein mitleidiges Beschützergefühl. Aber die unbewußte Zärtlichkeit, die er unter dem Haselnußstrauch, beim Lied der Drossel empfunden hatte, wollte sich nicht wieder genauso einstellen. Er schob den Trainingsanzug beiseite und betrachtete nachdenklich ihren weißen, weichen Leib. Früher, mußte er denken, sah ein Mann den Leib eines Mädchens an und fand ihn begehrenswert, und damit Schluß! Aber heutzutage gab es so etwas wie eine reine Liebe oder reine Lust überhaupt nicht mehr. Keine Gefühlsregung war ungebrochen, denn alles war mit Angst und Hass durchsetzt. Ihre Umarmung war ein Kampf gewesen, der Höhepunkt ein Sieg. Es war ein gegen die Partei geführter Schlag. Ein politischer Akt.

Drittes Kapitel

»Wir können noch einmal hierher kommen«, meinte Julia. »Im Allgemeinen darf man es riskieren, ein Versteck zweimal zu benutzen. Aber natürlich nicht in den nächsten ein oder zwei Monaten.«
Sobald sie aufgewacht war, hatte sich ihr Benehmen geändert. Sie wurde flink und sachlich, zog ihre Kleider an, schlang sich die scharlachrote Schärpe um die Hüften und begann die Einzelheiten für die Rückfahrt zu besprechen. Ihr das zu überlassen, erschien einem ganz natürlich.
Sie besaß offenbar eine praktische Geschicklichkeit, die Winston fehlte, und anscheinend auch eine umfassende Kenntnis der

ländlichen Umgebung Londons, die sie auf zahllosen Gemeinschaftswanderungen gesammelt hatte. Der Weg, den sie ihm für die Rückkehr empfahl, war ein ganz anderer als der, auf dem er hergekommen war, und ließ ihn an einer anderen Bahnstation herauskommen.

»Fahre nie auf dem gleichen Weg nach Hause, auf dem du hergekommen bist«, riet sie ihm, als verkünde sie einen wichtigen, allgemein gültigen Lehrsatz. Sie würde als erste aufbrechen, und Winston sollte eine halbe Stunde warten, ehe er ihr nachkam.

Sie hatte ihm einen Ort genannt, an dem sie sich vier Tage später abends nach der Arbeit treffen konnten. Es war eine Straße in einem der ärmeren Viertel, in der es einen sogenannten Freien Markt gab, auf dem gewöhnlich Lärm und Gedränge herrschte. Sie würde sich dort zwischen den Verkaufsständen herumtreiben und so tun, als suche sie nach Schnürsenkeln oder Nähgarn. Wenn sie die Luft für rein hielt, würde sie sich bei seinem Kommen die Nase schnäuzen; andernfalls sollte er, als kenne er sie nicht, an ihr vorübergehen. Doch mit ein wenig Glück würde es im Gedränge gefahrlos sein, eine Viertelstunde miteinander zu sprechen und eine neue Verabredung zu treffen.

»Und jetzt muß ich gehen«, sagte sie, sobald er die ihm gegebenen Weisungen memoriert hatte. »Ich muß um 19.30 Uhr zurück sein. Ich muß zwei Stunden für die Jugendliga gegen Sexualität opfern – Handzettel verteilen oder so was Ähnliches. Ist es nicht eine Schande? Bürste mich mal ab, ja, sei so gut! Hab' ich auch keine Zweige im Haar? Bist du auch sicher? Dann leb wohl, Liebling, auf Wiedersehen!«

Sie warf sich in seine Arme, küsste ihn leidenschaftlich und bahnte sich einen Augenblick später ihren Weg durch das Tannengestrüpp, worauf sie ganz lautlos im Wald verschwand. Noch immer hatte er weder ihren Namen noch ihre Adresse in Erfahrung gebracht. Aber das machte nichts, denn es war sowieso undenkbar, daß sie sich jemals unter einem Dach

begegnen oder eine schriftliche Mitteilung miteinander austauschen würden.
Es ergab sich jedoch, daß sie nie zu der Waldlichtung zurückkehrten. Im Laufe des Mais fanden sie nur noch ein einziges Mal Gelegenheit zu einem intimen Beisammensein. Das war in einem anderen Versteck, das Julia kannte, dem Glockenturm einer Kirchenruine, die in einer fast völlig verlassenen Gegend lag, wo vor dreißig Jahren eine Atombombe niedergegangen war.
Aber der Weg dorthin war sehr gefährlich. Die übrige Zeit konnten sie sich nur auf der Straße treffen, jeden Abend an einer anderen Stelle und nie für länger als für eine halbe Stunde. Auf der Straße war es gewöhnlich möglich, miteinander zu sprechen, wenn man ein bestimmtes Verfahren einhielt. Während sie durch das Gedränge gingen, niemals dicht nebeneinander und ohne jemals einander anzusehen, führten sie eine merkwürdige, bruchstückweise Unterhaltung, die wie die Strahlen eines Leuchtturms aufzuckte und erlosch, beim Auftauchen einer Parteiuniform oder eines Televisors jäh ins Stocken geriet, dann Minuten später mitten in einem Satz wiederaufgenommen und ebenso plötzlich unterbrochen wurde, wenn sie an der vereinbarten Stelle auseinander gingen, um am nächsten Tag fast ohne Überleitung weitergeführt zu werden. Julia schien ganz an diese Art Unterhaltung gewöhnt zu sein, die sie das »Abzahlungssystem« nannte.
Sie war auch erstaunlich geschickt darin, ganz ohne Lippenbewegung zu sprechen. Nur ein einziges Mal während eines Monats abendlicher Zusammenkünfte sollte es ihnen gelingen, einen Kuß zu tauschen. Sie gingen gerade wortlos durch eine Nebenstraße (Julia sprach niemals in Nebenstraßen), als ein betäubender Krach ertönte, die Erde barst und der Himmel sich verfinsterte; Winston fand sich zerschunden und erschrocken auf dem Boden liegen. Eine Raketenbombe mußte in nächster Nähe niedergegangen sein. Plötzlich sah er nur wenige Zentimeter entfernt das Gesicht Julias, totenblass, weiß wie Kalk.

Sogar ihre Lippen waren vollkommen weiß. Sie war tot! Erst als er sie an sich preßte, entdeckte er, daß er ein lebenswarmes Gesicht küßte und nur eine puderartige, bröselige Staubschicht seinen Lippen im Weg war. Ihre Gesichter waren dicht mit Mörtel überzogen.
An manchen Abenden kamen sie an ihren Treffpunkt und mußten ohne ein Zeichen hintereinander hergehen, weil gerade eine Streife um die Ecke gebogen kam oder ein Helikopter über ihnen schwebte. Aber auch wenn es weniger gefährlich gewesen wäre, bestanden noch genug Schwierigkeiten, die Zeit für ein Rendezvous zu erübrigen. Winstons Arbeitswoche hatte sechzig Stunden, und Julias war sogar noch länger; ihre freien Tage schwankten je nach der Dringlichkeit der Arbeit und deckten sich selten. Julia jedenfalls hatte kaum einen Abend ganz für sich. Sie verwandte erstaunlich viel Zeit auf den Besuch von Vorträgen und die Teilnahme von Demonstrationen, teilte Flugschriften für die Jugendliga gegen Sexualität aus, nähte Fahnen für die Hass-Woche, sammelte für den Sparfeldzug und dergleichen mehr. So etwas machte sich bezahlt, meinte sie; es war die beste Tarnung.
Wenn man die kleinen Gesetze einhielt, konnte man gegen die großen verstoßen. Sie veranlasste Winston sogar, noch einen seiner freien Abende zu opfern, indem er sich als Helfer bei der Munitionsstückarbeit verpflichtete, die von den eifrigen Parteimitgliedern freiwillig verrichtet wurde. So verbrachte Winston an einem Abend jeder Woche vier fürchterlich langweilige Stunden mit dem Zusammenschrauben von Metallstückchen, die vermutlich Bestandteile von Bombenzündern waren – in einer zugigen, schlecht beleuchteten Werkstatt, wo das Hämmern sich trostlos mit der Musik aus den Televisoren vermischte.
Als sie sich in dem Glockenstuhl des Kirchturms trafen, ergänzten sie die Lücken ihrer bruchstückweisen Unterhaltungen. Es war ein glühendheißer Nachmittag. Die Luft in dem kleinen, viereckigen Raum über den Glocken war drückend und erstickend und roch durchdringend nach

Taubenmist. Sie saßen stundenlang auf dem staubigen, mit schmutzigem Reisig bedeckten Fußboden und plauderten; von Zeit zu Zeit stand einer von ihnen auf und warf einen Blick durch die Schießscharten, um sich zu überzeugen, daß niemand kam.
Julia war sechsundzwanzig Jahre alt. Sie wohnte in einem Heim mit dreißig anderen jungen Mädchen zusammen. (»Immer in dem Weibergestank! Wie ich die Frauen hasse!«) Und sie war, wie er vermutet hatte, an den Romanschreibemaschinen in der Literaturabteilung beschäftigt. Sie liebte ihre Arbeit, die in der Hauptsache in der Handhabung und Bedienung eines starken, aber sehr komplizierten Elektromotors bestand. Sie war nicht besonders intelligent, aber manuell geschickt und gut mit dem Maschinellen vertraut. Sie konnte den ganzen Arbeitsgang der Zusammenstellung eines Romans beschreiben, angefangen von den durch das Planungskomitee herausgegebenen Richtlinien bis zu den letzten, von der Umschreibe-Gruppe aufgesetzten Glanzlichtern. Aber sie hatte kein Interesse an dem Endprodukt. »Ich mache mir nicht viel aus Büchern«, sagte sie. Sie waren ein Artikel, der hergestellt werden mußte, wie Marmelade oder Schuhbänder.
Sie hatte keinerlei Erinnerung an die Zeit vor den sechziger Jahren; der einzige Mensch in ihrem Umkreis, der häufig von der Zeit vor der Revolution gesprochen hatte, war ein Großvater, der verschwunden war, als sie acht Jahre alt wurde. In der Schule war sie Anführerin der Hockey-Mannschaft gewesen und hatte zwei Jahre hintereinander den Leichtathletikpreis gewonnen. Sie war Truppführerin bei den Spähern und Hilfssekretärin bei der Kinderliga gewesen, bevor sie in die Jugendliga gegen Sexualität eintrat.
Ihr Führungszeugnis war immer vorzüglich gewesen. Sie war sogar dazu ausersehen worden – und das war ein untrügliches Zeugnis für eine gute Führung –, in der Unterabteilung der Literatur-Abteilung zu arbeiten, die billige pornographische Erzeugnisse zum Verkauf bei den Proles herstellte. Dort war sie ein Jahr geblieben und hatte in Zellophan gewickelte Broschüren

mit Titeln wie »Liebe und Hiebe« oder »Eine Nacht in einem Mädchenpensionat« produzieren helfen, die heimlich von Jugendlichen aus dem Proletariat gekauft wurden, armen Ahnungslosen, die damit etwas gesetzlich streng Verbotenes und im geheimen Hergestelltes zu erstehen glaubten.
»Was sind das für Bücher?« fragte Winston neugierig.
»Ach, wüster Schund. Sie sind eigentlich sehr langweilig. Es gibt nur sechs mögliche Verwicklungen in der Handlung, die immer nur ein bisschen abgeändert werden. Ich war natürlich nur an den Kaleidoskopen beschäftigt. Nie bei der Umschreibe-Gruppe. Ich bin nicht literarisch genug, mein Lieber – nicht einmal dazu würde es reichen.«
Mit Erstaunen erfuhr er, daß in der Pornoabteilung außer dem Leiter der Abteilung nur Mädchen beschäftigt wurden. Man ging davon aus, daß die Männer, die sich erotisch nicht so leicht beherrschen konnten wie Frauen, größere Gefahr liefen, durch den Schmutz, mit dem sie sich abgeben mussten, verdorben zu werden.
»Sie nehmen dort nicht einmal gern verheiratete Frauen an«, fügte Julia hinzu. »Bei Mädchen wird immer vorausgesetzt, daß sie rein sind. Na, ich bin es jedenfalls nicht.«
Sie hatte als Sechzehnjährige ihre erste Liebesaffäre mit einem sechzig Jahre alten Parteimitglied gehabt, einem Mann, der später Selbstmord beging, um der Verhaftung zu entgehen.
»Und das war ein Glück«, fügte Julia hinzu, »sonst hätten sie meinen Namen von ihm herausbekommen, wenn er gestanden hätte.«
Ihm waren zahlreiche andere gefolgt. In ihren Augen stellte sich das Leben sehr einfach dar. Man wollte es sich selbst so angenehm wie möglich machen; »sie«, das heißt die Partei, wollte einen daran hindern; also übertrat man die Gesetze, wo man nur konnte.
Julia schien es ebenso natürlich zu finden, daß »sie« einem alles Vergnügen rauben wollte, wie daß man selbst versuchte, sich nicht erwischen zu lassen. Sie hasste die Partei und sprach das in

den derbsten Worten aus, aber sie übte generell keine Kritik an ihr. Von den Punkten abgesehen, wo ihr eigenes Leben damit in Konflikt kam, hatte sie keinerlei Interesse an den Doktrinen der Partei. Winston bemerkte, daß sie niemals Neusprechworte benutzte, außer den wenigen, die in die Umgangssprache eingegangen waren.
Sie hatte nie etwas von der »Brüderschaft« gehört und lehnte es auch ab, an ihr Vorhandensein zu glauben. Jede Art organisierter Auflehnung gegen die Partei, die ja notwendigerweise fehlschlagen mußte, hielt sie für dumm. Gegen die Gesetze zu verstoßen und dabei selbst am Leben zu bleiben – darauf kam es an. Er fragte sich mit einem unbestimmten Gefühl, wie viele Menschen ihres Typus es wohl unter der jüngeren Generation geben mochte – Menschen, die in die Welt der Revolution hineingewachsen waren und nichts anderes kannten, die die Partei als etwas so Unabänderliches wie den Himmel zu ihren Häuptern hinnahmen, ohne sich gegen ihre Autorität aufzulehnen, sondern ihr einfach auswichen, wie ein Hase hakenschlagend einem Hunde zu entkommen sucht.
Sie sprachen nicht über die Möglichkeit einer Heirat. Sie lag zu fern, um sich überhaupt damit zu beschäftigen. Man konnte sich keinen Prüfungsausschuß vorstellen, der eine solche Verbindung jemals genehmigen würde, selbst wenn Winston seine Frau Katherine irgendwie hätte loswerden können. Es war zwecklos, sich das auch nur auszumalen.
»Wie war eigentlich deine Frau?« fragte Julia. »Sie war – kennst du das Neusprechwort gutdenkvoll? Es bedeutet: von Natur aus orthodox, unfähig, einen Unvorschriftsmäßigen Gedanken auch nur zu fassen.«
»Nein, ich kannte das Wort nicht. Aber diese Sorte Menschen kenne ich nur zu gut.«
Er begann ihr die Geschichte seiner Ehe zu erzählen, aber seltsamerweise schien sie das Wesentliche davon bereits zu kennen. Sie beschrieb ihm, als habe sie es selber miterlebt oder gefühlt, wie Katherines Körper erstarrte, sobald er sie nur

berührte, und wie sie ihn selbst dann noch mit ihrer ganzen Kraft von sich wegzustoßen schien, wenn ihre Arme eng um ihn geschlungen waren. Es bereitete ihm keine Schwierigkeit, mit Julia über solche Dinge zu sprechen: Katherine war jedenfalls längst keine schmerzliche Erinnerung mehr, sondern nur noch eine unangenehme.
»Ich hätte es noch aushallen können, wenn nicht eine Sache gewesen wäre«, sagte er.
Und er erzählte ihr von der frigiden kleinen Zeremonie, die ihn Katherine gezwungen hatte, allwöchentlich in der gleichen Nacht auszuführen.
»Es war ihr greulich, aber nichts in der Welt hätte sie dazu bringen können, es bleiben zu lassen. Sie nannte es immer – aber das errätst du nie.«
»Unsere Pflicht gegenüber der Partei«, sagte Julia prompt.
»Woher weißt du das?«
»Ich war schließlich auch in der Schule, mein Lieber. Aufklärungsunterricht für junge Mädchen über sechzehn, einmal im Monat. In der Jugendbewegung desgleichen. Sie trichtern einem das Jahre hindurch ein. Und ich kann wohl behaupten, daß sie in vielen Fällen Erfolg damit haben. Aber man weiß es natürlich nie; die Menschen sind so scheinheilig.«
Und sie begann sich weiter über das Thema auszulassen. Bei Julia drehte sich alles um ihre eigene Sinnlichkeit. Sobald diese irgendwie im Spiel war, konnte sie außerordentlich scharfsinnig sein. Im Gegensatz zu Winston war ihr ein Licht über den eigentlichen Zweck der strengen Parteidoktrin in sexuellen Dingen aufgegangen. Sie wurde aufrechterhalten, nicht nur weil die Sexualität sich eine Welt für sich zu schaffen verstand, die außerhalb der Kontrolle der Partei lag, so daß sie nach Möglichkeit unterdrückt werden mußte, sondern vor allen Dingen, weil die sexuelle Enthaltsamkeit zur Hysterie führte und damit ein erstrebenswertes Ziel erreicht wurde, denn diese Hysterie konnte in Kriegsbegeisterung und Führerverehrung umgewandelt werden. Julia drückte das folgendermaßen aus:

»Beim Liebesspiel verbraucht man Energie, und hinterher fühlt man sich glücklich und pfeift auf alles andere. Das können sie nicht ertragen. Sie wollen, daß man ständig zum Platzen mit Energie geladen ist. Dies ganze Auf- und Abmarschieren, Hurra-Brüllen und Fahnenschwenken ist weiter nichts als sauer gewordene Sinnlichkeit. Wenn man innerlich glücklich ist, kann man weder über den Großen Bruder noch den Drei-Jahres-Plan, die Zwei-Minuten-Hass-Sendung und den ganzen übrigen Schwindel in Begeisterung geraten!«

Das war sehr richtig, dachte Winston. Es bestand ein unmittelbarer, enger Zusammenhang zwischen Enthaltsamkeit und politischer Strenggläubigkeit.

Hätte man sonst Furcht, Hass und fanatischen Glauben, wie sie die Partei bei ihren Mitgliedern voraussetzte, in der richtigen Weißglut erhalten können, wenn man nicht einen mächtigen Urtrieb auf Flaschen zog, um ihn als Treibstoff zu benutzen? Der Sexualtrieb war für die Partei gefährlich, und sie hatte gelernt, ihn in ihren Dienst zu spannen. Ähnlich war man mit dem Familiensinn verfahren. Die Familie konnte zwar nicht völlig abgeschafft werden, ja, man ermutigte die Leute sogar, in einer fast altmodischen Weise an ihren Kindern zu hängen. Die Kinder dagegen wurden systematisch gegen ihre Eltern aufgehetzt; man brachte ihnen bei, sie zu bespitzeln und jeden ihrer Verstöße gegen die Disziplin zu melden. Das Familienleben war in Wirklichkeit zu einer Erweiterung der Gedankenpolizei geworden, zu einem Mittel, um jedermann Tag und Nacht von intim vertrauten Angebern bespitzeln zu lassen.

Er mußte wieder an Katherine denken. Sie hätte ihn fraglos bei der Gedankenpolizei denunziert, wenn sie nicht zu dumm gewesen wäre, um an seinen Ansichten etwas Unorthodoxes zu bemerken. Was sie ihm in diesem Augenblick ins Gedächtnis zurückrief, war die erstickende Schwüle des Nachmittags, die ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben hatte. Er begann Julia zu erzählen, was sich vor elf Jahren an einem ähnlichen drückend heißen Sommertag ereignet hatte.

Es hatte sich drei oder vier Monate nach ihrer Heirat zugetragen. Katherine und er hatten sich auf einer Gemeinschaftswanderung im Herzen von Kent verlaufen. Sie waren nur ein paar Minuten hinter den anderen zurückgeblieben, hatten dann aber eine falsche Richtung eingeschlagen und fanden sich plötzlich am Rand einer aufgelassenen Kalkgrube stehen. Der Boden stürzte jäh zu einer Tiefe von zehn oder zwanzig Meter ab; unten lagen große Felsentrümmer. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, den sie nach dem Weg hätten fragen können.
Sobald Katherine merkte, daß sie den Weg verloren hatten, wurde sie sehr unruhig. Auch nur für einen Augenblick vom lärmenden Haufen der anderen Ausflügler getrennt zu sein, gab ihr das Gefühl, ein Unrecht zu begehen. Sie wollte auf dem Weg, den sie gekommen waren, zurücklaufen und in der anderen Richtung ihr Glück versuchen. Aber in diesem Augenblick entdeckte Winston ein paar Stauden Pfennigkraut, die in den Vorsprüngen des Gesteins unter ihnen Wurzel geschlagen hatten. Eine von den Stauden war zweifarbig, sie trug offenbar violette und ziegelrote Blüten am selben Stamm. Er hatte noch nie vorher etwas Derartiges gesehen und rief Katherine herbei, um sich das anzusehen.
»Schau, Katherine. Schau mal diese Blumen. Diese Staude da, fast unten auf dem Grund. Sie hat zwei verschiedene Farben, siehst du es?«
Sie hatte sich bereits zum Gehen gewandt, kam aber ziemlich verdrießlich für einen Augenblick zurück. Sie beugte sich sogar über den Rand der Grube, um zu sehen, worauf er deutete. Er stand ein wenig hinter ihr und hielt sie, um ihr Halt zu geben, am Gürtel fest. In diesem Augenblick kam ihm plötzlich zum Bewusstsein, wie vollkommen allein sie waren. Nirgends eine Menschenseele, kein Blatt regte sich, nicht einmal ein Vogel war zu sehen. An einem solchen Ort war die Gefahr eines irgendwo verborgenen Mikrophons sehr gering, und selbst wenn es installiert wäre, würde es nur ein Geräusch verzeichnen. Es war um die heißeste, schläfrigste Nachmittagsstunde. Die Sonne

brannte auf sie herunter, der Schweiß kitzelte sein Gesicht. Da war ihm der Gedanke gekommen…

»Warum hast du ihr nicht einen tüchtigen Stoß versetzt?« sagte Julia. »Ich hätte es getan.«

»Ja, Liebling, du schon. Ich hätte es auch getan, wenn ich derselbe Mensch gewesen wäre wie heute. Das heißt, vielleicht hätte ich es getan – ich bin mir nicht sicher.«

»Tut es dir leid, daß du es nicht getan hast?«

»Ja. Im Grunde bedaure ich es.«

Sie saßen Seite an Seite auf dem staubigen Fußboden. Er zog sie an sich. Ihr Kopf lag auf seiner Schulter, der angenehme Duft ihres Haares überstäubte den Geruch nach Taubenmist. Sie war sehr jung, dachte er, sie erwartete noch etwas vom Leben, sie begriff nicht, daß es nichts hilft, einen unbequemen Menschen in einen Abgrund zu stoßen.

»In Wirklichkeit hätte es nichts geändert«, sagte er. »Warum bedauerst du dann, es nicht getan zu haben?«

»Nur weil mir das Handeln lieber geworden ist als das Herumsitzen mit Händen im Schoß. Doch bei dem Spiel, das wir spielen, können wir nicht gewinnen. Die eine Art von Fehlschlägen ist besser als die andere, das ist alles.«

Er fühlte ein Zucken des Widerspruchs in ihren Schultern. Sie widersprach ihm immer, wenn er etwas Derartiges sagte. Sie wollte es nicht als ein Naturgesetz hinnehmen, daß der einzelne immer unterliegt. Einesteils war ihr bewusst, daß sie zum Untergang verurteilt war, daß früher oder später die Gedankenpolizei sie verhaften und töten würde, doch mit einem anderen Teil ihres Denkens hielt sie es irgendwie für möglich, eine geheime Welt aufzubauen, in der man leben konnte, wie es einem gefiel. Dazu brauchte man nur Glück, Schlauheit und Dreistigkeit. Sie begriff nicht, daß es so etwas wie Glück nicht gab, daß der einzige Sieg in der fernen Zukunft lag, lange nachdem man gestorben war, daß man von dem Augenblick an, in dem man der Partei den Kampf ansagte, besser daran tat, sich als Leiche zu betrachten.

»Wir sind die Toten«, sagte er.
»Wir sind doch noch nicht tot«, meinte Julia nüchtern.
»Noch nicht körperlich. Aber in sechs Monaten, einem Jahr - möglicherweise fünf Jahren. Ich habe Angst vor dem Tod. Du bist noch jung, also fürchtest du ihn vermutlich noch mehr als ich. Begreiflicherweise werden wir ihn so lange wie möglich hinausschieben. Aber es ist nur ein sehr geringer Unterschied. Solange wir Menschen Menschen sind, bleiben sich Tod und Leben gleich.«
»Ach, Unsinn! Mit wem möchtest du lieber ins Bett gehen, mit mir oder einem Skelett? Bist du nicht froh, daß du lebst? Fühlst du nicht gerne: Das bin ich, das ist meine Hand, das ist mein Bein, ich bin wirklich, bin greifbar, ich lebe! Liebst du das nicht?«
Sie warf sich herum und presste ihren Busen gegen ihn. Er konnte ihre reifen, festen Brüste durch ihren Trainingsanzug hindurch spüren. Ihr Körper schien etwas von seiner Jugendfrische und Lebenskraft an ihn abzugeben.
»Doch, das liebe ich«, sagte er.
»Dann hör auf, vom Sterben zu reden. Und jetzt paß auf, Liebster, wir müssen unser nächstes Wiedersehen vereinbaren. Wir können ebenso gut wieder zu der Stelle im Wald gehen. Wir haben lange genug pausiert. Aber diesmal mußt du auf einem anderen Weg hingehen. Ich habe mir alles ausgedacht. Du fährst mit dem Zug – aber schau her, ich werde es dir aufzeichnen.«
Und in ihrer praktischen Art scharrte sie den Staub zu einem kleinen Quadrat zusammen und begann mit einem Zweig aus einem der Taubennester eine Landkarte auf den Boden zu zeichnen.

Viertes Kapitel

Winston blickte sich in dem schäbigen kleinen Zimmer über Mr. Charringtons Laden um. Neben dem Fenster war das riesige Bett mit zerrissenen Wolldecken und einem unbezogenen Kopfkissen aufgemacht. Die altmodische Uhr mit dem Zwölferzifferblatt tickte auf dem Kaminsims. In der Ecke, auf dem Klapptischchen, schimmerte der Glasbriefbeschwerer, den er bei seinem letzten Besuch gekauft hatte, sanft aus dem Halbdunkel hervor.

Auf dem Kaminvorsatz standen ein zerbeulter Blechpetroleumkocher, ein Kessel und zwei Tassen, die Mr. Charrington zur Verfügung gestellt hatte. Winston zündete den Kocher an und setzte Wasser auf. Er hatte einen Briefumschlag voll Victory-Kaffee und ein paar Sacharintabletten mitgebracht. Die Zeiger zeigten auf zwanzig nach sieben: demnach war es also in Wirklichkeit 19.20 Uhr. Um 19.30 Uhr wollte sie kommen.

Verrückt, verrückt, hämmerte sein Herz unaufhörlich: Es war eine bewußte, unverantwortliche, selbstmörderische Verrücktheit. Von allen Verbrechen, die ein Parteimitglied begehen konnte, war keines so unmöglich geheimzuhalten wie dieses. Genaugenommen war ihm der Gedanke zum erstenmal wie eine Vision durch den Sinn gegangen, als er den Briefbeschwerer sich in der Platte des Klapptisches spiegeln sah. Wie vorausgesehen, hatte Mr. Charrington keine Schwierigkeiten beim Vermieten des Zimmers gemacht.

Er war offensichtlich erfreut über die paar Dollar, die ihm das einbringen würde. Auch nahm er keinen Anstoß daran, noch wurde er unangenehm vertraulich, als sich herausstellte, daß Winston das Zimmer für ein Liebesabenteuer benötigte. Stattdessen blickte er unbestimmt vor sich hin und sprach in allgemeinen Wendungen mit einer so zurückhaltenden Miene, daß man das Gefühl hatte, er sei überhaupt so gut wie unsichtbar geworden.

Unter sich zu sein, meinte er, sei etwas sehr Schätzenswertes. Jeder Mensch sollte ein Plätzchen haben, wo er gelegentlich zu zweit allein sein könne. Und wenn der Betreffende ein solches Plätzchen gefunden habe, so sei es nur eine ganz gewöhnliche Anstandspflicht jedes anderen, sein Wissen darüber für sich zu behalten. Er fügte sogar hinzu – und dabei schien er sich vollends in nichts aufzulösen – , daß das Haus zwei Eingänge habe, von denen einer durch den Hinterhof hinaus auf ein Seitengäßchen führe. Draußen vor dem Fenster sang jemand. Winston lugte unter dem Schutz des Musselinvorhangs hinaus. Die Junisonne stand noch hoch am Himmel, und drunten auf dem besonnten Hof stapfte ein Monstrum von Frau, wuchtig wie eine romanische Säule, mit stämmigen roten Unterarmen und einer um ihre Taille gebundenen Sackleinwandschürze, zwischen einem Waschfass und einer Wäscheleine hin und her, auf der sie eine Reihe viereckiger weißer Dinger aufhängte, die Winston als Kinderwindeln erkannte. So oft ihr Mund nicht durch Wäscheklammern verschlossen war, sang sie mit mächtiger, tiefer Altstimme: »Es war nur ein tiefer Traum, Ging wie ein Apriltag vorbei-ei, Aber sein Blick war leerer Schaum, Brach mir das Herz entzwei-ei!«

Das Lied wurde während der letzten Wochen von ganz London geträllert. Es war einer von zahlreichen ähnlichen Schlagern, die für die Proles von einer Unterabteilung der Fachgruppe Musik herausgegeben wurden. Der Wortlaut dieser Lieder wurde ohne jedes menschliche Zutun von einem sogenannten »Versificator« zusammengestellt. Aber die Frau sang so melodiös, daß aus dem fürchterlichen Blödsinn beinahe ein hübsches Liedchen wurde. Er konnte den Gesang der Frau und das Scharren ihrer Schuhe auf den Steinplatten hören, die Rufe der Kinder auf der Straße und irgendwo in weiter Ferne das leise Dröhnen des Verkehrs; und doch schien ihm das Zimmer merkwürdig still, weil es keinen Televisor enthielt.

Verrückt, verrückt, dachte er von neuem. Es war unvorstellbar, daß sie diesen Treffpunkt länger als ein paar Wochen benutzen

konnten, ohne ertappt zu werden. Aber die Versuchung, einen Unterschlupf zu haben, der wirklich ihnen gehörte, unter einem festen Dach und leicht erreichbar, war für sie beide zu groß gewesen. Nach ihrem letzten Treffen im Glockenturm ließ sich eine Zeitlang kein Stelldichein ermöglichen. Die Zahl der Arbeitsstunden war im Hinblick auf die kommende Hass-Woche radikal heraufgesetzt worden. Sie fand erst in mehr als einem Monat statt, aber die damit verbundenen umfangreichen und vielfältigen Vorbereitungen bürdeten jedermann Sonderarbeit auf. Endlich gelang es den beiden, sich am selben Tag einen freien Nachmittag zu verschaffen.

Sie waren übereingekommen, wieder zu der Waldlichtung zu gehen. Am Abend vorher trafen sie sich kurz auf der Straße. Wie gewöhnlich sah Winston Julia kaum an, als sie in der Menge aufeinander zusteuerten, aber nach dem kurzen Blick, den er ihr zuwarf, kam es ihm so vor, als sei sie bleicher als gewöhnlich.

»Es ist nichts damit«, murmelte sie, sobald sie es für ungefährlich hielt, zu sprechen. »Mit morgen, meine ich.«

»Wieso?«

»Morgen Nachmittag. Ich kann nicht kommen.«

»Warum nicht?«

»Das übliche. Es ist diesmal zu früh losgegangen.«

Einen Augenblick lang packte ihn heftiger Ärger. Während der Monate ihrer Bekanntschaft hatte sich seine Einstellung zu ihr geändert. Anfangs hatte nur wenig echte Sinnlichkeit mitgespielt. Ihr erstes intimes Beisammensein war für ihn lediglich eine Willensanstrengung gewesen. Aber nach dem zweiten Mal war es anders geworden.

Der Duft ihres Haares, der Geschmack ihres Mundes, die Berührung ihrer Haut schienen ihn ganz und gar, ja selbst die ihn umgebende Atmosphäre durchdrungen zu haben. Sie war für ihn ein körperliches Bedürfnis geworden, etwas, das er nicht nur brauchte, sondern worauf er ein Recht zu haben meinte. Als sie nun sagte, sie könne nicht kommen, hatte er das Gefühl, von ihr betrogen zu werden. Aber gerade in diesem Augenblick wurden

sie im Gedränge aneinander gepreßt, und ihre Hände fanden sich wie zufällig. Sie versetzte seinen Fingerspitzen einen raschen Druck, der nicht um Begehren, sondern um Liebe bat.
Ihm wurde bewußt, daß eine solche Enttäuschung beim Zusammenleben mit einer Frau eine normale, immer wiederkehrende Erscheinung sein mußte. Und plötzlich empfand er eine tiefe Zärtlichkeit, wie er sie vorher nicht für sie gefühlt hatte. Er wünschte, sie wären ein altes, seit zehn Jahren verheiratetes Ehepaar. Er wünschte, er ginge mit ihr wie eben jetzt durch die Straßen, aber offen und ohne Angst, um sich dabei über alltägliche Dinge zu unterhalten und alles Mögliche für den Haushalt einzukaufen. Vor allem aber wünschte er. sie hätten ein Fleckchen Erde, wo sie allein miteinander sein konnten, ohne die Verpflichtung zu fühlen, bei jedem Zusammensein gleich ins Bett gehen zu müssen.
Nicht gerade in diesem Augenblick, aber irgendwann im Laute des folgenden Tages war ihm der Gedanke gekommen. Mr. Charringtons Zimmer zu mieten. Als er Julia diesen Vorschlag machte, hatte sie mit unerwarteter Bereitwilligkeit zugestimmt. Sie wußten beide, daß es ein Wahnsinn war. Es war, als täten sie beide absichtlich einen Schritt näher an ihr Grab heran. Während er wartend auf dem Bettrand saß, dachte er von neuem an die Kellergewölbe des Liebesministeriums. Es war merkwürdig, wie einem dies unausweichliche Schicksal immer wieder zum Bewußtsein kam. Da lag es nun auf der Lauer als sichere Vorbestimmung, ein Vorspiel des Todes, auf das man mit neunundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit rechnen konnte. Man konnte ihm nicht entrinnen, aber man konnte es vielleicht hinausschieben: und doch legte man es stattdessen immer wieder darauf an, durch eine bewusst gewollte Handlung den Aufschub zu verkürzen.
In diesem Augenblick vernahm man einen raschen Schritt auf der Treppe. Julia kam ins Zimmer gestürzt. Sie trug eine Werkzeugtasche aus derbem braunen Segeltuch, mit der er sie manchmal im Ministerium hatte hin und her laufen sehen. Er

sprang auf, um sie in seine Arme zu schließen, aber sie befreite sich ziemlich hastig, zum Teil wohl, weil sie noch immer die Werkzeugtasche hielt.
»Nur eine Sekunde«, sagte sie. »Laß dir nur eben zeigen, was ich mitgebracht habe. Hast du was von diesem schauerlichen Victory-Kaffee mitgebracht? Das dachte ich mir. Du kannst ihn wegschmeißen, denn wir brauchen ihn nicht. Da, schau her.«
Sie ließ sich auf die Knie nieder, klappte die Tasche auf und warf ein paar Schraubenschlüssel heraus, die obenauf lagen. Darunter kam eine Anzahl säuberlich in Papier gewickelter Päckchen zum Vorschein. Das erste Päckchen, das sie Winston reichte, fühlte sich merkwürdig und doch irgendwie bekannt an. Es war mit einer schweren, feinkörnigen Masse angefüllt, die bei der Berührung jedem Druck nachgab.
»Doch nicht etwa Zucker?« fragte er. »Echter Zucker. Kein Sacharin, sondern Zucker. Und hier ist ein Laib Brot – richtiges Weißbrot, nicht unser elender Dreck – und ein Töpfchen Marmelade. Und da ist eine Dose Milch – aber jetzt pass auf! Darauf bin ich wirklich stolz. Ich mußte es in ein Stück Sackleinwand einwickeln, weil…«
Aber sie brauchte ihm nicht zu sagen, warum sie es eingewickelt hatte. Der Duft erfüllte bereits das Zimmer, ein reicher, würziger Duft, der wie ein Hauch aus seiner Kindheit war, dem man aber auch heute noch begegnete, wenn er manchmal durch eine Gasse zog, ehe irgendeine Tür ins Schloß fiel, oder in einer verkehrsreichen Straße in der Luft hing, einem einen Augenblick in die Nase stieg und sich dann wieder verflüchtigte.
»Kaffee«, murmelte er, »echter Kaffee.« »Es ist Kaffee für die Innere Partei. Ich habe ein ganzes Kilo davon mit«, sagte sie.
»Wie bist du zu all diesen Dingen gekommen?«
»Es sind alles Sachen für die Innere Partei. Es gibt nichts, was diese Schweine nicht haben; einfach nichts. Aber natürlich klauen die Kellner, die Dienstboten und die Angestellten, und . . . schau her, ich habe auch ein Päckchen Tee.«

Winston hatte sich eben niedergehockt. Er riß eine Ecke des Päckchens auf. »Echter Tee! Keine Brombeerblätter!«
»Es gab in letzter Zeit haufenweise Tee. Sie haben Indien erobert oder so etwas Ähnliches«, sagte sie beiläufig. »Aber hör zu, Liebster. Tu mir den Gefallen und dreh dich drei Minuten um. Geh und setz dich auf die andere Seite vom Bett. Tritt nicht zu nah ans Fenster. Und dreh dich nicht um, ehe ich dir's nicht sage.«
Winston starrte versunken durch den Musselinvorhang hindurch. Unten im Hof ging die Frau mit den geröteten Armen noch immer zwischen dem Waschzuber und der Wäscheleine hin und her. Sie nahm gerade wieder zwei Klammern aus dem Mund und sang mit gefühlvoller Stimme: »Man sagt, die Zeit heile alles, Es heißt, man kann alles vergessen, Aber vom Schmerz meines Falles, Von dem bleib' ich ewig besessen!«
Sie schien das ganze törichte Lied auswendig zu können. Ihre Stimme schwebte sehr melodisch mit dem lauen Sommerlüftchen daher, von einer Art glücklicher Melancholie erfüllt. Man hatte das Gefühl, es hätte der Frau nichts ausgemacht, wenn der Juniabend nie ein Ende gehabt und der Wäschevorrat unerschöpflich gewesen wäre, und wenn sie tausend Jahre so weitermachen konnte: Kinderwindeln aufhängen und kitschige Lieder dabei singen. Dabei fiel ihm ein, daß er merkwürdigerweise nie ein Parteimitglied allein und spontan hatte singen hören. Es hätte sogar ein wenig unorthodox, wie eine gefährliche Schrullenhaftigkeit gewirkt, so als ob man Selbstgespräche führte. Vielleicht mußten die Menschen erst nahe am Verhungern sein, um für sich allein singen zu können.
»Jetzt darfst du dich umdrehen«, sagte Julia.
Er drehte sich um und hätte sie eine Sekunde lang fast nicht erkannt. Eigentlich hatte er erwartet, sie nackt vor sich zu sehen. Aber sie war nicht nackt. Ihre Verwandlung war viel erstaunlicher. Sie hatte sich geschminkt.
Sie mußte in einen Laden in den Prolesvierteln geschlüpft sein und eine ganze Ausrüstung von Toilettenartikeln gekauft haben.

Ihre Lippen waren tiefrot, ihre Wangen bedeckte ein Hauch von Rouge, ihre Nase war gepudert; sogar unter die Augen war irgendetwas getupft, das sie glänzender erscheinen ließ. Es war nicht sehr geschickt gemacht, aber Winstons Ansprüche in diesen Dingen waren keineswegs hochgeschraubt. Er hatte nie zuvor ein weibliches Parteimitglied geschminkt gesehen oder es sich auch nur geschminkt vorstellen können. Julias Erscheinung hatte sich in verblüffender Weise verschönt. Mit nur wenigen Farbstrichen an den richtigen Stellen war sie nicht nur sehr viel hübscher, sondern vor allem viel weiblicher geworden. Ihr kurzes Haar und der knabenhafte Trainingsanzug erhöhten nur die Wirkung.

Als er sie in seine Arme schloß, stieg ihm eine Welle synthetischen Veilchendufts in die Nase. Er erinnerte sich an das Halbdunkel einer Wohnküche im Erdgeschoß und an die schwarze Mundhöhle einer Frau. Genau das gleiche Parfüm hatte sie benutzt; aber im Augenblick schien das nichts auszumachen.

»Parfüm auch!« rief er aus.

»Ja, Liebster, auch Parfüm. Und weißt du, was ich als nächstes mache? Ich versuche, irgendwo einen richtigen Frauenrock aufzutreiben, und ziehe ihn mir anstatt dieser scheußlichen Hosen an. Ich werde seidene Strümpfe tragen und Schuhe mit hohen Absätzen! In diesem Zimmer will ich eine Frau sein, keine Genossin.«

Sie streiften ihre Kleider ab und stiegen in das riesige Mahagonibett. Er zog sich zum erstenmal in ihrer Gegenwart ganz aus. Bisher hatte er sich zu sehr seines bleichen, mageren Körpers mit den an den Waden hervortretenden Krampfadern und dem entfärbten Fleck über seinem Fußknöchel geschämt. Das Bett hatte kein Laken, aber die Wolldecke, auf der sie lagen, war dünn und weich, und die Größe und Federung des Bettes erstaunte sie beide.

»Es wimmelt sicher von Wanzen, aber wen kümmert das schon?« sagte Julia.

Man sah heutzutage nirgendwo Doppelbetten, außer in den Wohnungen der Proles. Winston hatte in seiner Knabenzeit

gelegentlich in einem geschlafen; Julia hatte noch nie zuvor in einem gelegen, soweit sie sich erinnern konnte.
Sie sanken gleich für eine Weile in Schlummer. Als Winston aufwachte, waren die Zeiger der Uhr bis fast auf neun vorgerückt. Er rührte sich nicht, denn Julia schlief noch, ihren Kopf in die Biegung seines Armes gebettet. Der größte Teil der Schminke hatte sich auf sein Gesicht und das Kissen übertragen, aber ein zarter roter Fleck betonte noch immer die Schönheit ihrer Wange. Ein goldgelber Strahl der untergehenden Sonne glitt über das Bettende und fiel auf den Kocher, auf dem das Wasser lebhaft sprudelte. Drunten im Hof hatte die Frau zu singen aufgehört, aber gedämpfte Kinderrufe drangen von der Straße herein.
Er fragte sich verschwommen, ob es wohl in der verpönten Vergangenheit ein normales Erlebnis gewesen war, als Mann und Frau so in der Kühle des Sommerabends unbekleidet im Bett zu liegen, der Liebe zu frönen, wenn man Lust dazu verspürte, zu sprechen, was einem gerade einfiel, nicht zum Aufstehen gezwungen zu sein, sondern einfach dazuliegen und den friedvollen Geräuschen von draußen zu lauschen. Konnte es einmal eine Zeit gegeben haben, wo das selbstverständlich schien? Julia erwachte, rieb sich die Augen und richtete sich auf den Ellenbogen auf, um nach dem Petroleumkocher zu sehen.
»Das halbe Wasser ist verkocht«, sagte sie. »Ich stehe gleich auf und mache Kaffee. Wir haben noch eine Stunde Zeit. Wann wird in eurem Block das Licht ausgeschaltet?«
»Um dreiundzwanzig Uhr dreißig.«
»Im Heim um dreiundzwanzig Uhr. Aber man muß schon früher zu Hause sein, weil…Huch! Mach, daß du wegkommst, du Biest!«
Sie machte plötzlich eine Drehung im Bett, hob einen Schuh vom Boden auf und warf ihn wuchtig mit einer jungenhaften Armbewegung in die Ecke, mit der gleichen Bewegung, mit der er sie an jenem Vormittag während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung das Wörterbuch nach Goldstein hatte schleudern sehen.

»Was ist los?« fragte er erstaunt.
»Eine Ratte. Ich sah, wie sie ihre ekelhafte Schnauze hinter der Holzleiste hervorstreckte. Dort drüben ist ein Loch. Jedenfalls habe ich ihr einen tüchtigen Schrecken eingejagt.«
»Ratten!« murmelte Winston. »In diesem Zimmer!«
»Sie treiben sich überall herum«, sagte Julia gleichgültig, während sie sich wieder hinlegte. »Im Heim haben wir sogar welche in der Küche. In manchen Teilen Londons wimmelt es von ihnen. Wusstest du, daß sie an kleine Kinder herangehen? Doch, bestimmt, das tun sie. In manchen von diesen Straßen wagen die Frauen ihre Kinder nicht zwei Minuten allein zu lassen. Die großen braunen machen das. Und das Scheußlichste ist, daß die Biester…«
»Hör auf!« sagte Winston, die Augen fest geschlossen.
»Liebster! Du bist ja ganz blaß geworden. Was fehlt dir? Wird dir von ihnen schlecht?«
»Von allen Scheußlichkeiten der Welt sind Ratten…«
Sie preßte sich eng an ihn und umschlang ihn mit ihren Gliedern, wie um ihn mit der Wärme ihres Körpers zu beruhigen. Er öffnete die Augen nicht gleich wieder. Ein paar Augenblicke lang hatte er das Gefühl gehabt, von neuem in den Angsttraum versetzt zu werden, der ihn sein ganzes Leben hindurch von Zeit zu Zeit verfolgt hatte. Es war immer so ziemlich dasselbe. Er stand vor einer Mauer aus Dunkelheit, jenseits der etwas Unerträgliches lauerte, etwas, das zu schrecklich war, um seinen Anblick noch erträglich sein zu lassen. Im Traum war dabei sein tiefstes Gefühl immer, daß er sich etwas vormachte, daß er in Wirklichkeit genau wußte, was hinter der dunklen Mauer war. Mit einer unerhörten Anstrengung, als reiße er sich ein Stück aus dem eigenen Gehirn, hätte er das Verborgene sogar ans Licht zerren können. Er wachte immer auf, ohne zu erfahren, was es eigentlich war: aber irgendwie hing es damit zusammen, wovon Julia gesprochen hatte, als er sie unterbrach.
»Verzeih«, sagte er, »es ist nichts. Ich kann nun einmal Ratten nicht ausstehen, das ist alles.«

»Mach dir keine Sorgen, Liebster, wir werden die elenden Biester hier nicht hereinlassen. Ich werde das Loch mit etwas Sackleinen zustopfen, bevor wir gehen. Und wenn wir das nächste Mal herkommen, bring ich Gips mit und schmiere es ordentlich zu.«
Schon war der dunkle Augenblick der Panik halb vergessen. Etwas beschämt über sich selbst setzte er sich auf, gegen das Kopfteil des Bettes gestützt. Julia stand auf, zog ihren Trainingsanzug an und machte den Kaffee. Der aus dem Topf aufsteigende Duft war so stark und betäubend, daß sie die Fenster schlössen, damit niemand draußen es merken und vielleicht neugierig werden konnte.
Doch fast noch besser als der Geschmack des Kaffees war die seidige Weiche, die ihm der Zucker verlieh, etwas, das Winston nach Jahren des Sacharins nahezu vergessen hatte. Eine Hand in der Tasche, in der anderen ein Marmeladebrot, ging Julia im Zimmer umher, betrachtete gleichgültig das Büchergestell, zeigte ihm, wie man den Klapptisch am besten reparieren könnte, ließ sich in den abgenutzten Lehnstuhl fallen, um zu sehen, ob er bequem war, und untersuchte mit einem nachsichtigen Lächeln die komische zwölfziffrige Uhr. Sie brachte den gläsernen Briefbeschwerer herüber ans Bett, um ihn bei besserem Licht betrachten zu können. Er nahm ihn ihr aus der Hand, wie immer fasziniert von der gedämpften, regenwasserartigen Beschaffenheit des Glases.
»Wozu ist das deiner Ansicht nach?« fragte Julia.
»Ich glaube, es hat kein ›Wozu‹ – ich meine, ich glaube nicht, daß es jemals einem Zweck gedient hat. Das mag ich so gerne daran. Es ist ein Stückchen Geschichte, das sie zu verfälschen vergessen haben. Es ist, wenn man sie zu lesen versteht, eine Botschaft aus der Zeit vor hundert Jahren.«
»Und dieses Bild dort drüben« – sie deutete mit dem Kopf nach dem Stich an der gegenüberliegenden Wand –, »ist das auch hundert Jahre alt?«

»Noch mehr. Zweihundert würde ich sagen. Man weiß es nicht. Man kann heutzutage unmöglich das Alter irgendeiner Sache festhalten.«
Sie ging hinüber, um es näher zu betrachten. »Da hat das Biest seine Nase herausgestreckt«, sagte sie dabei und versetzte gerade unter dem Bild der Holzleiste einen Tritt. »Was ist das für ein Gebäude? Ich habe es schon irgendwo gesehen.«
»Eine Kirche – jedenfalls war es früher eine. St. Clement's Dane hieß sie.« Die Verszeile, die Mr. Charrington ihn gelehrt hatte, fiel ihm wieder ein, und er fügte halb sehnsüchtig hinzu: »Oranges and lemons, say the bells of St. Clement's!«
Zu seinem Erstaunen ergänzte sie den Reim: »You owe me three farthings, Say the bells of St. Martin's, When will you pay me? Say the bells of Old Bailey...
Ich weiß nicht, wie es danach weitergeht. Aber jedenfalls erinnere ich mich, wie es schließt: ›Here comes a candle to light you to bed, here comes a chopper to chop off your head!‹«
Es war wie die zwei Stichworte eines Erkennungszeichens. Aber es mußte nach »the bells of Old Bailey« noch ein anderer Vers kommen. Vielleicht konnte man ihn aus Mr. Charringtons Erinnerung ausgraben, wenn er gerade in der richtigen Stimmung war.
»Wer hat dir das beigebracht?« fragte er.
»Mein Großvater. Er sagte es mir immer vor, als ich ein kleines Mädchen war. Er wurde vaporisiert, als ich acht Jahre alt war – jedenfalls verschwand er spurlos. Ich würde gern wissen, was eine Zitrone ist«, fügte sie sprunghaft hinzu. »Orangen habe ich gesehen. Es sind so runde gelbe Früchte mit einer dicken Schale.«
»Ich kann mich auch noch auf Zitronen besinnen«, sagte Winston. »Sie waren in den fünfziger Jahren etwas ganz Gewöhnliches. Sie waren so sauer, daß schon allein beim Riechen der Mund zusammengezogen wurde.«
»Ich wette, hinter diesem Bild sind Wanzen«, sagte Julia. »Ich werde es gelegentlich herunternehmen und tüchtig saubermachen. Ich glaube, es ist langsam Zeit zum Aufbrechen.

Ich muß anfangen, mir diese Schminke abzuwaschen. Wie schade! Hinterher werde ich dir den Lippenstift vom Gesicht abwischen.«
Winston blieb noch ein paar Minuten länger liegen. Im Zimmer wurde es immer dunkler. Er drehte sich dem Lichte zu und starrte auf den gläsernen Briefbeschwerer. Das unerschöpflich Interessante daran war nicht so sehr das Stück Koralle als das Innere des Glases selbst. Es hatte eine solche Tiefe, dabei war es fast so durchsichtig wie Luft. Es war, als wäre die Oberfläche des Glases die Himmelskuppel, die eine winzige Welt mit ihrer ganzen Atmosphäre einschloss. Er hatte das Gefühl, als könnte er in sie hineintreten, ja, als lebe er in Wirklichkeit darin, zusammen mit dem Mahagonibett und dem Klapptisch, der Uhr, dem Stahlstich und dem Briefbeschwerer selbst. So glich der Briefbeschwerer dem Zimmer, in dem er sich befand, und die Koralle seinem Leben und dem Julias, das im Herzen des Kristalls gleichsam wie für die Ewigkeit im Panzer lag.

Fünftes Kapitel

Syme war plötzlich verschwunden. Eines Morgens fehlte er bei der Arbeit: ein paar gedankenlose Leute sprachen über sein Fortbleiben doch am nächsten Tag erwähnte ihn niemand mehr. Drei Tage später ging Winston in die Vorhalle seiner Abteilung, um auf dem Anschlagbrett etwas nachzusehen.
Einer der Anschläge bestand aus einer gedruckten Liste des Schachkomitees, dem Syme angehört hatte. Sie sah fast genauso aus wie vorher – keine Zeile war durchgestrichen –, aber sie war um einen Namen kürzer geworden. Das genügte. Syme hatte aufgehört zu existieren oder richtiger: Er hatte nie existiert.

Das Wetter war von einer Backofenhitze. Im Labyrinth des Ministeriums zwar behielten die fensterlosen Räume ihre automatisch geregelte Normaltemperatur bei, draußen aber versengte einem das Pflaster beinahe die Schuhsohlen, und während der Hauptverkehrsstunden war in der Untergrundbahn die Stickluft grauenhaft. Die Vorbereitungen für die Hass-Woche waren in vollem Gange, und die Belegschaften aller Ministerien machten Überstunden.
Umzüge, Versammlungen, Paraden, Vorträge, Ausstellungen, Filmvorführungen, Fernsehprogramme – alles das mußte vorbereitet, Tribünen mußten erbaut, Bilder zur öffentlichen Verbrennung hergestellt, Parolen geprägt, Lieder verfasst, Gerüchte in Umlauf gesetzt und Fotografien gefälscht werden.
Julias Gruppe in der Literaturabteilung war von der Romanproduktion abgezogen worden und arbeitete mit Hochdruck an der Fertigstellung einer Serie von Flugschriften. Winston verwandte neben seiner sonstigen Arbeit täglich viele Stunden darauf, im Archiv aufbewahrte frühere Nummern der Times nachzuprüfen und Angaben darin abzuändern und zurechtzufrisieren, die in Reden zitiert werden sollten. Spät in der Nacht, während Scharen lärmender Proles die Straßen bevölkerten, hing eine merkwürdige fieberhafte Stimmung über der Stadt. Raketenbomben krachten öfter als je zuvor, und manchmal erfolgten in weiter Ferne riesige Explosionen, die sich niemand erklären konnte und über die wilde Gerüchte im Umlauf waren.
Das neue Lied, das zum Hauptschlager der Hass-Woche bestimmt war (es hieß schlechthin »Der Hassgesang«), war bereits fertig und wurde unablässig aus den Televisoren geschmettert. Es hatte einen wilden, kläffenden Rhythmus, der nicht eigentlich als Musik bezeichnet werden konnte, sondern nur wie Trommelschläge klang. Von Hunderten von Stimmen zum Gleichschritt marschierender Füße gebrüllt, klang es wahrhaft erschreckend.

Doch die Proles hatten Gefallen daran gefunden, und auf den mitternächtlichen Straßen machte es dem noch immer populären »Man sagt, die Zeit heile alles« starke Konkurrenz. Die Parsonskinder bliesen es zu allen Tag- und Nachtzeiten bis zum Auswachsen auf einem Kamm und einem Blatt Toilettenpapier. Winstons Abende waren ausgefüllter denn je. Von Parsons zusammengetrommelte Freiwilligentrupps schmückten die Straße für die Hass-Woche, nähten Fahnen, malten Plakate, richteten Fahnenstangen auf den Dächern auf und spannten unter Lebensgefahr Seile für Spruchbänder und Wimpel über die Straße. Parsons brüstete sich, allein am Victory-Block würden vierhundert Meter Fahnentuch flattern.

Er war ganz in seinem Element und glücklich wie ein Fisch im Wasser. Die Hitze und die körperliche Arbeit hatten ihm einen Vorwand geliefert, des Abends wieder zur Tracht der kurzen Hose und des offenen Hemdes zurückzukehren. Er war überall gleichzeitig, zog, schob, sägte, hämmerte, legte mit Hand an und ermunterte jedermann mit kleinen Witzchen und kameradschaftlichen Ermahnungen, während aus jeder Falte seines Körpers der scharfe Geruch eines scheinbar unerschöpflichen Schweißvorrats strömte.

Ein neues Plakat war plötzlich in London aufgetaucht. Es hatte keinen Begleittext, sondern stellte nur die drei oder vier Meter hohe, erschreckende Gestalt eines eurasischen Soldaten dar, der mit ausdruckslosem Mongolengesicht und riesigen Stiefeln, eine Maschinenpistole im Anschlag, auf den Beschauer zumarschierte. Die Mündung des perspektivisch verkürzten Laufes schien, aus welchem Gesichtswinkel man das Plakat auch betrachtete, immer geradewegs auf den Beschauer gerichtet.

Das Plakat war an jeder freien Mauer angeklebt, so daß es sogar die Bilder des Großen Bruders an Zahl übertraf. Die Proles, die gewöhnlich der Politik gleichgültig gegenüberstanden, wurden dadurch in einen ihrer periodischen Ausbrüche von Kriegseuphorie versetzt. Die Raketenbomben hatten, als wollten sie hinter der allgemeinen Stimmungsmache nicht zurückstehen,

mehr Menschen als sonst getötet. Eine fiel auf ein vollbesetztes Kino im Stadtteil Stephney, wobei mehrere hundert Opfer unter den Trümmern verbrannten. Die gesamte Bevölkerung der Umgegend nahm an der umständlichen, gründlich organisierten Beisetzung teil, die Stunden dauerte und eine wahre Protestkundgebung war. Eine andere Bombe fiel auf ein unbebautes Terrain, das als Spielplatz diente, und riß mehrere Dutzend Kinder in Stücke.

Erneute Protestkundgebungen fanden statt, ein Bildnis Goldsteins wurde symbolisch verbrannt, viele hundert Plakate mit dem eurasischen Soldaten wurden spontan abgerissen und in die Flammen geworfen, und eine Anzahl Läden wurde in dem Tumult geplündert. Dann verbreitete sich ein Gerücht, daß Spione die Salven der Raketenbomben mit Hilfe von Radiowellen lenkten, worauf das Haus eines alten Ehepaars, dem man politische Nonkonformität nachsagte, in Brand gesteckt wurde und die beiden in den Flammen umkamen.

Jetzt, seit Winston einen sicheren Unterschlupf, fast ein Zuhause hatte, schien es kaum noch eine so große Unbequemlichkeit, daß sie sich nur selten und immer nur für ein paar Stunden treffen konnten. Wichtig war allein, daß es das Zimmer über dem Altwarenladen überhaupt gab. Zu wissen, daß es unversehrt auf sie wartete, war fast so gut, wie sich darin aufzuhalten. Das Zimmer war eine Welt für sich, ein Schlupfwinkel der Vergangenheit, in dem sich längst ausgestorbene Tiere tummeln konnten. Mr. Charrington, dachte Winston, war auch so ein ausgestorbenes Tier. Bevor er ins obere Stockwerk hinaufging, blieb Winston gewöhnlich stehen, um ein paar Minuten mit Mr. Charrington zu plaudern.

Der alte Mann schien selten oder nie aus dem Haus zu gehen und andererseits so gut wie keine Kunden zu haben. Er führte ein gespenstisches Leben zwischen dem winzigen, dunklen Laden und einer noch winzigeren, nach dem Hof hinaus gelegenen Küche, wo er seine Mahlzeiten zubereitete und wo es unter anderem ein unglaublich altes Grammophon mit einem riesigen

Schalltrichter gab. Er schien sich über die Gelegenheit zu einer Unterhaltung zu freuen. Wenn er zwischen seinen wertlosen Trödlerwaren mit seiner langen Nase, der dicken Brille und den gebeugten Schultern in seiner Samtjacke umherging, sah er eher wie ein Sammler als wie ein Händler aus. Mit einer etwas matten Leidenschaft fingerte er an diesem oder jenem Stück seines alten Krimskrams herum – einem Flaschenstöpsel aus Porzellan, dem bemalten Deckel einer zerbrochenen Schnupftabaksdose, einem unechten Medaillon mit der Haarlocke eines längst verstorbenen Kindes –, ohne Winston jemals zum Kauf, sondern nur zur Bewunderung aufzufordern. Wenn man mit ihm sprach, war es, als lausche man dem Zirpen einer ausgeleierten Spieldose. Er hatte aus den Winkeln seines Gedächtnisses noch ein paar Zeilen aus vergessenen Reimen hervorgeholt.

»Mir kam nur eben der Gedanke, es könnte Sie vielleicht interessieren«, pflegte er mit einem um Verzeihung heischenden, kurzen Lachen zu sagen, wenn er eine neue Verszeile aufsagte. Aber er konnte sich nie an mehr als an ein Zeilenpaar mit einem Reim erinnern.

Winston und Julia wußten – und in gewisser Weise verließ sie dieses Bewußtsein nie –, daß ihr Treiben hier nicht lange dauern konnte. Es gab Zeiten, in denen die über ihnen hängende Todesdrohung so greifbar schien wie das Bett, auf dem sie lagen, dann klammerten sie sich mit einer verzweifelten Sinnlichkeit aneinander, wie eine verdammte Seele nach dem letzten Strohhalm der Lust greift, wenn in fünf Minuten ihr letztes Stündlein schlägt.

Aber es gab auch Zeiten, in denen sie sich nicht nur in Sicherheit wiegten, sondern sich auch ganz der Illusion hingaben, daß ihr Zustand von Dauer sei. Solange sie sich in diesem Zimmer aufhielten, konnte ihnen – so fühlten beide – nichts Schlimmes widerfahren. Der Anmarschweg war zwar schwierig und gefährlich, aber das Zimmer selbst war eine Freistatt. Es war für Winston, als ob er in das Innere seines Briefbeschwerers geblickt hätte, mit dem Gefühl, es sei möglich, in diese gläserne Welt

einzudringen und dann, wenn man erst einmal darin war, der Zeit Einhalt zu gebieten. Oft überließen sie sich Wunschträumen von einer Flucht. Ihr Glück würde ewig währen, und sie würden ganz einfach für den Rest des ihnen zugemessenen Lebens einander weiter lieben wie bisher. Oder Katherine würde sterben und ihnen würde durch vorsichtiges Manövrieren gelingen, sich zu heiraten. Oder sie würden gemeinsam Selbstmord begehen; oder von der Bildfläche verschwinden, ihr Äußeres bis zur Unkenntlichkeit verändern, im Dialekt der Proles sprechen lernen, in einer Fabrik arbeiten und ihr Leben unentdeckt in irgendeiner Hintergasse zu Ende leben. All das war, wie sie sehr wohl wußten, barer Unsinn. In Wirklichkeit gab es kein Entrinnen. Sogar den einzig durchführbaren Plan, nämlich Selbstmord zu verüben, beabsichtigten sie nicht wirklich auszuführen.

Von Tag zu Tag und von Woche zu Woche weiterzumachen, eine Gegenwart zu genießen, die keine Zukunft hatte, schien ein unüberwindlicher Instinkt zu fordern, genauso wie die Lungen eines Menschen immer weiter atmen, solange noch Luft da ist. Manchmal sprachen sie davon, sich offen gegen die Partei aufzulehnen, ohne jedoch eine Ahnung zu haben, wie der erste Schritt dabei aussehen sollte. Sogar wenn es die legendäre »Brüderschaft« in Wirklichkeit gab, blieb doch die Schwierigkeit, den Weg zu ihr zu finden.

Er erzählte ihr von dem seltsamen Einverständnis, das zwischen ihm und O'Brien herrschte oder vielmehr zu herrschen schien, und von dem Verlangen, das er manchmal verspürte, ganz einfach vor O'Brien hinzutreten, ihm zu gestehen, daß er ein Feind der Partei sei, und ihn um seine Hilfe zu bitten. Merkwürdigerweise kam das Julia nicht als ein vorschneller Schritt vor. Sie pflegte die Menschen nach ihrem Gesicht zu beurteilen, und es schien ihr natürlich, daß Winston auf Grund eines einzigen Blickwechsels O'Brien für vertrauenswürdig hielt. Außerdem nahm sie als sicher an, daß jeder – oder doch fast jeder

– die Partei insgeheim hasste und gegen die Gesetze verstieß, sobald er glaubte, das ungestraft tun zu können.
Aber sie bezweifelte entschieden, daß es eine weitverzweigte, organisierte Gegenbewegung gab oder geben konnte. Die Geschichten von Goldstein und seiner Untergrundbewegung, meinte sie, wären völliger Unsinn, den die Partei zu ihren Zwecken erfunden hatte und von dem man nur so tun mußte, als glaubte man ihn.
Unzählige Male hatte sie bei Parteiversammlungen und spontanen Kundgebungen mit vollem Stimmenaufwand die Hinrichtung von Menschen gefordert, deren Namen sie nie zu vor gehört hatte und an deren angebliche Verbrechen sie nicht im Entferntesten glaubte. Wenn Schauprozesse stattfanden, hatte sie ihren Platz unter der Abordnung der Jugendliga eingenommen, die von morgens bis abends vor dem Gerichtsgebäude Stellung bezog und in Abständen in den Ruf ausbrach: »Tod den Verrätern!«
Während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung tat sie sich immer vor allen anderen darin hervor, Verwünschungen gegen Goldstein auszustoßen. Trotzdem hatte sie nur ganz unklare Vorstellungen davon, wer Goldstein überhaupt war und welche Doktrin er angeblich vertrat. Sie war nach der Revolution aufgewachsen und zu jung, um sich noch an die ideologischen Kämpfe der fünfziger und sechziger Jahre zu erinnern. So etwas wie eine unabhängige politische Bewegung ging über ihr Vorstellungsvermögen hinaus: Die Partei blieb ein für allemal unbesiegbar. Sie würde immer da sein, und alles würde immer so bleiben, wie es war. Man konnte sich nur durch geheimen Ungehorsam dagegen auflehnen oder höchstens durch einzelne Terrorakte – indem man jemand umbrachte oder etwas in die Luft sprengte.
In mancher Beziehung sah sie viel klarer als Winston und war weit weniger für Parteipropaganda empfänglich. Als er einmal zufällig in irgendeinem Zusammenhang die Rede auf den Krieg gegen Eurasien brachte, verblüffte sie ihn, indem sie ganz

beiläufig sagte, ihrer Meinung nach gebe es diesen Krieg überhaupt nicht. Die täglich in London einschlagenden Raketenbomben würden vermutlich von der Regierung Ozeaniens selbst abgefeuert, »nur um die Leute in Furcht und Schrecken zu halten«.

Das war ein Gedanke, der ihm buchstäblich noch nie in den Sinn gekommen war. Sie weckte auch so etwas wie Neid in ihm durch ihre Bemerkung, sie habe alle Mühe, während der Zwei-Minuten-Hass-Sendung nicht lachend herauszuplatzen. Sie stellte aber die Parteidoktrin nur in Frage, wenn sie irgendwie ihr eigenes Leben berührte. Oft nahm sie die amtliche Phantasiedarstellung einfach deshalb bereitwillig hin, weil ihr der Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge ganz unwichtig schien. Sie glaubte zum Beispiel, wie man es ihr in der Schule beigebracht hatte, daß die Partei das Flugzeug erfunden habe. (Während seiner eigenen Schulzeit Ende der fünfziger Jahre, erinnerte sich Winston, hatte die Partei nur Anspruch auf die Erfindung des Helikopters erhoben; eine Generation später würde sie auch noch die Dampfmaschine als ihre Erfindung beanspruchen.) Und als er ihr erzählte, es habe schon vor seiner Geburt und lange vor der Revolution Flugzeuge gegeben, war ihr diese Tatsache völlig uninteressant. Was lag im Grunde schon daran, wer das Flugzeug erfunden hatte?

Fast noch größer war die Enttäuschung für ihn, als er auf Grund einer zufälligen Bemerkung feststellte, daß sie sich nicht erinnerte, daß Ozeanien vor vier Jahren Krieg mit Ostasien und Frieden mit Eurasien gehabt hatte.

Sie betrachtete zwar den ganzen Krieg als fingiert, hatte aber offenbar überhaupt nicht bemerkt, daß der Name des Feindes sich geändert hatte.

»Ich dachte, wir hätten immer mit Eurasien Krieg gehabt«, sagte sie leichthin.

Es erschreckte ihn ein wenig. Die Erfindung des Flugzeugs datierte lange vor ihrer Geburt, aber die Verlagerung des Krieges hatte erst vor vier Jahren stattgefunden, geraume Zeit nachdem

sie erwachsen war. Er rechnete ihr das etwa eine Viertelstunde lang vor. Zum Schluß gelang es ihm, ihr Erinnerungsvermögen soweit zu wecken, bis sie sich undeutlich entsann, daß einmal Ostasien und nicht Eurasien der Feind gewesen war. Aber diese Feststellung kam ihr noch immer unwichtig vor.

»Was liegt schon daran?« sagte sie ungeduldig. »Immer ist es ein blöder Krieg nach dem anderen, und man weiß, daß die Berichte sowieso alle erlogen sind.«

Manchmal sprach er mit ihr über die Registraturabteilung und die schamlosen Fälschungen, die er dort beging. Solche Dinge schienen sie nicht zu entsetzen. Sie fühlte bei der Vorstellung, wie Lügen zu Wahrheit wurden, nicht den Abgrund, der sich damit vor ihren Füßen auftat. Er erzählte ihr die Geschichte von Jones, Aaronson und Rutherford und dem bedeutungsvollen Zeitungsausschnitt, den er in Händen gehalten hatte. Sie machte keinen großen Eindruck auf sie. Zuerst entging ihr sogar der springende Punkt der ganzen Geschichte.

»Waren es Freunde von dir?« fragte sie.

»Nein, ich habe sie nie gekannt. Sie waren Mitglieder der Inneren Partei. Übrigens viel ältere Männer als ich. Sie gehörten noch der alten Zeit an, der Zeit vor der Revolution. Ich kannte sie kaum vom Sehen.«

»Warum machst du dir dann Gedanken darüber? Die ganze Zeit werden doch Menschen umgebracht, oder nicht?«

Er versuchte, es ihr begreiflich zu machen. »Hier handelt es sich um einen besonderen Fall. Es handelt sich nicht nur darum, daß irgendeiner umgebracht wurde.

Bist du dir bewußt, daß die Vergangenheit, vom gestrigen Tage angefangen, tatsächlich ausgelöscht ist? Wenn sie noch irgendwo fortbesteht, so nur in ein paar leblosen Gegenständen, die den Mund nicht auftun können, wie dieses Stück Glas dort. Buchstäblich wissen wir bereits so gut wie nichts von der Revolution und den Jahren vor der Revolution. Jede Aufzeichnung wurde vernichtet oder verfälscht, jedes Buch überholt, jedes Bild übermalt, jedes Denkmal, jede Straße und

jedes Gebäude umbenannt, jedes Datum geändert. Und dieses Verfahren geht von Tag zu Tag und von Minute zu Minute weiter. Die geschichtliche Entwicklung hat aufgehört. Es gibt nur noch eine unabsehbare Gegenwart, in der die Partei immer Recht behält. Freilich weiß ich, daß die Vergangenheit gefälscht ist, aber ich könnte es niemals beweisen, sogar in den Fällen, wo ich die Fälschung selbst vorgenommen habe.

Nachdem die Sache einmal getan ist, bleibt nie ein Beweisstück zurück. Der einzige Beweis lebt in meinem Geist, und ich habe nicht die geringste Gewißheit, daß auch nur ein einziger Mensch auf der Welt die gleiche Erinnerung hat. Nur in diesem einen Fall habe ich einen wirklichen handgreiflichen Beweis nach dem Geschehnis besessen, und zwar zwei Jahre danach.«

»Und wozu war das gut?«

»Zu nichts, denn ich warf ihn ein paar Minuten später fort. Passierte es mir heut, würde ich ihn aufbewahren.«

»Ich nicht«, meinte Julia. »Ich bin zwar durchaus bereit, ein Risiko einzugehen, aber nur wenn es sich lohnt, nicht für einen Ausschnitt aus einer alten Zeitung. Was hättest du schon damit anfangen können, selbst wenn du es behalten hättest?«

»Vielleicht nicht viel. Aber es war ein Beweisstück. Es hätte vielleicht da und dort einige Zweifel geweckt, falls ich gewagt hätte, es jemandem zu zeigen. Wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, daß wir zu unseren Lebzeiten etwas ändern können, so kann man sich doch denken, daß da und dort kleine Widerstandsgruppen entstehen – kleine Gruppen von ein paar Menschen, die sich zusammenschließen und die dann langsam größer werden und sogar ein paar Aufzeichnungen hinterlassen, so daß die nächste Generation da weitermachen kann, wo wir aufgehört haben.«

»Die nächste Generation geht mich nichts an, mein Lieber. Mich interessieren nur wir.«

»Du bist eine Revolutionärin von der Taille abwärts«, sagte Winston.

Sie fand das ungemein witzig und warf ihm entzückt die Arme um den Nacken. Die Spitzfindigkeiten der Parteidoktrin interessierten sie nicht im Geringsten. Wenn er von den Grundgesetzen des Engsoz, dem Doppeldenk, der Wandelbarkeit der Vergangenheit, der Leugnung einer objektiven Wirklichkeit sprach und Neusprechworte zu verwenden begann, wurde sie gelangweilt und verwirrt und sagte, sie kümmere sich nie um solche Dinge. Man wisse doch, daß das alles Unsinn sei, warum sich also den Kopf damit beschweren? Sie wußte, wann man »Hurra« und wann man »Nieder« schreien mußte, und das sei alles, was man brauche.

Wenn er darauf bestand, weiter über diese Themen zu sprechen, hatte sie die aufreizende Gewohnheit, jedesmal einzuschlafen. Sie gehörte zu den Menschen, die zu jeder Tages- und Nachtzeit und in jeder Lage schlafen können. Während er so mit ihr sprach, wurde er sich bewußt, wie leicht es war, sich den Anschein der Strenggläubigkeit zu geben und dabei nicht die leiseste Ahnung zu haben, was Strenggläubigkeit überhaupt bedeutete. In gewisser Weise ließen sich diejenigen am leichtesten von der Parteidoktrin überzeugen, die ganz außerstande waren, sie zu verstehen.

Diese Menschen konnte man leicht dazu bringen, die offenkundigsten Vergewaltigungen der Wirklichkeit hinzunehmen, da sie nie ganz die Ungeheuerlichkeit des von ihnen Geforderten begriffen und überhaupt nicht genügend an politischen Fragen interessiert waren, um zu merken, was gespielt wurde. Dank ihrer Unfähigkeit, zu begreifen, blieben sie ganz unbeschadet. Sie schluckten einfach alles, und das Geschluckte schadete ihnen nichts weiter und ließ nichts zurück, genau wie ein Getreidekorn unverdaut durch den Magen eines Vogels hindurchgeht.

Sechstes Kapitel

Endlich war es soweit. Die erwartete Botschaft war gekommen. Sein ganzes Leben lang, schien es ihm, hatte er darauf gewartet. Er ging den langen Gang im Ministerium hinunter und war beinahe gerade an der Stelle angekommen, an der Julia ihm den Zettel in die Hand gedrückt hatte, als er merkte, daß jemand von größerer Statur unmittelbar hinter ihm herging. Der Betreffende, wer immer es sein mochte, ließ ein leises Hüsteln hören, offenbar als Einleitung zu einem Gespräch. Winston blieb unvermittelt stehen. Es war O'Brien.

Endlich standen sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und sein erster Impuls war davonzulaufen. Sein Herz klopfte heftig. Er hätte kein Wort hervorbringen können. O'Brien jedoch war ruhig weitergegangen, er legte einen Augenblick freundlich die Hand auf Winstons Arm, so daß sie jetzt nebeneinander hergingen. Er begann mit der eigentümlich ernsten Liebenswürdigkeit zu sprechen, die ihn von der Mehrzahl der Inneren Parteimitglieder unterschied.

»Ich hatte schon immer auf eine Möglichkeit gehofft, mit Ihnen zu sprechen«, sagte er. »Ich las kürzlich einen Ihrer Neusprechartikel in der Times. Sie haben ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse für Neusprech, wie ich wohl annehmen darf?«

Winston hatte sich wieder einigermaßen in der Gewalt. »Nicht so sehr ein wissenschaftliches«, sagte er. »Ich bin nur ein Amateur. Es ist nicht mein Fach. Ich hatte nie etwas mit der eigentlichen Gestaltung der Sprache zu tun.«

»Aber Sie schreiben sehr gewählt«, sagte O'Brien. »Das ist nicht nur meine Meinung. Ich sprach unlängst mit einem Ihrer Freunde darüber, der zweifellos ein Fachmann ist. Sein Name ist mir im Augenblick entfallen.«

Wieder gab es Winston einen schmerzlichen Stich im Herzen. Unmöglich konnte es sich hier um etwas anderes handeln als um eine Anspielung auf Syme. Aber Syme war nicht nur tot, er war vollkommen beseitigt worden, eine Unperson. Jede deutliche Anspielung auf ihn wäre lebensgefährlich gewesen. O'Briens Bemerkung mußte offensichtlich als Zeichen, als ein Stichwort gemeint gewesen sein. Indem sie so gemeinsam ein kleines Gedankenverbrechen begingen, hatte er sie beide zu Komplizen gemacht. Sie waren langsam weiter den Gang hinuntergeschlendert, jetzt aber blieb O'Brien stehen.

Mit der merkwürdigen, entwaffnenden Freundlichkeit rückte er seine Brille zurecht. Dann fuhr er fort: »Was ich eigentlich sagen wollte, war, daß ich in Ihrem Artikel auf zwei Worte gestoßen bin, die außer Kurs gesetzt worden sind, doch erst seit ganz kurzer Zeit. Haben Sie die zehnte Ausgabe des Neusprech-Wörterbuches gesehen?«

»Nein«, antwortete Winston. »Ich dachte, sie ist noch nicht erschienen. Wir in der Registratur benutzen noch immer die neunte.«

»Die zehnte Ausgabe soll meines Wissens auch erst in einigen Monaten erscheinen. Aber ein paar Exemplare wurden bereits verteilt. Ich besitze selbst eines. Es interessiert Sie vielleicht, es einmal anzusehen?«

»Sehr sogar«, sagte Winston und erkannte sofort, worauf das hinauswollte.

»Manche Neuerungen sind höchst genial. Zum Beispiel die Verminderung der Zeitwörter – das wird Ihnen, glaube ich, besonders gefallen. Passen Sie auf, soll ich einen Boten mit dem Wörterbuch zu Ihnen schicken? Aber ich fürchte, ich vergesse das wieder. Vielleicht könnten Sie es zu einer Ihnen passenden Zeit in meiner Wohnung abholen? Warten Sie, ich gebe Ihnen meine Adresse.«

Sie standen vor einem Televisor. Etwas zerstreut tastete O'Brien zwei seiner Taschen ab und zog dann ein kleines ledergebundenes Notizbuch und einen goldenen Tintenstift

hervor. Unmittelbar unter dem Televisor, so daß jeder Beobachter am anderen Ende des Apparates sehen konnte, was er schrieb, kritzelte er eine Adresse, riß das Blatt heraus und überreichte es Winston.

»Ich bin an den Abenden gewöhnlich zu Hause«, sagte er. »Wenn nicht, gibt Ihnen mein Diener das Wörterbuch.«

Er war gegangen, während Winston stehen blieb, das Blatt Papier in den Händen, das diesmal nicht versteckt zu werden brauchte. Trotzdem prägte er sich sorgfältig das darauf Geschriebene ein und warf es ein paar Stunden später mit lauter anderen Papieren in das Gedächtnis-Loch.

Sie hatten sich allerhöchstens zwei Minuten miteinander unterhalten. Es gab nur eine Interpretation für diese Begegnung. Sie war in die Wege geleitet worden, um Winston die Adresse O'Briens wissen zu lassen. Das war notwendig, denn nur durch direktes Befragen konnte man herausfinden, wo jemand wohnte. Es gab keine Adressbücher irgendwelcher Art.

»Sollten Sie mich einmal sprechen wollen, so bin ich dort zu finden«, hatte O'Brien zu ihm gesagt. Vielleicht war sogar irgendwo in dem Wörterbuch eine Mitteilung versteckt. Aber eines war jedenfalls gewiß. Es gab die Verschwörung, von der er geträumt hatte, und er war mit ihren Ausläufern in Berührung gekommen.

Er wußte, daß er früher oder später O'Briens Aufforderung nachkommen würde. Jedenfalls hatte eine vor Jahren begonnene Entwicklung nunmehr Gestalt angenommen. Der erste Schritt war ein geheimer, ungewollter Gedanke gewesen, der zweite der Beginn des Tagebuchs. Er war von Gedanken zu Worten geschritten, und jetzt von Worten zu Taten. Die letzte Episode würde sich im Liebesministerium abspielen. Er hatte sich damit abgefunden. Das Ende lag schon im Anfang beschlossen. Aber es war etwas Erschreckendes, oder, genauer gesagt, es war wie ein Vorgeschmack des Todes – so als wäre man schon etwas weniger lebendig. Sogar während er mit O'Brien sprach, hatte seinen Körper ein eisiger Schauer überrieselt, als ihm die Bedeutung der

Worte zum Bewusstsein gekommen war. Er hatte das Gefühl, in ein dumpfes Grab hinabzusteigen; und es wurde ihm dadurch nicht viel leichter gemacht, daß er schon immer gewußt hatte, das Grab sei da und warte auf ihn.

Siebentes Kapitel

Winston war mit tränennassen Augen aufgewacht. Julia schmiegte sich schlaftrunken an ihn und murmelte etwas wie: »Was ist los?«

»Ich habe geträumt…«, begann er und stockte. Es war zu verworren, um es in Worte zu kleiden.

Da war einerseits der eigentliche Traum, damit aber war eine Erinnerung verknüpft, die ihm in den paar Sekunden nach dem Erwachen nicht aus dem Kopf gehen wollte.

Er legte sich mit geschlossenen Augen zurück, noch immer in der Atmosphäre des Traumes befangen. Es war ein weitläufiger, leuchtender Traum, in dem sein ganzes Leben vor ihm ausgebreitet zu sein schien, wie eine Landschaft an einem Sommerabend nach dem Regen. Alles hatte sich im Innern des gläsernen Briefbeschwerers abgespielt, aber die Oberfläche des Glases war die Himmelskuppel, und innerhalb der Kuppel war alles von klarem sanften Licht durchflutet, in dem man in endlose Fernen blicken konnte.

Im Traum war auch die Armbewegung vorgekommen – ja, sie spielte in gewissem Sinne die Hauptrolle darin – , die seine Mutter und dreißig Jahre später die Frau in der Wochenschau gemacht hatte, die Armbewegung, mit der sie den kleinen Jungen vor den Kugeln zu schützen versuchte, ehe die Helikopter sie beide in Fetzen schossen.

»Weißt du«, sagte er, »daß ich bis zu diesem Augenblick geglaubt habe, meine Mutter ermordet zu haben?«
»Warum hast du sie ermordet?« sagte Julia, noch aus dem Schlaf heraus. »Ich habe sie nicht ermordet. Nicht wirklich.« In dem Traum hatte er sich an das flüchtige Bild seiner Mutter erinnert, wie er sie zuletzt gesehen hatte,
und während der paar Augenblicke des Erwachens waren ihm alle die kleinen damit zusammenhängenden
Begleitumstände wieder eingefallen. Es war eine Erinnerung, die er viele Jahre sorgfältig aus seinem Bewußtsein verbannt haben mußte. Er konnte das Datum nicht genau bestimmen, aber er mußte damals schon zehn, zwölf Jahre alt gewesen sein.
Sein Vater war zu einem früheren Zeitpunkt verschwunden; wie viel früher, konnte er sich nicht mehr erinnern. Deutlicher entsann er sich der ungeordneten, unsicheren Lebensumstände der damaligen Zeit: der immer wiederkehrenden Paniken bei Luftangriffen und der Flucht in die Untergrundbahnhöfe, der überall herumliegenden Schutt- und Trümmerhaufen, der an den Straßenecken angeschlagenen unverständlichen Proklamationen, der Umzüge von Jugendlichen, die alle mit gleichfarbigen Hemden bekleidet waren, der riesigen Menschenschlangen vor den Bäckerläden, des abgehackten Knatterns der Maschinengewehre in der Ferne – vor allem aber der Tatsache, daß es niemals genug zu essen gab.
Er entsann sich der langen Nachmittage, die er mit anderen Jungen damit verbracht hatte, die Mülltonnen und Abfallhalden zu durchsuchen, um Kohlstrünke, Kartoffelschalen und manchmal sogar vertrocknete Brotkrusten herauszuklauben, von denen sie sorgfältig die Kohlenasche abschabten. Und auch, wie sie auf das Vorbeikommen von Lastautos gewartet hatten, die gewisse Fernfahrten machten und von denen man wußte, daß sie Viehfutter geladen hatten; manchmal fielen, wenn sie an schlechten Stellen über die Straßenlöcher holperten, ein paar Ölkuchenbrocken herunter.

Als sein Vater verschwand, war seiner Mutter weder Erstaunen noch Kummer anzumerken, es ging lediglich eine plötzliche Verwandlung mit ihr vor. Sie schien völlig erloschen. Sogar für Winston war es offensichtlich, daß sie auf ein Ereignis gefaßt war, das nach ihrer Meinung unausweichlich kommen mußte. Sie tat alles Notwendige – kochte, wusch, nähte, machte die Betten, fegte den Fußboden, staubte den Kaminsims ab – immer sehr langsam und unter Vermeidung jeder überflüssigen Bewegung, wie eine zum Leben erwachte Gliederpuppe. Ihr großer wohlgestalteter Körper schien ganz natürlich in Ruhestellung zu fallen. Stundenlang saß sie beinahe regungslos auf dem Bett und streichelte seine kleine Schwester, ein winziges, kränkliches, sehr stilles Kind von zwei oder drei Jahren, mit einem vor Magerkeit affenähnlichen Gesicht. Nur manchmal schloß sie Winston in ihre Arme und preßte ihn lange Zeit wortlos an sich. Er merkte trotz seiner Jugend und seiner Selbstsucht, daß dies etwas mit dem nie ausgesprochenen Ereignis zu tun hatte, das früher oder später eintreten mußte.

Er erinnerte sich an das Zimmer, in dem sie wohnten, einen dunklen, dumpfigen Raum, der zur Hälfte von einem Bett mit einer hellen Steppdecke ausgefüllt schien. In der Wandnische waren ein Gaskocher und darüber ein Brett, auf dem Nahrungsmittel lagen, und draußen auf dem Flur gab es ein Ausgussbecken aus braunem Steingut, das mehrere Mieter gemeinsam benützten. Er sah noch den statuenhaften Körper seiner Mutter vor sich, wie er sich über den Kocher beugte, um etwas in einem Kochtopf umzurühren. Vor allem erinnerte er sich an seinen ständigen Hunger und die erbitterten selbstsüchtigen Kämpfe bei den Mahlzeiten.

Er pflegte seine Mutter immer wieder vorwurfsvoll zu fragen, warum es denn nicht mehr zu essen gab, er schrie sie an (er erinnerte sich sogar noch an den Klang seiner Stimme, die vorzeitig zu mutieren begann und sich manchmal merkwürdig überschlug) oder versuchte es mit einem weinerlichen Tonfall, um mehr als den ihm zustehenden Anteil zu erhalten. Seine

Mutter war gerne bereit, ihm mehr als seinen Anteil zu geben. Sie fand es selbstverständlich, daß »der Junge« die größte Portion bekommen sollte; aber soviel sie ihm auch gab, er verlangte unabänderlich nach mehr.
Bei jeder Mahlzeit flehte sie ihn an, nicht egoistisch zu sein und daran zu denken, daß sein Schwesterchen krank sei und auch etwas zu essen brauche, aber es half nichts. Er schrie zornig, wenn sie ihm nichts mehr austeilte, er versuchte, ihr die Schüssel und den Löffel aus der Hand zu reißen, er holte sich einzelne Bissen vom Teller seiner Schwester. Er wußte, daß er die beiden anderen damit zum Verhungern verurteilte, aber es war nichts dagegen zu machen; er hatte sogar das Gefühl, er habe ein Recht dazu. Der nagende Hunger in seiner Magengrube schien ihm eine hinreichende Rechtfertigung. Und wenn seine Mutter nicht aufpaßte, stahl er zwischen den Mahlzeiten von den armseligen Lebensmittelvorräten auf dem Wandbrett.
Eines Tages wurde eine Schokoladeration verteilt. Seit Wochen oder Monaten hatte es keine Zuteilung mehr gegeben. Sie erhielten zu dritt ein Täfelchen im Gewicht von zwei Unzen (damals rechnete man noch nach Unzen), das offensichtlich in drei gleiche Teile geteilt werden sollte. Plötzlich hörte sich Winston, als vernehme er die Stimme eines fremden Menschen, mit schallender Stimme fordern, man solle ihm das ganze Stück geben. Seine Mutter ermahnte ihn, nicht so habgierig zu sein. Ein langes, nicht enden wollendes Hin und Her mit Geschrei, Gejammer, Tränen, Vorwürfen und Feilschen war die Folge. Seine winzige Schwester, die sich genau wie ein kleines Äffchen mit beiden Ärmchen an seine Mutter klammerte, saß dabei und sah ihn über deren Schulter hinweg mit großen traurigen Augen an.
Schließlich brach seine Mutter drei Viertel von der Schokolade ab, gab sie Winston und das letzte Viertel seiner Schwester. Das Kind nahm es und sah es mit müdem Blick an; vielleicht wußte es gar nicht, was es war. Winston stand dabei und beobachtete es einen Augenblick. Dann riß er mit einem plötzlichen raschen

Sprung seiner Schwester die Schokolade aus der Hand und suchte die Tür zu erreichen.
»Winston! Winston!« rief ihm seine Mutter nach. »Komm her! Gib deiner Schwester die Schokolade zurück!«
Er blieb stehen, kam aber nicht zurück. Die ängstlichen Augen der Mutter waren auf sein Gesicht gerichtet. Sogar in diesem Moment noch dachte sie an das bewußte Ereignis, das bald eintreten mußte und das ihm rätselhaft war. Da seine Schwester gemerkt hatte, daß man ihr etwas weggenommen hatte, war sie in ein schwaches Wehklagen ausgebrochen. Seine Mutter legte den Arm um das Kind und preßte sein Gesicht an ihre Brust. Etwas an dieser Gebärde sagte ihm, daß seine Schwester bald sterben müsse. Er machte kehrt und rannte die Treppe hinunter, in der Hand die sich auflösende Schokolade.
Er sollte seine Mutter nie wiedersehen. Nachdem er die Schokolade verschlungen hatte, schämte er sich ein wenig vor sich selber und trieb sich mehrere Stunden auf der Straße herum, bis ihn der Hunger heimtrieb. Als er nach Hause kam, war seine Mutter verschwunden. Das war zu jener Zeit bereits Normalzustand geworden. Außer seiner Mutter und Schwester fehlte nichts im Zimmer. Sie hatten keine Kleider mitgenommen, nicht einmal den Mantel seiner Mutter. Bis zum heutigen Tag hatte er keine Gewißheit, ob seine Mutter tot war. Es war durchaus möglich, daß sie nur in ein Zwangsarbeitslager verschickt worden war.
Was seine Schwester anbetraf, so konnte sie, wie Winston selbst, in ein Heim für elternlose Kinder (Auffanglager zur Ertüchtigung wurden sie genannt) gesteckt worden sein, die als eine Folge des Bürgerkriegs entstanden waren; vielleicht war sie auch zusammen mit der Mutter in ein Arbeitslager verschickt oder einfach irgendwo sich selbst und dem Tod überlassen worden.
Sein Traum stand noch ganz frisch in seinem Gedächtnis, vor allem die einhüllende, schützende Armbewegung, in der die tiefere Bedeutung enthalten zu sein schien. Es fiel ihm ein anderer Traum ein, den er vor zwei Monaten gehabt hatte. Darin

hatte seine Mutter genau wie hier mit dem fest an sie geklammerten Kind auf dem armseligen Bett mit der weißen Decke, tief unter ihm, und mit jedem Augenblick noch tiefer versinkend, in einem untergehenden Schiff gesessen und ihn unverwandt durch das immer dunkler werdende Wasser angeblickt.

Er erzählte Julia die Geschichte von dem Verschwinden seiner Mutter. Ohne die Augen aufzumachen, wälzte sie sich in eine bequemere Lage.

»Vermutlich warst du damals ein widerliches kleines Miststück«, sagte sie ausdruckslos. »Alle Kinder sind Miststücke.«

»Ja, aber der springende Punkt an der Geschichte…« An ihren Atemzügen war zu merken, daß sie wieder im Begriff war einzuschlafen.

Er hätte gerne weiter von seiner Mutter gesprochen. Nach allem, was er von ihr behalten konnte, nahm er nicht an, daß sie eine ungewöhnliche, geschweige denn eine besonders intelligente Frau gewesen war. Und doch war an ihr etwas Edles, eine Art von Lauterkeit, ganz einfach, weil sie sich selber treu geblieben war. Ihre Gefühle kamen tief aus ihrem Inneren und konnten nicht von außen her verändert werden.

Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, eine Handlung für bedeutungslos zu halten, weil sie keinen praktischen Zweck hatte. Wenn man jemanden liebte, so liebte man ihn, und wenn man ihm schon nichts anderes zu geben hatte, so schenkte man ihm seine Liebe. Als das letzte Stückchen Schokolade fort war, hatte seine Mutter das Kind in ihre Arme geschlossen. Das hatte keinen Zweck, änderte nichts, schaffte nicht mehr Schokolade herbei, konnte weder den Tod des Kindes noch ihren eigenen verhindern. Aber ihr schien es das Natürliche, so zu handeln. Die Flüchtlingsfrau in dem Boot hatte auch den kleinen Jungen mit ihren Armen gegen den Kugelregen abgeschirmt, was nicht mehr ausrichten konnte als ein Blatt Papier.

Die Partei aber suchte einem mit teuflischer Gewalt einzureden, bloße Regungen des Gefühls seien ohne Bedeutung, während sie

einen gleichzeitig aller, materiellen Freuden des Lebens beraubte. War man erst einmal in ihren Klauen, so bestand buchstäblich kein Unterschied mehr, ob man etwas fühlte oder nicht fühlte, was man tat oder was man unterließ. Was auch geschehen war, eines Tages verschwand man von der Bildfläche, und weder von dem einzelnen Menschen noch von dem, was er getan, war jemals wieder etwas zu hören. Man wurde einfach aus der Geschichte gestrichen.

Zwei Generationen früher wäre das dem Menschen nicht so ungeheuer wichtig vorgekommen, denn damals versuchten sie nicht, die Geschichte zu ändern. Sie ließen sich durch selbstauferlegte Sittengesetze lenken, die von ihnen nicht in Frage gestellt wurden. Wichtig waren nur menschliche Beziehungen: eine vollkommen zweckfreie Tat, eine Umarmung, eine Träne, ein zu einem Sterbenden gesprochenes Trostwort konnten an sich wertvoll sein. Die Proles, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, hatten sich diesen Zustand bewahrt. Sie waren nicht einer Partei oder einem Land oder einer Idee ergeben, sondern sich selber treu. Zum erstenmal in seinem Leben verachtete er die Proles nicht, dachte an sie nicht lediglich als an eine dumpfe Kraft, die eines Tages erwachen und die Welt erneuern würde. Die Proles waren menschlich geblieben. Sie waren nicht innerlich verhärtet. Sie hatten sich die primitiven Gefühle erhalten, die er mit bewußtem Bemühen wiedererlernen mußte. Und bei diesen Überlegungen fiel ihm ohne erkennbaren Zusammenhang ein, wie er vor ein paar Wochen eine abgerissene Hand auf dem Pflaster liegen gesehen und sie mit einem Fußtritt in den Rinnstein geschleudert hatte, als wäre sie ein Kohlstrunk gewesen.

»Die Proles sind Menschen«, sagte er laut. »Wir sind keine Menschen.«

»Warum nicht?« fragte Julia, die wieder aufgewacht war.

Er dachte eine Weile nach. »Ist dir je bewußt geworden«, sagte er, »daß es für uns das Beste wäre, einfach von hier wegzugehen, bevor es zu spät ist, und wir einander nie mehr wiederzusehen?«

»Ja, Lieber, ich habe manchmal daran gedacht. Aber trotzdem tue ich es nicht.«
»Wir hatten bis jetzt Glück, aber es kann nicht mehr lange so weitergehen. Du bist jung. Du siehst vorschriftsmäßig und harmlos aus. Wenn du Menschen wie mir aus dem Wege gehst, bleibst du vielleicht noch fünfzig Jahre am Leben.«
»Nein. Ich habe mir alles überlegt. Was du tust, das tue ich auch. Und sieh bitte nicht zu schwarz. Ich bin recht geschickt darin, am Leben zu bleiben.«
»Wir können vielleicht noch weitere sechs Monate – vielleicht noch ein Jahr – beisammen bleiben, man kann es nicht wissen. Zum Schluß werden wir mit Gewissheit getrennt. Bist du dir bewußt, wie schrecklich allein wir sein werden? Wenn sie uns erst einmal in den Klauen haben, gibt es nichts, buchstäblich nichts, was wir füreinander tun könnten.
Wenn ich ein Geständnis ablege, erschießen sie dich, und wenn ich mich zu gestehen weigere, erschießen sie dich genauso. Nichts, was ich mir zu tun oder zu sagen oder zu verschweigen vornehmen kann, kann deinen Tod auch nur um fünf Minuten hinausschieben. Wir werden nicht einmal voneinander wissen, ob wir noch leben oder schon tot sind. Wir werden vollkommen machtlos sein. Wenn auch selbst das nicht den geringsten Unterschied ausmacht, so kommt es doch einzig und allein darauf an, daß wir einander nicht verraten.«
»Wenn du damit das Geständnis meinst«, sagte sie, »so werden wir es nur allzu bald ablegen. Alle gestehen sie. Man kann nichts dagegen machen. Sie foltern einen.«
»Ich meine nicht: gestehen. Ein Geständnis ist kein Verrat. Was man sagt oder tut, ist nicht wichtig: es kommt darauf an, was man fühlt. Wenn sie mich soweit brächten, dich nicht mehr zu lieben – das wäre wirklicher Verrat.«
Sie überlegte. »Das bringen sie nicht fertig«, sagte sie schließlich. »Das ist das einzige, was sie nicht können. Sie können dich zwingen, alles zu sagen – alles –, aber sie können dich nicht

zwingen, es zu glauben. Sie haben keine Macht über dein Inneres.«

»Nein«, gab er ein wenig hoffnungsvoller zu, »nein, das ist wirklich wahr. Sie haben keine Macht über dein Inneres. Wenn du fühlen kannst, daß es sich lohnt, ein Mensch zu bleiben, sogar wenn damit praktisch nichts erreicht wird, hast du ihnen doch ein Schnippchen geschlagen.«

Er dachte an den Televisor mit seinem nimmer ruhenden Ohr. Sie konnten einen Tag und Nacht bespitzeln, aber wenn man auf seiner Hut war, konnte man sie überlisten. Bei all ihrer Schlauheit hatten sie doch nicht das Geheimnis gelöst, die Gedanken eines anderen aufzuspüren. Vielleicht war es anders, wenn man ihnen tatsächlich in die Hände gefallen war.

Man wußte nicht, was innerhalb des Liebesministeriums vor sich ging, aber man konnte es erraten: Folterungen, Drohungen, hochempfindliche Apparate, um die Reaktion der Nerven zu registrieren, langsames Mürbemachen durch Schlafentzug, Einzelhaft und Dauerverhöre. Tatsachen jedenfalls konnte man nicht geheim halten. Sie konnten durch Nachforschungen festgestellt, konnten durch Foltern aus einem herausgepreßt werden.

Wenn es aber darum ging, nicht etwa am lieben, sondern ein Mensch zu bleiben, welchen Unterschied machte das dann letzten Endes aus? Sie konnten die Gefühle eines Menschen nicht ändern; ja, man konnte sie nicht einmal selbst ändern, sogar wenn man es wollte.

Sie konnten bis zur letzten Einzelheit alles aufdecken, was man getan, gesagt oder gedacht hatte. Aber die innerste Kammer des Herzens, deren Regungen sogar für einen selbst ein Geheimnis waren, blieb unbezwinglich.

Achtes Kapitel

Sie hatten es getan, sie hatten es endlich getan! Das Zimmer, in dem sie standen, war länglich und sanft beleuchtet. Der Televisor war zu einem leisen Gemurmel gedämpft; die Üppigkeit des dunkelblauen Teppichs erweckte in einem den Eindruck, als trete man auf Samt. Am anderen Ende des Raumes saß O'Brien an einem Tisch unter einer grün abgeschirmten Lampe, mit einer Menge Papiere zu beiden Seiten vor sich. Er hatte nicht einmal aufgeblickt, als der Diener Julia und Winston hereinführte.

Winstons Herz klopfte so heftig, daß er zweifelte, ob er würde sprechen können. Sie hatten es getan, sie hatten es endlich getan – war alles, was er denken konnte. Es war ein waghalsiges Unternehmen gewesen, auch nur herzukommen, und reiner Wahnsinn, gemeinsam zu kommen, wenn sie auch getrennte Wege eingeschlagen und sich erst vor O'Briens Haustür getroffen hatten. Aber allein schon an einen solchen Ort zu gehen, erforderte den Mut der Verzweiflung. Nur bei höchst seltenen Gelegenheiten konnte man einen Blick in die Wohnungen der Inneren-Partei-Mitglieder werfen oder auch nur einen Fuß in das Stadtviertel setzen, in dem sie wohnten.

Die ganze Atmosphäre des riesigen Wohnblocks, die Pracht und die Ausmaße von allem, die ungewohnten Gerüche nach gutem Essen und gutem Tabak, die geräuschlosen und unglaublich rasch auf und ab gleitenden Aufzüge – alles das war einschüchternd. Obwohl er einen triftigen Vorwand für sein Kommen hatte, wurde er bei jedem Schritt von der Furcht verfolgt, ein uniformierter Wachposten könnte plötzlich um die Ecke biegen, seinen Ausweis verlangen und ihn hinausweisen. O'Briens Bedienter hatte jedoch die beiden ohne weitere Umstände hereingelassen. Er war ein kleiner, dunkelhaariger Mann in weißer Jacke, mit einem rautenförmigen, vollkommen ausdruckslosen Gesicht, das einem Chinesen hätte gehören

können. Der Korridor, durch den er sie führte, war mit einem weichen Läufer belegt, die Wände waren cremefarben tapeziert und weiß getäfelt, alles glänzte vor makelloser Sauberkeit.
Auch das war einschüchternd. Winston konnte sich nicht erinnern, jemals einen Flur gesehen zu haben, dessen Wände nicht durch die Berührung menschlicher Körper verschmutzt waren. O'Brien hielt einen Zettel in Händen und schien ihn aufmerksam zu studieren. Sein massiges Gesicht, das heruntergebeugt war, so daß man die Nasenlinie nicht sehen konnte, sah zugleich furchteinflößend und klug aus. Vielleicht zwanzig Sekunden lang saß er unbeweglich da. Dann zog er den Sprechschreiber zu sich heran und machte in dem hybriden Jargon der Ministerien eine Durchsage: »Punkt eins Komma fünf Komma sieben vollweise gebilligt Stop Vorschlag von Punkt sechs doppelplus lächerlich betreffs Denkverbrechen streicht Stop unsofort plusvoll Unterlagen abwartweise Maschinerie oben Stop Ende.«
Er erhob sich bedächtig von seinem Stuhl und kam über den lautlosen Teppich auf sie zu. Ein wenig von der Beamtenatmosphäre schien mit den Neusprechworten von ihm abgefallen zu sein, aber sein Gesichtsausdruck war finsterer als gewöhnlich, so als wäre es ihm nicht erwünscht, gestört zu werden. Zu der Furcht, die bereits von Winston Besitz ergriffen hatte, kam plötzlich noch so etwas wie ganz gewöhnliche Verlegenheit hinzu. Es schien ihm durchaus möglich, daß er ganz einfach einen dummen Irrtum begangen hatte.
Denn welchen Beweis hatte er in Wirklichkeit, daß O'Brien ein politischer Verschwörer war? Nur einen getauschten Blick und eine einzige zweideutige Bemerkung: darüber hinaus lediglich seine eigenen, auf einen Traum gestützten Hoffnungen. Er konnte nicht einmal zu dem Vorwand Zuflucht nehmen, gekommen zu sein, um das Wörterbuch zu entlehnen, denn in diesem Fall war es unmöglich, Julias Anwesenheit zu erklären. Als O'Brien am Televisor vorbeikam, schien ihm etwas einzufallen. Er blieb stehen, machte einen Schritt zur Seite und

drehte an einem an der Wand angebrachten Knopf. Man hörte ein kurzes Knacken. Die Stimme war verstummt.
Julia stieß einen kurzen Laut, eine Art überraschtes Quieken aus. Trotz aller seiner Ängste war Winston zu verblüfft, um den Mund halten zu können.
»Sie können ihn ja abstellen!« sagte er.
»Ja«, sagte O'Brien, »wir können ihn abstellen. Wir haben dieses Vorrecht.«
Er stand jetzt vor ihnen. Seine mächtige Erscheinung überragte die beiden, und der Ausdruck seines Gesichts war noch immer undurchdringlich. Er wartete, ein wenig streng, daß Winston sprechen sollte, aber was sollte dieser schon sagen? Sogar jetzt noch war es undenkbar, daß der andere nur ein vielbeschäftigter Mann war, der sich ärgerlich fragte, warum man ihn gestört hatte. Niemand sprach. Nachdem der Televisor abgestellt war, schien in dem Zimmer eine tödliche Stille zu herrschen. Mit erdrückender Langsamkeit verstrichen die Sekunden. Krampfhaft hielt Winston seinen Blick weiter in den O'Briens gerichtet. Dann verzog sich das grimmige Gesicht plötzlich zu dem, was man den Anflug eines Lächelns hätte nennen können. Mit seiner charakteristischen Bewegung rückte O'Brien seine Brille auf der Nase zurecht.
»Soll ich es sagen oder wollen Sie?« sagte er.
»Ich will es aussprechen«, sagte Winston sofort. »Das Ding dort ist auch wirklich abgestellt?«
»Ja, alles ist abgeschaltet. Wir sind allein.«
»Wir sind hier hergekommen, weil…« Er hielt inne, da er sich zum erstenmal der Unklarheit seiner Beweggründe bewußt wurde. Da er nicht wirklich wußte, in welcher Form er Unterstützung von O'Brien erwartete, war es nicht leicht zu sagen, warum er hergekommen war.
Er fuhr fort, wobei er sich bewußt war, daß seine Worte sowohl schwach als auch bombastisch klingen mußten: »Wir glauben, daß es eine Verschwörung, eine Art Geheimorganisation, die gegen die Partei tätig ist, gibt und daß Sie damit zu tun haben.

Wir wollen ihr beitreten und für sie arbeiten. Wir sind Feinde der Partei. Wir glauben nicht an die Doktrin von Engsoz. Wir sind Gedankenverbrecher. Wir sind auch Ehefrevler. Wir sagen Ihnen das, weil wir uns Ihnen ganz auf Gnade oder Ungnade ausliefern wollen. Wenn Sie wünschen, daß wir uns noch auf irgendeine andere Art und Weise belasten, sind wir auch dazu bereit.«
Er stockte und warf einen Blick über seine Schulter aus dem Gefühl heraus, die Tür habe sich geöffnet. Richtig, der kleine, gelbgesichtige Diener war, ohne anzuklopfen, hereingekommen.
Winston sah, daß er ein Tablett mit einer Karaffe und Gläsern trug. »Martin ist einer von den unsrigen«, sagte O'Brien gelassen. »Bringen Sie die Gläser hierher, Martin. Stellen Sie sie auf den runden Tisch. Haben wir genügend Stühle? Dann können wir uns ebenso gut setzen und gemütlich reden. Holen Sie sich auch einen Stuhl für sich selbst, Martin. Hier handelt es sich um Geschäftliches. Betrachten Sie sich die nächsten zehn Minuten nicht als Diener.«
Der kleine Mann setzte sich und machte es sich einigermaßen bequem, aber doch in einer bedientenhaften Art, der Art eines Kammerdieners, dem ein Vorrecht eingeräumt wird. Winston betrachtete ihn von der Seite. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß das ganze Leben dieses Mannes Schauspielerei war und er es als gefährlich empfand, auch nur einen Augenblick aus der Rolle zu fallen. O'Brien ergriff die Karaffe am Halse und füllte die Gläser mit einer dunkelroten Flüssigkeit.
Sie weckte in Winston dunkle Erinnerungen an etwas vor langer Zeit an einer Hauswand oder einer Reklamefläche Gesehenes – eine riesige, aus elektrischen Glühbirnen zusammengesetzte Flasche, die sich zu neigen und aufzurichten und ihren Inhalt in ein Glas zu leeren schien. Von oben gesehen, sah das Getränk fast schwarz aus, aber in der Karaffe schimmerte es rot wie ein Rubin. Es hatte einen sauersüßen Geruch. Er sah, wie Julia ihr Glas ergriff und mit offen eingestandener Neugier daran schnupperte.

»Man nennt es Wein«, erklärte O'Brien mit einem leisen Lächeln. »Sie haben sicherlich schon davon in Büchern gelesen. Nicht viel davon sickert bis zur Äußeren Partei durch, fürchte ich.«

Sein Gesicht wurde wieder ernst, und er hob sein Glas: »Ich glaube, es ist wohl angebracht, daß wir damit beginnen, miteinander anzustoßen. Auf das Wohl unseres Retters: Hoch lebe Immanuel Goldstein!«

Winston hob sein Glas mit einer gewissen Ungeduld. Wein war etwas, von dem er gelesen und geträumt hatte. Wie der gläserne Briefbeschwerer oder Mr. Charringtons halberinnerte Reime gehörte er der ausgetilgten romantischen Vergangenheit an, der guten alten Zeit, wie er sie in seinen geheimen Gedanken zu nennen pflegte. Aus irgendeinem Grunde hatte er immer geglaubt, Wein habe einen äußerst süßen Geschmack, ähnlich wie Brombeermarmelade, und eine unmittelbar berauschende Wirkung. In Wirklichkeit war das Getränk, als er es nun schluckte, ausgesprochen enttäuschend. In Wahrheit hinterließ es, nach Jahren des Gin-Trinkens, kaum einen Geschmack auf seiner Zunge. Er stellte das geleerte Glas hin.

»Es gibt Goldstein also?« sagte er.

»Ja, diesen Menschen gibt es, und er lebt. Wo, weiß ich nicht.«

»Und die Verschwörung – die Organisation? Besteht sie wirklich? Ist sie nicht nur eine Erfindung der Gedankenpolizei?«

»Nein, sie besteht wirklich. Die ›Brüderschaft‹ wird sie von uns genannt. Sie werden nie sehr viel mehr von der Brüderschaft erfahren, als daß es sie gibt und daß Sie ihr angehören. Ich werde gleich darauf zurückkommen.« Er sah auf seine Armbanduhr. »Es ist unklug, sogar für Mitglieder der Inneren Partei, den Televisor länger als eine halbe Stunde abzustellen. Sie hätten nicht zusammen herkommen sollen, und Sie müssen getrennt fortgehen. Sie, Genossin« – und er nickte Julia mit dem Kopf zu –, »gehen zuerst. Wir haben noch etwa zwanzig Minuten zur Verfügung. Sie werden verstehen, daß ich damit beginnen muß, Ihnen gewisse Fragen zu stellen. Um es kurz zu machen: Was sind Sie bereit zu unternehmen?« »

Alles, wozu wir imstande sind«, sagte Winston.
O'Brien hatte eine kleine Drehung auf seinem Stuhl gemacht, so daß er jetzt Winston vor sich hatte. Er ließ Julia fast unbeachtet und schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß Winston auch in ihrem Namen sprechen konnte. Einen Augenblick klappten die Lider über seine Augen. Er fing an, seine Fragen mit langsamer, ausdrucksloser Stimme zu stellen, so, als handle es sich um eine Schablone, eine Art Abhören aus dem Katechismus, bei dem er die meisten Antworten schon im voraus kannte.
»Sie sind bereit, Ihr Leben zu opfern?«
»Ja.«
»Sie sind bereit, einen Mord zu begehen?«
»Ja.«
»Sabotageakte zu begehen, die vielleicht den Tod von Hunderten von unschuldigen Menschen herbeiführen?«
»Ja.«
»Ozeanien an die Feindmächte zu verraten?«
»Ja.«
»Sie sind bereit, zu betrügen, zu fälschen, zu erpressen, die Gesinnung von Kindern zu verderben, süchtigmachende Rauschgifte unter die Leute zu bringen, die Prostitution zu ermutigen, Geschlechtskrankheiten zu verbreiten – alles zu tun, was dazu angetan ist, das Chaos zu fördern und die Macht der Partei zu untergraben?«
»Ja.«
»Wenn es zum Beispiel irgendwie unseren Interessen dienlich sein sollte, einem Kind Schwefelsäure ins Gesicht zu schütten – sind Sie dazu bereit?«
»Ja.«
»Sie sind dazu bereit, Ihre bisherige Persönlichkeit aufzugeben und für den Rest Ihres Lebens als Kellner oder Hafenarbeiter durchs Leben zu gehen?«
»Ja.«
»Sie sind bereit, Selbstmord zu verüben, wenn und wann wir Ihnen das befehlen?«

»Ja.«
»Sie sind also beide bereit, sich zu trennen und einander nie wiederzusehen?«
»Nein!« fiel Julia ein.
Es kam Winston vor, als sei eine lange Zeit verstrichen, ehe er antwortete. Einen Augenblick schien er sogar der Sprache beraubt gewesen zu sein. Seine Zunge brachte keinen Laut hervor, während sie immer wieder die Anfangssilben erst des einen, dann des anderen Wortes zu formen versuchte. Ehe er es nicht ausgesprochen hatte, wußte er nicht, welches Wort er sagen würde.
»Nein«, sagte er schließlich.
»Sie taten gut daran, mir das zu sagen«, sagte O'Brien. »Es ist notwendig für uns, alles zu wissen.«
Er wandte sich Julia zu und fügte mit einer ein wenig ausdrucksvolleren Stimme hinzu: »Begreifen Sie auch, daß er, selbst wenn er am Leben bleibt, das möglicherweise als ein ganz anderer Mensch tut? Wir könnten gezwungen sein, einen völlig anderen Menschen aus ihm zu machen. Sein Gesicht, seine Art, sich zu bewegen, die Form seiner Hände, die Farbe seiner Haare – ja sogar seine Stimme wären anders. Und auch Sie selbst könnten ein anderer Mensch geworden sein. Unsere Chirurgen können einen Menschen bis zum Nichtwiedererkennen verändern! Manchmal ist das nötig. Manchmal amputieren wir sogar ein Glied.«
Winston konnte nicht umhin, noch einmal einen verstohlenen Blick auf Martins Mongolengesicht zu werfen. Er konnte keine Operationsnarben darauf entdecken. Julia war um eine Schattierung bleicher geworden, so daß die Sommersprossen hervortraten, aber sie sah O'Brien tapfer an. Sie murmelte etwas, das wie Zustimmung klang.
»Gut. Dann wäre das in Ordnung.«
Eine silberne Zigarettendose stand auf dem Tisch. Mit einer etwas zerstreuten Miene schob O'Brien sie den anderen hin, nahm selbst eine Zigarette, stand dann auf und begann langsam

hin und her zu gehen, so, als könnte er stehend besser denken. Es waren sehr gute Zigaretten, prall gefüllt, mit einem ungewohnten feinen Papier. O'Brien blickte wieder auf seine Armbanduhr.
»Sie gehen jetzt besser zu Ihrer Arbeit, Martin«, sagte er. »In einer Viertelstunde schalte ich ein. Sehen Sie sich die Gesichter dieser Genossen an, bevor Sie gehen. Sie werden sie wiedersehen. Ich vielleicht nicht.«
Genau wie sie es vorher an der Eingangstür getan hatten, huschten die schwarzen Augen des kleinen Mannes über ihre Gesichter. Keine Spur von Freundlichkeit sprach aus seiner Art. Er prägte sich ihre Erscheinung ein, aber er empfand kein Interesse für sie, so wenig wie er sich anmerken ließ, daß er keines empfand. Der Gedanke schoß Winston durch den Kopf, daß ein künstlich zusammengenähtes Gesicht vielleicht seinen Ausdruck verändern konnte. Ohne ein Wort oder einen Gruß ging Martin hinaus, indem er leise die Tür hinter sich schloß. O'Brien schlenderte auf und ab, eine Hand in der Tasche seines schwarzen Trainingsanzugs, in der anderen die Zigarette.
»Sie werden verstehen, daß Sie im Dunkeln kämpfen werden. Sie werden immer im Dunkeln sein. Sie erhalten Befehle und haben ihnen zu gehorchen, ohne das Warum zu wissen. Später werde ich Ihnen ein Buch senden, aus dem Sie die wahre Natur der Gesellschaftsordnung, in der wir leben, und die strategischen Maßnahmen, durch die wir sie zerstören wollen, kennenlernen. Wenn Sie das Buch gelesen haben, sind Sie in die Brüderschaft als Mitglieder aufgenommen.
Aber abgesehen von den allgemeinen Zielen, für die wir kämpfen, und den jeweiligen augenblicklichen Aufgaben, werden Sie nie etwas wissen. Ich sage Ihnen, daß die Brüderschaft existiert, aber ich kann Ihnen nicht sagen, ob ihre Mitgliederzahl hundert oder zehn Millionen beträgt. Aus Ihrem persönlichen Wissen heraus werden Sie nie imstande sein zu sagen, ob sie auch nur ein Dutzend Anhänger hat.
Sie werden drei oder vier Mittelsmänner kennen, die von Zeit zu Zeit ersetzt werden, je nachdem sie verschwinden. Da ich der

erste bin, mit dem Sie in Berührung kamen, bleibt es dabei. Wenn Sie Befehle erhalten, kommen sie von mir. Wenn wir es für nötig befinden, uns mit Ihnen in Verbindung zu setzen, so geschieht das durch Martin. Wenn Sie zu guter Letzt erwischt werden, dann werden Sie gestehen. Dagegen läßt sich nichts machen. Aber Sie werden sehr wenig anderes zu gestehen haben als das, was Sie selbst getan haben. Sie werden nicht imstande sein, mehr als ein halbes Dutzend unwichtiger Menschen zu verraten. Vermutlich werden Sie nicht einmal mich verraten. Wenn es soweit ist, bin ich vielleicht tot oder ein anderer Mensch mit einem anderen Gesicht geworden.«

Er fuhr fort, über den weichen Teppich hin und her zu gehen. Trotz der Schwere seines Körpers bewegte er sich mit einer auffallenden Grazie. Sie äußerte sich sogar in der Bewegung, mit der er seine Hand in die Tasche steckte oder seine Zigarette hielt. Mehr noch als den der Kraft erweckte er einen Eindruck der Vertrauenswürdigkeit und eines leise mit Ironie gefärbten Verständnisses. Wie ernst er sich auch geben mochte, so haftete ihm doch nichts von der sturen Unentwegtheit des Fanatikers an. Wenn er von Mord, Selbstmord, Geschlechtskrankheit, amputierten Gliedmaßen und veränderten Gesichtern sprach, so geschah es mit einem leisen Unterton von Spott.

»Das läßt sich nicht vermeiden«, schien seine Stimme zu sagen, »das müssen wir unerbittlich tun. Aber wir tun es nicht mehr, wenn erst das Leben wieder lebenswert sein wird.«

Eine Welle der Bewunderung, fast der Verehrung, wallte in Winston für O'Brien auf. Für einen Augenblick hatte er die Schattengestalt Goldsteins vergessen. Wenn man O'Briens mächtige Schultern und sein derbgeschnittenes, unschönes und doch so gewinnendes Gesicht ansah, konnte man sich unmöglich vorstellen, er könnte jemals eine Niederlage erleiden. Es gab keine Kriegslist, der er nicht gewachsen war, keine Gefahr, die er nicht vorhersah. Sogar Julia schien beeindruckt. Sie hatte ihre Zigarette ausgehen lassen und lauschte gespannt. O'Brien fuhr fort: »Sie werden Gerüchte vom Vorhandensein der Brüderschaft

gehört haben. Zweifellos haben Sie sich Ihr eigenes Bild von ihr gemacht. Sie haben sich vermutlich eine weitverzweigte Untergrundbewegung von Verschwörern vorgestellt, die sich heimlich in Kellern treffen, Mitteilungen an Häusermauern kritzeln und einander an Losungsworten oder einem besonderen Händedruck erkennen.
Nichts dergleichen gibt es. Die Mitglieder der Brüderschaft haben keine Mittel, einander zu erkennen, und es besteht keine Möglichkeit, daß ein Mitglied mehr als ein paar sehr wenige als ihm persönlich bekannt nennen könnte. Goldstein selbst könnte der Gedankenpolizei, wenn er ihr in die Hände fiele, keine vollständige Mitgliederliste oder sonst einen Hinweis geben, auf Grund dessen sie sich eine vollständige Liste beschaffen könnte. Eine solche Liste existiert nicht.
Die Brüderschaft kann nicht ausgerottet werden, weil sie keine Organisation im üblichen Sinne ist. Nichts als eine unaustilgbare Idee hält sie zusammen.
Sie werden nie etwas anderes zu Ihrer Stütze haben als die Idee. Ihnen werden keine Kameradschaft und keine Ermutigung zuteil. Wenn Sie schließlich erwischt werden, erfahren Sie keine Hilfe.
Wir helfen unseren Mitgliedern nie. Höchstens, wenn es unumgänglich ist, daß einer zum Schweigen gebracht wird, können wir gelegentlich eine Rasierklinge in eine Gefängniszelle einschmuggeln. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, ohne sichtbare Ergebnisse und ohne Hoffnung zu leben. Sie werden eine Weile tätig sein, dann werden Sie verhaftet werden, gestehen und sterben. Das sind die einzigen für Sie greifbaren Ergebnisse. Es besteht keine Möglichkeit, daß zu unseren Lebzeiten eine sichtbare Veränderung eintritt.
Wir sind die Toten. Unser einziges wirkliches Leben liegt in der Zukunft. Wir werden daran teilhaben als ein Häuflein Staub und verwester Gebeine. Aber in wie weiter Ferne diese Zukunft liegt, weiß niemand. Es kann in tausend Jahren sein. In der Gegenwart ist nichts anderes möglich, als den Bereich der Gesundung Schritt um Schritt zu vergrößern. Wir können nicht als Gesamtheit

vorgehen. Wir können nur unsere Erkenntnisse von Mensch zu Mensch, von Generation zu Generation weitergeben. In Anbetracht der Gedankenpolizei gibt es keinen anderen Weg.«
Er hielt inne und blickte zum drittenmal auf seine Armbanduhr.
»Es ist nachgerade an der Zeit für Sie zu gehen, Genossin«, sagte er zu Julia. »Warten Sie. Die Karaffe ist noch halbvoll.« Er füllte die Gläser und hob sein eigenes Glas am Stiel.
»Auf was soll es diesmal sein?« sagte er, noch immer mit dem gleichen leisen Anflug von Ironie.
»Auf den Untergang der Gedankenpolizei? Auf den Tod des Großen Bruders? Auf die Freiheit unseres Heimatlandes? Auf die Zukunft?«
»Auf die Vergangenheit!«, sagte Winston.
»Die Vergangenheit ist wichtiger«, pflichtete O'Brien ernst bei.
Sie leerten ihre Gläser, und einen Augenblick später stand Julia auf, um zu gehen. O'Brien nahm eine kleine Schachtel von einem Schränkchen herunter und reichte ihr eine flache weiße Tablette, die er sie auf die Zunge zu legen aufforderte. Es war wichtig, meinte er, nicht nach Wein zu riechen, wenn man hinausging: die Fahrstuhlführer waren sehr aufmerksame Beobachter. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, schien er ihr Vorhandensein vergessen zu haben. Er ging noch ein- oder zweimal im Zimmer hin und her, dann blieb er stehen.
»Es gibt noch Einzelheiten zu besprechen«, sagte er. »Ich nehme an, Sie haben irgendein Versteck?«
Winston berichtete von dem Zimmer über Mr. Charringtons Laden. »Das wird für den Augenblick genügen. Später werden wir etwas anderes für Sie finden. Es ist wichtig, sein Versteck häufig zu wechseln. Inzwischen sende ich Ihnen ein Exemplar von „dem Buch“ – sogar O'Brien, bemerkte Winston, schien die Worte so auszusprechen, als wären sie in Kursivschrift geschrieben –, »von Goldsteins Buch, Sie verstehen, so bald wie möglich. Es kann ein paar Tage dauern, ehe ich eines in die Hände bekommen kann. Es gibt nicht viele Exemplare, wie Sie sich wohl denken können. Die Gedankenpolizei macht Jagd

darauf und vernichtet sie fast ebenso rasch, wie wir sie drucken können. Das hilft ihr aber nur sehr wenig. Das Buch ist unvernichtbar. Wäre auch das letzte Exemplar verlorengegangen, so könnten wir den Inhalt doch Wort für Wort wiedergeben. Haben Sie eine Mappe bei sich, wenn Sie an Ihre Arbeit gehen?« fügte er hinzu.

»In der Regel, ja.«

»Wie sieht sie aus?«

»Schwarz, sehr schäbig. Mit zwei Tragriemen.«

»Schwarz, zwei Tragriemen, sehr schäbig – gut. An einem der nächsten Tage – ich kann kein genaues Datum angeben – wird eine der Mitteilungen unter Ihren Vormittagsarbeiten ein verdrucktes Wort enthalten, und Sie müssen um eine Richtigstellung bitten. Am nächsten Tag gehen Sie dann ohne Ihre Mappe an die Arbeit. Im Laufe des Tages wird Sie auf der Straße ein Mann am Arm berühren und sagen: ›Ich glaube, Sie haben Ihre Mappe fallen lassen.‹ Die Mappe, die er Ihnen dann gibt, wird ein Exemplar von Goldsteins Buch enthalten. Sie geben es binnen vierzehn Tagen zurück.«

Sie schwiegen einen Augenblick. »Es bleiben nur noch zwei Minuten, ehe Sie gehen müssen«, sagte O'Brien. »Wir werden uns wiedersehen – falls wir uns wiedersehen…«

Winston blickte zu ihm auf. »An dem Ort, wo keine Dunkelheit herrscht?« sagte er zögernd.

O'Brien nickte, ohne Verwunderung zu verraten. »An dem Ort, wo keine Dunkelheit herrscht«, sagte er, so als habe er die Anspielung verstanden. »Und inzwischen, gibt es noch etwas, was Sie sagen möchten, bevor Sie gehen? Eine Botschaft? Eine Frage?«

Winston überlegte. Es schien keine Frage mehr zu geben, die er hätte stellen wollen: noch weniger verspürte er Lust, hochtrabende Phrasen zu stammeln. Statt etwas, das unmittelbar mit O'Brien oder der Brüderschaft zu tun hatte, ging ihm ein verschwommenes Bild von dem düsteren Schlafzimmer, in dem seine Mutter ihre letzten Tage verbracht hatte, und dem kleinen

Zimmer über Mr. Charringtons Laden mit dem gläsernen Briefbeschwerer und dem Stahlstich in seinem Rosenholzrahmen durch den Sinn. Auf gut Glück sagte er: »Haben Sie zufällig jemals einen alten Reim gehört, der ›Oranges and lemons, say the bells of St. Clement's‹ anfing?«

Wieder nickte O'Brien. Mit einer Art ernster Höflichkeit ergänzte er die Strophe: »Oranges and lemons, say the bells of St. Ctement's, You owe me three farthings, say the bells of St. Martin's, When will you pay me? say the bells of Old Bailey, When l grow rich, say the bells of Shoreditch.«

»Sie kennen den letzten Vers!« rief Winston aus.

»Ja, ich kenne den letzten Vers. Und jetzt, fürchte ich, ist es Zeit für Sie zu gehen. Aber warten Sie. Lassen Sie mich Ihnen lieber eine von diesen Tabletten geben.«

Als Winston aufstand, reichte ihm O'Brien die Hand. Sein kräftiger Griff drückte Winstons Handteller bis auf den Knochen. Bei der Tür blickte Winston zurück, aber O'Brien schien bereits im Begriff, ihn aus seinem Gedächtnis zu streichen. Er wartete mit der Hand an dem Knopf, mit dem man den Televisor einschaltete. Hinter ihm konnte Winston den Schreibtisch mit seiner grüngeschirmten Lampe, den Sprechschreiber und das mit Papieren vollgehäufte Drahtablegekörbchen sehen. Die Sache war erledigt. In dreißig Sekunden, kam ihm zum Bewußtsein, würde O'Brien wieder bei seiner unterbrochenen, wichtigen Arbeit für die Partei sein.

Neuntes Kapitel

Winston war von einer gallertartigen Müdigkeit. Gallertartig war das richtige Wort. Es war ihm von selbst in den Sinn gekommen. Sein Körper schien nicht nur eine gelatineartige Weichheit,

sondern auch eine ebensolche Durchsichtigkeit angenommen zu haben. Er hatte das Gefühl, würde er die Hand hochhalten, dann könnte er das Licht hindurchscheinen sehen. Sämtliche roten und weißen Blutkörperchen waren ihm durch eine riesige Arbeitsüberlastung abgezapft worden, so daß nur die zerbrechliche Struktur von Nerven, Knochen und Haut übriglieb. Alle Empfindungen waren übersteigert. Sein Trainingsanzug rieb seine Schultern wund, das Straßenpflaster schmerzte seine Fußsohlen, sogar das Öffnen und Schließen einer Hand bedeutete schon eine Anstrengung, die seine Gelenke knacken ließ.
In den letzten fünf Tagen hatte er mehr als neunzig Stunden gearbeitet. Das gleiche galt von jedem anderen im Ministerium Beschäftigten. Jetzt war alles erledigt, und er hatte bis morgen früh buchstäblich nichts mehr, auch nicht die geringste Arbeit für die Partei zu tun. Er konnte sechs Stunden in seinem Schlupfwinkel und weitere neun daheim in seinem Bett verbringen. Langsam ging er in dem milden Nachmittagssonnenschein eine schmutzige Straße in Richtung auf Herrn Charringtons Laden hinunter, mit einem wachsamen Auge für mögliche Streifen, aber, ohne es begründen zu können, in der festen Überzeugung, daß an diesem Nachmittag für ihn keine Gefahr bestand, von jemand angehalten zu werden. Die schwere Mappe, die er trug, stieß bei jedem Schritt gegen sein Knie und jagte ihm einen kribbelnden Schauer die Haut seines Beins hinauf und hinunter. In ihr war „das Buch“, das jetzt seit sechs Tagen in seinem Besitz war und das er noch nicht aufgemacht, ja noch nicht einmal angesehen hatte.
Am sechsten Tag der Hass-Woche, nach den Umzügen, den Ansprachen, dem Beifallsgeschrei, dem Liederabsingen, den Standarten, den Maueranschlägen, den Filmvorführungen, den plastischen Darstellungen, dem Trommelschlagen und Trompetengeschmetter, dem Gleichschritt marschierender Füße, dem Knirschen der Raupenketten von Panzern, dem Motorengedröhn von Flugzeugstaffeln, den Salutschüssen der Geschütze – nach sechs solchen Tagen, als die Erregung der

Gemüter ihren Höhepunkt erreicht hatte und der allgemeine Hass auf Eurasien zu solcher Siedehitze geschürt worden war, daß die Menge, wenn sie Hand an die zweitausend eurasischen Kriegsverbrecher hätte legen können, die am letzten Tag der Veranstaltung öffentlich gehängt werden sollten, sie unweigerlich in Stücke gerissen hätte – genau in diesem Augenblick wurde bekannt gegeben, Ozeanien befinde sich keineswegs im Kriegszustand mit Eurasien. Ozeanien befinde sich im Kriegszustand mit Ostasien. Eurasien war ein Verbündeter.

Selbstverständlich wurde nicht zugegeben, daß eine Veränderung eingetreten war. Es wurde lediglich ganz plötzlich und überall gleichzeitig bekannt gemacht, daß Ostasien und nicht Eurasien der Feind sei. Winston nahm gerade an einer Kundgebung teil, die auf einem der im Mittelpunkt von London gelegenen Plätze stattfand, als diese Bekanntgabe erfolgte. Es war Nacht, und die weißen Gesichter und roten Banner waren gespenstisch vom Scheinwerferlicht angestrahlt.

Auf dem Platz drängten sich mehrere tausend Menschen, darunter ein Zug von etwa tausend Schulkindern in Späheruniform. Auf einer mit scharlachrotem Stoff drapierten Rednerbühne hielt ein Sprecher der Inneren Partei, ein kleiner, hagerer Mann mit unverhältnismäßig langen Armen und einem großen, kahlen Schädel, über den ein paar dünne Haarsträhnen gelegt waren, eine feierliche Rede an die Menge. Eine kleine Rumpelstilzchengestalt, verkrümmt von Hass, hielt er mit einer Hand das Mikrophon, während die andere, riesig am Ende eines knochigen Armes, sich drohend in die Luft über seinem Kopf krallte. Seine durch den Lautverstärker metallisch gefärbte Stimme brüllte eine endlose Aufzählung von Greueltaten, Massenabschlachtungen, Verschleppungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Gefangenenfolterungen, Bombardierung von Zivilisten, Lügenpropaganda, unprovozierten Angriffen, gebrochenen Verträgen heraus.

Es war fast nicht möglich, ihm zuzuhören, ohne zuerst überzeugt und dann empört zu werden. Alle paar Augenblicke kochte die Wut der Menge über, und die Stimme des Redners ging in einem wilden tierischen Gebrüll unter, das hemmungslos aus tausend Kehlen hervorbrach.
Die wüstesten Wutschreie kamen von den Schulkindern. Die Ansprache war seit etwa zwanzig Minuten im Gange, als ein Bote auf die Rednertribüne eilte und dem Sprecher ein Zettel in die Hand gedrückt wurde. Er entfaltete und las ihn, ohne seine Rede zu unterbrechen. Nichts in seiner Stimme oder in seinem Gehaben änderte sich, auch nichts im Inhalt seiner Rede, doch plötzlich lauteten die Namen anders. Ohne daß Worte gefallen wären, durchlief die Menge eine Welle des Verstehens.
Ozeanien befand sich im Krieg mit Ostasien! Im nächsten Augenblick begann eine ungeheure Geschäftigkeit. Die roten Fahnen und Plakate, mit denen der Platz dekoriert war, stimmten sämtlich nicht mehr. Gut die Hälfte davon stellte die falschen Gesichter dar. Es war Sabotage! Die Agenten Goldsteins waren am Werk gewesen!
Ein lärmendes Zwischenspiel setzte ein, bei dem Anschläge von den Mauern gerissen, Fahnen zerfetzt und zertrampelt wurden. Die Späher vollführten Wunder an Tatkraft darin, auf Dächer zu klettern und von den Kaminen flatternde Spruchbänder abzuschneiden. Aber in ein paar Minuten war alles zu Ende. Der Sprecher, noch immer mit einer Hand das Mikrophon umklammernd, die Schultern vorgebeugt, die freie Hand in die Luft gekrallt, war unbeirrt in seiner Rede fortgefahren. Noch eine Minute, und die wilden Wutschreie brachen erneut aus der Volksmenge hervor. Die Hassdemonstration nahm genau wie vorher ihren Fortgang, nur daß die Zielscheibe sich geändert hatte.
Winston war nachträglich besonders davon beeindruckt, daß der Sprecher tatsächlich mitten im Satz nicht nur ohne zu stocken von einer Richtung in die andere umgeschaltet, sondern nicht einmal den Satzbau abgewandelt hatte. Aber augenblicklich

beschäftigten ihn andere Dinge. Im Augenblick der Verwirrung, als die Plakate abgerissen wurden, hatte ihn ein Mann, dessen Gesicht er nicht sehen konnte, auf die Schulter geklopft und gesagt: »Verzeihung, ich glaube, Sie haben Ihre Mappe fallen lassen.«

Zerstreut und wortlos griff er nach der Mappe. Er wußte, daß Tage vergehen würden, ehe sich ihm die Möglichkeit bot, einen Blick hineinzuwerfen. Sofort nach Beendigung der Demonstration ging er zum Wahrheitsministerium, obwohl es mittlerweile fast dreiundzwanzig Uhr war. Die gesamte Belegschaft des Ministeriums hatte dasselbe getan. Die bereits aus den Televisoren tönenden Befehle, die sie auf ihre Posten zurückriefen, wären kaum nötig gewesen.

Ozeanien lag im Krieg mit Ostasien: Ozeanien war immer mit Ostasien im Krieg gelegen. Ein Großteil der politischen Literatur der letzten fünf Jahre war jetzt vollkommen unbrauchbar geworden. Berichte und Aufzeichnungen aller Art, Zeitungen, Bücher, Flugschriften, Filme, Sprechplatten, Fotografien – alles mußte mit Blitzesschnelle richtiggestellt werden. Wenn auch keinerlei Direktiven erlassen wurden, so wußte man doch, daß die Abteilungsleiter wünschten, binnen einer Woche sollte nirgendwo mehr eine Anspielung auf den Krieg mit Eurasien oder das Bündnis mit Ostasien übriggeblieben sein. Es war eine Riesenarbeit, die noch dadurch erschwert wurde, daß die erforderlichen Prozeduren nicht bei ihrem wahren Namen genannt werden durften. Jedermann in der Registraturabteilung arbeitete achtzehn von den vierundzwanzig Stunden des Tages, mit zwei hastigen dreistündigen Schlafpausen. Strohsäcke wurden aus den Kellern heraufgebracht und überall auf den Gängen ausgebreitet.

Die Mahlzeiten bestanden aus Victory-Kaffee und belegten Broten, die von dem Personal der Kantine auf Wägelchen herumgefahren wurden. Jedesmal, wenn Winston für eine seiner Schlafpausen die Arbeit unterbrach, versuchte er seinen Schreibtisch von allen Arbeiten aufgeräumt zu hinterlassen, um

jedesmal, wenn er mit verquollenen Augen und gerädert am ganzen Leib zurückgeschlichen kam, einen neuen Schauer von Papierröllchen vorzufinden, der die Schreibtischplatte wie eine Schneewehe bedeckt hatte, den Sprechschreiber zur Hälfte begrub und auf den Fußboden überfloß, so daß seine erste Tätigkeit immer darin bestand, sie zu einem sauberen Haufen zu ordnen, um Platz zum Arbeiten zu haben.

Am schlimmsten von allem war, daß es sich durchaus nicht nur um mechanische Arbeiten handelte. Oft genügte es, lediglich einen Namen durch einen anderen zu ersetzen, aber jeder in Einzelheiten gehende Tatsachenbericht erforderte Sorgfalt und Phantasie. Sogar die geographischen Kenntnisse, über die man verfügen mußte, um den Krieg von einem Weltteil in den anderen zu verlegen, waren beträchtlich.

Am dritten Tag schmerzten ihn die Augen unerträglich, und seine Brillengläser mußten alle paar Minuten geputzt werden. Es war wie ein Kampf mit einer zermürbenden körperlichen Aufgabe, etwas, das man zwar zu tun sich weigern konnte und das man sich doch mit einer nervenüberreizten Beflissenheit zu bewältigen bemühte. Soweit er überhaupt Zeit hatte, sich daran zu erinnern, störte es ihn nicht, daß jedes von ihm in den Sprechschreiber gemurmelte Wort, jeder Strich seines Tintenbleistifts eine bewußte Lüge war. Er war ebenso wie jeder andere in der Abteilung darauf bedacht, die Fälschung vollkommen zu machen. Am Morgen des sechsten Tages nahm der Papierröllchenregen ab. Eine ganze halbe Stunde lang kam nichts aus der Rohrpostleitung heraus; dann noch einmal eine Rolle, dann nichts.

Überall um etwa die gleiche Zeit nahm die Arbeit ab. Ein tiefer und – so wie die Dinge lagen – geheimer Seufzer durchlief die Abteilung. Eine Riesenleistung, die nie erwähnt werden durfte, war vollbracht. Jetzt war es für niemand mehr möglich, durch dokumentarische Beweise zu belegen, daß der Krieg mit Eurasien jemals stattgefunden hatte. Schlag zwölf Uhr wurde unerwartet bekannt gegeben, alle im Ministerium Beschäftigten hätten bis

morgen früh frei. Winston, noch immer die Mappe mit dem Buch bei sich tragend, die er während der Arbeit zwischen seine Füße gestellt und beim Schlafen unter seinen Körper geschoben hatte, ging nach Hause, rasierte sich und schlief fast in seinem Bad ein, obwohl das Wasser kaum mehr als lauwarm war.
Mit einer Art wollüstigen Knackens seiner Gelenke stieg er die Treppe über Herrn Charringtons Laden hinauf. Er war müde, aber nicht mehr schläfrig. Er öffnete das Fenster, zündete den verdreckten kleinen Petroleumkocher an und stellte einen Topf Wasser für den Kaffee auf. Julia würde gleich kommen; derweilen konnte er sich dem Buch widmen. Er setzte sich in den zerschlissenen Lehnstuhl und schnallte die Riemen der Mappe auf.
Ein schwerer schwarzer Band, unfachmännisch gebunden, ohne Namen oder Titel auf dem Einband. Auch der Druck sah ein wenig unregelmäßig aus. Die Seiten waren an den Ecken abgegriffen und fielen leicht auseinander, so als sei das Buch durch viele Hände gegangen. Die Überschrift der ersten Seite lautete:

THEORIE UND PRAXIS DES OLIGARCHISCHEN KOLLEKTIVISMUS

Von Immanuel Goldstein
1. Kapitel Unwissenheit ist Stärke

„Seit Beginn der geschichtlichen Überlieferung, und vermutlich seit dem Ende des Steinzeitalters, gab es auf der Welt drei soziale Klassen: die Ober-, die Mittel- und die Unterschicht – gemäß der allgemeinen Geschichtsbetrachtung des Kollektivismus. Sie waren mehrfach unterteilt, führten zahllose verschiedene Namensbezeichnungen, und sowohl ihr Zahlenverhältnis wie ihre Einstellung zueinander wandelten sich von einem Jahrhundert zum anderen: Die Grundstruktur der menschlichen Gesellschaft jedoch hat sich nie gewandelt. Sogar nach

gewaltigen Umwälzungen und scheinbar unwiderruflichen Veränderungen hat sich immer wieder die gleiche Ordnung durchgesetzt, ganz so wie ein Kreisel immer wieder das Gleichgewicht herzustellen bestrebt ist, wie sehr man ihn auch nach der einen oder anderen Seite neigt. Die Ziele dieser drei Gruppen sind miteinander vollkommen unvereinbar…“

Winston hielt mit dem Lesen inne, hauptsächlich um sich genießerisch die Tatsache vor Augen zu halten, daß er in Geborgenheit und Sicherheit las. Er war allein: kein Televisor, kein Ohr am Schlüsselloch, kein nervöser Zwang, über die Schulter hinter sich zu blicken oder die Buchseite mit der Hand zu bedecken. Die milde Sommerluft streichelte seine Wange. Von irgendwo weit her drangen gedämpfte Kinderlaute; im Zimmer selbst kein Geräusch außer dem insektenhaften Ticken der Uhr. Er setzte sich tiefer in seinen Lehnstuhl zurück und legte die Füße auf das Kamingitter. Es war Seligkeit, war Zeitlosigkeit. Plötzlich, wie man es manchmal mit einem Buch macht, von dem man weiß, daß man am Schluß jedes Wort lesen und noch einmal lesen wird, schlug er es an einer anderen Stelle auf und stieß auf das dritte Kapitel. Er fuhr zu lesen fort:

3. Kapitel Krieg bedeutet Frieden

Die Aufteilung der Welt in drei große Superstaaten war ein Ereignis, das bereits vor der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts vorauszusehen war und auch tatsächlich vorausgesehen wurde. Die treibenden, geheimen Kräfte hinter den Kulissen der Weltpolitik hatten zwar ursprünglich einen die gesamte Erde umfassenden Superstaat unter ihrer Kontrolle einrichten wollen, doch diese Entwicklung wurde durch die Dreiteilung zunächst zurückgeworfen, da sich innerhalb dieser Kräfte Spannungen und Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Vorgehensweise zur Erreichung dieses Endziels ergeben hatten.

Mit der Einverleibung Europas durch die bolschewistische Sowjetunion und des Britischen Empires durch die Vereinigten Staaten waren bereits zwei von den drei heute bestehenden Mächten in Erscheinung getreten. Die dritte Macht, Ostasien, zeichnete sich erst nach einem weiteren Jahrzehnt verworrener Kämpfe und Unabhängigkeitsbestrebungen als deutliche Einheit ab. Die Grenzen zwischen den drei Superstaaten sind an manchen Stellen willkürlich, an anderen schwanken sie je nach Kriegsglück, aber im Allgemeinen folgen sie geographischen Gegebenheiten.
Eurasien umfaßt den gesamten nördlichen Teil der europäischen und asiatischen Landmasse von Portugal bis zur Bering-Straße. Ozeanien umfaßt Süd- und Nordamerika, die Inseln im Atlantischen Ozean einschließlich der Britischen Inseln, Australien und den südlichen Teil von Afrika.
Ostasien, kleiner als die beiden anderen und mit einer weniger festumrissenen Westgrenze, umfaßt China und die südlich davon gelegenen Länder, die Japanischen Inseln und einen großen, aber fluktuierenden Teil der Mandschurei, der Mongolei und Tibets.
In der einen oder anderen Gruppierung liegen diese drei Superstaaten ständig miteinander im Krieg, wie sie sich auch während der letzten fünfundzwanzig Jahre dauernd bekämpften.
Krieg ist jedoch nicht mehr der verzweifelte Vernichtungskampf wie in den Anfangsjahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts. Er ist ein Waffengang mit beschränkten Zielen zwischen Kämpfenden, die nicht die Macht besitzen, einander zu vernichten, keinen materiellen Kriegsgrund haben und durch keinen echten ideologischen Unterschied getrennt sind. Das will nicht besagen, daß die Kriegführung oder die vorherrschende Einstellung dazu weniger blutrünstig oder ritterlich geworden wäre.
Im Gegenteil, die Kriegshysterie wütet ständig und allgemein in allen Ländern, und Untaten wie Notzucht, Plünderung, Kindermord, Verschleppung ganzer Bevölkerungsteile in die Sklaverei, dazu Repressalien gegen Gefangene, die sogar soweit

gehen, sie bei lebendigem Leib zu sieden und zu verbrennen, werden als normal und, wenn sie von der eigenen Seite und nicht vom Feind begangen werden, als verdienstlich angesehen. Aber mit ihrem Leben ist nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen, größtenteils hochgeschulte Spezialisten, unmittelbar in die Kriegshandlungen verwickelt, und die durch sie verursachten Verluste an Gefallenen sind verhältnismäßig gering.
Der Kampf, wenn überhaupt einer stattfindet, spielt sich an den undeutlich umrissenen Grenzen ab, deren Lage der einfache Mann nur mutmaßen kann, oder im Bereich der Schwimmenden Festungen, die strategische Punkte der Seewege einnehmen. In den Zivilisationszentren bedeutet der Krieg nur eine dauernde Kürzung der Gebrauchsgüter und den gelegentlichen Einschlag einer Raketenbombe, der vielleicht ein paar Dutzend Menschen zum Opfer fallen.
Der Krieg hat in der Tat sein Wesen völlig gewandelt. Genauer gesagt haben sich die Gründe, um derentwillen Krieg geführt wird, in der Rangordnung ihrer Wichtigkeit geändert. Beweggründe, die bereits in bescheidenen Ausmaßen bei den großen Kriegen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mitsprachen, sind jetzt an die erste Stelle gerückt und werden bewußt anerkannt und in Rechnung gestellt.
Um das Wesen des gegenwärtigen Krieges zu verstehen – denn trotz der alle paar Jahre erfolgenden Umgruppierung handelt es sich immer um denselben Krieg –, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, daß er unmöglich entschieden werden kann. Keiner der drei Superstaaten könnte, sogar unter Zusammenschluß der beiden anderen, endgültig unterworfen werden. Sie sind zu gleichmäßig stark und ihre natürlichen Verteidigungsmittel zu gewaltig. Eurasien ist durch seine riesigen Landflächen geschützt, Ozeanien durch die Ausdehnung des Atlantischen und des Pazifischen Ozeans, Ostasien durch die Gebärfreudigkeit und den Fleiß seiner Bewohner.
Zweitens gibt es in materieller Hinsicht nichts mehr, um das man kämpfen könnte. Mit Einführung der Autarkie, bei der

Produktion und Verbrauch aufeinander abgestellt sind, ist die Jagd nach Absatzmärkten, die eine Hauptursache früherer Kriege war, beendet, während der Wettstreit um Rohstoffe keine Existenzfrage mehr ist.
Jedenfalls ist jeder der drei Superstaaten so groß, daß er fast alle von ihm benötigten Materialien innerhalb seiner eigenen Grenzen finden kann. Soweit der Krieg einen unmittelbaren wirtschaftlichen Zweck hat, ist es ein Krieg um Arbeitskräfte. Zwischen den Grenzen der Superstaaten und nicht in dauerndem Besitz eines derselben liegt ein annähernd viereckiges Gebiet, dessen Ecken von Tanger, Brazzaville, Darwin und Hongkong gebildet werden und das etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Erde enthält.
Um den Besitz dieser dichtbevölkerten Landstriche und den der nördlichen Eiszone geht der dauernde Kampf der drei Mächte. In der Praxis beherrscht keine der Mächte jemals das gesamte strittige Gebiet. Teile davon wechseln dauernd den Besitzer, und die durch einen plötzlichen verräterischen Einfall geglückte Inbesitznahme dieses oder jenes Gebietsteiles bestimmt den endlosen Wandel der Mächtegruppierung.
Sämtliche strittigen Gebiete enthalten wertvolle Mineralschätze, und manche von ihnen erzeugen wichtige pflanzliche Produkte wie Gummi, der in klimatisch kälteren Landstrichen durch verhältnismäßig kostspielige Methoden synthetisch erzeugt werden muß. Aber vor allem enthalten sie ein unerschöpfliches Reservoir billiger Arbeitskräfte.
Welche Macht Äquatorial-Afrika oder die Länder des mittleren Ostens oder Südindien oder den Indonesischen Archipel beherrscht, hat damit Hunderte von Millionen schlecht bezahlter und schwer arbeitender Kulis zu ihrer Verfügung. Die mehr oder weniger offen auf die Stellung von Sklaven herabgedrückten Bewohner dieser Gebiete gehen dauernd von dem Besitz des einen Eroberers in den des anderen über und werden ähnlich wie Kohlenbergwerke oder Ölquellen ausgebeutet, in dem Wettlauf, mehr Waffen zu produzieren, das vorhandene Gebiet zu

vergrößern, über mehr Arbeitskräfte zu verfügen, und endlos so weiter. Man muß dabei im Auge behalten, daß der Kampf nie wirklich über die Randgebiete der umstrittenen Territorien hinausgeht.

Die Grenzen Eurasiens verlaufen schwankend zwischen dem Stromgebiet des Kongo und der Nordküste des Mittelmeers. Die Inseln des Indischen Ozeans werden ständig von Ozeanien oder von Ostasien erobert und zurückerobert. In der Mongolei ist die Trennungslinie zwischen Eurasien und Ostasien nie fest umrissen. Rund um den Pol erheben alle drei Mächte Anspruch auf riesige Gebiete, die faktisch weitgehend unbewohnt und unerforscht sind. Aber das politische Gleichgewicht der Kräfte bleibt stets so ziemlich das gleiche, und das Gebiet, welches das Kernland jedes Superstaates bildet, bleibt immer unangetastet. Überdies ist die Arbeitskraft der um den Äquator angesiedelten ausgebeuteten Völker für die Weltwirtschaft nicht wirklich nötig. Sie tragen nichts zum Weltgedeihen bei, denn ihre gesamte Produktion dient Kriegszwecken, und das Ziel, warum ein Krieg vom Zaun gebrochen wird, besteht unabänderlich darin, besser für den nächsten Krieg gerüstet zu sein.

Durch ihre Arbeitsleistung ermöglichen die Sklavenbevölkerungen eine Intensivierung der dauernden Kriegsführung. Aber wären sie nicht vorhanden, so wäre die Struktur der Weltgesellschaftsordnung und das Verfahren, durch das sie sich erhält, nicht wesentlich anders.

Das Hauptziel der modernen Kriegführung (in Übereinstimmung mit den Prinzipien des Doppeldenks wird dieses Ziel von den leitenden Köpfen der Inneren Partei gleichzeitig anerkannt und nicht anerkannt) besteht in dem Verbrauch der maschinellen Erzeugnisse, ohne den allgemeinen Lebensstandard zu heben. Seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts war in der industriellen Gesellschaftsordnung das Problem immer latent, was man mit der Überproduktion von Verbrauchsgütern anfangen sollte.

Gegenwärtig, da wenige Menschen auch nur genug zu essen haben, ist dieses Problem offensichtlich nicht dringlich und wäre

es vielleicht auch ohne das Einschalten von künstlichen Vernichtungsprozessen nicht geworden.
Die Welt von heute ist ein armseliger, hungerleidender, jämmerlicher Aufenthaltsort, verglichen mit der Welt von vor 1914, und das gilt noch in verstärktem Maße, wenn man sie mit der imaginären Zukunft vergleicht, die die Menschen jener Zeit erwarteten. Anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts gehörte die Vision einer zukünftigen unglaublich reichen, über Muße verfügenden, geordneten und tüchtigen Gesellschaftsordnung – einer schimmernden antiseptischen Welt aus Glas, Stahl und schneeweißem Beton – zum Vorstellungsbild nahezu jedes gebildeten Menschen. Wissenschaft und Technik entwickelten sich mit wunderbarer Geschwindigkeit, und die Annahme schien natürlich, daß sie sich immer weiterentwickeln würden.
Das war jedoch nicht der Fall, teils infolge der durch eine lange Reihe von Kriegen und Revolutionen verursachten Verarmung, teils weil wissenschaftlicher und technischer Fortschritt von einem durch Erfahrung gestützten Denken abhingen. Die heute in Ozeanien herrschenden Kräfte haben allerdings an einer Kultur des Wissens keinerlei Interesse. Im Gegenteil: Sie haben die ehemals hoch entwickelten Nationen Europas durch jahrzehntelange, innere Zersetzung zerstört und anschließend durch ihre Revolution verwüstet und zertrümmert. Mit dem Niedergang und dem Zerfall der technisierten Nationen und Völker Europas und dem Untergang der früher europäisch geprägten Vereinigten Staaten kam auch der Zerfall der übrigen Welt, die in den Strudel des damit entstandenen Machtvakuums hineingesogen worden ist.
Im Ganzen genommen ist die Welt von heute demnach primitiver, als sie es vor fünfzig Jahren war. Lediglich Verfahren, die mit Kriegführung oder Polizeibespitzelung zusammenhängen, entwickelten sich im beschränkten Maße weiter, aber Experiment und Erfindung haben so gut wie aufgehört, und die Verheerungen der Revolution und des darauf folgenden Atomkrieges wurden nie wieder ganz wettgemacht.

Nichtsdestoweniger sind die der Maschine, also der Industrieproduktion, innewohnenden Gefahren noch immer vorhanden. Von dem Augenblick an, als die Maschine zum erstenmal in Erscheinung trat, war es für alle denkenden Menschen klar, daß die Notwendigkeit der Mühsal erledigt war. Wenn die Maschine wohlüberlegt mit diesem Ziel vor Augen in Dienst gestellt wurde, dann konnten Hunger, Überstunden, Schmutz. Elend, Unbildung und Krankheit in ein paar Generationen überwunden werden. Und tatsächlich hob die Maschine, ohne für einen solchen Zweck eingesetzt zu werden, sondern durch eine Art automatischen Prozeß, indem sie nämlich einen Überfluss produzierte, den zu verteilen sich manchmal nicht umgehen ließ, während eines Zeitraums von ungefähr fünfzig Jahren am Ende des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts den Lebensstandard des Durchschnittsmenschen sehr beträchtlich.

Aber es war auch klar, daß ein allgemein wachsender Wohlstand das Bestehen einer geordneten Gesellschaft bedrohte, ja tatsächlich in gewisser Weise ihre Auflösung bedeutete. In einer Welt, in der jedermann nur wenige Stunden arbeiten mußte, in der jeder genug zu essen hatte, in einem Haus mit Badezimmer und Kühlschrank wohnte, ein Auto oder sogar ein Flugzeug besaß, in einer solchen Welt wäre die augenfälligste und vielleicht wichtigste Form der Ungleichheit bereits verschwunden. Wurde dieser Wohlstand erst einmal Allgemeingut, so bedeutete er keine Vorzugsstellung mehr.

Es war zweifellos möglich, sich eine Gesellschaftsordnung vorzustellen, in der Wohlstand im Sinne von persönlichem Besitz und Luxusartikeln gleichmäßig verteilt war, während die Macht in den Händen einer kleinen privilegierten Schicht lag. Aber in der Praxis würde eine solche Gesellschaftsordnung niemals lange Bestand haben und die leitenden Kräfte der Weltpolitik wollen dies auch in keiner Weise, denn ihre Macht liegt in der Beherrschung des Geldes und der Rohstoffe begründet.

Zu einer ackerbautreibenden Vergangenheit zurückzukehren, wie es einige Denker zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts erträumten, war keine ausführbare Lösung.
Sie stand im Widerspruch mit der fast auf der ganzen Welt gleichsam instinktiv gewordenen Mechanisierungstendenz, und außerdem war jedes industriell zurückgebliebene Land in militärischer Hinsicht hilflos und dazu verurteilt, direkt oder indirekt von seinen fortschrittlichen Rivalen beherrscht zu werden.
Auch war es keine befriedigende Lösung, die Massen dadurch in Armut zu erhalten, daß man die Herstellung von Gebrauchsgütern abdrosselte, wie es in den Jahren vor der Revolution kurzzeitig versuchte. In vielen Ländern ließ man damals die Wirtschaft zum Stillstand kommen, die Felder blieben unbebaut, veraltete Maschinen wurden nicht ergänzt, große Teile der Bevölkerung wurden der Arbeit entfremdet und durch staatliche Unterstützung gerade noch am Leben gehalten. Aber auch das brachte militärische Schwäche mit sich, und da die damit verbundenen Opfer offensichtlich unnötig waren, erhob sich unvermeidlich eine Opposition.
Das Problem bestand darin, die Räder der Industrie sich weiter drehen zu lassen, ohne den wirklichen Wohlstand der Welt zu erhöhen. Verbrauchsgüter mußten zwar produziert, durften aber nicht unter die Leute gebracht werden. Und in der Praxis war der einzige Weg, dieses Ziel zu erreichen, eine immerwährende Kriegführung. Zudem hatte sich diese Ausgangslage nach dem Entstehen eines rivalisierenden Ost- und Westblocks und dem Aufkommen Ostasiens ohnehin ergeben.
Die Hauptwirkung des Krieges ist demnach heute die Zerstörung, nicht notwendigerweise von Menschenleben, sondern von Erzeugnissen menschlicher Arbeit. Der Krieg ist ein Mittel, um Materialien, die sonst dazu benützt werden könnten, die Massen zu bequem und damit auf lange Sicht zu intelligent zu machen, in Stücke zu sprengen, in die Stratosphäre zu verpulvern oder in die Tiefe des Meeres zu versenken. Sogar

wenn nicht wirklich Kriegswaffen zerstört werden, so ist ihre Fabrikation doch ein bequemer Weg, Arbeitskraft zu verbrauchen, ohne etwas zu erzeugen, was konsumiert werden kann. In einer Schwimmenden Festung zum Beispiel steckte eine Arbeitsleistung, mit der man mehrere hundert Frachtschiffe bauen könnte. Am Schluß wird sie als überholt abgewrackt, ohne jemals jemandem wirklichen Nutzen gebracht zu haben, und mit einem weiteren riesigen Arbeitsaufwand wird eine neue Schwimmende Festung gebaut. Im Prinzip dienen die Kriegsanstrengungen dazu, jeden Überschuß, der vielleicht nach Befriedigung der unerläßlichen Bedürfnisse der Bevölkerung verbleiben könnte, aufzuzehren.

In der Praxis werden die Bedürfnisse der Bevölkerung immer unterschätzt, mit dem Ergebnis, daß eine chronische Verknappung der Hälfte aller lebenswichtigen Güter herrscht; aber das wird als Vorteil angesehen. Es ist gewollte Politik, sogar die privilegierten Gruppen am Rande der Not zu halten, denn ein allgemeiner Verknappungszustand hebt die Bedeutung von kleinen Privilegien hervor und vergrößert so den Unterschied zwischen einer Gruppe und einer anderen. An dem Lebensstandard zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gemessen, führt selbst ein Mitglied der Inneren Partei ein hartes, arbeitsreiches Leben.

Dennoch sieht seine Welt durch die paar Vorzüge, deren er sich erfreut – seine große, gut eingerichtete Wohnung, den besseren Stoff seiner Anzüge, die bessere Qualität seines Essens, Trinkens und Tabaks, seine zwei oder drei Dienstboten, sein Privatauto oder Helikopter –, anders aus als die eines Mitglieds der Äußeren Partei, und die Mitglieder der Äußeren Partei genießen einen ähnlichen Vorteil im Vergleich mit den von uns als »Proles« bezeichneten, entwurzelten Massen.

Die soziale Atmosphäre gleicht der einer belagerten Stadt, in der der Besitz eines Stückes Pferdefleisch den Unterschied zwischen Reichtum und Armut bedeutet. Gleichzeitig läßt das Bewusstsein, im Kriegszustand und deshalb in Gefahr zu sein, es

als die natürliche, unvermeidliche Bedingung für ein Weiterleben erscheinen, die gesamte Macht in die Hände einer kleinen Gruppe von Mächtigen zu legen.
Der Krieg erfüllt nicht nur, wie man sehen wird, das notwendige Zerstörungswerk, sondern erfüllt es auch in einer psychologisch annehmbaren Weise.
Im Prinzip wäre es ganz einfach, die überschüssige Arbeit der Welt dadurch verpuffen zu lassen, daß man Tempel und Pyramiden baut, Löcher gräbt und sie wieder zuschüttet, oder sogar große Mengen von Gütern erzeugt und sie dann verbrennt. Aber damit wäre nur die wirtschaftliche, nicht aber die gefühlsmäßige Basis für die heutige Gesellschaftsordnung geschaffen. Es geht hier nicht um die Moral der Massen, deren Einstellung unwichtig ist, solange sie fest bei der Arbeit gehalten werden, sondern um die Moral der Partei selbst.
Sogar von dem einfachsten Parteimitglied wird erwartet, daß es in engen Grenzen fähig, fleißig, ja sogar klug ist, jedoch ist es ebenfalls unerlässlich, daß der Betreffende ein gläubiger und unwissender Fanatiker ist, dessen hauptsächliche Gefühlsregungen Angst, Hass, Speichelleckerei und wilder Triumph sind.
Mit anderen Worten, es ist notwendig, daß er eine dem Kriegszustand entsprechende Mentalität besitzt. Es spielt keine Rolle, ob wirklich Krieg geführt wird, und da kein entscheidender Sieg möglich ist, kommt es nicht darauf an, ob der Krieg gut oder schlecht verläuft. Es ist weiter nichts nötig, als daß Kriegszustand herrscht.
Die verstandesmäßige Zweiteilung, die die Partei von ihren Mitgliedern verlangt und die leichter in einer Kriegsatmosphäre zustande kommt, ist heute fast allgemein, aber je höher in den Rängen man hinaufkommt, desto deutlicher wird sie. Gerade in der Inneren Partei sind Kriegshysterie und Feindhass am stärksten vertreten. In seiner Eigenschaft als Verwalter der Mächtigen muß ein Mitglied der Inneren Partei oft wissen, daß dieser oder jener Punkt der Kriegsmeldungen unwahr ist, und er

mag sich häufig bewusst sein, daß der ganze Krieg Spiegelfechterei ist und entweder nicht stattfindet oder aus ganz anderen als den angeblichen Gründen ausgefochten wird: Aber dieses Wissen wird leicht durch die Anwendung des Doppeldenks neutralisiert.
Mittlerweile schwankt kein Inneres Parteimitglied einen Augenblick in seinem mystischen Glauben, daß der Krieg echt ist und mit einem Sieg enden muß, bei dem Ozeanien als der unbestrittene Beherrscher der ganzen Welt hervorgeht.
Alle Mitglieder der Inneren Partei glauben an diese kommende Eroberung wie an einen Glaubensartikel. Sie wird entweder dadurch erreicht, daß man langsam mehr und immer mehr Gebiete erobert und so eine erdrückende Machtüberlegenheit aufbaut, oder durch die Entdeckung einer neuen Waffe, gegen die es kein Abwehrmittel gibt.
Die Suche nach neuen Waffen geht ununterbrochen weiter und ist eine der wenigen übriggebliebenen Tätigkeiten, in denen der Erfinder- oder Forschergeist sich Luft machen kann. In Ozeanien hat heutigen Tages die Wissenschaft im althergebrachten Sinne fast aufgehört zu existieren, denn die zu einer höheren Kultur, Technologie und Zivilisation fähigen Völker zerfallen in immer schnellerem Maße.
Im Neusprech gibt es kein Wort für »Wissenschaft«! Die empirische Denkweise, auf der alle wissenschaftlichen Errungenschaften der Vergangenheit fußten, widerspricht den fundamentalsten Prinzipien von Engsoz. Und sogar ein technologischer Fortschritt wird nur erzielt, wenn seine Erzeugnisse in irgendeiner Weise zur Beschränkung der menschlichen Freiheit benützt werden können.
In allen nutzbringenden Künsten steht die Welt entweder still oder macht sogar einen Rückschritt. Die Äcker werden mit Pferdepflug bestellt, während Bücher maschinell geschrieben werden. Aber in lebenswichtigen Dingen – womit in Wirklichkeit Krieg und Polizeibespitzelung gemeint sind – wird die

empirische Einstellung auch heute noch ermutigt oder wenigstens geduldet.
Die beiden Ziele der Partei und der sie leitenden Hintergrundmächte sind, die ganze Erdoberfläche zu erobern und ein für allemal die Möglichkeit unabhängigen Denkens auszutilgen. Infolgedessen gibt es zwei große Probleme, deren Lösung die Partei anstrebt. Das eine ist, die Gedanken eines anderen Menschen zu entdecken, ohne daß er sich dagegen wehren kann. Und das andere besteht in der Auffindung eines Verfahrens zur Tötung von mehreren hundert Millionen Menschen in ein paar Sekunden ohne vorhergehende Warnung. Soweit es noch wissenschaftliche Forschung gibt, ist dies ihr Hauptgegenstand.
Der heutige Wissenschaftler ist entweder eine Mischung von Psychologe und Inquisitor, der mit ungewöhnlicher Sorgfältigkeit die Bedeutung von Gesichtsausdrücken, Gebärden und Stimmschwankungen studiert und die zu wahrheitsgemäßen Aussagen zwingenden Wirkungen von Drogen, Schock-Therapie, Hypnose und körperlicher Folterung erprobt. Oder er ist ein Chemiker, Physiker oder Biologe, der sich nur mit solchen Fragen seines Spezialfaches beschäftigt, die auf die Vernichtung des Lebens Bezug haben.
In den ausgedehnten Laboratorien des Friedensministeriums und den großen, in den brasilianischen Wäldern oder der australischen Wüste oder auf den abgelegenen Inseln der Antarktis verborgenen Versuchsstationen sind Gruppen von Fachleuten unermüdlich am Werk. Manche sind lediglich mit der Bewegungs-, Unterbringungs- und Verpflegungskunde zukünftiger Kriege beschäftigt. Andere dagegen erfinden größere und immer größere Raketengeschosse, Explosivstoffe von immer verheerenderer Wirkung und immer undurchdringlicherer Panzerung. Wieder andere suchen nach neuen und tödlicheren Gasen oder auflösbaren Giften, die in solchen Mengen produziert werden können, um damit die Vegetation ganzer Kontinente zu

vernichten, oder nach Krankheitsbakterien, gegen die es kein immun machendes Gegenmittel gibt.
Andere bemühen sich, ein Fahrzeug zu konstruieren, das sich unter der Erde wie ein Unterseeboot unter Wasser fortbewegt, oder ein Flugzeug, das von seinem Stützpunkt so unabhängig ist wie ein Segelschiff. Andere erforschen sogar noch ferner liegende Möglichkeiten, wie zum Beispiel die Sonnenstrahlen in Tausende von Kilometern im Raum entfernt aufgehängten Linsen zu sammeln, oder durch Anzapfen des glühenden Erdinneren künstliche Erdbeben und Flutwellen hervorzurufen.
Aber keines dieser Projekte kommt jemals der Verwirklichung nahe, und keiner der drei Superstaaten erlangt jemals ein bedeutendes Übergewicht über die anderen. Noch bemerkenswerter ist, daß alle drei Mächte in der Atombombe bereits eine weit gewaltigere Waffe besitzen, als einer ihrer derzeitigen Versuche jemals hervorzubringen verspricht. Wenn auch die Partei gemäß ihrer Gewohnheit die Erfindung für sich in Anspruch nimmt, so traten die Atombomben bereits in den Jahren nach 1940 erstmalig in Erscheinung und wurden zum erstenmal in großem Umfang etwa zehn Jahre später angewendet. Zu der Zeit wurden einige hundert Bomben auf Industriezentren, hauptsächlich im europäischen Rußland, Westeuropa und Nordamerika abgeworfen.
Die dadurch erzielte Wirkung war, daß die führenden Kräfte hinter den drei Superstaaten zu der Überzeugung gelangten, ein paar Atombomben mehr würden das Ende jeder geordneten Gesellschaft und damit ihrer eigenen Macht bedeuten. Danach wurden, obwohl nie ein formelles Abkommen getroffen oder angedeutet wurde, keine Atombomben mehr abgeworfen.
Alle drei Mächte fahren lediglich fort, Atombomben herzustellen und sie für die entscheidende Gelegenheit aufzuspeichern, von der sie alle glauben, daß sie früher oder später kommen wird. Und inzwischen ist die Kriegskunst dreißig oder vierzig Jahre so gut wie zum Stillstand gekommen. Helikopter werden mehr benützt als früher, Bombenflugzeuge wurden größtenteils durch

selbstgesteuerte Geschosse ersetzt, und das leicht verwundbare bewegliche Schlachtschiff ist der nahezu unversenkbaren Schwimmenden Festung gewichen; aber sonst hat sich wenig weiterentwickelt. Der Tank, das Unterseeboot, das Torpedo, das Maschinengewehr, sogar das gewöhnliche Gewehr und die Handgranate sind noch immer im Gebrauch. Und ungeachtet der endlosen in der Presse und durch den Televisor gemeldeten Gemetzel fanden die verzweifelten Schlachten früherer Kriege, in denen oft sogar in ein paar Wochen Hunderttausende oder sogar Millionen von Menschen getötet wurden, nie eine Wiederholung.
Keiner der drei Superstaaten unternimmt je eine Kriegshandlung, die das Gefahrenmoment einer ernsten Niederlage in sich schließt. Wenn eine große Kriegshandlung unternommen wird, so handelt es sich gewöhnlich um einen Überraschungsangriff gegen einen Verbündeten.
Die Strategie, die alle drei Mächte verfolgen oder zu verfolgen glauben, ist die gleiche. Sie zielt darauf ab, sich durch ein Zusammenwirken von Kampfhandlungen, Verhandeln und zeitlich wohlberechnetem Verrat einen Ring von Stützpunkten zu schaffen, der den einen oder anderen der rivalisierenden Staaten vollkommen einkreist, und dann mit diesem Rivalen einen Freundschaftspakt zu schließen und so viele Jahre friedliche Beziehungen mit ihm zu unterhalten, daß jeder Argwohn einschläft. Während dieser Zeit können mit Atombomben geladene Raketengeschosse an allen strategisch wichtigen Punkten gehortet werden; am Schluß werden sie alle gleichzeitig mit so verheerender Wirkung abgeschossen, daß eine Wiedervergeltung unmöglich gemacht ist.
Dann ist es Zeit, mit der übriggebliebenen Weltmacht in Vorbereitung eines neuen Angriffs einen Freundschaftspakt zu schließen. Dieses Schema ist, wie kaum gesagt zu werden braucht, ein unmöglich zu verwirklichender Wunschtraum.
Außerdem kommt es nie zu Kampfhandlungen, außer in den um den Äquator und den Pol gelegenen umstrittenen Gebieten: nie wird ein Einfall in feindliches Gebiet unternommen. Das erklärt

die Tatsache, daß an manchen Stellen die Grenzen zwischen den Superstaaten willkürlich gezogen sind. Eurasien zum Beispiel könnte leicht die Britischen Inseln, die geographisch einen Bestandteil Europas bilden, erobern. Oder andererseits wäre es für Ozeanien möglich, seine Grenzen bis zum Rhein oder sogar bis zur Weichsel vorzuschieben.

Doch das würde das System aus dem Gleichgewicht bringen, denn inzwischen haben sich die drei Superstaaten, deren führende Gruppen in einem schwankenden Verhältnis von heimlicher Zusammenarbeit und offener Rivalität stehen, mit der Pattsituation abgefunden und zugleich erkannt, das sie notwendig ist, um ihre Macht im Inneren aufrecht zu erhalten.

Und noch eine Tatsache kommt hinzu, nämlich jene, daß die Lebensbedingungen in allen drei Superstaaten fast genau die gleichen sind. In Ozeanien wird die herrschende Weltanschauung als Engsoz bezeichnet, in Eurasien heißt sie Neo-Bolschewismus, und in Ostasien wird sie durch ein chinesisches Wort ausgedrückt, das gewöhnlich mit Sterbekult übersetzt, vielleicht aber treffender mit Auslöschung des eigenen Ichs wiedergegeben wird. Vor allem die bolschewistischen Beherrscher Eurasiens und die führenden Kräfte Ozeaniens kommen aus der gleichen Wurzel, wenn sie heute auch Rivalen im Kampf um die Weltmacht sind.

Der einfache Bewohner Ozeaniens darf hingegen nichts von den Grundsätzen der beiden anderen Lebensanschauungen wissen, wird aber gelehrt, sie als barbarische Verstöße gegen Moral und gesunden Menschenverstand zu verabscheuen. In Wirklichkeit sind die drei Lebensanschauungen kaum voneinander unterscheidbar, und die gesellschaftlichen Einrichtungen, zu deren Stütze sie dienen, unterscheiden sich überhaupt in keiner Weise. Überall findet sich der gleiche pyramidenförmige Aufbau, die gleiche Verehrung eines halbgöttlichen Scheinperson, die gleichen, durch und für dauernde Kriegführung vorgenommenen Sparmaßnahmen.

Daraus folgt, daß die drei Superstaaten nicht nur einander nicht überwinden können, sondern auch keinen Vorteil davon hätten. Im Gegenteil, solange sie in gespanntem Verhältnis zueinander stehen, stützen sie sich gegenseitig wie drei aneinander gelehnte Getreidegarben. Und wie gewöhnlich, sind sich die herrschenden Gruppen aller drei Mächte dessen, was sie tun, gleichzeitig bewusst und nicht bewusst.
Ihr Leben ist der Welteroberung gewidmet, sie wissen aber auch, daß es notwendig ist, daß der Krieg ewig und ohne Endsieg fortdauert. Inzwischen macht die Tatsache, daß keine Gefahr einer Eroberung besteht, die Verleugnung der Wirklichkeit möglich, die eines der besonderen Merkmale von Engsoz und seinen rivalisierenden Denksystemen ist. Hier muß das bereits früher Gesagte wiederholt werden, wonach der Krieg dadurch, daß er zu einem Dauerzustand wurde, seinen Charakter grundlegend geändert hat.
In früheren Zeiten war ein Krieg fast seiner Definition nach schon etwas, das früher oder später zu einem Ende kam, gewöhnlich in Form eines klaren Sieges oder einer ebensolchen Niederlage.
Auch war in der Vergangenheit der Krieg eines der Hauptmittel, um die Verbindung der menschlichen Gesellschaften mit der gegebenen Wirklichkeit aufrechtzuerhalten. Alle Machthaber in allen Zeitaltern haben stets versucht, ihren Anhängern ihre Weltbilder einzuimpfen, aber sie konnten es sich nicht leisten, eine Illusion zu ermutigen, die dazu angetan war, die militärische Stärke zu beeinträchtigen.
Solange eine Niederlage gleichbedeutend war mit Verlust der Unabhängigkeit oder ein anderes unerwünschtes Ergebnis im Gefolge hatte, mußte man ernstliche Vorkehrungen gegen eine Niederlage treffen. Greifbare Tatsachen konnten nicht außer Acht gelassen werden.
In Philosophie, Religion, Ethik und Politik mochten wohl zwei plus zwei gleich fünf sein, aber wenn es sich um die Konstruktion eines Gewehrs oder eines Flugzeugs handelte, dann mußte es gleich vier sein. Untüchtige Nationen wurden immer früher oder

später vernichtet, und der Kampf um die Leistungsfähigkeit erlaubte keine Illusionen. Außerdem mußte man, um leistungsfähig zu sein, aus der Vergangenheit lernen können, was bedeutet, daß man eine ziemlich genaue Vorstellung von dem haben mußte, was sich in der Vergangenheit zugetragen hatte. Zeitungen und Geschichtsbücher waren freilich immer gefärbt und einseitig, aber Fälschungen von der heute üblichen Art wären unmöglich gewesen. Der Krieg war eine sichere Bürgschaft für Vernunft, und was die herrschenden Klassen betrifft, vielleicht das wichtigste aller Schutzmittel. Solange Kriege gewonnen oder verloren werden konnten, konnte keine Klasse ganz verantwortungslos sein.
Aber wenn der Krieg buchstäblich ein Dauerzustand wird, dann hört er auch auf, gefährlich zu sein. Wenn Krieg ein Dauerzustand ist, dann gibt es so etwas wie eine militärische Notwendigkeit nicht mehr. Technischer Fortschritt kann aufhören, und die offenkundigsten Tatsachen können geleugnet oder außer Acht gelassen werden.
Wie wir gesehen haben, werden für Kriegszwecke zwar noch Forschungen angestellt, die man als wissenschaftlich bezeichnen könnte, aber in der Hauptsache handelt es sich dabei um Phantasiegespinste, und die Tatsache, daß sie kein Resultat zeitigen, ist unwichtig. Leistungsfähigkeit, sogar militärische Leistungsfähigkeit, ist nicht mehr notwendig. Nichts in Ozeanien ist leistungsfähig außer der Gedankenpolizei. Da jeder der drei Superstaaten uneinnehmbar ist, stellt jeder von ihnen im Effekt eine Welt für sich dar, in der fast jede Gedankenverdrehung ungestraft begangen werden kann.
Die Wirklichkeit macht sich nur durch den Druck der Alltagserfordernisse bemerkbar – die Notwendigkeit zu essen und zu trinken, zu wohnen und sich zu kleiden, es zu vermeiden, Gift zu schlucken oder aus einem Dachfenster hinauszusteigen, und dergleichen. Zwischen Leben und Tod und zwischen körperlichem Wohlbehagen und körperlichem Schmerz besteht wohl noch ein Unterschied, aber das ist auch alles. Abgeschnitten

von der Berührung mit der Außenwelt und der Vergangenheit, gleicht der Bürger Ozeaniens einem Menschen im interplanetarischen Raum, der keinen Anhaltspunkt hat, in welcher Richtung oben oder unten ist.
Die Machthaber eines solchen Staates sind so absolut, wie es die Pharaonen oder Caesaren nicht sein konnten. Sie müssen verhindern, daß ihre Anhänger in einer Zahl verhungern, die groß genug ist, um unbequem zu werden, und dafür Sorge tragen, daß sie auf dem gleichen Tiefstand militärischer Technik stehen bleiben wie ihre Rivalen. Sind aber erst einmal diese Minimalforderungen erfüllt, dann können sie der Wirklichkeit jede von ihnen gewünschte Gestalt geben.
Der Krieg ist demnach, wenn wir nach den Maßstäben früherer Kriege urteilen, lediglich ein Schwindel. Es ist das gleiche wie die Kämpfe zwischen gewissen Wiederkäuern, deren Hörner in einem solchen Winkel gewachsen sind, daß sie einander nicht verletzen können.
Wenn er aber auch nur ein Scheingefecht ist, so ist er doch nicht zwecklos. Durch ihn wird der Überschuss von Gebrauchsgütern verbraucht, und er hilft die besondere geistige Atmosphäre aufrechtzuerhalten, die die Mächtigen benötigen, um unangetastet zu bleiben.
Der Krieg ist jetzt, wie man sehen wird, eine rein innenpolitische Angelegenheit. In der Vergangenheit kämpften Gruppen oder Nationen, wenn sie auch ihr gemeinsames Interesse erkennen und deshalb die Zerstörungswirkung des Krieges beschränken mochten, doch eine gegen die andere, und immer brandschatzte der Sieger den Besiegten. Heutzutage kämpfen sie überhaupt nicht gegeneinander.
Der Krieg wird von jeder herrschenden Gruppe gegen ihre eigenen Anhänger geführt, und das Kriegsziel ist nicht, Gebietseroberungen zu machen oder zu verhindern, sondern die von ihnen beherrschten Massen weiterhin unter Kontrolle zu haben.

Infolgedessen ist schon das Wort »Krieg« irreführend geworden. Es wäre vermutlich richtig zu sagen, der Krieg habe dadurch, daß er ein Dauerzustand wurde, aufgehört zu existieren. Der charakteristische Druck, den er zwischen dem späteren Steinzeitalter und dem anfänglichen zwanzigsten Jahrhundert auf die Menschen ausgeübt hat, ist verschwunden und wurde durch etwas ganz anderes ersetzt. Die Wirkung wäre die gleiche, wenn die drei Superstaaten, anstatt einander zu bekämpfen, übereinkämen, in dauerndem Friedenszustand zu leben, wobei jeder Block sein Territorium erhält und die dort herrschenden Gruppen weiterhin an der Macht bleiben.
Denn in diesem Falle wäre jeder Superstaat eine in sich abgeschlossene Welt, für immer von dem hemmenden Einfluß einer von außen drohenden Gefahr befreit, während die herrschenden Kräfte der Blöcke zugleich die Völker der Erde zusammen beherrschen würden. Ein wirklich dauerhafter Friede wäre das gleiche wie dauernder Krieg. Das ist – wenn auch die große Mehrheit der Parteimitglieder es nur in einem seichteren Sinne versteht – der tiefere Sinn des Parteischlagwortes: Krieg bedeutet Frieden.

Winston unterbrach einen Augenblick seine Lektüre. Irgendwo in weiter Ferne donnerte eine Raketenbombe. Das Glücksgefühl, mit dem verbotenen Buch allein in einem Zimmer zu sein, in dem es keinen Televisor gab, hatte ihn noch nicht verlassen. Einsamkeit und Geborgenheit waren Wohltaten, die sich irgendwie mit der Müdigkeit seines Körpers, der Weichheit des Stuhles, dem durchs Fenster kommenden leisen Luftzug, der seine Wange streichelte, vermischten. Das Buch fesselte oder, genauer gesagt, beruhigte ihn. In gewissem Sinne sagte es ihm nichts Neues, aber das gehörte zu seinem besonderen Reiz. Es schilderte, was auch er gesagt hätte, wenn er seine wirren Gedanken hätte ordnen können. Es war das Produkt eines Geistes, der dem seinigen ähnelte, nur daß er viel, viel stärker, systematischer und weniger verängstigt war. Die besten Bücher, erkannte er, sind die, welche

einem vor Augen führen, was man bereits weiß. Er hatte gerade zum ersten Kapitel zurückgeblättert, als er Julias Schritte auf der Treppe hörte und von seinem Stuhl aufsprang, um sie zu empfangen. Sie stellte ihre braune Werkzeugtasche auf den Boden ab und warf sich in seine Arme. Es war mehr als eine Woche her, seitdem sie einander zuletzt gesehen hatten.

»Ich habe das Buch«, sagte er, als sie sich voneinander freimachten.

»So, hast du's? Schön«, sagte sie ohne viel Interesse und kniete fast sogleich neben dem Petroleumkocher nieder, um Kaffee zu machen.

Sie kamen erst wieder auf das Thema zurück, als sie bereits eine halbe Stunde im Bett lagen. Der Abend war gerade kühl genug, daß es sich lohnte, die Steppdecken hochzuziehen. Von drunten erschallte der vertraute Gesang und das Scharren von Schuhen auf den Steinplatten. Die muskulöse Frau mit den roten Armen, die Winston bei seinem ersten Besuch dort gesehen hatte, war fast ein Inventarstück des Hofes.

Es schien keine Tagesstunde zu geben, zu der sie nicht zwischen Waschzuber und Wäscheleine hin und her ging, wobei sie sich abwechselnd mit Wäscheklammern den Mund vollstopfte und schmalzige Lieder anstimmte.

Julia hatte sich auf die Seite gekuschelt und schien bereits im Begriff einzuschlafen. Er griff nach dem Buch, das auf dem Fußboden lag, und setzte sich, gegen das Kopfteil des Bettes gelehnt, auf.

»Wir müssen es lesen«, sagte er. »Du auch. Alle Mitglieder der Brüderschaft müssen es lesen.«

»Lies du es«, sagte sie mit geschlossenen Augen. »Lies es laut vor. Das ist die beste Methode. Dann kannst du es mir gleich dabei erklären.«

Die Uhrzeiger deuteten auf sechs, was soviel hieß wie achtzehn Uhr. Sie hatten noch drei oder vier Stunden vor sich. Er stützte das Buch gegen seine Knie und begann zu lesen:

1. Kapitel Unwissenheit ist Stärke

Seit Beginn der geschichtlichen Überlieferung, und vermutlich seit dem Ende des Steinzeitalters, gab es auf der Welt gemäß der kollektivistischen Ideologie drei soziale Gruppen: die Ober-, die Mittel- und die Unterschicht. Sie waren mehrfach unterteilt, führten zahllose verschiedene Namensbezeichnungen, und sowohl ihr Zahlenverhältnis wie ihre Einstellung zueinander wandelten sich von einem Jahrhundert zum anderen: Die Grundstruktur der menschlichen Gesellschaft jedoch hat sich nie gewandelt. Sogar nach gewaltigen Umwälzungen und scheinbar unwiderruflichen Veränderungen hat sich immer wieder die gleiche Ordnung durchgesetzt, ganz so wie ein Kreisel immer wieder das Gleichgewicht herzustellen bestrebt ist, wie sehr man ihn auch nach der einen oder anderen Seite neigt…

»Julia, bist du noch wach?« fragte Winston.

»Ja, Liebster, ich höre. Lies weiter. Es ist wundervoll.«

Er fuhr zu lesen fort: Die Ziele dieser drei Gruppen sind miteinander vollkommen unvereinbar. Das Ziel der Oberen ist, sich da zu behaupten, wo sie sind. Das der Mittelklasse, mit den Oberen den Platz zu tauschen. Das der Unteren, wenn sie überhaupt ein Ziel haben – denn es ist ein bleibendes Charakteristikum der Unteren, daß sie durch die Mühsal zu zermürbt sind, um etwas anderes als hin und wieder ihr Alltagsleben ins Bewusstsein dringen zu lassen –, besteht darin, alle Unterschiede abzuschaffen und eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, in der alle Menschen „gleich“ sind.

So wiederholt sich die ganze Geschichte hindurch ein in seinen Grundlinien gleicher Kampf wieder und immer wieder. Während langen Zeitspannen scheinen die Oberen sicher an der Macht zu sein, aber früher oder später kommt immer ein Augenblick, in dem sie entweder ihren Selbstglauben oder ihre Fähigkeit, streng zu regieren, oder beides verlieren. Dann werden sie von den Angehörigen der Mittelklasse gestürzt, die die Unteren auf ihre Seite ziehen, indem sie ihnen vormachen, für Freiheit und

Gerechtigkeit zu kämpfen. Sobald sie ihr Ziel erreicht haben, drängen die Angehörigen der Mittelklasse die Unteren wieder in ihre alte Knechtschaftsstellung zurück, und sie selber werden die Oberen. Bald darauf spaltet sich von einer der anderen Gruppen oder von beiden eine neue Mittelgruppe ab, und der Kampf beginnt wieder von vorne. Von den drei Gruppen gelingt es nur den Unteren nie, auch nur zeitweise ihre Ziele zu erreichen.

Es wäre eine Übertreibung, zu sagen, daß im Verlauf der Geschichte kein materieller Fortschritt erzielt worden sei. Sogar heutzutage, in einer Periode des Niedergangs, ist der Durchschnittsmensch physisch besser daran, als er es vor ein paar Jahrhunderten war. Aber keine Steigerung des Wohlstandes, keine Milderung der Sitten, keine Reform oder Revolution hat die Gleichheit der Menschen jemals auch nur um einen Millimeter nähergebracht. Vom Gesichtspunkt der Unteren aus hat kein geschichtlicher Wandel jemals viel anderes bedeutet als eine Änderung der Namen ihrer Herren.

So war es auch im Falle der kollektivistischen Revolution, in deren Verlauf der Superstaat Ozeanien erst entstanden ist. Waren die heute herrschenden Kräfte schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den ehemaligen Vereinigten Staaten, England und in den meisten Staaten Europas im Besitz der Geldmacht und der Presse, so waren auch sie es, die letztendlich die kollektivistische Revolution durchführten und finanzierten.

Sie brachten sich damit vollständig in den Besitz aller materiellen Güter und Rohstoffe der wichtigsten Nationen der Erde und begannen nun diese diktatorisch zu beherrschen. Die Auflösung aller Traditionen, Kulturen und Völker ist eine bereits seit langem geplante Folge der kollektivistischen Revolution.

In der Vergangenheit war die Notwendigkeit einer hierarchischen Gesellschaftsform bereits die von den Oberen vertretene Doktrin gewesen. Sie war von Königen, Adeligen und Priestern, den mit der Rechtsprechung Betrauten und ähnlichen Leuten, die von ihnen schmarotzten, gepredigt und gewöhnlich durch Versprechungen einer Vergeltung in einer imaginären

Welt jenseits des Grabes schmackhafter gemacht worden. Die Mitte hatte immer, solange sie um die Macht kämpfte, Parolen wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Munde geführt. Jetzt jedoch begann die Auffassung menschlicher Brüderlichkeit einer Kritik von Menschen unterzogen zu werden, die noch keine herrschende Stellung innehatten, sondern lediglich hofften, bald soweit zu sein.

In der Vergangenheit hatte die Mitte Revolutionen unter dem Banner der Gleichheit gemacht und dann eine neue Tyrannei aufgerichtet, sobald die alte gestürzt war. Die neuen Mittelgruppen proklamierten ihre Tyrannei im Voraus. Diese unzufriedene Mitte wurde jedoch schon von Beginn an von den im Hintergrund herrschenden Kräften instrumentalisiert und zur Revolution angestachelt.

Der Sozialismus, eine Theorie, die anfangs des neunzehnten Jahrhunderts auftauchte und das letzte Glied einer Gedankenkette war, die zu den Sklavenaufständen des Altertums zurückreichte, war noch heftig von dem Utopismus vergangener Zeitalter infiziert. Aber in jeder von 1900 an sich geltend machenden Spielart von Sozialismus wurde das Ziel, „Freiheit und Gleichheit“ einzusetzen, immer unumwundener aufgegeben. Die neuen Bewegungen, die um die Mitte des Jahrhunderts auftauchten, nämlich Engsoz in Ozeanien, Neo-Bolschewismus in Eurasien, Sterbekult, wie er gewöhnlich bezeichnet wird, in Ostasien, setzten es sich bewußt zum Ziel, Unfreiheit und Ungleichheit zu einem Dauerzustand zu machen.

Diese neuen Bewegungen gingen natürlich aus den alten hervor und neigten dazu, deren Namen beizubehalten und ihren Ideologien Lippenlob zu zollen. Aber alle zielten darauf ab, dem Fortschritt Einhalt zu gebieten und die Geschichte in einem entsprechenden Augenblick für immer zum Stillstand zu bringen. Das übliche Ausschlagen des Pendels sollte noch einmal vor sich gehen, und dann sollte es stehen bleiben. Wie gewöhnlich sollten die Oberen von den Mittleren verdrängt werden, die damit die Oberen wurden. Aber diesmal würden die

Oberen durch eine bewusste Strategie imstande sein, ihre Stellung für immer zu behaupten. Zudem standen hinter den Revolutionären ja die im Hintergrund herrschenden Kräfte der internationalen Finanz, so dass die Staatsoberhäupter, die ja auch schon vor der Revolution von jenen abhängig waren, in gewisser Hinsicht nur formal entmachtet wurden.
Demnach hatte die durch die kollektivistische Revolution gefestigte und mit brutaler Gewalt verteidigte Stellung in Wahrheit die Aufgabe, den hinter den Revolutionären stehenden Kräften die Herrschaft über die Völker dauerhaft zu sichern.
Die neuen Lehren traten nun infolge der Anhäufung historischen Wissens und des zunehmenden Verständnisses für Geschichte, das es vor dem neunzehnten Jahrhundert kaum gegeben hatte, in Erscheinung. Die zyklische Bewegung der Geschichte war jetzt erkennbar oder schien es wenigstens zu sein. Und wenn sie erkennbar war, dann konnte man sie auch ändern. Aber der hauptsächliche, tiefere Grund lag darin, daß bereits anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts ein allgemein gleich hoher Wohlstand technisch möglich geworden war.
Es ist jedoch eine bewiesene Tatsache, daß die Menschen nicht „gleich“ sind in ihren angeborenen Begabungen und daß für die Erfüllung bestimmter Aufgaben eine Auswahl der von Natur aus Fähigen getroffen werden mußte, durch die einzelne gegenüber anderen bevorzugt wurden.
Aber es bestand dennoch keine wirkliche Notwendigkeit mehr für größere Besitzunterschiede. In früheren Zeiten waren Besitzunterschiede nicht nur unvermeidbar, sondern sogar erwünscht gewesen. Ungleichheit war der Preis der Zivilisation. Mit der Weiterentwicklung der maschinellen Produktion änderte sich jedoch die Sachlage. Sogar wenn die Menschen noch die eine oder andere Arbeit selbst verrichten mußten, so brauchten sie doch nicht mehr auf verschiedenen sozialen oder wirtschaftlichen Stufen zu stehen.
Deshalb war vom Gesichtspunkt der neuen Gruppen, die im Begriff standen, die Macht zu ergreifen, Besitzgleichheit kein

erstrebenswertes Ideal mehr, sondern vielmehr eine Gefahr, die verhütet werden mußte. In primitiveren Zeitaltern, als eine gerechte und friedliche Gesellschaftsordnung tatsächlich nicht möglich war, war es ganz leicht gewesen, daran zu glauben. Die Vorstellung eines irdischen Paradieses, in dem die Menschen ohne Gesetze und ohne harte Arbeit in einem Verbrüderungszustand leben sollten, hatte der menschlichen Phantasie Tausende von Jahren vorgeschwebt. Und diese Vision hatte sogar noch einen gewissen Einfluß auf jene Gruppen ausgeübt, die in Wirklichkeit aus jeder geschichtlichen Veränderung Vorteile zogen.
Die Erben der französischen, englischen und amerikanischen Revolutionen hatten teilweise an ihre eigenen Phrasen von „Menschenrechten", „freier Meinungsäußerung", „Gleichheit vor dem Gesetz" und dergleichen mehr geglaubt und hatten sogar ihr Verhalten bis zu einem gewissen Grade davon beeinflussen lassen.
Das irdische Paradies war genau in dem Augenblick in Mißkredit geraten, in dem es sich verwirklichen ließ, wobei die treibenden Kräfte der Weltpolitik natürlich niemals selbst an diese Parolen geglaubt hatten und sie lediglich dazu benutzten, um revolutionäre Unruhen zu schüren und ihre eigene totale Herrschaft über die Völker aufzurichten.
Jede neue politische Theorie, wie immer sie sich nannte, führte schließlich zu Klassenherrschaft und Reglementierung. Und bei der ungefähr um das Jahr 1930 einsetzenden Vergröberung der moralischen Auffassung wurden Praktiken, die seit langem aufgegeben worden waren, in manchen Fällen seit Hunderten von Jahren – wie Inhaftierung ohne Gerichtsverhandlung, die Verwendung von Kriegsgefangenen als Arbeitssklaven, öffentliche Hinrichtungen, Folterung zur Erpressung von Geständnissen, das Gefangennehmen von Geiseln und die Deportation ganzer Bevölkerungsteile –, nicht nur wieder allgemein, sondern auch von Menschen geduldet und sogar verteidigt, die sich für aufgeklärt und fortschrittlich hielten.

Erst nach einem Jahrzehnt der Bürgerkriege, Revolutionen und Gegenrevolutionen in allen Teilen der Welt traten Engsoz und seine Rivalen als sich voll auswirkende politische Doktrinen hervor. Welche Gruppe in dieser Welt fortan die Macht ausüben sollte, war gleicherweise offensichtlich gewesen. Die neue Herrenschicht setzte sich zum größten Teil aus Bürokraten, Wissenschaftlern, Technikern, Gewerkschaftsfunktionären, Propagandafachleuten, Soziologen, Lehrern, Journalisten und Berufspolitikern zusammen, die als Verwalter und Handlanger der hinter ihnen stehenden wirklichen Fädenzieher der Weltpolitik fungierten.
Diese Menschen, die aus dem Lohn empfangenden Mittelstand und der gehobenen Arbeiterschaft stammten, waren durch die dürre Welt der Monopol-Industrie und das gesellschaftliche Chaos zusammengeführt worden. Mit ihren Gegenstücken in früheren Generationen verglichen, waren sie weniger besitzgierig, weniger auf Luxus versessen, mehr nach bloßer Macht hungrig, und vor allem sich ihres Handelns mehr bewußt und mehr darauf bedacht, die Opposition zu vernichten.
Dieser letztere Unterschied war grundlegend. Im Vergleich mit der heute herrschenden waren alle Tyranneien der Vergangenheit lau und unwirksam.
Die herrschenden Gruppen waren immer bis zu einem gewissen Grade von liberalen Ideen infiziert und damit zufrieden gewesen, überall ein Hintertürchen offen zu lassen, um nur die offenkundige Tat ins Auge zu fassen und sich nicht darum zu kümmern, was ihre Untertanen dachten. Sogar die katholische Kirche des Mittelalters war, nach neuzeitlichen Maßstäben gemessen, duldsam. Ein teilweiser Grund hierfür war, daß in der Vergangenheit keine Regierung die Macht besaß, ihre Bürger unter dauernder Überwachung zu halten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte es jedoch leichter, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, und Film und Radio förderten diesen Prozeß noch weiter. Mit der Entwicklung des Fernsehens und bei dem technischen Fortschritt, der es ermöglichte, mit Hilfe

desselben Instruments gleichzeitig zu empfangen und zu senden, war das Privatleben zu Ende. Jeder Bürger oder wenigstens jeder Bürger, der wichtig genug war, um einer Überwachung für wert befunden zu werden, konnte vierundzwanzig Stunden des Tages den Argusaugen der Polizei und dem Getrommel der amtlichen Propaganda ausgesetzt gehalten werden, während ihm zugleich alle anderen Informationsquellen verschlossen blieben.

Jetzt, zum ersten Mal, bestand die Möglichkeit, allen Untertanen nicht nur vollkommenen Gehorsam gegenüber dem Willen des Staates, sondern auch vollkommene Meinungsgleichheit aufzuzwingen. Nach der revolutionären Periode der fünfziger und sechziger Jahre gruppierte sich die menschliche Gesellschaft wie immer wieder in eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht.

Aber die neue Oberschicht handelte anders als ihre Vorläufer, nicht aus dem Instinkt heraus, sondern wußte, was nötig war, um ihre Stellung zu behaupten. Man war seit langem dahintergekommen, daß die einzig sichere Grundlage einer Oligarchie im Kollektivismus besteht. Wohlstand und Vorrechte werden am leichtesten verteidigt, wenn sie Gemeinbesitz sind. Die sogenannte »Abschaffung des Privateigentums«, die um die Mitte des Jahrhunderts vor sich ging, bedeutete in der Auswirkung die Konzentration allen Besitzes in den Händen genau jener, die die Revolution bereits vorbereitet, finanziert und durchgeführt hatten.

Als einzelnem gehört keinem Parteimitglied etwas, außer seiner unbedeutenden persönlichen Habe. Kollektiv gehört in Ozeanien der Partei alles, da sie alles kontrolliert und über die Erzeugnisse nach Gutdünken verfügt. In den auf die Revolution folgenden Jahren konnte sie nahezu widerstandslos diese beherrschende Stellung einnehmen, da das ganze Verfahren als eine Kollektivhandlung hingestellt wurde. Man hatte immer angenommen, daß nach der Enteignung der Kapitalistenklasse der Sozialismus nachfolgen müsse: Und die Kapitalisten waren fraglos enteignet worden. Fabriken, Bergwerke, Land, Häuser,

Transportmittel – alles war ihnen weggenommen worden: und da diese Dinge nicht mehr Privateigentum waren, folgte, daß sie öffentlicher Besitz sein mußten. Engsoz, der aus der früheren sozialistischen Bewegung hervorging und das Erbe ihrer Phraseologie antrat, hat in der Tat den Hauptpunkt des sozialistischen Programms zur Durchführung gebracht, mit dem vorhergesehenen und gewünschten Ergebnis, daß wirtschaftliche Ungleichheit zu einem Dauerzustand wurde.

Aber die Probleme, eine derartige Gesellschaftsordnung für immer einzusetzen, liegen tiefer. Es gibt nur vier Möglichkeiten, auf die eine herrschende Gruppe der Macht verlustig gehen kann. Entweder wird sie von außen überwunden; oder sie regiert so ungeschickt, daß die Massen zu einer Erhebung aufgerüttelt werden; oder sie läßt eine starke und unzufriedene Mittelschicht aufkommen; oder aber sie verliert ihr Selbstvertrauen und die Lust am Regieren. Diese Gründe wirken nicht vereinzelt, und in der Regel sind alle vier von ihnen in gewissem Grade vorhanden. Eine herrschende Gruppe, die sich gegen sie alle schützen könnte, bliebe dauernd an der Macht. Letzten Endes ist der entscheidende Faktor die geistige Einstellung der herrschenden Gruppe selbst.

Nach Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts war die erste Gefahr in Wirklichkeit verschwunden. Jede der drei Mächte, die sich heute in die Welt teilen, ist faktisch unüberwindlich und könnte nur durch langsame Änderungen in der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, die eine Regierung mit weitgehender Macht leicht abwenden kann, überwindlich gemacht werden. Die zweite Gefahr ist ebenfalls nur eine theoretische. Die Massen revoltieren niemals aus sich selbst heraus und lehnen sich nie nur deshalb auf, weil sie unterdrückt werden. Tatsächlich werden sie sich, solange man ihnen keine Vergleichsmaßstäbe zu haben erlaubt, überhaupt nie auch nur bewußt, daß sie unterdrückt sind.

Die immer wiederkehrenden Wirtschaftskrisen vergangener Zeiten waren vollständig unnötig und dürfen jetzt nicht eintreten, aber andere und ebenso grundlegende Verschiebungen

können eintreten und treten ein, ohne politische Folgen zu haben, denn es gibt keinen Weg, auf dem sich die Unzufriedenheit laut äußern könnte. Was das Problem der Überproduktion anbelangt, das in unserer Gesellschaftsordnung seit der Entwicklung der Maschinentechnik latent war, so ist es durch den Kunstgriff dauernder Kriegführung gelöst worden (siehe drittes Kapitel), die sich auch als nützlich erweist, um die allgemeine Moral zur nötigen Hochstimmung anzufeuern.
Daher besteht von dem Gesichtspunkt unserer gegenwärtigen Machthaber aus die einzige wirkliche Gefahr in der Abspaltung einer neuen Gruppe von begabten, nicht genügend ausgefüllten, machthungrigen Menschen und dem Zunehmen von Freiheitsdrang und Skeptizismus in ihren eigenen Reihen. Das Problem ist daher sozusagen erzieherischer Natur. Es besteht darin, dauernd das Denken sowohl der leitenden Gruppe als auch der größeren, unmittelbar nach ihr folgenden ausführenden Gruppe zu formen. Das Denken der Massen braucht nur in negativer Weise beeinflusst zu werden.
Wenn man diesen Hintergrund kennt, so könnte man sich, wenn es einem nicht schon bekannt wäre, das Aussehen der allgemeinen Struktur der Gesellschaft Ozeaniens zusammenreimen. An der Spitze der Pyramide steht der Große Bruder, wobei er gleichzeitig symbolisch für die im Hintergrund herrschenden Kräfte steht. Der Große Bruder ist unfehlbar und allmächtig. Jeder Erfolg, jede Leistung, jeder Sieg, jede wissenschaftliche Entdeckung, alles Wissen, alle Weisheit, alles Glück, alle Tugend werden unmittelbar seiner Führerschaft und Eingebung zugeschrieben. Niemand hat je den Großen Bruder gesehen.
Er ist ein Gesicht an den Litfasssäulen, eine Stimme am Televisor. Wir können billigerweise sicher sein, daß er nie sterben wird, und es besteht bereits beträchtliche Unsicherheit in bezug auf das Datum seiner Geburt. Der Große Bruder ist die Vermummung, in der die Partei vor die Welt zu treten beschließt. Seine Funktion besteht darin, als Sammelpunkt für Liebe, Furcht und Verehrung

zu dienen, Gefühle, die leichter einem einzelnen Menschen als einer Organisation entgegengebracht werden. Nach dem Großen Bruder kommt die Innere Partei, die ihrer Zahl nach nur sechs Millionen Mitglieder oder etwas weniger als zwei Prozent der Bevölkerung Ozeaniens umfaßt.

Nach der Inneren Partei kommt die Äußere Partei, die, wenn man die Innere Partei als das Gehirn des Staates bezeichnet, berechtigterweise mit dessen Händen verglichen wird. Danach kommen die dumpfen Massen, die wir gewöhnlich als »die Proles« bezeichnen, der Zahl nach ungefähr fünfundachtzig Prozent der Bevölkerung.

In der Bezeichnung unserer früheren Klassifizierung sind die Proles die Unterschicht; denn die Sklavenbevölkerung der äquatorialen Länder, die ständig von einem Eroberer zum anderen wechseln, ist kein dauernder und notwendiger Teil der Struktur. Die Proles selbst sind ein in sich nicht einheitlicher Brei aus Individuen verschiedenster Herkunft, die kein festes kulturelles oder nationales Volksbewusstsein mehr haben und daher kaum fähig zu einem gemeinsamen Widerstand sind.

Im Prinzip ist die Zugehörigkeit zu diesen drei Gruppen nicht erblich. Das Kind von Eltern, die zur Inneren Partei gehören, ist in der Theorie nicht in die Innere Partei hineingeboren. Die Aufnahme in eine der beiden Gliederungen der Partei findet auf Grund einer im Alter von sechzehn Jahren abzulegenden Prüfung statt.

Auch gibt es dort keine Rassenunterschiede, so wenig wie eine ausgesprochene Vorherrschaft einer Provinz gegenüber einer anderen. Juden, Neger, Südamerikaner von rein indianischem Geblüt sind in den höchsten Stellen der Partei zu finden.

Die Schaffung einer wurzellosen, dienenden Masse ohne Rassen-, Geschlechts- und Volkszugehörigkeit, wie auch ohne kulturelle Identität, ist zudem das erklärte Ziel der Partei, denn die Uneinheitlichkeit der Masse ist stets gegenüber der starren Einheitlichkeit der ozeanischen Führungsschicht im Nachteil.

In keinem Teil Ozeaniens haben die Bewohner das Gefühl, eine von einer fernen Hauptstadt aus regierte Kolonialbevölkerung zu sein. Ozeanien hat keine Hauptstadt, und sein nominelles Oberhaupt ist ein Mensch, dessen Aufenthaltsort niemand kennt. Abgesehen davon, daß Englisch seine Umgangssprache ist und Neusprech seine Amtssprache, ist es in keiner Weise zentralisiert. Seine wahren Machthaber bleiben immer die Gleichen, während ihre direkten Diener, also die Angehörigen der Inneren und Äußeren Partei, durch ihre Ideologie fest verbunden sind.

Demnach ist unsere Gesellschaft geschichtet, und zwar sehr streng geschichtet nach einer Ordnung, die auf den ersten Blick nach den Richtlinien der Vererbung ausgerichtet zu sein scheint. Es gibt weit weniger Hin und Her zwischen den verschiedenen Gruppen, als unter dem Kapitalismus oder sogar in den vorindustriellen Zeitaltern stattfand. Zwischen den beiden Gliederungen der Partei findet ein gewisser Austausch statt, aber nur gerade so viel, um zu gewährleisten, daß Schwächlinge aus der Inneren Partei ausgeschlossen und ehrgeizige Mitglieder der Äußeren Partei unschädlich gemacht werden dadurch, daß man ihnen emporzusteigen erlaubt.

Proletariern wird in der Praxis nicht gestattet, in die Partei aufzurücken. Die begabtesten unter ihnen, die möglicherweise einen Unruheherd schaffen könnten, werden ganz einfach von der Gedankenpolizei vorgemerkt und liquidiert. Aber dieser Stand der Dinge ist nicht notwendigerweise ein Dauerzustand, auch ist er kein Prinzip. Die Partei ist keine Klasse im althergebrachten Sinne des Wortes. Sie zielt nicht darauf ab, die Macht auf ihre eigenen Kinder als solche zu übertragen; nur wenn es keinen anderen Weg gäbe, die fähigsten Menschen an der Spitze zu halten, so wäre sie durchaus bereit, eine ganz neue Generation aus den Reihen des Proletariats zu rekrutieren. In den kritischen Jahren trug die Tatsache, daß die Partei keine erbliche Körperschaft war, viel zur Ausschaltung der Opposition bei. Ein Sozialist vom alten Gepräge, der darauf gedrillt worden war, gegen etwas, das man »Klassenvorrechte« nannte, zu kämpfen,

nahm an, was nicht erblich ist, könne auch nicht dauernd sein. Er erkannte nicht, daß die Kontinuität einer Oligarchie keine leibliche zu sein braucht, auch hielt er sich nicht mit der Überlegung auf, daß erbliche Adelsherrschaften immer kurzlebig waren, während allen Menschen zugängliche Organisationen wie die katholische Kirche manchmal Hunderte oder Tausende von Jahren Bestand hatten.

Das Wesentliche der oligarchischen Herrschaft ist nicht die Vererbung vom Vater auf den Sohn, sondern der Fortbestand einer gewissen Weltanschauung und einer gewissen Lebensweise, die von den Toten den Lebenden aufoktroyiert werden. Eine herrschende Gruppe ist so lange eine herrschende Gruppe, als sie ihre Nachfolger bestimmen kann. Der Partei geht es nicht darum, ewig ihr Blut, sondern sich selbst ewig zu behaupten. Wer die Macht ausübt, ist nicht wichtig, vorausgesetzt, daß die hierarchische Struktur immer dieselbe bleibt.

Alle für unsere Zeit charakteristischen Überzeugungen, Gewohnheiten, Geschmacksrichtungen, Meinungen, geistigen Einstellungen sind in Wirklichkeit dazu bestimmt, das Mystische der Partei aufrechtzuerhalten und zu verhindern, daß die wahre Natur der heutigen Gesellschaftsordnung erkannt wird.

Leibliche Auflehnung oder jeder auf Auflehnung abzielende Schritt ist gegenwärtig nicht möglich. Von den Proletariern ist nichts zu befürchten. Sich selbst überlassen, werden sie von Generation zu Generation und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortfahren zu arbeiten, Kinder in die Welt zu setzen und zu sterben, nicht nur ohne jeden Antrieb, zu rebellieren, sondern ohne sich auch nur vorstellen zu können, daß die Welt anders sein könnte, als sie ist.

Zudem sind sie ein geistloser Brei ohne jede Art von Führung. Sie könnten nur gefährlich werden, wenn die fortschreitende Entwicklung der industriellen Technik es notwendig machen sollte, ihnen eine höhere Erziehung angedeihen zu lassen; aber da die militärische und merkantile Konkurrenz keine Bedeutung

mehr hat, ist das Niveau der öffentlichen Erziehung im Sinken begriffen. Welche Ansichten die Massen vertreten oder nicht vertreten, wird als belanglos angesehen. Man darf ihnen getrost geistige Freiheit einräumen, denn sie haben keinen Geist. Andererseits kann bei einem Parteimitglied auch nicht die kleinste Meinungsabweichung in der unbedeutendsten Frage geduldet werden.
Ein Angehöriger der Partei lebt von der Geburt bis zum Tode unter den Augen der Gedankenpolizei. Sogar wenn er allein ist, kann er nie sicher sein, ob er wirklich allein ist. Wo er auch sein mag, ob er schläft oder wacht, arbeitet oder ausruht, in seinem Bad oder in seinem Bett liegt, kann er ohne Warnung und ohne zu wissen, daß er beobachtet wird, beobachtet werden. Nichts, was er tut, ist gleichgültig.
Seine Freundschaften, seine Zerstreuungen, sein Benehmen gegen seine Frau und seine Kinder, sein Gesichtsausdruck, wenn er allein ist, die von ihm im Schlaf gemurmelten Worte, sogar die ihm eigentümlichen Bewegungen seines Körpers, alles wird einer peinlich genauen Prüfung unterzogen. Nicht nur jedes wirkliche Vergehen, sondern jede Schrullenhaftigkeit, sie mag noch so unbedeutend sein, jede Gewohnheitsänderung, jede nervöse Absonderlichkeit, die möglicherweise das Symptom eines inneren Kampfes ist, können unweigerlich entdeckt werden.
Er hat keine freie Wahl in keiner wie immer gearteten Hinsicht. Andererseits ist sein Verhalten weder gesetzlich noch durch klar formulierte Verhaltungsvorschriften geregelt.
In Ozeanien gibt es kein Gesetz. Gedanken und Taten, die den sicheren Tod bedeuten, wenn sie entdeckt werden, sind nicht formell verboten, und die endlosen Säuberungsaktionen, Festnahmen, Folterungen, Einkerkerungen und Vaporisierungen werden nicht als Strafe für wirklich begangene Verbrechen verhängt, sondern sind lediglich die Austilgung von Menschen, die vielleicht einmal in der Zukunft ein Verbrechen begehen könnten. Von einem Parteimitglied wird nicht nur verlangt, daß es die richtigen Ansichten, sondern daß es auch die richtigen

Instinkte hat. Viele der von ihm geforderten Glaubensbekenntnisse und Einstellungen sind nie deutlich festgelegt worden und könnten nicht festgelegt werden, ohne die dem Engsoz anhaftenden Widersprüche aufzudecken. Wenn er ein von Natur strenggläubiger Mensch ist (im Neusprech ein Gutdenker), dann wird er unter allen Umständen wissen, ohne nachdenken zu müssen, was der richtige Glaube ist oder wie seine Empfindung aussehen soll.
Aber auf alle Fälle macht ihn eine sorgfältige Schulung, die er in der Jugend durchgemacht hat und die von den Neusprechwörtern Verbrechenstop, Schwarzweiß und Doppeldenk umrissen ist, nicht willens und unfähig, zu tiefschürfend über irgendein Thema nachzudenken.
Von einem Angehörigen der Partei wird erwartet, daß er keine Privatgefühle hat und seine Begeisterung kein Erlahmen kennt. Man nimmt von ihm an, daß er in einer dauernden Hassraserei gegenüber Systemfeinden und inländischen Verrätern lebt, über Siege frohlockt und sich vor der Macht und der Weisheit der Partei beugt.
Die durch sein schales, unbefriedigendes Leben hervorgerufene Unzufriedenheit wird mit Bedacht nach außen gelenkt und durch Einrichtungen wie die Zwei-Minuten-Hass-Sendung zerstreut. Und die Betrachtungen, die zu einer skeptischen und auflehnenden Haltung führen könnten, werden im Voraus durch seine schon früh erworbene innere Schulung abgetötet. Die erste und einfachste Stufe in der Schulung, die sogar kleinen Kindern beigebracht werden kann, heißt im Neusprech Verbrechenstop. Verbrechenstop bedeutet die Fähigkeit, gleichsam instinktiv auf der Schwelle jedes gefährlichen Gedankens haltzumachen.
Es schließt die Gabe ein, ähnliche Umschreibungen nicht zu verstehen, außerstande zu sein, logische Irrtümer zu erkennen, die einfachsten Argumente mißzuverstehen, wenn sie engsozfeindlich sind, und von jedem Gedankengang gelangweilt oder abgestoßen zu werden, der in eine ketzerische Richtung führen könnte. Verbrechenstop bedeutet, kurz gesagt, schützende

Dummheit. Aber Dummheit allein genügt nicht. Im Gegenteil verlangt Rechtgläubigkeit in vollem Sinne des Wortes eine ebenso vollständige Beherrschung der eigenen Gedankengänge, wie sie ein Schlangenmensch über seinen Körper besitzt.

Die ozeanische Gesellschaftsordnung fußt letzten Endes auf dem Glauben, daß der Große Bruder allmächtig und die Partei unfehlbar ist. Aber da in Wirklichkeit der Große Bruder nicht allmächtig und die Partei nicht unfehlbar ist, müssen die Tatsachen unermüdlich von einem Augenblick zum anderen entsprechend zurechtgebogen werden. Das Schlagwort hierfür lautet „Schwarzweiß".

Wie so viele Neusprechworte hat dieses Wort zwei einander widersprechende Bedeutungen. Einem Gegner gegenüber angewandt, bedeutet es die Gewohnheit, im Widerspruch zu den offenkundigen Tatsachen unverschämt zu behaupten, schwarz sei weiß. Einem Parteimitglied gegenüber angewandt, bedeutet es eine redliche Bereitschaft, zu sagen, schwarz sei weiß, wenn es die Parteidisziplin erfordert. Aber es bedeutet auch die Fähigkeit, zu glauben, daß schwarz gleich weiß ist, und darüber hinaus zu wissen, daß schwarz weiß ist, und zu vergessen, daß man jemals das Gegenteil geglaubt hat. Das verlangt eine ständige Änderung der Vergangenheit, die durch das Denkverfahren ermöglicht wird, das in Wirklichkeit alles Übrige einschließt und im Neusprech als Doppeldenk bekannt ist.

Die Änderung der Vergangenheit ist aus zwei Gründen notwendig, deren einer untergeordnet und sozusagen vorbeugend ist. Der untergeordnete Grund besteht darin, daß das Parteimitglied, ähnlich wie der Proletarier, die gegenwärtigen Lebensbedingungen zum Teil deshalb duldet, weil er keine Vergleichsmöglichkeiten besitzt. Er muß von der Vergangenheit abgeschnitten werden, ganz so, wie er auch vom Ausland abgeschnitten werden muß, weil es notwendig ist, daß er glaubt, besser daran zu sein als seine Vorfahren, und daß sich das Durchschnittsniveau der materiellen Bequemlichkeit dauernd hebt. Aber der bei weitem wichtigere Grund für die Änderung

der Vergangenheit ist die Notwendigkeit, die Unfehlbarkeit der Partei zu garantieren.
Nicht nur müssen Reden, Statistiken und Aufzeichnungen jeder Art ständig mit den jeweiligen Erfordernissen in Einklang gebracht werden, um aufzuzeigen, daß die Voraussagen der Partei in allen Fällen richtig waren. Sondern es darf auch nie eine Veränderung in der Doktrin oder in der politischen Ausrichtung zugegeben werden. Denn seine Ansicht oder gar seine Politik zu ändern, ist ein Eingeständnis der Schwäche. Wenn zum Beispiel Eurasien oder Ostasien (welches es auch sein mag) der Feind von heute ist, dann muß dieses Land schon immer der Feind gewesen sein. Und wenn die Tatsachen anders lauten, dann müssen die Tatsachen eben geändert werden. Auf diese Weise wird die Geschichte dauernd neu geschrieben. Diese Fälschung der Vergangenheit von einem Tag auf den anderen, die vom Wahrheitsministerium durchgeführt wird, ist für den Bestand des Regimes ebenso notwendig wie die von dem Ministerium für Liebe besorgte Unterdrückungs- und Bespitzelungstätigkeit.
Die Veränderlichkeit der Vergangenheit ist die Grundlehre von Engsoz. Vergangene Geschehnisse, wird darin bedeutet, haben keinen objektiven Bestand, sondern leben nur in schriftlichen Aufzeichnungen und im Gedächtnis der Menschen weiter. Die Vergangenheit sieht so aus, wie es die Aufzeichnungen und die Erinnerungen wahrhaben wollen.
Und da die Partei alle Aufzeichnungen vollkommen unter ihrer Kontrolle hat, so wie sie auch die Denkweise ihrer Mitglieder unter ihrer ausschließlichen Kontrolle hat, folgt daraus, daß die Vergangenheit so aussieht, wie die Partei sie darzustellen beliebt.
Auch folgt daraus, daß die Vergangenheit, wenn sie auch wandelbar ist, doch nie in einem besonderen Einzelfall abgewandelt wurde.
Denn wenn sie in der im Augenblick benötigten Form neu geschaffen worden ist, dann ist eben diese neue Version die Vergangenheit, und eine andere Version kann es nie gegeben haben. Das gilt auch dann, wenn ein und dasselbe Ereignis, wie

es häufig vorkommt, im Laufe eines Jahres mehrmals nicht wiedererkennbar abgeändert werden muß. Die Partei ist jederzeit im Besitz der wirklichen Wahrheit, und klarerweise kann die Wirklichkeit nie anders ausgesehen haben als jetzt. Man wird sehen, daß die Kontrolle über die Vergangenheit vor allem von der Schulung des Gedächtnisses abhängt. Dafür zu sorgen, daß alle schriftlichen Aufzeichnungen sich mit der Forderung des Augenblicks decken, ist eine lediglich mechanische Handlung. Aber man muß sich auch daran erinnern, daß Ereignisse in der gewünschten Form stattfanden.

Und wenn es nottut, seine Erinnerungen umzuordnen oder mit schriftlichen Aufzeichnungen willkürlich umzuspringen, dann gilt es zu vergessen, daß man das getan hat. Das Verfahren, wie man das macht, ist ebenso erlernbar wie jedes andere Geistestraining. Die Mehrzahl der Parteimitglieder hat es gelernt und jedenfalls alle diejenigen, die sowohl klug als auch rechtgläubig sind. In der Altsprache wird es, recht unverhohlen, als »Wirklichkeitskontrolle« bezeichnet. In der Neusprech heißt es Doppeldenk, wenn auch Doppeldenk noch viele andere Bedeutungen hat.

Doppeldenk bedeutet die Gabe, gleichzeitig zwei einander widersprechende Ansichten zu hegen und beide gelten zu lassen. Der Parteiintellektuelle weiß, in welcher Richtung seine Erinnerungen geändert werden müssen. Er weiß deshalb auch, daß er mit der Wirklichkeit jongliert. Aber durch das Einschalten von Doppeldenk beschwichtigt er sich auch dahingehend, daß der Wirklichkeit nicht Gewalt angetan wird. Das Verfahren muß bewußt sein, sonst würde es nicht mit genügender Präzision ausgeführt werden, es muß aber auch unbewußt sein, sonst brächte es ein Gefühl der Falschheit und damit der Schuld mit sich.

Doppeldenk ist der eigentliche Wesenskern von Engsoz, denn das grundlegende Verfahren der Partei besteht darin, eine bewußte Täuschung auszuüben und dabei eine Zweckentschlossenheit zu bewahren, wie sie restloser Ehrlichkeit

eignet. Bewußte Lügen zu erzählen, während man ehrlich an sie glaubt; jede Tatsache zu vergessen, die unbequem geworden ist, um sie dann, wenn man sie wieder braucht, nur eben so lange, als notwendig ist. aus der Vergessenheit hervorzuholen; das Vorhandensein einer objektiven Wirklichkeit zu leugnen und die ganze Zeit die von einem geleugnete Wirklichkeit in Betracht zu ziehen – alles das ist unerläßlich notwendig.

Allein schon beim Gebrauch des Wortes Doppeldenk ist es unumgänglich, Doppeldenk auszuüben. Denn indem man das Wort gebraucht, gibt man zu, daß man mit der Wirklichkeit willkürlich umspringt; durch einen erneuten Akt von Doppeldenk löscht man dieses Wissen aus; und so unbegrenzt weiter, wobei die Lüge der Wahrheit immer um einen Sprung voraus ist. Letzten Endes war die Partei mit Hilfe des Doppeldenks imstande – und wird nach allem, was wir wissen, Tausende von Jahren weiterhin imstande sein –, den Lauf der Geschichte aufzuhalten.

Alle Oligarchien der Vergangenheit sind entweder deshalb der Macht verlustig gegangen, weil sie verknöcherten oder weil sie erschlafften. Entweder wurden sie dumm und anmaßend, versäumten, sich den veränderten Umständen anzupassen, und wurden gestürzt. Oder sie wurden liberal und feige, machten Konzessionen, wenn sie hätten Gewalt anwenden sollen, und wurden wiederum gestürzt.

Sie stürzten, heißt das, entweder durch ihr Verschulden oder ohne ihr Verschulden. Die Partei hat das Verdienst, ein Denkverfahren erfunden zu haben, bei dem beide Einstellungen nebeneinander möglich sind. Und auf keiner anderen verstandesmäßigen Basis konnte der Herrschaft der Partei Dauer verliehen werden. Wenn man herrschen und sich an der Herrschaft behaupten will, muß man das Wirklichkeitsgefühl zurechtrücken können. Denn das Geheimnis der Herrschaft besteht darin, den Glauben an die eigene Unfehlbarkeit mit der Gabe zu verbinden, von den Fehlern der Vergangenheit zu lernen.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die spitzfindigsten Fachleute im Doppeldenk die sind, die Doppeldenk erfunden haben und wissen, daß es ein großes geistiges Betrugsmanöver ist.
In unserer Gesellschaftsordnung sind diejenigen, die am besten wissen, was gespielt wird, auch am weitesten davon entfernt, die Welt so zu sehen, wie sie tatsächlich ist. Im Allgemeinen gilt, je tiefer der Einblick, desto größer die Verblendung; je klüger, desto weniger vernünftig. Das wird deutlich illustriert durch die Tatsache, daß die Kriegshysterie an Heftigkeit zunimmt, je höher man auf der sozialen Stufenleiter hinaufkommt. Diejenigen, deren Einstellung zum Krieg der Vernunft am nächsten kommt, sind die unterworfenen Menschen der umstrittenen Gebiete.
Für diese Menschen ist der Krieg einfach ein dauerndes Unglück, das wie eine schreckliche Flutwelle über sie hin und her braust. Welche Seite siegt, ist für sie völlig gleichgültig. Sie sind sich bewußt, daß eine Änderung der Machtherrschaft lediglich bedeutet, daß sie die gleiche Arbeit wie bisher für neue Herren verrichten müssen, die sie in der gleichen Weise wie die alten behandeln. Die etwas bessergestellten Arbeiter, die wir als »die Proles« bezeichnen, werden sich nur gelegentlich des Krieges bewußt. Wenn es erforderlich ist, können sie in Furcht- und Hassrasereien versetzt werden, aber sich selbst überlassen, sind sie imstande, lange Zeit zu vergessen, daß Krieg herrscht.
In den Reihen der Partei, und vor allem der Inneren Partei, ist die echte Kriegsbegeisterung zu finden. An die Eroberung der Welt glauben am festesten diejenigen, die wissen, daß sie undurchführbar ist. Diese merkwürdige Verknüpfung von Gegensätzen – Wissen mit Unwissenheit, Zynismus mit Fanatismus – ist eines der Hauptmerkmale der ozeanischen Gesellschaft.
Die offizielle Ideologie wimmelt von Widersprüchen, auch dort, wo keine praktische Notwendigkeit für sie besteht. So verwirft und verleugnet die Partei jeden Grundsatz, für den die sozialistische Bewegung ursprünglich eintrat, und tut das im

Namen des Sozialismus. Sie predigt eine Verachtung der Arbeiterklasse, für die es in den vergangenen Jahrhunderten kein Beispiel gibt, und sie bekleidet ihre Mitglieder mit einer Uniform, die ursprünglich den Handarbeitern vorbehalten war und aus diesem Grunde eingeführt wurde.
Sie unterminiert systematisch die Solidarität der Familie und benennt ihren Führer mit einem Namen, der ein unmittelbarer Appell an das Familiengefühl ist. Sogar die Namen der vier Ministerien, von denen wir regiert werden, grenzen in ihrer offenen Umkehrung der Tatsachen an schamlosen Hohn.
Das Friedensministerium befaßt sich mit Krieg, das Wahrheitsministerium mit Lügen, das Ministerium für Liebe mit Folterung und das Ministerium für Überfluß mit Einschränkung. Diese Widersprüche sind nicht zufällig, auch entspringen sie nicht einer gewöhnlichen Heuchelei: Es ist die wohlüberlegte Anwendung von Doppeldenk. Denn nur dadurch, daß Widersprüche miteinander in Einklang gebracht werden, läßt sich die Macht unbegrenzt behaupten. Auf keine andere Art und Weise konnte der alte Zyklus gebrochen werden. Wenn die Gleichheit der Menschen für immer vermieden werden soll – wenn die Oberen, wie wir sie genannt haben, dauernd ihren Platz behaupten sollen, dann muß die vorherrschende Geistesverfassung staatlich beaufsichtigter Irrsinn sein.
Aber hier taucht eine Frage auf, die wir bis zu diesem Augenblick so gut wie außer Acht gelassen haben. Sie lautet: Warum soll die Gleichheit der Menschen vermieden werden? Angenommen, der Mechanismus des Verfahrens wurde richtig geschildert: Was ist der Beweggrund für diesen großangelegten, genau vorgeplanten Versuch, die Geschichte an einem bestimmten Zeitpunkt zum Stillstand zu bringen?
Hier kommen wir zu dem tiefsten Geheimnis. Wie wir gesehen haben, hängt das Mystische der Partei, vor allem der Inneren Partei, von dem Doppeldenk ab. Aber tiefer als dieses liegt der ursprüngliche Beweggrund, der nie untersuchte Instinkt, der zuerst zur Machtergreifung führte und danach Doppeldenk,

Gedankenpolizei, dauernden Kriegszustand und all das andere Drum und Dran mit sich brachte. Dieser Beweggrund besteht in Wahrheit darin…“

Winston wurde sich der Stille bewußt, so wie man sich eines neuen Geräusches bewußt wird. Es kam ihm vor, als sei Julia seit einiger Zeit sehr still gewesen. Sie lag, von der Hüfte aufwärts nackt, auf ihrer Seite, die Wange auf ihre Hand gebettet, während eine dunkle Locke über ihre Augen fiel. Ihre Brust hob und senkte sich langsam und regelmäßig.
»Julia!« Keine Antwort. »Julia, bist du wach?«
Keine Antwort. Sie schlief. Er klappte das Buch zu, legte es behutsam auf den Boden, streckte sich lang aus und zog die Bettdecke über sie beide. Er hatte, überlegte er, das letzte Geheimnis noch immer nicht gelöst. Er verstand das Wie, aber er verstand nicht das Warum. Das 1. Kapitel wie das 3. Kapitel hatte ihm in Wirklichkeit nichts enthüllt, was er nicht schon wußte; es hatte lediglich Ordnung in das Wissen gebracht, das er bereits besaß.
Aber nachdem er es gelesen hatte, wußte er besser als zuvor, daß er nicht verrückt war. Zu einer Minderheit zu gehören, selbst zu einer Minderheit von einem einzigen Menschen, stempelte einen noch nicht als verrückt. Hier war die Wahrheit und dort war die Unwahrheit, und wenn man sogar gegen die ganze Welt an der Wahrheit festhielt, war man nicht verrückt.
Ein gelber Strahl der untergehenden Sonne fiel schräg durchs Fenster und auf das Kissen, Er schloss die Augen. Die Sonne auf seinem Gesicht und der glatte Körper des Mädchens, der seinen eigenen berührte, gab ihm ein beruhigendes, einschläferndes, vertrauensvolles Gefühl. Er war in Sicherheit, alles war schön und gut.
Im Einschlafen murmelte er vor sich hin: »Geistige Gesundheit ist keine statistische Angelegenheit« und hatte das Gefühl, diese Feststellung enthalte eine tiefe Weisheit.

Zehntes Kapitel

Er erwachte mit dem Gefühl, lange Zeit geschlafen zu haben, aber ein Blick auf die altmodische Uhr belehrte ihn, daß es erst zwanzig Uhr dreißig war. Er lag eine Weile da und döste; dann drang vom Hof unten die übliche tiefe Singstimme herauf: »Es war nur ein tiefer Traum, Ging wie ein Apriltag vorbeiii, Aber sein Blick war leerer Schaum, Brach mir das Herz entzweiii!«
Das törichte Lied schien sich seine Beliebtheit bewahrt zu haben. Man hörte es noch immer überall. Es hatte den Hassgesang überlebt. Julia wachte bei diesen Tönen auf, räkelte sich genießerisch und stieg aus dem Bett.
»Ich bin hungrig«, sagte sie. »Machen wir uns noch einen Kaffee. Verflixt! Der Kocher ist ausgegangen, und das Wasser ist kalt.«
Sie nahm den Kocher hoch und schüttelte ihn. »Kein Brennstoff mehr drin.«
»Wir können sicher welchen vom alten Charrington bekommen.«
»Das Komische ist nur, daß ich mich überzeugt hatte, daß er voll war. Ich ziehe rasch meine Sachen an«, fügte sie hinzu.
»Es scheint kälter geworden zu sein.« Winston stand gleichfalls auf und zog sich an.
Die unermüdliche Stimme sang weiter: »Man sagt, die Zeit heile alles, Es heißt, man kann alles vergessen, Aber vom Schmerz meines Falles, Von dem bleib' ich ewig besessen!«
Während er den Gürtel seines Trainingsanzuges zumachte, schlenderte er hinüber zum Fenster. Die Sonne mußte hinter den Häusern untergegangen sein; sie schien nicht mehr in den Hof. Die Steinplatten waren feucht, als seien sie soeben gewaschen worden, und er hatte das Gefühl, als sei auch der Himmel gewaschen worden, so frisch und blaß war das Blau zwischen den Kaminrohren. Ohne zu erlahmen, ging die Frau unten hin und her, verkorkte und entkorkte ihren Mund mit Wäscheklammern, sang und schwieg wieder und hängte mehr

und mehr und immer noch mehr Windeln auf. Er fragte sich, ob sie Wäsche zum Erwerb ihres Lebensunterhalts annahm oder lediglich die Sklavin von zwanzig oder dreißig Enkelkindern war.
Julia war neben ihn getreten; zusammen blickten sie in einer Art Bezauberung hinunter auf die stämmige Gestalt. Wie er die Frau in ihrer charakteristischen Haltung betrachtete, ihre dicken Arme zur Wäscheleine emporgehoben, während ihre mächtigen, an eine Stute erinnernden Hinterbacken sich wölbten, kam es ihm zum erstenmal zum Bewußtsein, daß sie schön war. Es war ihm nie vorher in den Sinn gekommen, der Körper einer fünfzigjährigen Frau, der durch Geburten zu monströsen Ausmaßen gedunsen und dann durch Arbeit vergröbert und verhärtet war, bis seine grobe Haut der Schale einer überreifen Rübe ähnelte, könnte schön sein. Aber dem war so und, dachte er, warum auch nicht?
Der feste, umrißlose Körper, der wie ein Granitblock war, und die rauhe rote Haut verhielten sich zu einem Mädchenleib genauso wie die Hagebutte zur Heckenrose. Warum sollte man die Frucht geringer schätzen als die Blume?
»Sie ist schön«, murmelte er.
»Sie misst leicht einen Meter um die Hüften herum«, meinte Julia.
»Das ist ihre Art von Schönheit«, sagte Winston.
Sein Arm umspannte mühelos Julias biegsame Taille. Von der Hüfte bis zum Knie schmiegte sich ihr Körper an den seinen. Aus ihren Leibern würde nie ein Kind hervorgehen. Das war etwas, was sie nie tun konnten. Nur von Mund zu Mund, von einem Eingeweihten zum anderen, konnten sie das Geheimnis weitergeben.
Die Frau da unten wußte von nichts, sie bestand nur aus starken Armen, einem warmen Herzen und einem fruchtbaren Leib. Er fragte sich, wie viele Kinder sie wohl geboren hatte. Es mochten leicht fünfzehn sein. Sie hatte ihre vielleicht ein Jahr währende kurze Blütezeit einer Wildrosen-Schönheit durchlebt und war dann plötzlich aufgegangen wie eine befruchtete Frucht, war

hart, rot und derb geworden, und dann hatte ihr Leben ohne Unterbrechung dreißig Jahre hindurch aus Waschen, Reinemachen, Flicken, Kochen, Fegen, Putzen, Nähen, Schrubben, Wäschewaschen, erst für Kinder, dann für Enkelkinder, bestanden.

Am Ende von alledem sang sie noch immer. Die geheimnisvolle Verehrung, die er für sie empfand, war irgendwie vermischt mit dem Anblick des hellen, wolkenlosen Himmels, der sich hinter den Kaminrohren in grenzenlose Ferne erstreckte.

Wenn es eine Hoffnung gab, dann lag sie bei den Proles! Ohne das Buch zu Ende gelesen zu haben, wußte er, daß darin Goldsteins letzte Botschaft bestehen mußte. Die Zukunft gehörte den Proles. Aber konnte er sicher sein, daß die Welt, die sie aufbauten, ihm, Winston Smith, nicht ebenso fremd sein würde wie die Welt der Partei? Nein, denn letzten Endes würde es eine geistig gesunde Welt sein.

Früher oder später würde es dahin kommen, die Kraft würde sich ihrer bewußt werden. Die Proles waren unsterblich, daran konnte man nicht zweifeln, wenn man diese tapfere Gestalt im Hof ansah. Zu guter Letzt würden sie erwachen. Und bis es soweit war – wenn es auch tausend Jahre dauern mochte –, würden sie trotz aller Unbilden sich am Leben erhalten wie die Vögel und von Leib zu Leib die Lebenskraft weitergeben, an der die Partei nicht teilhatte und die sie nicht umbringen konnte. Irgendwann würde die Tyrannei fallen und dann würde eine neue Welt entstehen aus dem Rest, der übrig geblieben war.

»Erinnerst du dich«, sagte er, »an die Drossel, die uns an jenem ersten Tag am Rand des Wäldchens etwas vorsang?«

»Sie sang nicht für uns«, sagte Julia. »Sie sang zu ihrem Vergnügen. Noch nicht einmal das. Sie sang nur eben.«

Die Vögel sangen, die Proles sangen, aber die Partei sang nicht. Doch einige Reste würden übrigbleiben. Einige wenige Kluge und Starke würden am Ende doch aus der gesichts- und geistlosen Masse emporsteigen und ein neues Zeitalter begründen können. Aus ihrem mächtigen Schoß mußte eines

Tages ein Geschlecht wissender Menschen hervorgehen. Ihr seid die Toten; die Zukunft gehört ihnen. Aber man konnte teilhaben an dieser Zukunft, wenn man den Geist lebendig erhielt, so wie sie den Leib lebendig erhielten, und die geheime Lehre weitergab, daß zwei und zwei gleich vier ist.
»Wir sind die Toten«, sagte er.
»Wir sind die Toten«, betete Julia getreulich nach.
»Ihr seid die Toten!«, sagte eine eiserne Stimme hinter ihnen.
Sie fuhren auseinander. Winston fühlte seine Eingeweide zu Eis erstarren. Er konnte rund um die Iris von Julias Augen das Weiße sehen. Ihr Gesicht hatte sich milchiggelb verfärbt. Das noch auf jedem Backenknochen vorhandene Rouge hob sich scharf ab, fast wie ohne Zusammenhang mit der Haut darunter.
»Ihr seid die Toten«, wiederholte die eiserne Stimme.
»Es kam hinter dem Bild hervor«, flüsterte Julia.
»Es kam hinter dem Bild hervor«, sagte die Stimme. »Bleibt genau da stehen, wo ihr seid. Macht keine Bewegung, ehe es euch befohlen wird.«
Es war soweit, endlich war es soweit! Sie konnten nichts machen, außer dazustehen und einander in die Augen zu starren. Auf und davon zu laufen, das Haus zu verlassen, ehe es zu spät war – ein solcher Gedanke kam ihnen gar nicht. Unvorstellbar, der eisernen Stimme von der Wand nicht zu gehorchen. Man hörte ein Schnappen, so als sei ein Haken zurückgedreht worden, und das Krachen splitternden Glases. Das Bild war auf den Boden gefallen, so daß der dahinter angebrachte Televisor zum Vorschein kam.
»Jetzt können sie uns sehen«, sagte Julia.
»Jetzt können wir euch sehen«, sagte die Stimme. »Stellt euch in die Mitte des Zimmers. Stellt euch Rücken an Rücken. Verschränkt die Hände hinter euren Köpfen. Berührt einander nicht.«
Sie berührten einander nicht, aber es kam ihm vor, als könnte er Julias Körper zittern fühlen. Oder vielleicht war es nur das

Zittern seines eigenen. Er konnte mit Mühe verhindern, daß seine Zähne klapperten, aber er hatte keine Gewalt über seine Knie.
Unten im Hof und im Haus war ein Geräusch von trampelnden Stiefeln zu hören. Der Hof schien voll mit Menschen zu sein. Etwas wurde über die Steine geschleift. Der Gesang der Frau war jäh abgebrochen. Man hörte ein langes, rumpelndes Klirren, so als sei der Waschzuber über den Hof geschleudert worden, und dann ein Durcheinander ärgerlicher Rufe, das mit einem Schmerzensschrei endete.
»Das Haus ist umzingelt«, sagte Winston.
»Das Haus ist umzingelt«, sagte die Stimme.
Er hörte Julia die Zähne aufeinander beißen. »Ich glaube, wir können ebenso gut voneinander Abschied nehmen«, sagte sie.
»Ihr könnt ebenso gut voneinander Abschied nehmen«, sagte die Stimme. Und dann fiel eine andere, grundverschiedene Stimme, eine leise, gebildete Stimme, von der Winston den Eindruck hatte, sie bereits früher gehört zu haben ein: »Und bei der Gelegenheit, weil wir gerade bei dem Thema sind: Here comes a candle to light you to bed, here comes a chopper to chop off your head!«
Etwas prasselte hinter Winstons Rücken aufs Bett. Die Spitze einer Leiter war durchs Fenster geschoben worden und hatte den Rahmen zertrümmert. Jemand kletterte durchs Fenster herein. Die Treppen herauf hörte man wildes Fußgetrappel. Das Zimmer war voll kräftiger Männer in schwarzen Uniformen, mit eisenbeschlagenen Stiefeln an den Füßen und Gummiknüppeln in den Händen.
Winston zitterte nicht mehr. Sogar seine Augen bewegten sich kaum. Es galt nur eines: stillzuhalten, stillzuhalten und ihnen keinen Vorwand zu bieten, einen zu schlagen! Ein Mann mit der glattrasierten Kinnlade eines Preisboxers, in dem der Mund nur ein Schlitz war, blieb vor ihm stehen und wippte seinen Gummiknüppel nachdenklich zwischen Daumen und Zeigefinger. Winston begegnete seinem Blick.

Das Gefühl der Nacktheit, mit seinen hinter dem Kopf verschränkten Händen und sein Gesicht und Körper völlig ungeschützt, war nahezu unerträglich. Der Mann streckte die Spitze einer weißen Zunge heraus, leckte über die Stelle, wo seine Lippen hätten sein sollen, und ging dann weiter. Ein erneutes Krachen erfolgte. Jemand hatte den gläsernen Briefbeschwerer vom Tisch genommen und ihn auf der Kaminplatte in Stücke geschlagen.
Das Korallenstückchen, ein winzigkleiner rosafarbener Ast wie ein Zuckerkringel von einer Torte, rollte über die Bodenmatte. Wie klein, mußte Winston denken, wie klein es doch war! Hinter ihm ein Keuchen und ein dumpfer Aufschlag, und er erhielt einen heftigen Stoß gegen den Fußknöchel, der ihn beinahe aus dem Gleichgewicht warf. Einer der Männer hatte Julia einen Faustschlag in die Magengrube versetzt, was sie wie ein Taschenmesser zusammenklappen ließ. Sie wand sich am Boden, nach Luft ringend. Winston wagte nicht, seinen Kopf auch nur um einen Millimeter zu drehen, aber manchmal geriet ihr bläuliches, atemschnappendes Gesicht in sein Blickfeld.
Sogar in seiner Herzensangst war es, als könnte er den Schmerz am eigenen Leib spüren, den unerträglichen Schmerz, der dennoch weniger vordringlich war als das Ringen nach Luft. Er wußte, wie das war: der schreckliche, qualvolle Schmerz, der die ganze Zeit da war, dem man aber noch nicht nachgeben konnte, denn vor allem anderen mußte man Atem schöpfen.
Dann hoben zwei von den Männern sie an Knien und Schultern hoch und trugen sie wie einen Sack aus dem Zimmer. Winston konnte einen flüchtigen Anblick von ihrem Gesicht erhaschen: es war verwüstet, gelb und verzerrt, die Augen geschlossen und noch immer mit etwas Rouge auf jeder Wange. Das war das letzte, was er von ihr sah.
Er stand unbeweglich da. Noch hatte ihn niemand geschlagen. Gedanken, die sich ungewollt einstellten, aber völlig uninteressant schienen, begannen ihm durch den Kopf zu huschen. Er fragte sich, ob sie auch Herrn Charrington

festgenommen hatten. Und was hatten sie mit der Frau im Hof getan? Er merkte, daß er dringend Wasser lassen mußte, und war ein wenig erstaunt darüber, denn er hatte das erst vor zwei oder drei Stunden getan.
Er bemerkte, daß die Uhr auf dem Kaminsims auf neun zeigte, was soviel bedeuten sollte wie einundzwanzig Uhr. Aber das Licht schien zu hell. War es an einem Augustabend um einundzwanzig Uhr nicht schon dunkler? Er fragte sich, ob nicht am Schluß er und Julia sich in der Zeit geirrt – einen Tag überschlafen und gedacht hatten, es sei zwanzig Uhr dreißig, während es in Wirklichkeit genau acht Uhr dreißig am nächsten Morgen war. Aber er verfolgte den Gedanken nicht weiter. Es war nicht interessant.
Auf dem Gang näherte sich jetzt ein anderer, leichterer Schritt. Herr Charrington kam ins Zimmer. Das Benehmen der schwarzuniformierten Männer wurde plötzlich unterwürfiger. Auch in Herrn Charringtons Äußerem hatte sich etwas verändert. Sein Blick fiel auf die Splitter des gläsernen Briefbeschwerers.
»Diese Splitter aufheben!«, sagte er scharf.
Ein Mann bückte sich, um zu gehorchen. Der Londoner Vorstadtakzent war verschwunden; Winston war sich plötzlich darüber im Klaren, wessen Stimme es war, die er vor ein paar Augenblicken am Televisor gehört hatte. Herr Charrington hatte noch immer seine alte Samtjacke an, aber sein Haar, das fast weiß gewesen war, hatte sich in Schwarz verwandelt. Auch trug er keine Brille. Er warf nur einen einzigen scharfen Blick auf Winston, so als stelle er seine Identität fest, und schenkte ihm dann keine Aufmerksamkeit mehr. Er war noch erkennbar, aber er war nicht mehr derselbe Mensch. Sein Körper hatte sich gestrafft und schien größer geworden zu sein. Sein Gesicht hatte nur geringfügige Veränderungen erfahren, die trotzdem eine vollständige Verwandlung herbeigeführt hatten.
Die schwarzen Augenbrauen waren weniger buschig, die Falten verschwunden, die ganze Physiognomie schien sich verändert zu

haben; sogar die Nase wirkte kürzer. Es war das aufgeweckte, kalte Gesicht eines Mannes von etwa fünfunddreißig Jahren. Es kam Winston zum Bewusstsein, daß er zum erstenmal in seinem Leben wissentlich einem Mitglied der Gedankenpolizei gegenüberstand.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

Er wußte nicht, wo er sich befand. Wahrscheinlich war er im Ministerium für Liebe; aber es bestand keine Möglichkeit, sich zu vergewissern.

Er befand sich in einer hohen, fensterlosen Zelle mit Wänden aus schimmernden weißen Kacheln. Verborgene Lampen durchfluteten sie mit kaltem Licht, und ein leises, ständig summendes Geräusch war zu hören, von dem er annahm, daß es etwas mit der Lüftung zu tun hatte. Eine Bank oder Pritsche, gerade breit genug, um darauf zu sitzen, lief rings um die Wand und war nur bei der Tür unterbrochen. Am Zellenende, der Tür gegenüber, war eine Klosettschüssel ohne hölzernen Sitz angebracht. Ein Televisor war an jeder der vier Wände vorhanden.

Ein dumpfer Schmerz in der Magengegend quälte ihn. Er hatte sich von dem Augenblick an bemerkbar gemacht, als man ihn in den geschlossenen Gefängniswagen gesteckt und weggefahren hatte. Aber er war auch hungrig, er fühlte einen nagenden, krankhaften Hunger. Es mochte vierundzwanzig Stunden her sein, seit er zuletzt etwas gegessen hatte – oder auch sechsunddreißig. Er wußte noch immer nicht und würde es vermutlich nie wissen, ob es Morgen oder Abend gewesen war, als man ihn festnahm. Seit seiner Verhaftung hatte er nichts mehr zu essen bekommen.

Er saß so unbeweglich da, wie er konnte, mit über dem Knie verschränkten Händen auf der schmalen Bank. Er hatte bereits gelernt, still dazusitzen. Machte man unerwartete Bewegungen,

so wurde man durch den Televisor angeschrien. Aber sein Verlangen nach etwas Essbarem wurde immer heftiger. Vor allem gelüstete ihn nach einem Stück Brot. Er glaubte sich zu erinnern, daß in der Tasche seines Trainingsanzugs ein paar Brotkrumen waren. Er kam auf diesen Gedanken, weil ihn von Zeit zu Zeit etwas am Bein zu kitzeln schien – daß noch ein anständiges Stück Rinde darin steckte. Schließlich war sein Verlangen, sich davon zu überzeugen, stärker als seine Furcht. Er schob seine Hand in die Tasche.

»Smith!« schrie eine Stimme aus dem Televisor. »6079 Smith W.! In der Zelle Hände aus der Tasche!«

Er saß wieder still da, seine Hände über dem Knie verschränkt. Bevor man ihn hierher gebracht hatte, war er an einen anderen Ort gebracht worden, der ein gewöhnliches Gefängnis oder ein von den Polizeistreifen benutzter vorübergehender Gewahrsam gewesen sein mußte. Er wußte nicht, wie lange er dort gewesen war; jedenfalls einige Stunden; ohne Uhr und ohne Tageslicht war es schwer, die Zeit abzuschätzen. Es war ein lärmender, übelriechender Ort gewesen. Man hatte ihn in eine Zelle gesteckt, die der ähnelte, in der er sich jetzt befand, aber grauenhaft schmutzig und ständig mit zehn bis fünfzehn Menschen belegt war.

Die Mehrzahl davon waren gemeine Verbrecher, aber es gab ein paar politische Gefangene unter ihnen. Er hatte still gegen die Wand gelehnt dagesessen, zwischen schmutzigen Leibern herumgestoßen, zu sehr mit seiner Angst und seinen Leibschmerzen beschäftigt, um großes Interesse an seiner Umgebung zu nehmen. Aber er gewahrte doch den erstaunlichen Unterschied im Verhalten gegenüber den Partei-Gefangenen und den anderen.

Die Partei-Gefangenen waren immer stumm und voll Furcht, aber die gewöhnlichen Gefangenen schienen nichts und niemanden zu scheuen. Sie schrien dem Wachpersonal Beschimpfungen zu. wehrten sich wütend, wenn ihre Sachen beschlagnahmt wurden, schrieben unflätige Worte auf den

Fußboden, aßen eingeschmuggelte Nahrungsmittel, die sie aus geheimnisvollen Verstecken ihrer Kleidung hervorzogen, und schrien sogar den Televisor nieder, wenn er die Ordnung wiederherzustellen versuchte. Andererseits schienen manche von ihnen auf gutem Fuß mit den Wachen zu stehen, nannten sie bei Spitznamen und versuchten Zigaretten durch das Guckloch in der Tür zu schieben. Die Wachen wiederum behandelten die gewöhnlichen Gefangenen mit einer gewissen Nachsicht, auch wenn sie derb mit ihnen umspringen mußten. Es wurde viel von den Zwangsarbeitslagern geredet, und die meisten Gefangenen erwarteten, dorthin verschickt zu werden.
Es war »erträglich« in diesen Lagern, reimte er sich zusammen, solange man gute Beziehungen hatte und den ganzen Rummel kannte. Es herrschte dort Bestechung, Bevorzugung und organisiertes Verbrechertum aller Art, es gab Homosexualität und Prostitution, es gab sogar aus Kartoffeln heimlich gebrannten Schnaps. Die Vertrauensposten bekamen nur die gewöhnlichen Verbrecher, besonders Gewaltverbrecher und Mörder. Alle schmutzigen Arbeiten wurden von den Politischen verrichtet.
Es war ein dauerndes Kommen und Gehen von Gefangenen aller Art: von Rauschgifthändlern, Dieben, Straßenräubern, Schwarzhändlern, Trunkenbolden, Prostituierten. Manche von den Betrunkenen waren so
außer Rand und Band, daß die anderen Gefangenen sich zusammentun mußten, um sie zu überwältigen. Ein riesiges Wrack von einem Weib, etwa sechzigjährig, mit großen Hängebrüsten und dicken, aufgerollten weißen Haarlocken, die bei ihrem Kampf aufgegangen waren, wurde, mit Füßen und Händen um sich schlagend und schreiend, von vier Wachen hereingetragen, die sie jeder an einem Ende festhielten. Sie rissen ihr die Schuhe herunter, mit denen sie ihnen Tritte zu versetzen versuchte, und schleuderten sie Winston in den Schoß, so daß ihm fast die Schenkelknochen brachen. Die Frau rappelte sich hoch und schrie ihnen »Verfluchte Sauhunde!« nach. Dann, als

sie merkte, daß sie auf etwas Unebenem saß, rutschte sie von Winstons Knien herunter auf die Bank.

»Verzeihung, mein Schatz«, sagte sie. »Ich hätte mich nicht auf Sie gesetzt, aber die Kerls schmissen mich da hin. Sie wissen nicht, wie man eine Dame behandelt.« Sie brach ab, tätschelte ihre Brust und rülpste.

»Verzeihung«, sagte sie, »ich hab' noch nicht alle Sinne beieinander.«

Sie beugte sich vor und erbrach sich ausgiebig auf den Fußboden.

»So ist's besser«, sagte sie und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. »Nie es drunten lassen, sag' ich immer. Raus damit, solange es noch frisch im Magen ist.«

Sie kam wieder zu sich, drehte sich um, um nochmals einen Blick auf Winston zu werfen, und schien sofort eine Vorliebe für ihn zu fassen. Sie legte einen dicken Arm um seine Schulter und zog ihn näher zu sich, wobei sie ihm Bierdunst und den Geruch von Erbrochenem ins Gesicht atmete.

»Wie heißt du, Schatz?« sagte sie.

»Smith«, antwortete Winston.

»Smith?« sagte die Frau. »Das is' komisch. Ich heiße auch Smith. Denk mal«, fügte sie sentimental hinzu, »ich könnte deine Mutter sein.«

Ja, dachte Winston, sie könnte seine Mutter sein. Sie war ungefähr im gleichen Alter und von entsprechender Körpergröße, und es war wahrscheinlich, daß sich die Menschen nach zwanzig Jahren in einem Zwangsarbeitslager einigermaßen veränderten.

Sonst hatte niemand mit ihm gesprochen. In erstaunlichem Maße ignorierten die gewöhnlichen Verbrecher die Partei-Häftlinge. »Die Politischen« nannten sie sie mit einer Art uninteressierter Verachtung. Die Partei-Häftlinge schienen Angst zu haben, mit jemand zu sprechen, und vor allem, miteinander zu sprechen. Nur einmal, als zwei Parteiangehörige, beides Frauen, auf der Bank eng aneinander gepresst wurden, hörte er zufällig in dem allgemeinen Stimmengewirr ein paar hastig geflüsterte Worte,

und zwar war es eine Anspielung auf etwas, das als »Zimmer eins-null-eins« bezeichnet wurde, was er nicht verstand.
Es mochte zwei oder drei Stunden her sein, daß man ihn hierher gebracht hatte. Der dumpfe Schmerz in seinem Magen hörte nicht auf, aber manchmal wurde es besser und dann wieder schlimmer, und seine Gedanken waren je nachdem in die weitere Zukunft oder nur auf den Augenblick gerichtet.
Wenn er schlimmer wurde, dachte er nur an den Schmerz und an sein Verlangen nach Essen. Ließ er nach, so befiel ihn eine Panik. Es gab Augenblicke, in denen er die Dinge, die mit ihm geschehen würden, mit solcher Deutlichkeit voraussah, daß sein Herz raste und sein Atem stockte. Er fühlte die Schläge von Gummiknüppeln auf seinen schützend erhobenen Armen und eisenbeschlagene Stiefel gegen seine Schienbeine. Er sah sich auf dem Fußboden herumkriechen und zwischen eingeschlagenen Zähnen hervor um Gnade flehen.
An Julia dachte er kaum. Er konnte sein Denken nicht auf sie konzentrieren. Er liebte sie und würde sie nicht verraten; aber das war nur eine Tatsache, die ihm so vertraut war wie die Regeln der Arithmetik. Er empfand keine Liebe für sie, und er fragte sich sogar kaum, was wohl mit ihr geschah. Häufiger dachte er an O'Brien, und zwar mit einer flackernden Hoffnung. O'Brien mußte wissen, daß er verhaftet worden war.
Die Brüderschaft, hatte er gesagt, versuchte nie, ihre Mitglieder zu retten. Aber da war die Rasierklinge; sie würden die Rasierklinge schicken, wenn sie konnten. Er würde ungefähr fünf Sekunden Zeit haben, ehe die Wachen in die Zelle hereinstürmen konnten. Die Klinge würde mit schneidender Kälte in ihn eindringen, und sogar die Finger, die sie hielten, würden bis auf den Knochen durchgeschnitten werden. Alles hing von seinem hinfälligen Körper ab, der zitternd vor dem kleinsten Schmerz zurückschreckte.
Er war nicht sicher, ob er die Rasierklinge benützen würde, sogar wenn sich ihm die Möglichkeit bot. Es war natürlicher, von einem Augenblick auf den anderen zu leben, weitere zehn

Minuten Leben mit der Gewißheit hinzunehmen, daß ihn am Ende die Folterung erwartete.
Manchmal versuchte er, die Porzellankacheln an den Wänden der Zelle zu zählen. Es mußte ganz leicht sein, aber er verzählte sich immer wieder an der einen oder anderen Stelle. Noch öfter fragte er sich, wo er sich wohl befand und welche Tageszeit es war. In dem einen Augenblick hatte er das sichere Gefühl, draußen sei heller Tag, im nächsten war er ebenso sicher, daß stockfinstere Dunkelheit herrschte. Hier an diesem Ort, wußte er instinktiv, wurde nie die künstliche Beleuchtung ausgeschaltet. Es war der Ort, an dem es keine Dunkelheit gab: Er erkannte jetzt, warum O'Brien die Anspielung verstanden zu haben schien. Im Ministerium für Liebe gab es keine Fenster. Seine Zelle konnte im Innersten des Gebäudes gelegen sein oder hinter seiner Außenmauer, zehn Stockwerke unter dem Erdboden oder dreißig darüber. Er versetzte sich im Geist von Ort zu Ort und versuchte gefühlsmäßig zu entscheiden, ob er sich hoch droben in der Luft befand oder tief unter der Erde begraben war.
Von draußen kam das Dröhnen marschierender Stiefel. Die Stahltür öffnete sich mit einem Klirren. Ein junger Offizier, eine schmucke schwarzuniformierte Gestalt, die von Kopf bis Fuß von poliertem Leder zu glänzen schien und deren bleiches, streng geschnittenes Gesicht wie eine Wachsmaske war, trat forsch durch den Türeingang. Er gab den draußen stehenden Wachen ein Zeichen, den von ihnen geführten Gefangenen hereinzubringen. Der Dichter Ampleforth torkelte in die Zelle. Die Tür schloß sich klirrend wieder.
Ampleforth machte ein paar unsichere Bewegungen von einer Seite zur anderen, so als schwebe ihm etwas von einer anderen Tür vor, durch die er hinaus müsse. Dann begann er in der Zelle hin und her zu gehen. Er hatte Winstons Anwesenheit noch nicht bemerkt. Seine verwirrten Augen starrten etwa einen Meter über Winstons Kopfhöhe auf die Wand. Er war ohne Schuhe; große schmutzige Zehen lugten aus den Löchern in seinen Socken hervor. Auch war er seit mehreren Tagen nicht mehr rasiert. Ein

struppiger Bart bedeckte sein Gesicht und verlieh ihm das Aussehen eines Straßenräubers, das schlecht zu seinem aufgeschossenen zarten Körper und seinen nervösen Bewegungen paßte.
Winston richtete sich ein wenig aus seiner Lethargie hoch. Er mußte mit Ampleforth sprechen und es auf sich nehmen, durch den Televisor angebrüllt zu werden. Es war sogar denkbar, daß Ampleforth der Bote mit der Rasierklinge war.
»Ampleforth«, sagte er. Aus dem Televisor erfolgte kein Anbrüllen. Ampleforth blieb ein wenig verblüfft stehen. Seine Augen richteten sich langsam auf Winston.
»Ach, Smith!« sagte er. »Sie auch!«
»Weswegen sind Sie hier?«
»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen…« Er setzte sich linkisch Winston gegenüber auf die Bank. »Es gibt nur ein Verbrechen – oder nicht?« sagte er.
»Und haben Sie es begangen?«
»Offenbar ja.« Er legte eine Hand an seine Stirn und presste einen Augenblick seine Schläfen, so als versuche er sich an etwas zu erinnern.
»Diese Dinge passieren eben«, begann er unbestimmt. »Es ist mir gelungen, mir einen Fall ins Gedächtnis zurückzurufen – einen möglichen Fall. Es war zweifellos eine Unklugheit. Wir stellten eine definitive Ausgabe der Gedichte Kiplings zusammen.
Ich ließ das Wort ›Gott‹ am Ende einer Verszeile stehen. Ich konnte nicht anders!« fügte er nahezu ungehalten hinzu, indem er das Gesicht hob, um Winston anzusehen. »Es war einfach unmöglich, die Verszeile zu ändern. Der Reim endete mit ›Trott‹. Wissen Sie, daß es in unserer ganzen Sprache nur äußerst wenige Reime auf ›Trott‹ gibt? Tagelang zerbrach ich mir den Kopf. Es gab einfach keinen anderen Reim.«
Sein Gesichtsausdruck änderte sich. Der Ärger verschwand daraus, und einen Augenblick sah er fast zufrieden aus. Eine Art geistiger Hochstimmung, die Freude des Pedanten, der eine

nutzlose Tatsache entdeckt hat, leuchtete durch den Schmutz und das Haargestrüpp.

»Ist Ihnen jemals in den Sinn gekommen«, sagte er, »daß die ganze Entwicklung der englischen Dichtkunst durch die Tatsache bestimmt wurde, daß es in der englischen Sprache nicht genug Reime gibt?«

Nein, dieser besondere Gedanke war Winston nie gekommen. Auch kam er ihm, unter den gegebenen Umständen, nicht sehr wichtig oder interessant vor.

»Wissen Sie, was für eine Tageszeit es ist?« fragte er.

Ampleforth machte wieder ein erschrockenes Gesicht. »Ich habe noch kaum darüber nachgedacht. Man verhaftete mich – es kann zwei, vielleicht drei Tage her sein.«

Seine Blicke huschten über die Wände, so als hoffe er halbwegs, irgendwo ein Fenster zu finden. »Hier an diesem Ort besteht kein Unterschied zwischen Tag und Nacht. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man die Zeit berechnen könnte.«

Ein paar Minuten unterhielten sie sich oberflächlich, dann, ohne offensichtlichen Grund, gebot ihnen ein Befehl aus dem Televisor Schweigen. Winston saß still da, mit übereinandergelegten Händen. Ampleforth, der zu groß war, um bequem auf der schmalen Bank sitzen zu können, rutschte zappelig von einer Seite auf die andere, verschränkte seine langen Hände erst um das eine Knie, dann um das andere. Der Televisor raunzte ihn an, sich ruhig zu verhalten. Die Zeit verstrich. Zwanzig Minuten, eine Stunde – es war schwer zu beurteilen. Wieder erklang draußen das Geräusch von Schritten. Winstons Eingeweide zogen sich zusammen. Bald, sehr bald, vielleicht in fünf Minuten, vielleicht jetzt, würde das Stiefelgetrampel bedeuten, daß die Reihe an ihn gekommen war.

Die Tür öffnete sich. Der junge Offizier mit dem kalten Gesicht trat in die Zelle. Mit einer kurzen Handbewegung deutete er auf Ampleforth.

»Zimmer 101!«, sagte er.

Ampleforth schritt schwerfällig zwischen den Wachen hinaus, sein Gesicht war ein wenig beunruhigt, jedoch ohne zu begreifen. Eine scheinbar lange Zeit verstrich. Der Schmerz in Winstons Bauch war wieder erwacht.
Sein Denken kreiste rund und rund um dieselbe Bahn, wie eine Kugel, die immer wieder in die gleiche Reihe von Löchern fällt. Er kannte nur sechs Gedanken: Seine Leibschmerzen; ein Stück Brot; das Blut und das Wehgeschrei; O'Brien; Julia; die Rasierklinge. Seine Eingeweide krampften sich erneut zusammen; die schweren Stiefel näherten sich. Als die Tür aufging, wehte der von ihr hervorgerufene Luftzug einen durchdringenden kalten Schweißgeruch herein. Parsons trat in die Zelle. Er hatte eine kurze Khakihose und ein Sporthemd an. Diesmal war Winston so verblüfft, daß er alle Vorsicht vergaß.
»Sie hier!« sagte er.
Parsons warf Winston einen Blick zu, aus dem weder Teilnahme noch Erstaunen, sondern nur Jammer sprach. Er begann mit ruckhaften Bewegungen hin und her zu gehen, offensichtlich unfähig, sich ruhig zu verhalten. Jedesmal, wenn er seine plumpen Knie durchdrückte, sah man, daß sie zitterten. Seine Augen hatten einen aufgerissenen, starren Blick, so als könnte er sich nicht enthalten, nach etwas in der näheren Umgebung zu stieren.
»Weswegen sind Sie hier?« fragte Winston.
»Gedankenverbrechen!« sagte Parsons, fast unter Schluchzen. Der Ton seiner Stimme drückte gleichzeitig ein vollständiges Eingeständnis seiner Schuld als auch eine Art ungläubigen Entsetzens aus, daß ein solches Wort überhaupt auf ihn Anwendung finden konnte.
Er blieb vor Winston stehen und begann sich eifrig bei ihm zu beschweren: »Sie glauben doch nicht, daß sie mich erschießen werden, nicht wahr, alter Junge? Sie erschießen einen doch nicht, wenn man nicht wirklich etwas verbrochen hat – sondern nur in Gedanken, wofür man nichts kann? Ich weiß, daß sie einem ein anständiges Verhör gewähren. Ach, darin habe ich volles

Vertrauen zu ihnen! Sie werden ja meinen Personalakt kennen. Sie wissen, was für ein Mensch ich war. Auf meine Art kein schlechter Kerl. Kein sehr großes Licht freilich, aber beflissen. Ich habe mein Bestes für die Partei zu tun versucht, das hab' ich doch, nicht wahr? Ich werde mit fünf Jahren davonkommen, glauben Sie nicht? Oder auch mit zehn Jahren? Ein Mann wie ich könnte sich in einem Arbeitslager sehr nützlich machen. Sie werden mich doch nicht erschießen, nur weil ich einmal entgleist bin?«

»Sind Sie schuldig?« fragte Winston.

»Natürlich bin ich schuldig!« schrie Parsons mit einem kriecherischen Seitenblick nach dem Televisor.

»Sie glauben doch nicht, daß die Partei einen unschuldigen Menschen verhaften würde?« Sein Froschgesicht wurde ruhiger und nahm sogar einen ein wenig scheinheiligen Ausdruck an.

»Gedankenverbrechen ist etwas Schreckliches, alter Junge«, sagte er salbungsvoll. »Es ist etwas Heimtückisches. Es kann einen überkommen, sogar ohne daß man es weiß. Wissen Sie, wie es mich überkommen hat? Im Schlaf! Ja, das ist Tatsache. Da war ich, plagte mich, versuchte das meinige zu leisten – und hatte keine Ahnung, daß ich überhaupt je etwas Böses im Kopf hatte. Und dann fing ich an, im Schlaf zu sprechen. Wissen Sie, was man mich sagen hörte?«

Er senkte die Stimme wie jemand, der aus ärztlichen Gründen gezwungen ist, eine Unschicklichkeit auszusprechen.

»›Nieder mit dem Großen Bruder!‹ Ja, das sagte ich! Sagte es immer wieder, wie es scheint. Unter uns, alter Junge, ich bin froh, daß man mich ertappt hat, ehe es weiterging. Wissen Sie, was ich sagen werde,

wenn ich vor Gericht stehe? ›Danke euch‹, werde ich sagen, ›danke euch, daß ihr mich gerettet habt, ehe es zu spät war.‹«

»Wer hat Sie angezeigt?« fragte Winston.

»Es war mein Töchterchen«, sagte Parsons mit einer Art von betrübtem Stolz. »Sie lauschte am Schlüsselloch. Hörte, was ich sagte, und gleich am nächsten Tag lief sie zu den Streifen.

Allerhand tüchtig für einen Dreikäsehoch von sieben Jahren, he? Ich hege deshalb keinen Groll gegen sie. Tatsächlich bin ich stolz auf sie. Es beweist jedenfalls, daß ich sie in dem richtigen Geist erzogen habe.«

Er ging noch ein paar Mal erregt hin und her, wobei er mehrmals einen sehnsüchtigen Blick auf die Klosettschüssel warf. Dann streifte er plötzlich seine kurze Hose herunter.

»Entschuldigen Sie, alter Junge«, sagte er. »Ich kann's nicht mehr aushallen. Schuld ist das ewige Warten.«

Er pflanzte seinen dicken Hintern auf die Klosettschüssel. Winston bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Smith!« schrie die Stimme vom Televisor. »6079 Smith W.! Hände vom Gesicht. In den Zellen gibt es keine bedeckten Gesichter.«

Winston ließ die Hände sinken. Parsons benützte den Abtritt geräuschvoll und ausgiebig. Es stellte sich dann heraus, daß die Spülung kaputt war, und die Zelle stank noch stundenlang nachher abscheulich.

Parsons wurde abgeführt. Neue Gefangene kamen und gingen in geheimnisvoller Weise. Einmal wurde eine Frau nach »Zimmer 101« beordert und schien, wie Winston wahrnahm, ohnmächtig zu werden und sich zu verfärben, als sie die Worte hörte. Es kam eine Zeit, zu der es, wenn es Morgen gewesen war, als er hierher gebracht wurde, jetzt Nachmittag sein mußte.

Es befanden sich sechs Gefangene in der Zelle, Männer und Frauen. Alle saßen sehr still da. Winston gegenüber saß ein Mann mit einem kinnlosen Gesicht mit vorstehenden Schneidezähnen, das genau wie das eines großen harmlosen Nagetiers aussah. Seine dicken, fleckigen Backen bildeten nach unten solche Taschen, daß es einem schwer fiel, nicht zu glauben, er habe dort keine Speisevorräte versteckt. Seine hellgrauen Augen huschten ängstlich von einem Gesicht zum anderen und wandten sich rasch wieder ab, wenn er jemandes Blick begegnete.

Die Tür öffnete sich, und ein anderer Gefangener wurde hereingebracht, dessen ganze Erscheinung Winston ein augenblickliches Frösteln verursachte.
Er war ein alltäglicher, unbedeutend aussehender Mann, der ein Ingenieur oder sonst ein Techniker hätte sein können. Aber das Erschreckende war die Abzehrung seines Gesichts. Es war wie ein Totenschädel. Infolge seiner Magerkeit sahen der Mund und die Augen unverhältnismäßig groß aus, und die Augen schienen von einem mörderischen, unversöhnlichen Hass gegen jemand oder etwas erfüllt.
Der Mann setzte sich ein kleines Stück weit von Winston entfernt auf die Bank. Winston sah ihn nicht mehr an, doch das gequälte, totenkopfartige Gesicht schwebte ihm in Gedanken so deutlich vor, als hätte er es gerade vor Augen gehabt. Plötzlich merkte er, was los war. Der Mann starb vor Hunger. Der gleiche Gedanke schien fast gleichzeitig jedem in der Zelle zu kommen. Rings um die Bank regte sich eine ganz leise Empörung.
Die Blicke des kinnlosen Mannes huschten dauernd hinüber zu dem Mann mit dem Totenschädelgesicht, wandten sich schuldbewußt weg und wurden von einem unwiderstehlichen Zwang wieder angezogen. Jetzt begann er unruhig auf seinem Sitz hin und her zu rutschen. Endlich stand er auf, schwankte schwerfällig hinüber durch die Zelle, steckte die Hand tief in die Tasche seines Trainingsanzugs und hielt dem Mann mit dem Totenschädelgesicht verlegen ein verschmutztes Stückchen Brot hin.
Ein wütendes, ohrenbetäubendes Gebrüll kam aus dem Televisor. Der kinnlose Mann sprang zurück. Der Mann mit dem Totenschädelgesicht hatte rasch die Hände auf den Rücken gelegt, so, als wollte er der ganzen Welt vor Augen führen, daß er die Gabe zurückwies.
»Bumstead!« brüllte die Stimme. »2713 Bumstead J.! Lassen Sie das Stück Brot fallen!« Der kinnlose Mann warf das Stück Brot auf den Boden.

»Bleiben Sie stehen, wo Sie sind«, sagte die Stimme. »Gesicht zur Tür. Rühren Sie sich nicht.«
Der kinnlose Mann gehorchte. Seine großen Hängebacken zitterten unbeherrscht. Die Tür sprang klirrend auf. Als der junge Offizier hereinkam und beiseite trat, tauchte hinter ihm ein kleiner untersetzter Wachmann mit riesigen Armen und Schultern auf. Er nahm vor dem kinnlosen Mann Aufstellung, und dann, auf ein Zeichen des Offiziers hin, landete er einen furchtbaren Faustschlag mit Unterstützung der ganzen Wucht seines Körpergewichts gerade auf den Mund des kinnlosen Mannes. Die Gewalt des Hiebes schien ihn fast vom Boden zu lüpfen. Sein Körper wurde durch die Zelle geschleudert und von dem Klosettbecken aufgehalten. Einen Augenblick lag er wie betäubt da, während dunkles Blut aus seinem Mund und seiner Nase sickerte. Ein ganz leises Wimmern oder Winseln, das unbewusst zu sein schien, entrang sich ihm. Dann rollte er auf die Seite und richtete sich unsicher auf Hände und Knie auf.
Unter einem Strom von Blut und Speichel fielen die beiden Hälften einer Gebißplatte aus seinem Mund. Die Gefangenen saßen ganz still, ihre Hände über den Knien verschränkt.
Der kinnlose Mann kletterte auf seinen Platz zurück. Sein Mund war zu einer formlosen kirschroten Masse mit einem schwarzen Loch in der Mitte geschwollen. Von Zeit zu Zeit tropfte ein wenig Blut auf die Brust seines Trainingsanzugs. Seine grauen Augen huschten noch immer von Gesicht zu Gesicht, schuldbewusster denn je, so, als wollte er herausfinden, wie sehr ihn die anderen wegen seiner Erniedrigung verachteten.
Die Tür öffnete sich. Mit einem kleinen Wink bezeichnete der Offizier den Mann mit dem Totenschädelgesicht.
»Zimmer 101«, sagte er. Neben Winston war ein keuchendes Atmen zu hören, und eine Aufregung entstand. Der Mann hatte sich auf die Knie geworfen und hob die gefalteten Hände. »Genosse! Herr Offizier!« schrie er. »Sie brauchen mich nicht dorthin zu bringen. Hab' ich euch nicht bereits alles gesagt? Was wollt ihr noch wissen? Es gibt nichts, was ich nicht gestehen

würde, nichts! Sagen Sie mir, was es sein soll, und ich gestehe es auf der Stelle. Schreiben Sie es nieder, und ich unterschreibe – alles! Nur nicht Zimmer 101!«
»Zimmer 101«, sagte der Offizier tonlos. Das schon sehr bleiche Gesicht des Mannes nahm eine Farbe an, die Winston nicht für möglich gehalten hätte. Es war deutlich, unmissverständlich eine Schattierung von Grün.
»Machen Sie alles mit mir!« schrie er. »Ihr habt mich seit Wochen hungern lassen. Macht weiter damit und laßt mich sterben. Erschießt mich. Hängt mich auf. Verurteilt mich zu fünfundzwanzig Jahren.
Ist sonst noch jemand da, den ich angeben soll? Sagt nur, wer es ist, und ich sage alles aus, was ihr wollt. Es ist mir gleich, wer es ist oder was ihr mit ihm anfangt. Ich habe eine Frau und drei Kinder. Das größte davon ist noch keine sechs Jahre alt. Ihr könnt sie alle nehmen und ihnen vor meinen Augen die Gurgeln abschneiden, und ich will dabeistehen und zuschauen. Aber nicht Zimmer 101!«
»Zimmer 101!« sagte der Offizier. Der Mann blickte außer sich rundum die anderen Gefangenen an, so, als schwebe ihm der Gedanke vor,
ein anderes Opfer an seine Stelle setzen zu können. Seine Augen blieben an dem zerschlagenen Gesicht des kinnlosen Mannes haften. Er reckte einen mageren Arm.
»Den da solltet ihr nehmen, nicht mich!« rief er. »Sie haben nicht gehört, was er gesagt hat, nachdem man ihm das Gesicht zerschlagen hat. Geben Sie mir die Möglichkeit, und ich wiederhole Ihnen jedes Wort davon. Er ist es, der gegen die Partei ist, nicht ich.«
Die Wachen traten vor. Die Stimme des Mannes steigerte sich zu einem Schreien. »Sie haben ihn nicht gehört!« wiederholte er. »Etwas am Televisor war nicht in Ordnung. Er ist der, den Sie wollen. Nehmen Sie ihn, nicht mich.«
Die zwei stämmigen Wachleute waren stehen geblieben, um ihn an den Armen zu ergreifen. Aber gerade in diesem Augenblick

warf er sich auf den Boden der Zelle und umklammerte eines der eisernen Beine der Bank. Er hatte ein wortloses Geheul angestimmt, wie ein Tier. Die Wachen griffen zu und versuchten ihn loszureißen, aber er hielt sich mit erstaunlicher Kraft fest. Vielleicht zwanzig Sekunden lang zerrten sie an ihm. Die Gefangenen saßen still da, die Hände auf ihren Knien gefaltet, und blickten geradeaus vor sich hin. Das Geheul hörte auf; der Mann hatte keinen Atem mehr übrig, außer um sich festzuhalten. Dann ertönte eine andere Art von Schrei. Ein Tritt von dem Stiefel eines Wachmannes hatte die Finger seiner einen Hand gebrochen. Sie stellten ihn auf die Beine.

»Zimmer 101!«, sagte der Offizier.

Der Mann wurde hinausgeführt. Er ging schwankend, sein Kopf war vornüber gesunken, so leckte er an seiner zermalmten Hand; sein Kampfgeist war gebrochen. Eine lange Zeit verging. Wenn es Mitternacht gewesen war, als der Mann mit dem Totenschädelgesicht abgeführt wurde, dann war es jetzt Morgen. War es aber Morgen gewesen, dann war es jetzt Nachmittag. Winston war allein und war seit Stunden allein gewesen. Es war eine solche Qual, auf der schmalen Bank zu sitzen, daß er oft aufstand und umherging, ohne aus dem Televisor angeschrieen zu werden. Das Stück Brot lag noch immer dort, wo der kinnlose Mann es hingeworfen hatte. Anfangs kostete es eine harte Anstrengung, nicht darauf hinzublicken, aber nun wich der Hunger dem Durst. Sein Mund war klebrig, und er empfand einen schlechten Geschmack.

Das summende Geräusch und das unveränderte weiße Licht verursachten eine Art von Ohnmacht, ein Gefühl der Leere in seinem Kopf. Er stand auf, weil der Schmerz in seinen Knochen nicht mehr erträglich war, um sich dann sofort wieder hinzusetzen, weil er zu schwindlig war, um sicher auf den Füßen zu stehen. Sobald er sich ein wenig in der Gewalt hatte, befiel ihn wieder die Angst. Manchmal dachte er mit einer schwachen Hoffnung an O'Brien und die Rasierklinge. Es war denkbar, daß die Rasierklinge in seinem Essen versteckt kam, wenn er

überhaupt jemals etwas zu essen erhielt. Unbestimmter dachte er an Julia.
Irgendwo litt sie, vielleicht noch schlimmer als er. Sie schrie vielleicht in diesem Augenblick vor Schmerz. Er dachte: »Wenn ich Julia dadurch retten könnte, daß ich meine eigene Qual verdoppele, würde ich es tun? Ja, ich täte es.«
Aber das war nur ein verstandesmäßiger Entschluss, den er in dem Bewusstsein faßte, daß er es tun sollte. Er empfand ihn nicht. Hier, an diesem Ort, konnte man nichts empfinden, außer Qual und dem Vorauswissen der Qual. War es außerdem möglich, aus welchem Grund auch immer zu wünschen, der eigene Schmerz möge sich vergrößern, wenn man ihn auch wirklich erlitt? Aber diese Frage war noch nicht beantwortbar.
Wieder näherten sich Stiefel. Die Tür öffnete sich. O'Brien kam herein. Winston starrte auf seine Füße. Der Schreck des Anblicks ließ ihn alle Vorsicht außer Acht lassen. Zum erstenmal seit vielen Jahren vergaß er, daß ein Televisor da war.
»Sie haben auch Sie erwischt!« rief er.
»Sie erwischten mich schon vor geraumer Zeit«, sagte O'Brien mit einer sanften, fast bedauernden Ironie.
Er trat beiseite, hinter ihm trat ein breitbrüstiger Wachmann mit einem langen schwarzen Gummiknüppel in der Hand hervor. Ja, erkannte er jetzt, er hatte es immer gewußt. Aber jetzt war keine Zeit, daran zu denken. Alles, wofür er Augen hatte, war der Gummiknüppel in der Hand des Wachsoldaten. Er konnte überallhin treffen: auf den Scheitel, die Ohrspitze, den Oberarm, den Ellbogen. Den Ellbogen!
Er war, fast gelähmt, auf die Knie gesunken, während er mit seiner anderen Hand den getroffenen Ellbogen umklammerte. Alles war zu gelbem Licht explodiert. Unfaßlich, einfach unfaßlich, daß ein Schlag solchen Schmerz verursachen konnte! Es wurde lichter, und er konnte die beiden anderen sehen, wie sie auf ihn herabblickten. Der Wachmann lachte über seine Verkrümmungen. Eine Frage jedenfalls war beantwortet. Nie, aus keinem Grunde der Welt, konnte man eine Vergrößerung des

Schmerzes wünschen. Von dem Schmerz konnte man nur eines hoffen: nämlich, daß er aufhörte.
Nichts auf der Welt war so schlimm wie körperlicher Schmerz. Angesichts des Schmerzes gibt es keine Helden. Es gibt es keine Helden, dachte er wieder und immer wieder, während er sich auf dem Boden wand und vergeblich seinen kraftlos herunterbaumelnden Arm streichelte.

Zweites Kapitel

Er lag auf etwas, das sich wie ein Feldbett anfühlte, außer daß es höher vom Boden entfernt und daß er auf irgendeine Weise darauf gefesselt war, so daß er sich nicht rühren konnte. Licht, das stärker als gewöhnlich schien, fiel auf sein Gesicht. O'Brien stand neben ihm und blickte gespannt auf ihn herab. An der anderen Seite stand ein Mann in einem weißen Mantel, eine Injektionsspritze in der Hand.
Sogar nachdem er die Augen geöffnet hatte, nahm er seine Umgebung nur allmählich in sich auf. Er hatte den Eindruck, in dieses Zimmer aus einer ganz anderen Welt, einer Art von tief unter ihr gelegenen Unterwasserwelt, empor zutauchen. Wie lange er dort unten gewesen war, wußte er nicht. Seit dem Augenblick seiner Festnahme hatte er weder Dunkelheit noch Tageslicht zu sehen bekommen. Außerdem waren seine Erinnerungen unzusammenhängend. Es hatte Zeitspannen gegeben, in denen das Bewusstsein – sogar die Art von Bewusstsein, die man im Schlaf hat – vollkommen ausgeschaltet gewesen war und sich nach einer Zwischenpause der Leere wieder eingeschaltet hatte. Aber ob diese Zwischenpausen Tage oder Wochen oder nur Sekunden währten, konnte er nicht sagen.
Mit jenem ersten Schlag auf den Ellbogen hatte der Alptraum

begonnen. Erst später sollte er erfahren, daß alles, was damals geschah, lediglich ein Vorspiel, ein Schabloneverhör war, dem fast alle Gefangenen unterworfen wurden. Es gab eine lange Reihe von Verbrechen – Spionage, Sabotage und dergleichen –, deren sich jeder von Anfang an schuldig bekennen mußte. Das Geständnis war eine Formalität, wenn auch die Folterung echt war. Wie oft er geschlagen worden war, wie lange die Prügeleien fortgesetzt wurden, konnte er sich nicht erinnern.

Immer fielen fünf oder sechs Männer in schwarzen Uniformen gleichzeitig über ihn her. Manchmal bearbeiteten sie ihn mit den Fäusten, manchmal mit Gummiknüppeln, dann wieder mit Stahlruten oder mit den Stiefeln. Es gab Zeiten, wo er sich auf dem Boden herumwälzte, schamlos wie ein Tier, seinen Körper hierhin und dorthin duckte in einem endlosen, hoffnungslosen Bemühen, den Fußtritten auszuweichen, und damit nur mehr und immer noch mehr Fußtritte in seine Rippen, seinen Bauch, auf seine Ellbogen, gegen seine Schienbeine, in seine Hoden, auf sein Steißbein herausforderte. Es gab Zeiten, in denen es weiter und immer weiter ging, bis ihm nicht das grausam, verrucht und unverzeihlich erschien, daß die Wachen nicht abließen, ihn zu schlagen, sondern daß er sich nicht dazu zwingen konnte, das Bewusstsein zu verlieren.

Es gab Zeiten, in denen ihn der Mut so im Stich ließ, daß er sogar schon vor Beginn der Prügelei um Gnade zu schreien anfing, in denen allein schon der Anblick einer zum Schlag erhobenen Faust genügte, um ihn ein Geständnis wirklicher und erfundener Verbrechen hervorsprudeln zu lassen. Es gab andere Zeiten, wo er sich vornahm, nichts zu gestehen, so daß jedes Wort zwischen Schmerzgekeuche aus ihm herausgepresst werden mußte, und es gab Zeiten, wo er jämmerlich einen Kompromiß zu schließen versuchte, in dem er zu sich selbst sagte: »Ich will gestehen, aber noch nicht gleich. Ich muß so lange standhalten, bis der Schmerz unerträglich wird. Noch drei Schläge, noch zwei Schläge, und dann sage ich ihnen, was sie wollen.«

Manchmal wurde er geschlagen, bis er kaum mehr stehen konnte, dann wie ein Sack Kartoffeln auf den Steinboden einer Zelle geworfen und ein paar Stunden in Ruhe gelassen, um sich wieder zu erholen, und dann herausgeführt und erneut geschlagen.
Es gab auch längere Erholungspausen. Er entsann sich ihrer undeutlich, denn er hatte sie meist schlafend oder in stumpfer Betäubung verbracht. Er erinnerte sich an eine Zelle mit einer Pritsche, einem aus der Wand herausragenden Gestell und einer blechernen Waschschüssel, ferner an Mahlzeiten, bestehend aus warmer Suppe, Brot und manchmal Kaffee. Er erinnerte sich eines mürrischen Friseurs, der ihm das Kinn zu schaben und die Haare zu schneiden kam, und geschäftsmäßiger, unbarmherziger Männer in weißen Mänteln, die ihm den Puls fühlten, das Funktionieren seiner Reflexe prüften, ihm die Augenlider hochhoben, ihn mit sachlichen Fingern nach einem gebrochenen Knochen abtasteten und ihm Injektionsnadeln in den Arm stießen, damit er schlafen konnte.
Die Prügeleien wurden weniger häufig angewandt, in der Hauptsache als Drohung, als ein Schreckmittel, dem er in jedem Augenblick wieder ausgeliefert werden konnte, wenn seine Antworten unbefriedigend ausfielen.
Die ihn Verhörenden waren jetzt keine Rohlinge in schwarzer Uniform, sondern Partei-Intellektuelle, kleine rundliche Männer mit raschen Bewegungen und blitzenden Brillengläsern, die ihn, einander ablösend, in Zeitspannen von – wie er glaubte, denn sicher konnte er es nicht sagen – zehn oder zwölf Stunden unaufhörlich bearbeiteten.
Diese ihn jetzt Vernehmenden sorgten dafür, daß er ständig unter der Betäubung eines leisen Schmerzes stand, aber in der Hauptsache verließen sie sich nicht auf den Schmerz. Sie schlugen ihn wohl ins Gesicht, verdrehten ihm die Ohren, rissen ihn an den Haaren, ließen ihn auf einem Bein stehen, erlaubten ihm nicht, Wasser zu lassen, hielten ihm blendendes Licht vor das Gesicht, bis ihm die Tränen aus den Augen liefen; aber alles

das diente nur dazu, ihn zu demütigen und ihm die Kraft zum Widerstand und zu vernünftigem Denken zu nehmen.
Ihre wirkliche Waffe war das unerbittliche Verhör, das weiter und immer weiter ging, Stunde um Stunde, das ihn aus dem Konzept brachte, ihm Fallen stellte, alle seine Worte verdrehte, ihn bei jedem Schritt der Lügen und des Widerspruchs schuldig erklärte, bis er aus Beschämung sowie aus nervöser Erschöpfung zu weinen anfing. Manchmal weinte er ein halbes Dutzend Mal im Verlauf einer einzigen Vernehmung. Die meiste Zeit schrieen sie ihn mit Schimpfnamen an und drohten ihm bei jedem Zögern, ihn wieder den Wachen auszuliefern. Manchmal aber änderten sie plötzlich ihre Tonart, nannten ihn Genosse, ermahnten ihn im Namen von Engsoz und dem Großen Bruder und fragten ihn kummervoll, ob er denn sogar jetzt noch nicht genügend Treue der Partei gegenüber aufbringen könnte, um zu wünschen, das getane Unrecht wieder gutzumachen.
Wenn seine Nerven nach stundenlangem Verhör in Fetzen waren, dann konnte ihn sogar diese Mahnung zu triefenden Tränen bringen. Am Schluß erledigten ihn die quälenden Stimmen gründlicher als die Stiefel und Fäuste der Wachen. Er wurde nur noch zu einem Mund, der etwas stammelte, und einer Hand, die unterschrieb, was man von ihm wollte. Er hatte nur noch einen Wunsch, nämlich herauszufinden, was sie wollten, das er gestehen sollte, um es dann rasch zu gestehen, ehe die Quälerei von neuem anfing.
Er bekannte sich schuldig der Ermordung führender Parteimitglieder, der Verbreitung aufrührerischer Flugschriften, der Unterschlagung öffentlicher Mittel, des Verrats militärischer Geheimnisse und der Sabotage aller Art. Er bekannte, bereits im Jahre 1968 ein von der Regierung Ostasiens bezahlter Spion gewesen zu sein. Er bekannte sich als einen religiös Gläubigen, einen Bewunderer des Kapitalismus und eines sexuell Pervertierten. Er bekannte, seine Frau ermordet zu haben, obwohl er wußte – und seine Befrager wissen mußten –, daß seine Frau noch am Leben war. Er bekannte, seit Jahren in

persönlicher Verbindung mit Goldstein gestanden zu haben und das Mitglied einer Untergrundorganisation gewesen zu sein, der fast jeder Mensch, den er nur je gekannt hatte, angehört hatte.
Es war leichter, alles zu gestehen und Gott und die Welt mit hineinzuverwickeln. Außerdem war in gewisser Weise alles wahr. Es war wahr, daß er ein Feind der Partei gewesen war, und in den Augen der Partei bestand kein Unterschied zwischen Gedanken und Taten.
Es gab auch noch andere Erinnerungen. Sie hoben sich in seinem Denken unzusammenhängend ab, wie rings von Dunkelheit umgebene Bilder.
Er befand sich in einer Zelle, die entweder dunkel oder hell gewesen sein mochte, denn er konnte nichts als nur ein paar Augen unterscheiden. In seiner Nähe tickte langsam und regelmäßig ein Apparat. Die Augen wurden größer und leuchtender. Plötzlich schwebte er aus seinem Sitz empor, tauchte in die Augen und wurde aufgesogen.
Er war unter blendendem Licht auf einen von Skalenscheiben umgebenen Stuhl festgeschnallt. Ein Mann in weißem Mantel las die Skalen ab. Draußen hörte man das Getrampel schwerer Stiefel. Die Tür öffnete sich klirrend. Der Offizier mit dem Wachsmaskengesicht marschierte, von zwei Wachen gefolgt, herein.
»Zimmer 101!«, sagte der Offizier.
Der Mann im weißen Mantel drehte sich nicht um. Er sah auch Winston nicht an; er blickte nur auf die Skalen. Er wälzte sich einen riesigen Gang von einem Kilometer Breite hinunter, der von strahlendem, goldenem Licht erfüllt war, brüllend vor Lachen und mit Aufwand seiner ganzen Stimme Geständnisse hinausschreiend.
Er gestand alles, sogar die Dinge, die er unter der Folter zu verschweigen fertiggebracht hatte. Er berichtete seine ganze Lebensgeschichte einer Zuhörerschaft, die sie bereits kannte. Mit ihm wälzten sich die Wachen, die anderen Verhörenden, die Männer in weißen Mänteln, O'Brien, Julia, Herr Charrington, alle

zusammen vor Lachen brüllend den Gang hinunter. Etwas Schreckliches, das im Schoß der Zukunft gelegen hatte, war irgendwie übersprungen worden und nicht Wirklichkeit geworden. Alles war schön und gut, es gab keinen Schmerz mehr, die letzte Einzelheit seines Lebens war bloßgelegt, verstanden und vergeben.

Er fuhr von der Pritsche hoch, in der halben Gewissheit, O'Briens Stimme gehört zu haben. Während seines ganzen Verhörs hatte er, obwohl er ihn nie gesehen hatte, das Gefühl gehabt, O'Brien stehe unmittelbar neben ihm, er sei es, der alles leitete. Er sei es, der die Wachen auf Winston hetzte und der sie daran hinderte, ihn zu töten. Ihm war, als entschied O'Brien darüber, wann Winston vor Schmerz schreien, wann er seine Erholungspause haben, wann er etwas zu essen bekommen, wann er schlafen sollte und wann die Drogen in seinen Arm eingespritzt werden sollten. Er stellte die Fragen und bestimmte die Antworten. Er war der Peiniger, der Beschützer, der Inquisitor, der Freund.

Und einmal – Winston konnte sich nicht erinnern, ob es im narkotischen oder im Normalschlaf oder gar in einem Augenblick des Wachzustandes war – murmelte ihm eine Stimme ins Ohr: »Keine Angst, Winston, du bist in meiner Hut. Sieben Jahre habe ich dich beobachtet. Nun ist der Wendepunkt gekommen. Ich werde dich retten, dich zum Rechten führen.« Er war nicht sicher, ob es O'Briens Stimme war; aber es war die gleiche Stimme, die in jenem anderen Traum vor sieben Jahren zu ihm gesagt hatte: »Wir werden uns an einem Ort treffen, wo keine Dunkelheit herrscht.«

Er erinnerte sich nicht, daß sein Verhör jemals ein Ende genommen hätte. Es kam eine Zeitspanne, wo alles schwarz war, und dann hatte die Zelle oder das Zimmer, in dem er sich nun befand, langsam um ihn herum Gestalt angenommen. Er lag fast flach auf dem Rücken und war außerstande, eine Bewegung zu machen. Sein Körper wurde an jedem in Frage kommenden Punkt niedergehalten. Sogar sein Hinterkopf war auf irgendeine Weise festgeklammert. O'Brien blickte ernst und fast traurig auf

ihn herunter. Sein Gesicht sah von unten gesehen derb und abgespannt aus, mit Säcken unter den Augen und müden Linien von der Nase zum Kinn. Er war älter, als Winston gedacht hatte; er war vielleicht achtundvierzig oder fünfzig Jahre alt. Seine Hand lag auf einer Skala mit einem Hebel darauf, mit rings um die Scheibe angeordneten Zahlen.

»Ich sagte Ihnen«, erklärte O'Brien, »wenn wir uns wieder träfen, würde es hier sein.«

»Ja«, sagte Winston.

Ohne jede Warnung, außer einer kleinen Bewegung von O'Briens Hand, durchflutete eine Schmerzenswelle seinen Leib. Es war ein erschreckender Schmerz, denn er konnte nicht sehen, was vor sich ging, und hatte das Gefühl, als würde ihm eine todbringende Verletzung zugefügt. Er wußte nicht, ob sich der Vorgang wirklich abspielte oder die Wirkung elektrisch hervorgebracht wurde; aber sein Leib wurde aus der Form gedehnt, die Gelenke langsam auseinandergezerrt. Obwohl der Schmerz den Schweiß auf seiner Stirn hatte ausbrechen lassen, war doch das Schlimmste vor allem die Angst, sein Rückgrat sei im Begriff, auseinander zureißen. Er biß die Zähne zusammen und atmete angestrengt durch die Nase in dem Bemühen, sich so lange wie möglich still zu verhalten.

»Sie haben Angst«, sagte O'Brien, der sein Gesicht beobachtete, »daß im nächsten Augenblick etwas birst. Sie fürchten besonders, daß es Ihr Rückgrat sein könnte. Ihnen schwebt lebhaft das Bild vor, daß die Rückenwirbel auseinander schnappen und das Rückenmark zwischen ihnen heraustropft. Das sind Ihre Gedanken, stimmt's, Winston?«

Winston antwortete nicht. O'Brien drehte den Hebel auf der Scheibe zurück. Die Schmerzenswelle ebbte fast ebenso schnell ab, wie sie gekommen war.

»Das wäre Stärke vierzig«, bemerkte O'Brien. »Sie können sehen, daß die Zahlen auf dieser Skala bis hundert reichen. Wollen Sie bitte während unserer ganzen Unterhaltung daran denken, daß es in unserer Macht steht, Ihnen in jedem Augenblick und in

jedem von mir gewünschten Grad Schmerz zuzufügen. Wenn Sie mir Lügen auftischen oder irgendwelche Ausflüchte zu machen versuchen, oder auch nur sich dümmer stellen, als Sie sind, werden Sie sofort vor Schmerz aufschreien. Haben Sie verstanden?«

»Ja«, sagte Winston.

O'Briens Art und Weise wurde weniger streng. Er rückte nachdenklich seine Brille zurecht und machte ein paar Schritte hin und her. Als er sprach, war seine Stimme sanft und geduldig. Er sah aus wie ein Arzt, ein Lehrer, ja sogar wie ein Priester, mehr darauf bedacht, zu erklären und zu überreden, als zu bestrafen.

»Ich gebe mir Mühe mit Ihnen, Winston«, sagte er, »denn bei Ihnen lohnt sich die Mühe. Sie wissen sehr wohl, was mit Ihnen los ist. Sie wußten es seit Jahren, wenn Sie es auch nicht wissen wollten. Sie sind geistesgestört. Sie leiden an einem Gedächtnisdefekt. Sie sind außerstande, sich wirklicher Geschehnisse zu erinnern, und reden sich ein, sich an andere Geschehnisse zu erinnern, die nie stattfanden.

Zum Glück ist das heilbar. Sie haben sich nie davon geheilt, weil Sie es nicht wollten. Es bedurfte einer kleinen Willensanstrengung, die zu machen Sie nicht willens waren. Sogar jetzt halten Sie an Ihrer moralischen Krankheit fest in dem Wahn, sie sei eine Tugend. Nun wollen wir mal ein Beispiel hernehmen. Mit welcher Macht ist Ozeanien augenblicklich im Kriegszustand?«

»Als ich verhaftet wurde, befand sich Ozeanien im Kriegszustand mit Ostasien.«

»Mit Ostasien. Richtig. Und Ozeanien hat sich immer im Kriegszustand mit Ostasien befunden, nicht wahr?« Winston schöpfte Atem.

Er machte den Mund auf, um zu sprechen, und sprach dann doch nicht. Er konnte seinen Blick nicht von der Skala wegwenden. »Die Wahrheit, bitte, Winston. Ihre Wahrheit. Sagen Sie mir, was Sie sich zu erinnern glauben.«

»Ich erinnere mich, daß wir uns eine Woche vor meiner Verhaftung überhaupt noch nicht im Krieg mit Ostasien befanden. Wir hatten ein Bündnis mit Ostasien. Der Krieg war gegen Eurasien gerichtet. Dieser hatte vier Jahre gedauert. Vorher…“
O'Brien gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt. »Ein anderes Beispiel«, sagte er. »Vor einigen Jahren hatten Sie unter einer tatsächlich sehr ernsten Selbsttäuschung zu leiden. Sie glaubten, drei Männer, drei ehemalige Parteimitglieder namens Jones, Aaronson und Rutherford – Männer, die wegen Hochverrat und Sabotage hingerichtet wurden, nachdem sie das denkbar umfassendste Geständnis abgelegt hatten –, seien der Verbrechen, deren sie angeklagt wurden, nicht schuldig.
Sie glaubten, einen unumstößlichen dokumentarischen Beweis gesehen zu haben, wonach ihre Geständnisse falsch waren. Es spielte da eine gewisse Fotografie eine Rolle, bezüglich der Sie eine Halluzination gehabt hatten. Sie glaubten, sie tatsächlich in Händen gehalten zu haben. Es war eine Fotografie ungefähr wie diese da.«
Ein länglicher Zeitungsausschnitt war zwischen O'Briens Fingern zum Vorschein gekommen. Vielleicht fünf Sekunden lang befand er sich in Winstons Gesichtswinkel. Es war eine Fotografie, und es bestand keine Frage, was sie darstellte. Es war die Fotografie. Es war ein anderer Abzug der Aufnahme von Jones, Aaronson und Rutherford bei der Parteifunktion in New York, auf der er vor elf Jahren zufällig gestoßen war und die er sogleich vernichtet hatte.
Nur einen Augenblick hatte er einen Blick darauf werfen können, dann war sie wieder fort. Aber er hatte sie gesehen, hatte sie fraglos gesehen! Er machte eine verzweifelte, qualvolle Anstrengung, seine obere Körperhälfte zu befreien. Es war unmöglich, sich auch nur um einen Zentimeter in irgendeiner Richtung zu bewegen. In diesem Augenblick hatte er sogar die Skala vergessen. Er wollte nur noch einmal die Fotografie in Händen halten oder sie wenigstens sehen.

»Sie ist vorhanden!« rief er.

»Nein«, sagte O'Brien.

Er ging durchs Zimmer. In der Wand drüben befand sich ein Gedächtnis-Loch. O'Brien hob das Schlitzgitter. Ungesehen wirbelte das leichte Stückchen Papier in dem Warmluftzug davon; es verschwand in einem Aufflammen. O'Brien wendete sich von der Wand ab.

»Asche«, sagte er. »Nicht einmal identifizierte Asche. Staub. Es ist nicht vorhanden. War nie vorhanden.«

»Aber es war vorhanden! Ist vorhanden! Es ist in meiner Erinnerung vorhanden. Ich erinnere mich daran. Sie erinnern sich daran.«

»Ich erinnere mich nicht daran«, sagte O'Brien.

Winstons Mut sank. Das war Doppeldenk. Es überkam ihn ein Gefühl vollständiger Hilflosigkeit. Wenn er hätte sicher sein können, daß O'Brien log, dann hätte das nichts ausgemacht. Aber es war durchaus möglich, daß O'Brien das Bild wirklich vergessen hatte. Und wenn dem so war, dann hätte er bereits vergessen, daß er geleugnet hatte, sich an sie zu erinnern, und auch den Vorgang des Vergessens vergessen. Wie konnte man sicher sein, daß es nur Betrug war? Vielleicht konnte diese verrückte Korrektur nach unseren Wünschen wirklich im Verstand vor sich gehen: das war der Gedanke, der ihn niederschmetterte.

O'Brien blickte prüfend auf ihn hinunter. Mehr als je sah er aus wie ein Lehrer, der sich mit einem widerspenstigen, aber vielversprechenden Kinde Mühe gibt.

»Es gibt einen Partei-Wahlspruch bezüglich der Kontrolle der Vergangenheit«, sagte er.

»›Wer die Vergangenheit kontrolliert, der kontrolliert die Zukunft; wer die Gegenwart kontrolliert, der kontrolliert die Vergangenheit‹«, wiederholte Winston folgsam.

»›Wer die Gegenwart kontrolliert, der kontrolliert die Vergangenheit‹«, sagte O'Brien mit einem zustimmenden

Kopfnicken. »Sie sind der Meinung, Winston, daß die Vergangenheit eine tatsächliche Existenz hat?«
Wieder bemächtigte sich Winstons das Gefühl der Hilflosigkeit. Seine Augen suchten rasch die Skala. Nicht nur wußte er nicht, ob »ja« oder »nein« die richtige Antwort war, die ihn vor Schmerz bewahren würde; er wußte nicht einmal, welche Antwort ihm die richtige schien.
O'Brien lächelte leise. »Sie sind kein Metaphysiker, Winston«, sagte er. »Bis jetzt hatten Sie nie in Betracht gezogen, was mit Existenz gemeint ist. Ich will es deutlicher ausdrücken. Existiert die Vergangenheit konkret – im Raum? Gibt es irgendwo einen Ort, eine Welt greifbarer Dinge, wo die Vergangenheit noch in Erscheinung tritt?«
»Nein.«
»Wo dann existiert die Vergangenheit, wenn überhaupt?«
»In Aufzeichnungen. Sie ist niedergeschrieben.«
»In Aufzeichnungen. Und?«
»Im Denken. Im Gedächtnis der Menschen.«
»Im Gedächtnis. Nun, dann also gut. Wir, die Partei, kontrollieren alle Aufzeichnungen, und wir kontrollieren alle Erinnerungen. Demnach also kontrollieren wir die Vergangenheit, oder nicht?«
»Aber wie könnt ihr die Menschen daran hindern, sich an Dinge zu erinnern?« rief Winston, der wieder einen Augenblick die Skala vergaß. »Es geschieht unwillkürlich. Man kann nichts dagegen tun. Wie könnt ihr das Gedächtnis kontrollieren? Meines habt ihr nicht kontrolliert!«
O'Briens Verhalten wurde wieder streng. Er legte die Hand auf die Zahlenscheibe. »Umgekehrt«, sagte er. »Sie haben es nicht kontrolliert. Das hat Sie hierher gebracht. Sie sind hier, weil Sie es an Demut, an Selbstdisziplin haben fehlen lassen. Sie wollten den Akt der Unterwerfung nicht vollziehen, der der Preis ist für geistige Gesundheit. Sie zogen es vor, ein Verrückter, eine Minderheit von einem einzelnen zu sein. Nur der geschulte Geist erkennt die Wirklichkeit, Winston.

Sie glauben, Wirklichkeit sei etwas Objektives, äußerlich Vorhandenes, aus eigenem Recht Bestehendes. Auch glauben Sie, das Wesen der Wirklichkeit sei an sich klar. Wenn Sie sich der Selbsttäuschung hingeben, etwas zu sehen, nehmen Sie an, jedermann sehe das gleiche wie Sie. Aber ich sage Ihnen, Winston, die Wirklichkeit ist nicht etwas an sich Vorhandenes. Die Wirklichkeit existiert im menschlichen Denken und nirgendwo anders. Nicht im Denken des einzelnen, der irren kann und auf jeden Fall bald zugrunde geht: nur im Denken der Partei, die kollektiv und unsterblich ist.
Was immer die Partei für Wahrheit hält, ist Wahrheit. Es ist unmöglich, die Möglichkeit anders als durch die Augen der Partei zu sehen. Diese Tatsache müssen Sie wieder lernen, Winston. Dazu bedarf es eines Aktes der Selbstaufgabe, eines Willensaufwandes. Sie müssen sich demütigen, ehe Sie geistig gesund werden können.«
Er wartete ein paar Augenblicke, wie um das Gesagte erst einmal wirken zu lassen. »Erinnern Sie sich«, fuhr er fort, »in Ihr Tagebuch geschrieben zu haben: ›Freiheit ist die Freiheit zu sagen, daß zwei und zwei vier ist‹?«
»Ja«, sagte Winston.
O'Brien hob seine linke Hand hoch, den Handrücken Winston zugekehrt, den Daumen versteckt und die vier Finger ausgestreckt. »Wie viele Finger halte ich empor, Winston?«
»Vier.«
»Und wenn die Partei sagt, es seien nicht vier, sondern fünf – wie viele sind es dann?«
»Vier.«
Das Wort endete mit einem Schmerzensschrei. Der Zeiger der Zahlenscheibe schnellte auf fünfundfünfzig hoch. Winston war am ganzen Leib der Schweiß aus allen Poren getreten. Die Luft drang in seine Lungen und brach als dumpfes Stöhnen wieder daraus hervor, dem er sogar nicht durch Zusammenbeißen der Zähne Einhalt gebieten konnte. O'Brien beobachtete ihn, noch

immer die vier Finger erhoben. Er zog den Hebel zurück. Diesmal wurde der Schmerz nur um ein geringes gemildert.
»Wie viele Finger, Winston?«
»Vier.«
Die Nadel stieg auf sechzig.
»Wie viele Finger, Winston?«
»Vier, vier! Was kann ich denn anderes sagen? Vier!«
Die Nadel mußte noch einmal geklettert sein, aber er sah nicht hin. Er hatte nur das ernste, strenge Gesicht und die vier Finger vor Augen. Die Finger erhoben sich vor seinen Augen wie Säulen, riesig, verschwommen und scheinbar schwankend, aber unverkennbar vier.
»Wie viele Finger, Winston?«
»Vier! Hören Sie auf, hören Sie auf! Nicht mehr weiter! Vier!«
»Wie viele Finger, Winston?«
»Fünf! Fünf! Fünf!«
»Nein, Winston, das hat keinen Zweck. Sie lügen. Sie glauben noch immer, es seien vier. Wie viele Finger, bitte?«
»Vier! Fünf! Vier! Was Sie wollen. Nur hören Sie auf, hören Sie auf mit der Quälerei!«
Unversehens saß er aufgerichtet da. O'Briens Arm um seine Schultern gelegt. Er hatte vielleicht ein paar Sekunden das Bewußtsein verloren gehabt. Die Fesseln, die seinen Körper niedergehalten hatten, waren gelockert. Er fror heftig, schlotterte haltlos, seine Zähne klapperten, und Tränen rollten seine Wangen herab. Einen Augenblick klammerte er sich an O'Brien wie ein kleines Kind, seltsam getröstet durch den um seine Schultern gelegten schweren Arm. Er hatte das Gefühl, O'Brien sei sein Beschützer, der Schmerz sei etwas von außen, von einer anderen Quelle Kommendes, und O'Brien werde ihn davor beschirmen.
»Sie sind langsam im Lernen, Winston«, sagte O'Brien sanft.
»Was kann ich dagegen machen?« stieß er unter Schmerzen hervor. »Was kann ich dagegen machen, dass ich sehe, was ich vor Augen habe? Zwei und zwei macht vier.«

»Manchmal, Winston. Manchmal macht es fünf. Manchmal drei. Manchmal alles zusammen. Sie müssen sich mehr Mühe geben. Es ist nicht leicht, vernünftig zu werden.«
Er legte Winston auf das Streckbett nieder. Seine Glieder wurden wieder umklammert, aber der Schmerz war abgeflaut, und das Zittern hatte aufgehört; er fühlte sich nur noch kalt und schwach. O'Brien gab mit dem Kopf dem Mann im weißen Mantel ein Zeichen, der während des ganzen Verhörs unbeweglich dagestanden hatte. Der Mann im weißen Mantel beugte sich hinunter und blickte aufmerksam in Winstons Augen, befühlte seinen Puls, legte ein Ohr an seine Brust, klopfte ihn da und dort ab. Dann nickte er O'Brien zu.
»Noch einmal«, sagte O'Brien.
Der Schmerz durchflutete Winstons Körper. Der Zeiger mußte auf siebzig, fünfundsiebzig stehen. Diesmal hatte Winston die Augen geschlossen. Er wußte, daß die Finger noch immer erhoben und daß es noch immer vier waren. Es kam nur darauf an, irgendwie am Leben zu bleiben, bis der krampfartige Schmerz vorüber war. Er war sich nicht mehr bewußt, ob er schrie oder nicht. Der Schmerz ließ wieder nach. Er öffnete die Augen. O'Brien hatte die Hebel zurückgedreht.
»Wie viele Finger, Winston?« »Vier. Ich glaube, es sind vier. Ich würde fünf sehen, wenn ich könnte. Ich versuche, fünf zu sehen.«
»Was wollen Sie: mir einreden, Sie sähen fünf, oder sie wirklich sehen.«
»Sie wirklich sehen.«
»Noch einmal«, sagte O'Brien.
Der Zeiger war vielleicht bei achtzig, neunzig. Winston konnte sich nur in Abständen entsinnen, warum der Schmerz da war. Hinter seinen verdrehten Augenlidern schien ein Wald von Fingern sich in einer Art Tanz zu bewegen, sich zu verflechten und wieder aufzulösen, einer hinter dem anderen zu verschwinden und wieder zu erscheinen. Er versuchte, sie zu zählen, ohne sich erinnern zu können, warum er das tat. Er wußte, daß es unmöglich war, sie zu zählen, und daß das

irgendwie mit der geheimnisvollen Gleichheit zwischen fünf und vier zusammenhing. Der Schmerz ließ wieder nach. Als er die Augen öffnete, sah er noch immer das gleiche: zahllose Finger glitten immer noch wie sich bewegende Bäume wechselweise nach beiden Seiten vorüber. Er schloß wieder die Augen.
»Wie viele Finger halte ich hoch, Winston?«
»Ich weiß nicht, weiß es nicht. Sie töten mich, wenn Sie noch einmal einschalten. Vier, fünf, sechs – ganz ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.«
»Schon besser«, sagte O'Brien.
Eine Nadel drang in Winstons Arm. Fast im gleichen Augenblick durchflutete eine wonnige, wohltuende Wärme seinen ganzen Körper. Der Schmerz war bereits halbwegs vergessen. Er öffnete die Augen und blickte dankbar zu O'Brien. empor. Beim Anblick dieses ernsten, tiefgefurchten Gesichts, das so hässlich und so klug war, schien sich ihm das Herz umzudrehen. Hätte er sich bewegen können, er hätte eine Hand ausgestreckt und sie auf O'Briens Arm gelegt. Noch nie hatte er ihn so tief geliebt wie in diesem Augenblick, und nicht nur deshalb, weil er den Schmerz abgestellt hatte.
Das alte Gefühl, daß es im Grunde nichts ausmachte, ob O'Brien ein Freund war oder ein Feind, hatte sich wieder eingestellt. O'Brien war ein Mensch, mit dem man reden konnte. Vielleicht will man nicht so sehr geliebt als verstanden sein. O'Brien hatte ihn fast bis zum Wahnsinn gefoltert, und nach einer kleinen Weile würde er ihn mit Bestimmtheit dem Tod überliefern. Das bedeutete nichts. In gewissem Sinne ging alles das tiefer als Freundschaft, sie waren Engvertraute: irgendwie gab es, obwohl das vielleicht nie mit Worten ausgesprochen wurde, eine Ebene, auf der sie sich begegnen und miteinander reden konnten. O'Brien blickte auf ihn hinunter mit einem Gesichtsausdruck, der nahe legte, er habe vielleicht den gleichen Gedanken im Sinn. Als er sprach, war es in einem leichten Unterhaltungston.
»Wissen Sie, wo Sie sich befinden, Winston?« fragte er.

»Nein, ich weiß es nicht. Aber ich kann es mir denken. Im Ministerium der Liebe.«
»Wissen Sie, wie lange Sie hier gewesen sind?«
»Ich weiß es nicht. Tage, Wochen, Monate – ich glaube, es sind Monate.«
»Und warum, glauben Sie, bringen wir die Menschen hierher?«
»Um sie zu einem Geständnis zu zwingen.«
»Nein, das ist nicht der Grund. Versuchen Sie's noch einmal.«
»Um sie zu bestrafen.«
»Nein!« rief O'Brien.
Seine Stimme hatte sich plötzlich verändert, und sein Gesicht war plötzlich ernst und eifrig geworden. »Nein! Nicht nur, um Ihr Geständnis zu erpressen, so wenig um Sie zu bestrafen. Soll ich Ihnen sagen, warum wir Sie hierher gebracht haben? Um Sie zu heilen! Um Sie geistig gesund zu machen! Merken Sie sich, Winston, daß niemals ein Mensch, den wir hier an diesen Ort bringen, unsere Hände ungeheilt verlässt. Uns interessieren nicht diese dummen Verbrechen, die Sie begangen haben. Die Partei kümmert sich nicht um die offene Tat: nur der Gedanke ist uns wichtig. Wir vernichten nicht nur unsere Feinde, sondern machen andere Menschen aus ihnen. Verstehen Sie, was ich damit meine?«
Er neigte sich über Winston. Sein Gesicht sah riesig aus durch die Nähe und so von unten gesehen furchtbar hässlich. Außerdem war es von einer Art Verzückung, einer verrückten Überspanntheit verzerrt. Wieder verließ Winston der Mut. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er sich tiefer in das Streckbett verkrochen. Er war sicher, daß O'Brien im Begriff stand, aus reiner Lust an dem Hebel zu drehen. In diesem Augenblick jedoch wandte O'Brien sich weg. Er machte ein paar Schritte auf und ab. Dann fuhr er weniger heftig fort: »An erster Stelle gilt es für Sie zu verstehen, daß es hier kein Märtyrertum gibt. Sie haben von den Religionsverfolgungen in der Vergangenheit gelesen. Im Mittelalter gab es die Inquisition. Sie war ein Versager. Sie

unternahm es, die Ketzerei auszutilgen, und endete damit, sie zu verewigen.
Für jeden Ketzer, den man auf dem Scheiterhaufen verbrannte, standen Tausende andere auf. Warum das? Weil die Inquisition ihre Feinde in der Öffentlichkeit tötete und sie tötete, *weil* sie noch unbußfertig waren: recht eigentlich sie deshalb tötete, weil sie unbußfertig waren.
Die Menschen starben, weil sie ihren wahren Glauben nicht aufgeben wollten. Natürlich fiel der ganze Ruhm dem Opfer zu, und die ganze Schande kam auf den Inquisitor, der sie verbrannte. Später, im zwanzigsten Jahrhundert, kamen die sogenannten totalitären Regierungen. Die Bolschewisten verfolgten Ketzerei grausamer, als die Inquisition es jemals getan hatte.
Und sie glaubten, von den Fehlern der Vergangenheit gelernt zu haben; jedenfalls wußten sie, daß man keine Märtyrer machen durfte. Ehe sie ihre Opfer zu einer öffentlichen Verhandlung brachten, ließen sie es sich wohlbedacht angelegen sein, ihre Haltung zu brechen. Sie zermürbten sie durch Folter und Einzelhaft, bis sie verachtungswürdige, kriechende, armselige Würmer waren, die alles bekannten, was man ihnen in den Mund legte, sich mit Schande bedeckten, einander bezichtigten und um Gnade winselnd sich einer hinter dem anderen zu verschanzen versuchten. Und doch hatte sich nur nach ein paar Jahren das gleiche wiederholt.
Die Getöteten waren Märtyrer geworden, und ihre Entwürdigung war vergessen. Und wieder frage ich Sie: Wie kam das? Erstens einmal, weil die von ihnen gemachten Geständnisse offensichtlich gewaltsam erpresst und unecht waren. Wir begehen keine solchen Fehler. Alle Geständnisse, die hier abgelegt werden, sind echt. Wir machen sie echt. Und vor allem lassen wir es nicht zu, daß die Toten gegen uns aufstehen. Sie müssen aufhören, sich einzubilden, die Nachwelt werde Sie rechtfertigen. Die Nachwelt wird nie von Ihnen hören. Sie werden ganz einfach aus dem Lauf der Geschichte gestrichen

sein. Wir verwandeln Sie in Gas und lassen Sie in die Stratosphäre verströmen. Nichts von Ihnen wird übrigbleiben; kein Name in einem Verzeichnis, keine Erinnerung in einem lebenden Gehirn. Sie werden sowohl aus der Vergangenheit wie aus der Zukunft gestrichen. Sie werden überhaupt nie existiert haben.«

Warum sich dann die Mühe machen, mich zu foltern? Dachte Winston mit einer flüchtigen Bitterkeit. O'Brien machte mitten im Schritt halt, so als habe Winston den Gedanken laut ausgesprochen. Sein großes häßliches Gesicht kam mit etwas verengten Augen näher heran.

»Sie denken«, sagte er, »warum wir, da wir doch vorhaben, Sie so vollständig zu vernichten, daß nichts, was Sie sagen oder tun, den geringsten Unterschied ausmachen kann – warum wir uns dann die Mühe machen, Sie zuerst zu verhören? Das war es doch, was Sie dachten, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Winston.

O'Brien lächelte leise. »Sie sind ein Fehler im Muster. Sie sind ein Fleck, der ausgemerzt werden muß. Habe ich Ihnen nicht soeben gesagt, daß wir anders sind als die Verfolger der Vergangenheit. Wir geben uns nicht zufrieden mit negativem Gehorsam, auch nicht mit der kriecherischsten Unterwerfung. Wenn Sie sich uns am Schluß beugen, so muß es freiwillig geschehen.

Wir vernichten den Ketzer nicht, weil er uns Widerstand leistet: solange er uns Widerstand leistet, vernichten wir ihn niemals. Wir bekehren ihn, bemächtigen uns seiner geheimsten Gedanken, formen ihn um. Wir brennen alles Böse und allen Irrglauben aus ihm aus; wir ziehen ihn auf unsere Seite, nicht nur dem Anschein nach, sondern tatsächlich, mit Herz und Seele. Wir machen ihn zu einem der Unsrigen, ehe wir ihn töten.

Es ist für uns unerträglich, daß irgendwo auf der Welt ein irrgläubiger Gedanke existieren sollte, mag er auch noch so geheim und machtlos sein. Sogar im Augenblick des Todes können wir keine Abweichung dulden. Früher schritt der Ketzer zum Scheiterhaufen noch immer als ein Ketzer, der sich öffentlich

zu seiner Irrlehre bekannte und bei ihr beharrte. Sogar das Opfer der russischen Säuberungsaktion konnte in seinem Kopf aufrührerische Gedanken hegen, während es in Erwartung der tödlichen Kugel zum Richtplatz schritt.
Wir aber bringen einem Menschen erst das richtige Denken bei, ehe wir seinen Denkapparat vernichten. Das Gebot des alten Despotismus lautete: ›Du sollst nicht.‹ Das Gebot der totalitären Systeme hieß: ›Du sollst.‹ Unser Gebot ist: ›Sei.‹
Kein Mensch, den wir hierher bringen, hält je seinen Widerstand uns gegenüber aufrecht. Jeder wird reingewaschen. Sogar diese drei elenden Verräter, an deren Unschuld Sie einmal glaubten – Jones, Aaronson und Rutherford – haben wir am Schluß eines Besseren belehrt. Ich nahm selbst an ihrem Verhör teil. Ich sah sie langsam mürbe werden, winseln, kriechen, weinen – und zwar zuletzt nicht aus Schmerz oder Furcht, sondern lediglich aus Reue.
Als wir fertig waren mit ihnen, waren sie nur noch leere Hüllen von Menschen. In ihnen war nichts anderes mehr übrig geblieben als Reue über das, was sie getan hatten, und Liebe zum Großen Bruder. Es war rührend anzusehen, wie sehr sie ihn liebten. Sie baten, rasch erschossen zu werden, um sterben zu können, solange ihr Denken noch sauber war.«
Seine Stimme war fast träumerisch geworden. Die Überspanntheit, die verrückte Begeisterung waren noch in seinem Gesicht. Er tut nicht nur so als ob, dachte Winston; er ist kein Heuchler; er glaubt jedes Wort, das er sagt. Was ihn am meisten bedrückte, war das Bewußtsein seiner eigenen geistigen Unterlegenheit. Er beobachtete die wuchtige, aber sich elegant bewegende Gestalt, wie sie hin und her schlenderte, in seinen Gesichtskreis und wieder aus ihm heraus trat.
O'Brien war ein in jeder Beziehung größerer Mensch als er. Es gab keinen Gedanken, den er je gehabt hatte oder haben konnte, den O'Brien nicht schon längst gedacht, geprüft und verworfen hätte. Sein Denken umfaßte Winstons Denken. Aber wie konnte es in diesem Falle stimmen, daß O'Brien verrückt war? Er,

Winston, mußte der Verrückte sein. O'Brien blieb stehen und blickte auf ihn hinunter. Seine Stimme war wieder streng geworden.
»Bilden Sie sich nicht ein, sich retten zu können, Winston, auch wenn Sie sich uns noch so vollkommen beugen. Keiner, der je vom rechten Weg abgewichen ist, wird geschont. Und sogar wenn wir es vorzögen, Sie Ihr Leben bis zu seinem natürlichen Ende leben zu lassen, so würden Sie doch nie mehr von uns loskommen. Was Ihnen hier geschieht, gilt für immer. Merken Sie sich das im Voraus. Wir zermalmen Sie bis zu dem Punkt, von dem es kein Zurück mehr gibt. Dinge werden Ihnen widerfahren, von denen Sie sich nicht freimachen könnten, und wenn Sie tausend Jahre alt würden.
Nie wieder werden Sie zu einem gewöhnlichen menschlichen Empfinden fähig sein. Alles in Ihnen ist tot. Nie wieder werden Sie der Liebe, der Freundschaft, der Lebensfreude, des Lachens, der Neugierde, des Mutes oder der Lauterkeit fähig sein. Sie werden ausgehöhlt sein. Wir werden Sie leer pressen und dann mit unserem Gedankengut füllen.«
Er verstummte und winkte dem Mann im weißen Mantel. Winston merkte, wie eine schwere Apparatur hinter seinem Kopf herangeschoben wurde. O'Brien hatte sich neben das Streckbett gesetzt, so daß sein Gesicht fast in gleicher Höhe mit dem Winstons war.
»Dreitausend«, sagte O'Brien, über Winstons Kopf hinweg zu dem Mann im weißen Mantel.
Zwei weiche, ein wenig feucht sich anfühlende Polster legten sich an Winstons Schläfen. Er zitterte. Jetzt kam wieder ein Schmerz, eine neue Art von Schmerz. O'Brien legte eine Hand beruhigend auf seine. »Diesmal wird es nicht wehtun Halten Sie Ihre Augen in meine gerichtet.«
In diesem Augenblick erfolgte eine furchtbare Explosion, oder was eine Explosion zu sein schien, obwohl es nicht sicher war, daß ein Lärm zu hören war. Zweifellos hatte ein blendender Blitz aufgezischt. Winston war nicht verletzt, nur niedergeschmettert.

Obwohl er bereits auf dem Rücken gelegen hatte, als die Entladung erfolgte, hatte er ein merkwürdiges Gefühl, in diese Lage umgeworfen worden zu sein. Ein furchtbarer, schmerzloser Stoß hatte ihn flach niedergepreßt. Auch in seinem Kopf war etwas vor sich gegangen. Als seine Augen wieder richtig eingestellt waren, erinnerte er sich, wer und wo er war, und erkannte das Gesicht wieder, das in seines starrte. Aber irgendwie machte sich eine große Leere geltend, so als sei ein Stück von seinem Gehirn herausgenommen worden.

»Es bleibt nicht so«, sagte O'Brien. »Schauen Sie mir in die Augen. Mit welchem Land liegt Ozeanien im Krieg?«

Winston überlegte. Er wußte, was mit Ozeanien gemeint war, und daß er ein Bürger Ozeaniens war. Auch an Eurasien und Ostasien erinnerte er sich. Wer aber mit wem im Krieg lag, wußte er nicht. Tatsächlich war er sich gar nicht bewußt gewesen, daß überhaupt ein Krieg herrschte.

»Ich entsinne mich nicht.«

»Ozeanien liegt mit Ostasien im Krieg. Erinnern Sie sich jetzt daran?«

»Ja.«

»Ozeanien ist immer mit Ostasien im Krieg gelegen. Seit Beginn Ihres Lebens, seit der Gründung der Partei, seit Anfang der Geschichte hat der Krieg ohne Unterbrechung fortgedauert, immer derselbe Krieg. Erinnern Sie sich dessen?«

»Ja.«

»Vor elf Jahren erfanden Sie eine Legende von drei Männern, die wegen Hochverrat zum Tode verurteilt worden waren. Sie gaben vor, einen Zeitungsausschnitt gesehen zu haben, der ihre Schuldlosigkeit bewies. Ein solches Stück Papier hat nie existiert. Sie haben es erfunden und glaubten später selbst daran. Sie erinnern sich jetzt an den Augenblick, an dem Sie es zum erstenmal erfanden. Erinnern Sie sich daran?«

»Ja.«

»Eben erst hielt ich die Finger meiner Hand für Sie empor. Sie sahen fünf Finger. Erinnern Sie sich dessen?«

»Ja.«
O'Brien hielt die Finger seiner linken Hand, den Daumen versteckt, empor. »Hier sind fünf Finger. Sehen Sie fünf Finger?«
»Ja.«
Und er sah sie wirklich, einen flüchtigen Augenblick lang, bevor sich das Bild vor seinem Geist wieder gewandelt hatte. Er sah fünf Finger, und ihnen haftete nichts Mißgestaltetes an. Dann war wieder alles normal, und die alte Furcht, der Hass und die Verwirrung kehrten wieder zurück. Aber es hatte einen Augenblick gegeben – er wußte nicht, wie lange er gewährt hatte, vielleicht dreißig Sekunden –, in dem eine leuchtende Gewißheit ihn beseelt, in dem jede neue Behauptung O'Briens eine leere Stelle ausgefüllt hatte und zur absoluten Wahrheit geworden war, und in dem zwei und zwei ebenso gut drei hätte sein können als fünf, wenn es nötig war.
Dieser Augenblick war verstrichen, ehe O'Brien die Hand hatte sinken lassen; aber wenn er ihn auch nicht wiederherstellen konnte, so konnte er sich doch daran erinnern, so wie man sich an ein lebhaftes Erlebnis in einer fernen Zeit seines Lebens erinnert, als man in Wahrheit ein anderer Mensch war.
»Sie sehen jetzt«, sagte O'Brien, »daß es in jedem Falle möglich ist.«
»Ja«, sagte Winston.
O'Brien stand mit einer befriedigten Miene auf. Links hinter ihm sah Winston den Mann im weißen Mantel eine Ampulle abbrechen und den Kolben einer Spritze zurückziehen. Mit einem Lächeln wandte sich O'Brien zu Winston. Fast in der alten Art rückte er seine Brille auf der Nase zurecht.
»Erinnern Sie sich, in Ihr Tagebuch geschrieben zu haben«, sagte er, »daß es nichts ausmachte, ob ich ein Freund oder ein Feind sei, da ich wenigstens ein Mensch war, der Sie verstand und mit dem man reden konnte? Sie hatten Recht. Ich rede gerne mit Ihnen. Ihr Geist sagt mir zu. Er ähnelt meinem eigenen, nur daß Sie wahnsinnig sind. Ehe wir die Sitzung beenden, können Sie, wenn Sie wollen, ein paar Fragen an mich stellen.«

»Jede Frage, die ich will?«
»Alles.«
Er sah, daß Winstons Blick auf die Zahlenscheibe gerichtet war. »Sie ist abgestellt. Wie lautet Ihre erste Frage?«
»Was hat man mit Julia gemacht?« sagte Winston.
O'Brien lächelte wieder. »Sie hat Sie verraten, Winston. Sofort – rückhaltlos. Ich habe selten jemand so rasch zu uns übertreten sehen. Sie würden sie kaum wiedererkennen, wenn Sie sie sehen. Ihre ganze Widerspenstigkeit, ihre Tücke, ihre Narrheit, ihre niedrige Gesinnung – alles das wurde ihr ausgebrannt. Es war eine vollständige Bekehrung, das richtige Schulbeispiel.«
»Man hat sie gefoltert.«
O'Brien ließ das unbeantwortet. »Nächste Frage«, sagte er.
»Existiert der Große Bruder?«
»Natürlich existiert er. Die Partei existiert. Der Große Bruder ist die Verkörperung der Partei.«
»Existiert er so, wie ich existiere?«
»Sie existieren nicht«, sagte O'Brien.
Wieder überfiel ihn das Gefühl der Hilflosigkeit. Er kannte die Argumente, oder konnte sie sich vorstellen, die seine eigene Nichtexistenz bewiesen; aber sie waren Unsinn, sie waren nur ein Spiel mit Worten. Enthielt nicht die Feststellung »Sie existieren nicht« eine logische Sinnwidrigkeit? Aber was für einen Zweck hatte es, das auszusprechen? Sein Geist scheute zurück, als er an die unbeantwortbaren, verrückten Argumente dachte, mit denen O'Brien ihn abtun würde.
»Ich glaube, ich existiere«, sagte er müde. »Ich bin mir meines Ichs bewußt. Ich wurde geboren und werde sterben. Ich habe Arme und Beine. Ich nehme einen gewissen Platz im Raum ein. Kein anderer fester Gegenstand kann gleichzeitig den gleichen Platz einnehmen. Existiert der Große Bruder in diesem Sinne?«
»Das ist ohne Bedeutung. Er existiert.«
»Wird der Große Bruder jemals sterben?«
»Natürlich nicht. Wie könnte er sterben? Nächste Frage.«
»Gibt es die Brüderschaft?«

»Das, Winston, werden Sie nie erfahren. Falls wir beschließen, Ihnen die Freiheit zurückzugeben, wenn wir mit Ihnen fertig sind, und Sie leben weiter, bis Sie neunzig Jahre alt sind, werden Sie doch nie erfahren, ob die Antwort auf diese Frage ja oder nein lautet. So lange Sie leben, wird das in Ihrem Denken ein ungelöstes Rätsel sein.«
Winston lag still da. Seine Brust hob und senkte sich ein wenig rascher. Noch hatte er nicht die Frage gestellt, die ihm als erste in den Sinn gekommen war. Er mußte sie stellen, und doch war es so, als wollte sie ihm nicht über die Lippen kommen. Ein Anflug von Belustigung lag auf O'Briens Gesicht. Sogar seine Brillengläser schienen ironisch zu glänzen. Er weiß, dachte Winston plötzlich, er weiß, was ich fragen will! Bei diesem Gedanken brachen die Worte aus ihm heraus: »Was ist in Zimmer 101?«
O'Brien antwortete trocken: »Sie wissen, was in Zimmer 101 ist, Winston. Jedermann weiß, was in Zimmer 101 ist.«
Er hob einen Finger zu dem Mann im weißen Mantel. Offenbar war das Verhör zu Ende. Eine Nadel drang in Winstons Arm. Fast augenblicklich sank er in tiefen Schlaf.

Drittes Kapitel

»Ihre Umerziehung geht in drei Etappen vor sich«, sagte O'Brien. »Lernen, verstehen und bejahen. Es ist an der Zeit für Sie, in die zweite Etappe einzutreten.«
Wie immer lag Winston flach auf dem Rücken. Aber in letzter Zeit hatten sich seine Fesseln gelockert. Sie hielten ihn zwar noch auf dem Streckbett nieder, aber er konnte seine Knie ein wenig bewegen, seinen Kopf von einer Seite auf die andere drehen und seinen Arm vom Ellbogen an beugen. Auch die Skala war kein

solcher Schrecken mehr. Er konnte ihre Qualen vermeiden, wenn er gewitzigt genug war: hauptsächlich wenn er Dummheit an den Tag legte, drehte O'Brien den Hebel.
Manchmal kam die Skala eine ganze Sitzung hindurch nicht in Anwendung. Er konnte sich nicht erinnern, wie viele Sitzungen stattgefunden hatten. Die ganze Prozedur schien sich über eine lange, unbestimmte Zeit – möglicherweise waren es Wochen – hinzuziehen, und die Zwischenzeiten zwischen den Sitzungen mochten manchmal Tage, manchmal nur eine oder zwei Stunden betragen haben.
»Während Sie so dalagen«, sagte O'Brien, »haben Sie sich oft gefragt – ja, sogar mich gefragt –, warum das Ministerium für Liebe soviel Zeit und Mühe an Sie wendet. Und wenn Sie frei waren, zerbrachen Sie sich den Kopf über die im Grunde gleiche Frage. Sie konnten den Mechanismus der Gesellschaft, in der Sie lebten, begreifen, nicht aber die ihr zugrunde liegenden Beweggründe. Erinnern Sie sich, daß Sie in Ihr Tagebuch geschrieben haben: ›Das Wie verstehe ich, aber nicht das Warum‹. Wenn Sie über das ›Warum‹ nachdachten, zweifelten Sie an Ihrer eigenen Vernunft. Sie haben das Buch, Goldsteins Buch, oder wenigstens Teile davon gelesen. Hat es Ihnen irgend etwas gesagt, was Sie nicht schon wußten?«
»Sie haben es gelesen?« fragte Winston.
»Ich schrieb es. Das heißt, ich arbeitete bei seiner Abfassung mit. Kein Buch wird von einem einzelnen hervorgebracht, wie Sie wissen.«
»Ist es wahr, was darin steht?«
»Als Schilderung, ja. Das Programm, das es entwickelt, ist Unsinn. Geheime Aufspeicherung von Wissen – eine allmählich um sich greifende Aufklärung – schließlich eine proletarische Erhebung – der Sturz der Partei.
Sie sahen selbst voraus, daß es inhaltlich auf das hinauskommen würde. Das ist alles Unsinn. Die Proletarier werden sich nie erheben, nicht in tausend oder einer Million Jahren. Sie können es nicht. Ich brauche Ihnen den Grund nicht zu sagen: Sie kennen

ihn bereits. Wenn Sie jemals Träume von einem gewaltsamen Aufstand gehegt haben, dann müssen Sie sie aufgeben. Es gibt keine Möglichkeit, mit Hilfe derer die Partei gestürzt werden könnte. Die Herrschaft der Partei gilt für immer. Nehmen Sie das zum Ausgangspunkt Ihrer Überlegungen.«

Er trat näher an das Streckbett heran. »Für immer!« wiederholte er. »Und nun lassen Sie uns zu der Frage von ›Wie‹ und ›Warum‹ zurückkommen. Sie verstehen recht gut, wie die Partei sich an der Macht hält. Nun aber sagen Sie mir, warum halten wir an der Macht fest? Was ist unser Beweggrund? Warum sollten wir Macht wünschen? Los, reden Sie«, fügte er hinzu, als Winston stumm blieb.

Trotzdem sagte Winston ein paar weitere Augenblicke lang nichts. Ein Gefühl des Überdrusses hatte ihn überkommen. Der undeutliche, irre Begeisterungsschimmer war wieder auf O'Briens Gesicht erschienen. Er wußte im Voraus, was O'Brien sagen würde. Nämlich, daß die Partei die Macht nicht um ihrer eigenen Zwecke willen anstrebte, sondern nur zum Wohlergehen der Menschheit.

Daß sie die Macht suchte, weil die Menschen in der Masse schwache, feige Kreaturen waren, die es nicht ertrugen, frei zu sein oder der Wahrheit ins Angesicht zu sehen, sondern von anderen, die stärker waren als sie, beherrscht und systematisch betrogen werden mußten. Daß die Menschheit die Wahl hatte zwischen Freiheit oder Glück, und daß – für die große Masse der Menschen – Glück besser war. Daß die Partei die ewige Behüterin der Schwachen war, eine geweihte Sekte, die Böses tat, auf daß das Gute kommen möge, und die ihr eigenes Glück dem anderer opferte.

Das Schreckliche, dachte Winston, das Schreckliche war, daß O'Brien, wenn er das sagte, daran glaubte. Das konnte man seinem Gesicht ansehen. O'Brien wußte alles. Tausendmal besser als Winston wußte er, wie die Welt wirklich aussah, in welcher Erniedrigung die Masse der Menschen lebte und durch welche Lügen und Barbareien die Partei sie dort hielt. Er hatte alles das

erkannt, alles abgewogen, und es machte nichts aus: alles war durch den Endzweck gerechtfertigt. Was kann man, dachte Winston, gegen den Wahnsinnigen machen, der klüger ist als man selbst, der die Argumente des anderen geduldig anhört und dann doch ganz einfach bei seinem Wahn beharrt?
»Ihr herrscht über uns zu unserem eigenen Besten« sagte er schwach. »Ihr glaubt, daß die Menschen nicht imstande sind, sich selbst zu regieren, und deshalb…«
Er fuhr zusammen und schrie fast laut auf. Eine Schmerzenswelle hatte seinen Körper durchbrandet. O'Brien hatte den Hebel der Zahlenscheibe auf fünfunddreißig hochgedreht.
»Das war dumm, Winston, sehr dumm!« sagte er. »Sie sollten es besser wissen und so etwas nicht sagen.«
Er drehte den Hebel zurück und fuhr fort: »Jetzt werde ich Ihnen die Antwort auf meine Frage geben. Sie lautet: Die Partei strebt die Macht lediglich in ihrem eigenen Interesse an. Uns ist nichts am Wohl anderer gelegen; uns interessiert einzig und allein die Macht als solche.
Nicht Reichtum oder Luxus oder langes Leben oder Glück: nur Macht, reine Macht. Was reine Macht besagen will, werden Sie gleich verstehen. Wir sind darin von allen Oligarchien der Vergangenheit verschieden, daß wir wissen, was wir tun. Alle anderen, sogar die, welche uns ähnelten, waren feige und scheinheilig.
Wir aber wissen, daß nie jemand die Macht ergreift in der Absicht, sie wieder abzutreten. Die Macht ist kein Mittel, sie ist ein Endzweck. Eine Diktatur wird nicht eingesetzt, um eine Revolution zu sichern: sondern man macht eine Revolution, um eine Diktatur einzusetzen. Der Zweck der Verfolgung ist die Verfolgung. Der Zweck der Folter ist die Folter. Der Zweck der Macht ist die Macht. Fangen Sie nun an, mich zu verstehen?«
Winston fiel, wie schon vorher, die Müdigkeit von O'Briens Gesicht auf. Es war kräftig, fleischig und brutal, es war voll Klugheit und einer Art kontrollierter Leidenschaft, der gegenüber er sich hilflos fühlte; aber es war müde. Es hatte Säcke unter den

Augen, die Haut hing schlaff von den Backenknochen herab. O'Brien beugte sich über ihn und brachte das abgekämpfte Gesicht absichtlich näher heran.
»Sie denken«, sagte er, »daß mein Gesicht alt und müde ist. Sie denken, ich spräche von Macht und sei doch nicht imstande, meinen eigenen körperlichen Verfall aufzuhalten. Können Sie denn nicht begreifen, Winston, daß der einzelne Mensch nur eine Zelle ist? Die Schwäche der Zelle ist die Stärke des Organismus. Sterben Sie etwa, wenn Sie Ihre Fingernägel abschneiden?«
Er wandte sich von dem Streckbett weg und begann wieder, eine Hand in der Tasche, hin und her zu gehen.
»Wir sind die Priester der Macht«, sagte er. »Gott ist Macht. Aber noch bedeutet für Sie Macht nur ein Wort. Es ist für Sie an der Zeit, eine Vorstellung davon zu bekommen, was Macht besagen will. Als erstes müssen Sie sich vor Augen halten, daß Macht Kollektivgeist ist. Der einzelne besitzt nur insoweit Macht, als er aufhört, ein einzelner zu sein. Sie kennen das Parteischlagwort: ›Freiheit ist Sklaverei.‹
Ist Ihnen jemals der Gedanke gekommen, daß man es auch umkehren kann? Sklaverei ist Freiheit. Allein – frei – geht der Mensch immer zugrunde. Das muß so sein, denn jedem Menschen ist bestimmt, zu sterben, was der größte aller Mängel ist. Wenn ihm aber vollständige, letzte Unterwerfung gelingt, wenn er seinem Ich entrinnen, in der Partei aufgehen kann, so daß es die Partei ist, dann ist er allmächtig und unsterblich. Als zweites müssen Sie sich bewußt werden, daß Macht gleichbedeutend ist mit Macht über Menschen und Völker. Über den Leib – aber vor allem über den Geist. Macht über die Materie – die äußerliche Wirklichkeit, wie Sie sagen würden – ist nicht wichtig. Unsere Kontrolle über die Materie ist bereits eine vollkommene.«
Einen Augenblick ließ Winston die Skala außer Acht. Er machte eine heftige Anstrengung, sich zu sitzender Stellung aufzurichten, und brachte es lediglich fertig, seinen Körper schmerzvoll zu verdrehen.

»Aber wie könnt ihr die Materie kontrollieren?« brach es aus ihm heraus. »Ihr kontrolliert noch nicht einmal das Klima oder die Schwerkraft. Und da sind Krankheit, Schmerz und Tod…«
O'Brien gebot ihm durch eine Handbewegung Schweigen. »Wir kontrollieren die Materie, weil wir den Geist kontrollieren. Die Wirklichkeit spielt sich im Kopf ab. Sie werden Schritt um Schritt lernen, Winston. Es gibt nichts, was wir nicht machen könnten. Unsichtbarkeit, Levitation – alles. Ich könnte mich von diesem Boden erheben wie eine Seifenblase, wenn ich wollte. Ich will es nicht, weil die Partei es nicht will. Sie müssen sich von diesen dem neunzehnten Jahrhundert angehörenden Vorstellungen hinsichtlich der Naturgesetze freimachen. Die Naturgesetze machen wir.«
»Aber ihr macht sie nicht! Ihr seid nicht einmal Meister dieses Planeten. Was ist mit Eurasien und Ostasien? Ihr habt sie noch nicht erobert.«
»Unwichtig. Wir werden sie erobern, wenn wir es für richtig halten. Und wenn wir es nicht täten, was machte das schon aus? Die Partei ist auch nur ein Werkzeug jener, die im Grunde den Planeten beherrschen. Sie wissen, von wem ich spreche, nicht wahr?"
»Aber diese Welt ist selbst nur ein Staubkorn. Und der Mensch ist winzig – hilflos! Wie lange hat er schon existiert? Millionen von Jahren war die Erde unbewohnt.«
»Unsinn. Die Erde ist so alt wie wir, nicht älter. Wie könnte sie älter sein? Alles ist nur im menschlichen Bewußtsein vorhanden.«
»Aber das Gestein ist voll von den Knochen ausgestorbener Tiere – Mammute und urzeitliche Elefantengattungen und riesige Reptilien, die hier lebten, lange bevor man etwas vom Menschen hörte.«
»Haben Sie je diese Knochen gesehen, Winston? Natürlich nicht. Die Biologen des neunzehnten Jahrhunderts haben sie erfunden. Vor dem Menschen gab es nichts. Nach dem Menschen, wenn er erlöschen könnte, gäbe es nichts. Außer dem Menschen gibt es nichts.«

»Aber das ganze Weltall ist unerreichbar für uns. Sehen Sie die Sterne an! Einige von ihnen sind eine Million Lichtjahre entfernt. Sie sind für ewig außerhalb unserer Reichweite.«
»Was bedeuten schon die Sterne?« sagte O'Brien gleichgültig. »Sie sind ein paar Kilometer entfernte kleine Feuerherde. Wir könnten sie erreichen, wenn wir wollten. Oder wir könnten sie auslöschen. Die Erde ist der Mittelpunkt des Weltalls. Die Sonne und die Sterne drehen sich um sie. Und ich als Mitglied der Inneren Partei diene denen, die diese Welt kontrollieren. Und diese Welt ist alles.“
Winston machte erneut eine krampfhafte Bewegung. Diesmal sagte er nichts. O'Brien fuhr fort, als beantworte er einen ausgesprochenen Einwand: »Zu gewissen Zwecken hat das natürlich keine Gültigkeit. Wenn wir das Meer befahren oder wenn wir eine Sonnenfinsternis voraussagen, finden wir es oft bequem anzunehmen, die Erde drehe sich um die Sonne und die Sterne seien Millionen und aber Millionen von Kilometern entfernt. Aber was schadet das? Halten Sie uns nicht für fähig, ein doppeltes astronomisches System hervorzubringen? Die Sterne können nah oder fern sein, je nachdem wir es brauchen. Glauben Sie, unsere Mathematiker seien dem nicht gewachsen? Haben Sie Doppeldenk vergessen?«
Winston sank auf das Streckbett zurück. Was auch immer er sagte, die rasche Antwort knüppelte ihn nieder. Und doch wußte er, wußte, daß er Recht hatte. Sicherlich mußte es einen Weg geben, um aufzuzeigen, daß der Glaube, es gebe nichts außerhalb unserer Vorstellung, falsch war? War er nicht vor langer Zeit als Irrtum entlarvt worden? Es gab sogar eine Bezeichnung dafür, die er vergessen hatte. Ein Lächeln zuckte um O'Briens Mundwinkel, als er auf ihn hinunterblickte.
»Ich sagte Ihnen schon, Winston«, sagte er, »daß die Metaphysik nicht Ihre Stärke ist. Das Wort, das Sie suchen, heißt Solipsismus. Aber Sie irren sich. Hier handelt es sich nicht um Solipsismus. Kollektiven Solipsismus, wenn Sie wollen. Das hier ist etwas anderes: in der Tat das Gegenteil davon. Alles das ist eine

Abschweifung«, fügte er in einem anderen Ton hinzu. »Die wirkliche Macht, die Macht, um die wir Tag und Nacht kämpfen müssen, ist nicht die Macht über Dinge, sondern über Menschen.« Er schwieg und nahm einen Augenblick wieder sein Gehaben eines Schulmeisters an, der einen hoffnungslosen Schüler prüft: »Wie versichert sich ein Mensch seiner Macht über einen anderen, Winston?«

Winston überlegte. »Indem er ihn leiden läßt«, sagte er.

»Ganz recht. Indem er ihn leiden läßt. Gehorsam ist nicht genug. Wie könnte man die Gewißheit haben, es sei denn, er leidet, daß er Ihrem und nicht seinem eigenen Willen gehorcht? Die Macht besteht darin, Schmerz und Demütigungen zufügen zu können. Macht heißt, einen menschlichen Geist in Stücke zu reißen und ihn nach eigenem Gutdünken wieder in neuer Form zusammenzusetzen. Fangen Sie nun an zu sehen, was für eine Art von Welt wir im Begriff sind zu schaffen?

Sie ist das genaue Gegenteil der blöden, auf Freude hinzielenden Utopien, die den alten Reformatoren vorschwebten. Eine Welt der Angst, des Verrats und der Qualen, eine Welt des Tretens und Getretenwerdens, eine Welt, die nicht weniger unerbittlich, sondern immer unerbittlicher werden wird, je weiter sie sich entwickelt. Fortschritt in unserer Welt bedeutet Fortschreiten zu größerer Pein.

Die alten Kulturen erhoben Anspruch darauf, auf Liebe oder Gerechtigkeit gegründet zu sein. Die unserige ist auf Hass gegründet. In unserer Welt wird es keine anderen Gefühle geben als Hass, Wut, Frohlocken und Selbstbeschämung.

Alles andere werden wir vernichten – und zwar alles. Wir merzen bereits die Denkweisen aus, die noch aus der Zeit vor der Revolution stammen. Wir haben die Bande zwischen Kind und Eltern, zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mann und Frau durchschnitten. Niemand wagt es mehr, einer Gattin, einem Kind oder einem Freund zu trauen. Aber in Zukunft wird es keine Gattinnen und keine Freunde mehr geben. Die Kinder

werden ihren Müttern gleich nach der Geburt weggenommen werden, so wie man einer Henne die Eier wegnimmt.
Kreaturen mit dem Mal des Tieres auf der Stirn werden vor uns über diese Erde schlurfen, so wie es die Herren dieser Erde wünschen. Denn sie werden nur noch Tiere sein und wenn sie noch etwas wissen, dann das, dass sie nur noch Tiere sind.
Der Geschlechtstrieb – er wird ausgerottet. Die Zeugung wird eine alljährlich vorgenommene Formalität wie die Erneuerung einer Lebensmittelkarte werden. Wir werden das Wollustmoment abschaffen. Unsere Neurologen arbeiten gegenwärtig daran. Es wird keine Treue mehr geben, außer der Treue gegenüber der Partei. Es wird keine Liebe geben, außer der Liebe zum Großen Bruder.
Es wird kein Lachen geben, außer dem Lachen des Frohlockens über einen besiegten Feind. Es wird keine Kunst geben, keine Literatur, keine Wissenschaft. Wenn wir allmächtig sind, werden wir die Wissenschaft nicht mehr brauchen. Es wird keinen Unterschied geben zwischen Schönheit und Häßlichkeit. Es wird keine Neugier, keine Lebenslust geben. Alle Freuden des Wettstreits werden ausgetilgt sein. Aber immer – vergessen Sie das nicht, Winston – wird es den Rausch der Macht geben, die immer mehr wächst und immer raffinierter wird.
Dauernd, in jedem Augenblick, wird es den aufregenden Kitzel des Sieges geben, das Gefühl, auf einem wehrlosen Feind herumzutrampeln. Wenn Sie sich ein Bild von der Zukunft ausmalen wollen, dann stellen Sie sich einen Stiefel vor, der in ein Menschenantlitz tritt – immer und immer wieder.«
Er verstummte, so als erwarte er, daß Winston etwas sagen würde. Winston versuchte sich in die Oberfläche seines Streckbettes zu verkriechen. Er brachte kein Wort hervor.
O'Brien fuhr fort: »Und vergessen Sie nicht, daß das für immer gilt. Das Gesicht zum Treten wird immer da sein. Den Ketzer, den Feind der Gesellschaft, wird es immer geben, so daß er immer wieder besiegt und gedemütigt werden kann.

Alles, was Sie durchgemacht haben, seitdem Sie uns in die Hände gerieten – alles das wird weitergehen, und noch schlimmer. Die Bespitzelung, der Verrat, die Verhaftungen, die Folterungen, die Hinrichtungen, die Verschleppungen werden nie aufhören. Es wird sowohl eine Welt des Schreckens als des Triumphes sein. Je mächtiger die Partei ist, desto weniger duldsam wird sie sein: je schwächer die Opposition, desto unerbittlicher die Gewaltherrschaft. Goldstein und seine Irrlehren werden ewig in der Welt sein.

Jeden Tag, jeden Augenblick werden sie zunichte gemacht, beschimpft, verlacht, bespuckt werden – und doch werden sie immer bleiben. Das Drama, das ich mit Ihnen sieben Jahre hindurch aufgeführt habe, wird wieder und wieder, Generation um Generation, in immer raffinierteren Formen gespielt werden. Immer werden wir den Abtrünnigen auf Gnade oder Ungnade uns hier ausgeliefert haben, wie er vor Schmerz schreit, schwach und verräterisch wird – um am Schluß rückhaltlos bereuend, vor sich selbst gerettet, aus eigenem Antrieb uns vor die Füße zu kriechen. Diese Welt streben wir an, Winston.

Eine Welt, in der Sieg auf Sieg, Triumph auf Triumph folgt: ein nicht endender Kitzel des Machtnervs. Wie ich sehen kann, fangen Sie zu begreifen an, wie diese Welt aussehen wird. Aber am Schluß werden Sie mehr tun, als sie nur begreifen. Sie werden sie begrüßen, sie willkommen heißen, sich zu ihr bekennen.«

Winston hatte sich genügend erholt, um sprechen zu können.

»Das könnt ihr nicht!« sagte er schwach.

»Was wollen Sie mit dieser Bemerkung sagen, Winston?«

»Ihr könnt keine solche Welt schaffen, wie Sie sie soeben geschildert haben.«

»Warum?«

»Es ist unmöglich, eine Kultur auf Furcht, Hass und Grausamkeit aufzubauen. Sie würde nie Bestand haben.«

»Warum nicht?«

»Sie hätte keine Lebensfähigkeit. Sie würde sich auflösen. Sie würde Selbstmord begehen.«

»Unsinn. Sie stehen unter dem Eindruck, Hass sei aufreibender als Liebe. Warum sollte dem so sein? Und wenn, was würde es ausmachen? Angenommen, wir hätten beschlossen, uns rascher zu verbrauchen. Angenommen, wir beschleunigen das Tempo des Menschenlebens, bis die Menschen mit dreißig Jahren altersschwach sind. Was würde selbst dadurch geändert? Können Sie nicht begreifen, daß der Tod des einzelnen nicht den Tod der Partei bedeutet? Die Partei ist unsterblich.«
Wie gewöhnlich, hatte die Stimme Winston zu völliger Hilflosigkeit niedergeschmettert. Außerdem fürchtete er, O'Brien würde, wenn er auf seinem Widerspruch beharrte, wieder den Hebel drehen. Und doch konnte er nicht schweigen. Schwach wie er war, ohne Beweisgründe, mit nichts zu seiner Unterstützung außer seinem unaussprechlichen Grauen vor dem, was O'Brien gesagt hatte, griff er erneut an.
»Ich weiß nicht – kann es nicht sagen. Irgendwie wird es euch fehlschlagen. Etwas macht euch einen Strich durch die Rechnung. Das Leben macht euch einen Strich durch die Rechnung.«
»Wir kontrollieren das Leben, Winston, in allen seinen Äußerungen. Sie bilden sich ein, es gebe so etwas wie die sogenannte menschliche Natur, die durch unser Tun beleidigt sein und sich gegen uns auflehnen werde. Aber wir machen die menschliche Natur.
Die Menschen sind unendlich gefügig. Oder vielleicht sind Sie wieder auf Ihre alte Idee zurückgekommen, daß die Proletarier oder die Sklaven aufstehen und uns stürzen werden. Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Sie sind hilflos wie die Tiere. Die Menschheit ist die Partei und die Menschheit ist nur noch ein Brei. Die anderen stehen außerhalb und sind belanglos.«
»Meinetwegen. Am Schluß werden sie euch abtun. Früher oder später werden sie euch als das erkennen, was ihr seid, und dann werden sie euch in Stücke reißen.«
»Sehen Sie irgendein Anzeichen dafür, daß das geschieht? Oder einen Grund, warum es geschehen sollte?«

»Nein. Ich glaube einfach daran. Ich *weiß*, daß es euch fehlschlagen wird. Es gibt etwas in der Welt – ich weiß nicht, einen Geist, ein Prinzip –, das ihr nie überwinden werdet.«
»Glauben Sie an Gott, Winston?«
»Nein.«
»Was ist dann dieses Prinzip, das uns zuschanden machen wird?«
»Ich weiß es nicht. Der menschliche Geist.«
»Und halten Sie sich für einen Menschen?«
»Ja.«
»Wenn Sie ein Mensch sind, Winston, dann sind Sie der letzte Mensch. Ihre Gattung ist ausgestorben; wir sind die Erben. Begreifen Sie, daß Sie allein dastehen? Sie stehen außerhalb der Geschichte, Sie sind nicht-existent.« Seine Art änderte sich, und er sagte barscher: »Und Sie halten sich uns moralisch für überlegen, mit unseren Lügen und unserer Grausamkeit?«
»Ja, ich halte mich für überlegen.«
O'Brien sagte nichts. Zwei andere Stimmen sprachen. Nach einem Augenblick erkannte Winston eine davon als seine eigene. Es war eine Wachsplattenaufnahme des Gesprächs, das er mit O'Brien am Abend seiner Aufnahme in die Brüderschaft geführt hatte. Er hörte sich geloben zu lügen, zu stehlen, zu fälschen, zu morden, die Rauschgiftsucht und die Prostitution zu ermutigen, Geschlechtskrankheiten zu verbreiten, einem Kind Vitriol ins Gesicht zu schütten. O'Brien machte eine kleine ungeduldige Geste, so als wollte er sagen, die Vorführung lohne kaum die Mühe. Dann drehte er einen Knopf, und die Stimmen verstummten.
»Stehen Sie auf von diesem Lager«, sagte er.
Die Fesseln hatten sich gelöst. Winston ließ sich auf den Fußboden heruntergleiten und richtete sich unsicher auf. »Sie sind der letzte Mensch«, sagte O'Brien. »Sie sind der Hüter des menschlichen Geistes. Sie sollen sich sehen, wie Sie sind. Ziehen Sie Ihre Kleider aus.«

Winston knüpfte das Stück Schnur auf, das seinen Trainingsanzug zusammenhielt. Der Reißverschluß war schon seit langem herausgerissen. Er konnte sich nicht erinnern, ob er seit seiner Festnahme jemals seine ganzen Kleider gleichzeitig abgelegt hatte. Unter dem Trainingsanzug war sein Körper in schmutzig gelbliche Fetzen gehüllt, die man gerade noch als Überreste von Unterwäsche erkennen konnte. Als er sie auf den Boden abstreifte, sah er, daß am anderen Ende des Raumes ein dreiteiliger Spiegel stand. Er trat näher heran und blieb mit einem Ruck stehen. Unwillkürlich war ihm ein Schrei entfahren.
»Gehen Sie weiter«, sagte O'Brien. »Stellen Sie sich zwischen die beiden Seitenteile des Spiegels. Sie sollen sich auch von der Seite sehen.«
Er war stehen geblieben, weil er erschrak. Ein gebeugtes, graufarbenes, skelettartiges Etwas kam auf ihn zu. Sein tatsächliches Aussehen und nicht nur die Tatsache, daß er wußte, daß er das selbst war, war erschreckend. Er trat näher an den Spiegel heran. Das Gesicht des Wesens schien infolge seiner gebeugten Haltung vorgeschoben. Ein verzweifeltes Verbrechergesicht mit einer edlen Stirn, die in eine glatzköpfige Schädelhaut auslief, eine Hakennase und entstellt aussehende Backenknochen, darüber wilde, wachsame Augen. Die Wangen waren zerschunden, der Mund eingefallen. Es war freilich sein eigenes Gesicht, aber es schien ihm mehr verändert, als er sich innerlich verändert hatte. Er war stellenweise glatzköpfig geworden. Im ersten Augenblick hatte er gemeint, zugleich auch grau geworden zu sein, aber es war nur die Kopfhaut, die grau war.
Mit Ausnahme seiner Hände und des Ovals seines Gesichts war sein ganzer Körper grau von altem, in die Haut eingefressenem Schmutz. Da und dort waren unter dem Schmutz die roten Narben von Wunden zu sehen, und die Krampfaderknoten an seinem Fußknöchel bildeten eine entzündete Masse, von der sich Hautfetzen abschälten. Aber das wirklich Erschreckende war die Abgezehrtheit seines Körpers. Die Rippen seines Brustkorbes

zeichneten sich deutlich ab wie bei einem Skelett; das Fleisch der Beine war so geschunden, daß die Knie dicker waren als die Oberschenkel. Jetzt ging ihm ein Licht auf, was O'Brien damit gemeint hatte, als er sagte, er sollte sich von der Seite ansehen. Die Rückgratverkrümmung war erstaunlich.
Die mageren Schultern fielen nach vorne, als sollte an Stelle der Brust eine Höhlung entstehen; der dünne Hals schien vom Gewicht des Schädels gebeugt. Auf den ersten Blick hätte er gesagt, es handle sich um den Körper eines Sechzigjährigen, der an einer bösartigen Krankheit litt.
»Sie haben manchmal gedacht«, sagte O'Brien, »mein Gesicht – das Gesicht eines Mitglieds der Inneren Partei – sehe alt und verbraucht aus. Was denken Sie nun über Ihr eigenes Gesicht?«
Er ergriff Winston bei der Schulter und drehte ihn herum, so daß er Angesicht zu Angesicht vor ihm stand.
»Sehen Sie sich Ihren Zustand an!« sagte er. »Betrachten Sie die schmierige Schicht, die Ihren ganzen Körper bedeckt. Schauen Sie den Schmutz zwischen Ihren Zehen an. Sehen Sie die scheußliche wässernde Wunde an Ihrem Bein. Wissen Sie, daß Sie stinken wie ein Bock? Vermutlich merken Sie es nicht mehr.
Schauen Sie sich Ihre Magerkeit an. Sehen Sie? Ich kann Ihren Bizeps mit Daumen und Zeigefinger umfassen. Ich könnte Ihren Hals abbrechen wie eine Mohrrübe. Wissen Sie, daß Sie fünfundzwanzig Kilo eingebüßt haben, seit Sie in unseren Händen sind? Sogar Ihr Haar geht büschelweise aus. Sehen Sie her!« Er ergriff Winstons Schopf und hielt ein Büschel Haare in der Hand. »Machen Sie den Mund auf. Neun…zehn…elf Zähne sind übriggeblieben. Wie viele hatten Sie, als Sie zu uns kamen? Und die paar, die Sie noch haben, fallen aus. Schauen Sie her.«
Er packte einen von Winstons restlichen Schneidezähnen zwischen seinem starken Daumen und Zeigefinger. Ein stechender Schmerz durchfuhr Winstons Kiefer. O'Brien hatte den lockeren Zahn mit der Wurzel herausgedreht. Er schnippte ihn durch die Zelle.

»Sie verfaulen schön langsam«, sagte er, »Sie lösen sich in Ihre Bestandteile auf. Was sind Sie? Ein Haufen Unrat. Nun drehen Sie sich um und schauen Sie noch einmal in diesen Spiegel. Sehen Sie das Wesen, das Sie daraus anblickt? Es ist der letzte Mensch. Wenn Sie menschlich sind, so ist das die Menschheit. Jetzt ziehen Sie Ihre Kleider wieder an.«

Winston begann sich mit langsamen, steifen Bewegungen anzuziehen. Bis jetzt hatte er scheinbar nicht bemerkt, wie mager und schwach er war. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn: daß er länger, als er gedacht hatte, hier gewesen sein mußte. Dann, als er die elenden Lumpen um sich hüllte, überfiel ihn ein Gefühl des Mitleids mit seinem zugrunde gerichteten Körper. Ehe er wußte, was er tat, war er auf einen neben dem Bett stehenden kleinen Schemel gesunken und in Tränen ausgebrochen. Er war sich seiner Häßlichkeit, seines unerquicklichen Anblicks bewußt, wie er als ein Bündel Knochen in schmutziger Unterwäsche in dem grellen weißen Licht dasaß und heulte: aber er konnte sich nicht beherrschen. O'Brien legte ihm, fast begütigend, die Hand auf die Schulter.

»Es dauert nicht ewig«, sagte er. »Sie können dem entrinnen, wenn Sie wollen. Alles hängt von Ihnen selbst ab.«

»Sie haben das getan!« schluchzte Winston. »Sie versetzten mich in diesen Zustand.« »Nein, Winston, Sie selbst haben sich darein versetzt. Damit mußten Sie rechnen, als Sie sich gegen uns auflehnten. Alles das war in diesem ersten Schritt beschlossen. Es geschah nichts, was Sie nicht voraussehen konnten.«

Er schwieg und fuhr dann fort: »Wir haben Sie geschlagen, Winston. Wir haben Sie kleingemacht. Sie haben gesehen, wie Ihr Körper aussieht. Ihr Geist befindet sich in demselben Zustand. Ich glaube nicht, daß noch viel Stolz in Ihnen stecken kann. Sie wurden mit Füßen getreten, geprügelt und beschimpft. Sie haben vor Schmerz gebrüllt, haben sich in Ihrem Blut und Ihrem eigenen Erbrochenen auf dem Boden gewälzt. Sie haben um Gnade gewimmert, jeden und alles verraten. Fällt Ihnen auch nur

eine einzige Demütigung ein, die Sie nicht durchgemacht haben?«
Winston hatte zu weinen aufgehört, wenn ihm auch noch die Tränen aus den Augen rannen. Er blickte zu O'Brien empor.
»Julia habe ich nicht verraten«, sagte er.
O'Brien blickte nachdenklich auf ihn hinunter. »Nein«, sagte er, »nein, das stimmt vollkommen. Sie haben Julia nicht verraten.«
Die merkwürdige Verehrung für O'Brien, die nichts erschüttern zu können schien, durchflutete wieder Winstons Herz. Wie klug, dachte er, wie weise! O'Brien versagte nie darin, zu verstehen, was man zu ihm sagte.
Jeder andere Mensch auf dieser Welt hätte sogleich geantwortet, daß er Julia verraten habe. Denn was gab es, was sie unter der Folter nicht aus ihm herausgepreßt hatten?
Er hatte ihnen alles gestanden, was er von ihr wußte, ihre Gewohnheiten, ihren Charakter, ihr bisheriges Leben. Er hatte bis zur kleinsten Einzelheit ausgesagt, was sich bei ihren Begegnungen abgespielt hatte, alles, was er zu ihr und sie zu ihm gesagt hatte; ihre Schwarzmarkt-Mahlzeiten, ihre Bettgemeinschaften, ihr unklares Pläneschmieden gegen die Partei – alles.
Und doch, in dem Sinne, was er mit dem Wort ausdrücken wollte, hatte er sie nicht verraten. Er hatte nicht aufgehört, sie zu lieben; sein Gefühl ihr gegenüber war das gleiche geblieben. O'Brien hatte erkannt, was er sagen wollte, ohne daß es einer Erklärung bedurft hätte.
»Sagen Sie mir«, fragte Winston, »wie bald wird man mich erschießen?«
»Es kann noch lange dauern«, sagte O'Brien. »Sie sind ein schwieriger Fall. Aber geben Sie die Hoffnung nicht auf. Jeder wird früher oder später geheilt. Und am Schluß erschießen wir Sie.«

Viertes Kapitel

Es ging ihm viel besser. Mit jedem Tag, sofern man von Tagen sprechen konnte, wurde er dicker und kräftiger. Das weiße Licht und der summende Ton waren unverändert geblieben, aber seine neue Zelle war ein wenig bequemer als die früheren. Auf der Holzpritsche lagen ein Kissen und eine Matratze, und es gab einen Schemel zum Sitzen. Man hatte ihm ein Bad genehmigt, und er durfte sich ziemlich häufig in einer Zinnwanne waschen. Man gab ihm dazu sogar warmes Wasser. Man hatte ihm neue Unterwäsche und einen sauberen Trainingsanzug gebracht. Hatte sein Krampfadergeschwür mit einer schmerzlindernden Heilsalbe verbunden. Die restlichen Zähne hatte man ihm gezogen und ein neues Gebiß eingesetzt. Wochen oder Monate mußten verstrichen sein. Es wäre jetzt möglich gewesen auszurechnen, wie viel Zeit vergangen war, wenn er Wert darauf gelegt hätte, denn er bekam sein Essen in scheinbar regelmäßigen Abständen.

Seiner Schätzung nach erhielt er drei Mahlzeiten in vierundzwanzig Stunden; manchmal fragte er sich verschwommen, ob sie ihm nachts oder tags gebracht wurden. Das Essen war überraschend gut, zu jeder dritten Mahlzeit gab es Fleisch. Einmal bekam er sogar ein Päckchen Zigaretten. Er hatte keine Zündhölzer, aber der ewig stumme Wachmann, der ihm sein Essen brachte, würde ihm Feuer geben. Das erste Mal, als er zu rauchen versuchte, wurde ihm schlecht, aber er fuhr damit fort, und er reichte mit dem Päckchen eine lange Zeit, indem er nach jeder Mahlzeit eine halbe Zigarette rauchte.

Man hatte ihm eine weiße Schreibtafel mit einem an der Ecke angebundenen Bleistiftstumpf gegeben. Zuerst machte er keinen Gebrauch davon. Sogar im Wachzustand döste er dumpf vor sich hin. Oft lag er von einer Mahlzeit bis zur nächsten fast bewegungslos da, manchmal schlafend, dann wieder wach in

undeutlichen Träumereien versunken, bei denen es schon zuviel Mühe bedeutete, die Augen zu öffnen. Er hatte sich seit langem daran gewöhnt, bei grell in sein Gesicht scheinendem Licht zu schlafen. Es schien ihm nichts auszumachen, außer daß die Träume mehr Zusammenhang bekamen. Er träumte diese ganze Zeit hindurch viel, und immer waren es glückhafte Träume. Er weilte in dem Goldenen Land oder saß zwischen riesigen, prächtigen, sonnenbeschienenen Ruinen mit seiner Mutter, mit Julia, mit O'Brien – ohne etwas zu tun, sondern einfach so in der Sonne und plauderte von friedlichen Dingen.
Soweit er überhaupt Gedanken hatte, wenn er wach lag, drehten sie sich meistens um seine Träume. Die Kraft zu einer geistigen Anstrengung schien ihm abhanden gekommen zu sein, jetzt, wo der Erregungsfaktor des Schmerzes nicht mehr mitwirkte. Er empfand keine Langeweile, verspürte kein Verlangen nach Unterhaltung oder Zerstreuung. Er wollte nur eben allein sein, nicht geschlagen oder verhört werden, genug zu essen haben und am ganzen Körper sauber sein – mehr wollte er nicht.
Allmählich verbrachte er weniger Zeit mit Schlafen, verspürte aber noch immer keine Lust, das Bett zu verlassen. Ihn verlangte nur danach, still dazuliegen und zu fühlen, wie die Kraft in seinen Körper zurückkehrte. Er befühlte sich da und dort und versuchte sich zu überzeugen, daß es keine Täuschung war, daß seine Haut sich straffte und seine Muskeln runder wurden. Endlich stand außer Zweifel fest, daß er an Gewicht zunahm; seine Oberschenkel waren jetzt deutlich dicker als seine Knie. Danach begann er, zuerst widerwillig, regelmäßig körperliche Übungen zu machen. Schon bald konnte er drei Kilometer laufen, wie er an seinen Schritten in der Zelle abmaß, und seine gebeugten Schultern wurden gerader.
Er versuchte schwierigere Übungen und war erstaunt und gedemütigt bei der Entdeckung, was er alles nicht fertig brachte. Er konnte unterm Gehen keine anderen Bewegungen machen, konnte seinen Schemel nicht auf Armeslänge hinaushalten, konnte nicht auf einem Bein stehen, ohne seitlich umzukippen. Er

hockte sich auf seine Fersen nieder und entdeckte, daß es ihm mit qualvollen Schmerzen in Schenkeln und Waden nur eben gelang, sich zu stehender Stellung aufzurichten. Er legte sich flach auf den Bauch und versuchte, sich mit aufgestützten Händen hochzustemmen. Es war hoffnungslos, er konnte sich keinen Zentimeter vom Boden hochheben. Aber nach ein paar weiteren Tagen – ein paar weiteren Mahlzeiten – gelang ihm auch dieses Kunststück.

Es kam eine Zeit, als er es sechsmal hintereinander fertig brachte. Er begann richtig stolz zu werden auf seinen Körper und sich dem heimlichen Glauben hinzugeben, auch sein Gesicht werde wieder normal. Nur wenn er zufällig die Hand auf seinen kahlen Schädel legte, fiel ihm das zerschundene, zerstörte Gesicht ein, das ihn aus dem Spiegel angeblickt hatte. Sein Geist wurde wacher. Er setzte sich auf die Pritsche, mit dem Rücken zur Wand und die Schreibtafel auf seine Knie gelegt, und machte sich behutsam daran, seinen Geist wieder zu üben.

Er hatte kapituliert, soviel stand fest. In Wahrheit war er, wie er nun erkannte, bereit gewesen zu kapitulieren, lange ehe er den Entschluß dazu gefaßt hatte. Von dem Augenblick an, als er sich in dem Ministerium für Liebe befand – ja sogar schon während der Minuten, als er und Julia hilflos dagestanden hatten, während ihnen die eiserne Stimme aus dem Televisor sagte, was sie tun sollten –, hatte er die Leichtfertigkeit, die Oberflächlichkeit seines Versuches, sich gegen die Macht der Partei aufzulehnen, voll erkannt.

Er wußte jetzt, daß ihn die Gedankenpolizei sieben Jahre hindurch wie einen Käfer unter einem Vergrößerungsglas beobachtet hatte. Es gab keine körperliche Verrichtung, kein laut gesprochenes Wort, das sie nicht wahrgenommen hatten, keinen Gedankengang, den sie nicht im Voraus gewußt hätten. Sogar das weiße Staubkörnchen auf dem Einband seines Tagebuches hatten sie sorgfältig wieder ersetzt.

Sie hatten ihm Wachsplattenaufnahmen vorgespielt, ihm Fotografien gezeigt. Einige davon waren Fotografien von Julia

und ihm. Ja, sogar…Er konnte nicht länger gegen die Partei ankämpfen. Außerdem war die Partei im Recht. Sie mußte es sein: denn wie konnte der unsterbliche kollektive Geist irren? Mit welchem äußeren Maßstab konnte man seine Werte nachprüfen? Das Urteil des gesunden Menschenverstandes stand statistisch fest. Es war lediglich eine Frage, so denken zu lernen, wie sie dachten. Nur…!
Der Bleistift fühlte sich plump und sperrig zwischen seinen Fingern an. Er begann die Gedanken niederzuschreiben, die ihm durch den Kopf gingen. Zuerst schrieb er in großen unbeholfenen Anfangsbuchstaben: FREIHEIT IST SKLAVEREI
Dann, fast ohne Innehalten, schrieb er darunter: ZWEI UND ZWEI IST FÜNF

Jetzt aber schaltete sich eine Art Hemmung ein. Sein Geist schien so, als scheue er vor etwas zurück, außerstande, sich zu sammeln. Er wußte, daß er wußte, was als nächstes kam; aber im Augenblick konnte er nicht darauf kommen. Als er dann darauf kam, was es sein mußte, war es nur auf Grund bewußter Überlegung; es fiel ihm nicht von selber ein. Er schrieb: GOTT IST MACHT

Er nahm jetzt alles richtig hin. Die Vergangenheit war veränderlich. Die Vergangenheit war nie verändert worden. Ozeanien lag im Krieg mit Ostasien. Ozeanien war immer mit Ostasien im Krieg gelegen. Jones, Aaronson und Rutherford waren der Verbrechen schuldig, deren sie angeklagt waren. Er hatte die Fotografie gesehen, die ihre Schuld widerlegte. Sie hatte nie existiert, er hatte sie erfunden. Er erinnerte sich, daß er sich gegenteiliger Dinge erinnert hatte, aber das waren falsche Erinnerungen, Produkte der Selbsttäuschung. Wie einfach alles war! Man brauchte nur nachzugeben, und alles andere ergab sich von selbst. Es war wie das Schwimmen gegen eine Strömung, die einen zurückriß, wie sehr man sich auch anstrengte, bis man

dann plötzlich beschloß, kehrtzumachen und mit der Strömung zu gehen, statt gegen sie.
Nichts hatte sich geändert, außer die eigene Haltung: Das vom Schicksal Vorbestimmte geschah in jedem Fall. Er wußte kaum, warum er sich jemals aufgelehnt hatte. Alles war einfach, außer…!
Alles konnte wahr sein. Die sogenannten Naturgesetze waren Unsinn. Das Gesetz der Schwerkraft war Unsinn. »Wenn ich wollte«, hatte O'Brien gesagt, »dann könnte ich mich von diesem Boden erheben wie eine Seifenblase.«
Winston verfolgte diesen Gedanken weiter. »Wenn er glaubt, sich vom Fußboden erheben zu können, und ich gleichzeitig glaube, daß ich ihn das tun sehe, dann geschieht es wirklich.«
Wie ein Teil eines überschwemmten Wracks hochkommend die Oberfläche des Wassers durchbricht, so durchdrang ihn plötzlich der Gedanke: »Es geschieht nicht wirklich. Wir bilden es uns ein. Es ist eine Sinnestäuschung.«
Sofort wies er diesen Gedanken von sich. Der Trugschluß war offensichtlich. Er setzte voraus, daß es irgendwo außerhalb einem selbst eine »wirkliche« Welt gab, in der »wirkliche« Dinge geschahen. Aber wie konnte es eine solche Welt geben? Was wissen wir von irgendetwas, außer durch unser eigenes Denken? Alle Geschehnisse spielen sich im Denken ab. Was immer sich im Denken aller abspielt, geschieht wirklich.
Es fiel ihm nicht schwer, den Trugschluß abzutun, und er war nicht in Gefahr, ihm anheim zufallen. Trotzdem war er sich bewußt, daß ihm dieser Einfall nie hätte kommen dürfen. Das Denken sollte eine leere Stelle einschalten, sooft sich ein gefährlicher Gedanke einstellte. Der Prozeß sollte automatisch, instinktiv vor sich gehen. Verbrechenstop nannte man es in der Neusprech.
Er machte sich daran, sich in Verbrechenstop zu üben. Er stellte bei sich Behauptungen auf wie »Die Partei sagt, die Erde ist flach«, »Die Partei sagt, Eis ist schwerer als Wasser« und schulte sich darin, die Argumente, die gegen diese Behauptungen

sprachen, nicht zu sehen oder nicht zu verstehen. Das war nicht leicht. Es bedurfte großer Geschicklichkeit im Argumentieren und Improvisieren. So gingen zum Beispiel die durch solche Behauptungen wie »Zwei und zwei ist vier« aufgeworfenen arithmetischen Probleme über seine geistige Fassungskraft hinaus. Auch war eine Art geistiges Athletentum nötig, die Fähigkeit zu entwickeln, in dem einen Augenblick mit der geschliffenen Logik vorzugehen und im nächsten die gröbsten logischen Fehler zu übersehen. Dummheit tat ebenso not wie Klugheit und war ebenso schwer zu erreichen.

Die ganze Zeit fragte er sich mit einem Teil seines Denkens, wie bald sie ihn wohl erschießen würden. »Alles hängt von Ihnen selbst ab«, hatte O'Brien gesagt. Aber er wußte, daß er durch keine besondere Handlung diesen Augenblick beschleunigen konnte. Es konnte, von jetzt ab gerechnet, in zehn Minuten oder in zehn Jahren da sein. Sie hielten ihn vielleicht jahrelang in Einzelhaft, schickten ihn vielleicht in ein Zwangsarbeiterlager, ließen ihn vielleicht eine Weile frei, wie sie das manchmal machten.

Es war durchaus möglich, daß er, bevor er erschossen wurde, das ganze Trauerspiel seiner Festnahme und seines Verhörs noch einmal von vorne durchmachen mußte. Eines jedenfalls war gewiß, daß der Tod nie in einem erwarteten Augenblick kam. Das übliche Verfahren – das stillschweigende Verfahren, von dem man irgendwie wußte, obwohl nie darüber gesprochen wurde – bestand darin, daß sie einen hinterrücks erschossen: immer in den Hinterkopf, und zwar ohne Warnung, während man von Zelle zu Zelle den Gang entlangging.

Eines Tages – aber »eines Tages« war nicht die richtige Bemerkung; ganz ebenso wahrscheinlich konnte es mitten in der Nacht gewesen sein: – einmal also verfiel er in eine seltsame, selige Träumerei. Er ging den Gang hinunter in Erwartung der Kugel. Er wußte, daß sie im nächsten Moment kommen würde.

Alles war entschieden, geklärt, versöhnt. Es gab keine Zweifel mehr, keine Streitfragen, keinen Schmerz, keine Angst. Sein

Körper war gesund und stark. Er ging leichten Schrittes, mit einer Freude an der Bewegung und in dem Gefühl, im Sonnenlicht zu wandeln. Es war nicht mehr in den engen grellweißen Gängen des Ministeriums für Liebe, er befand sich in dem riesigen, einen Kilometer breiten Durchlaß, von dem es ihm so vorgekommen war, als durchwandle er ihn in einem durch Drogen herbeigeführten Wahn.

Er war im Goldenen Land und folgte dem Fußpfad durch die alte, von Kaninchen bevölkerte Weide. Er konnte den kurzgeschorenen, federnden Rasen unter seinen Füßen und den milden Sonnenschein auf seinem Gesicht fühlen. Am Rande des Feldes standen leise sich wiegend die Ulmen, und irgendwo dahinter war der Fluß, in dem sich die Weißfische in den grünen Tümpeln unter den Hängeweiden tummelten. Plötzlich fuhr er in jähem Erschrecken hoch. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er hatte sich laut ausrufen hören: »Julia! Julia! Julia, Geliebte! Julia!«

Einen Augenblick hatte ihn überzeugend die Täuschung überkommen, sie sei da. Es hatte ihm geschienen, als sei sie nicht nur bei ihm, sondern in ihm. Es war, als sei sie unter das Gewebe seiner Haut gekrochen. In diesem Augenblick hatte er sie weit mehr geliebt als je zuvor, als sie noch zusammen und frei waren. Auch wußte er, daß sie irgendwo noch am Leben war und seiner Hilfe bedurfte.

Er legte sich auf dem Bett zurück und versuchte, sich zu fassen. Was hatte er angerichtet? Wie viele Jahre hatte er seiner Knechtschaft durch diesen Augenblick der Schwäche hinzugefügt?

Im nächsten Augenblick würde er draußen den Schritt schwerer Stiefel hören. Seine Peiniger konnten einen solchen Ausbruch nicht ungestraft hingehen lassen. Sie würden jetzt wissen, wenn sie es nicht schon vorher gewußt hatten, daß er das mit ihnen getroffene Abkommen brach. Er gehorchte der Partei, aber noch immer Hasste er sie. In den vergangenen Tagen hatte er einen aufrührerischen Geist hinter zur Schau getragener Fügsamkeit

versteckt. Jetzt hatte er sich einen Schritt weiter zurückgezogen: er hatte im Geist nachgegeben, jedoch gehofft, sein Herzinneres unversehrt zu bewahren. Er wußte, daß er im Unrecht war, aber lieber wollte er im Unrecht sein. Sie würden das erkennen – O'Brien würde es erkennen. All das war in diesem einzigen törichten Schrei eingestanden.

Er würde noch einmal ganz von neuem anfangen müssen. Es konnte Jahre dauern. Er fuhr sich mit der einen Hand übers Gesicht, in dem Versuch, sich mit dessen neuer Form vertraut zu machen. Er hatte tiefe Furchen in den Wangen, die Backenknochen standen hervor, die Nase war abgeplattet. Außerdem hatte er, seitdem er sich zum letzten Mal im Spiegel gesehen hatte, ein vollständig neues Gebiß bekommen. Es war nicht leicht, ein undurchdringliches Gesicht zu machen, wenn man nicht wußte, wie das eigene Gesicht aussah. Jedenfalls, nur das Gesicht zu wahren, genügte nicht.

Zum ersten Mal erkannte er, daß jemand, der ein Geheimnis bewahren will, es auch vor sich selbst bewahren muß. Man muß ständig um sein Vorhandensein wissen, aber bis die Notwendigkeit besteht, darf man es nie in irgendeiner benennbaren Form ins eigene Bewußtsein dringen lassen. Von jetzt an mußte er nicht nur richtig denken, er mußte richtig fühlen, richtig träumen. Und die ganze Zeit mußte er seinen Hass in sich verschlossen halten wie eine Gewebewucherung, die ein zu ihm gehöriger Bestandteil war und doch mit seinem übrigen Ich nichts zu tun hatte – eine Art Zyste.

Eines Tages würden sie beschließen, ihn zu erschießen. Man konnte nicht sagen, wann das sein würde, aber ein paar Sekunden vorher mußte man es erraten können. Es geschah immer durch Genickschuß, während man einen Gang entlangging. Zehn Sekunden würden genügen. In dieser Zeit konnte die Welt in ihm eine Umdrehung erfahren. Und dann plötzlich, ohne ein Wort zu äußern, ohne im Schritt innezuhalten, ohne daß sich auch nur ein Zug in seinem Gesicht veränderte – plötzlich wurde die Tarnung fallengelassen und peng! würden

sich die Batterien seines Hasses entladen. Hass würde ihn erfüllen wie eine riesige brausende Flamme. Und fast im gleichen Augenblick würde peng! die Kugel fallen, zu spät oder zu früh. Sie würden ihm eine Kugel durchs Hirn gejagt haben, ehe sie es wieder zu richtigem Denken zurückgeführt haben konnten. Der ketzerische Gedanke würde unbestraft, unbereut, für immer ungreifbar für sie bleiben. Sie hätten ein Loch in ihre eigene Vortrefflichkeit geschossen. Im Hass gegen sie zu sterben war gleichbedeutend mit Freiheit!

Er schloß die Augen. Das war schwieriger, als sich einer geistigen Disziplin zu unterwerfen. Es erforderte, sich selbst zu erniedrigen, zu verstümmeln. Er mußte sich in den schlimmsten Schmutz stürzen. Was war das Schrecklichste, Ekelhafteste von allem? Er dachte an den Großen Bruder. Das riesige Gesicht (da er es dauernd auf Plakaten sah, stellte er es sich immer einen Meter breit vor) mit seinem dicken schwarzen Schnurrbart und den Augen, die einem überallhin folgten, schien ihm ganz von selbst einzufallen. Was waren seine wahren Gefühle gegenüber dem Großen Bruder?

Ein schweres Stiefelgetrampel war draußen auf dem Gang zu hören. Die Stahltüre schwang klirrend auf. O'Brien trat in die Zelle. Hinter ihm drein kamen der wachsgesichtige Offizier und die schwarzuniformierten Wachen.

»Stehen Sie auf«, sagte O'Brien. »Kommen Sie her.«

Winston stand vor ihm. O'Brien ergriff Winstons Schultern mit seinen kräftigen Händen und sah ihn scharf an.

»Sie ließen es sich einfallen, mich täuschen zu wollen«, sagte er. »Das war dumm. Stehen Sie strammer. Schauen Sie mich an.«

Er schwieg und fuhr in milderem Ton fort: »Sie bessern sich. Verstandesmäßig ist recht wenig an Ihnen auszusetzen. Nur gefühlsmäßig haben Sie keinen Fortschritt gemacht. Sagen Sie mir, Winston – und denken Sie daran, keine Lügen: Sie wissen, daß ich eine Lüge immer herausfinden kann –, sagen Sie, was sind Ihre wahren Gefühle gegenüber dem Großen Bruder?«

»Ich hasse ihn.«

»Sie hassen ihn. Schön. Dann ist für Sie die Zeit gekommen, den letzten Schritt zu tun. Sie müssen den Großen Bruder lieben. Es genügt nicht, ihm zu gehorchen: Sie müssen ihn lieben.«
Er ließ Winston los, indem er ihm einen kleinen Stoß in Richtung zu den Wachleuten versetzte. »Zimmer 101!«, sagte er.

Fünftes Kapitel

In jedem Stadium seiner Haft hatte er gewußt – oder zu wissen geglaubt –, wo in dem fensterlosen Gebäude er sich befand. Möglicherweise machten sich leichte Unterschiede im Luftdruck bemerkbar. Die Zellen, wo ihn die Wachen geprügelt hatten, lagen unter ebener Erde. Das Zimmer, in dem er von O'Brien verhört worden war, war hoch oben in Dachnähe. Dieser Raum nun befand sich viele Meter unter der Erde, so tief drunten wie möglich.
Es war größer als die meisten Zimmer, in denen er gewesen war. Aber Winston nahm seine Umgebung kaum wahr. Er sah nur zwei kleine, gerade vor ihm stehende Tische, von denen jeder mit grünem Flanell bezogen war.
Der eine stand nur einen oder zwei Meter von ihm entfernt, der andere weiter weg bei der Tür. Er war aufrecht sitzend so fest auf einen Stuhl angeschnallt, daß er nichts, nicht einmal den Kopf, bewegen konnte. Eine Art Schiene umklammerte von hinten seinen Kopf und zwang ihn, den Blick geradeaus vor sich hin gerichtet zu halten. Einen Augenblick war er allein, dann öffnete sich die Tür, und O'Brien kam herein.
»Sie haben mich einmal gefragt«, sagte O'Brien, »was in Zimmer 101 wäre. Ich sagte, Sie wüßten die Antwort bereits. Jedermann weiß sie. Was einen in Zimmer 101 erwartet, ist das Schlimmste auf der Welt.«

Wieder öffnete sich die Tür. Ein Wachmann kam herein und trug etwas aus Drahtgeflecht, eine Art Behälter oder Korb. Er stellte es auf den entferntesten Tisch. Wegen der Stellung, die O'Brien einnahm, konnte Winston nicht sehen, was es war.

»Das Schlimmste auf der Welt«, sagte O'Brien, »ist individuell verschieden. Es kann lebendig begraben werden sein oder Tod durch Verbrennen, durch Ertränken, durch Aufpfählen, oder fünfzig andere Todesarten. Es gibt Fälle, bei denen es eine ganz nichtssagende, nicht einmal todbringende Sache ist.«

Er war ein wenig beiseite getreten, so daß Winston den Gegenstand auf dem Tisch besser sehen konnte. Es war ein länglicher Drahtkäfig, mit oben einem Griff zum Tragen. An der Vorderseite war etwas befestigt, das wie eine Fechtmaske aussah, mit der Hohlseite nach außen. Obwohl es drei oder vier Meter von ihm entfernt stand, konnte er sehen, daß der Käfig der Länge nach in zwei Abteilungen geteilt war, und in jeder befand sich ein Lebewesen. Es waren Ratten.

»Für Sie«, sagte O'Brien, »sind zufällig das Schlimmste auf der Welt Ratten.«

Eine Art warnendes Zittern, eine Furcht vor – er wußte nicht genau was – hatte Winston bei seinem ersten Blick auf den Käfig befallen. Aber in diesem Augenblick kam ihm plötzlich eine Erleuchtung, zu was die vorne befestigte maskenartige Vorrichtung diente. Ihm schien der Boden unter den Füßen zu wanken.

»Das können Sie nicht tun!« rief er mit schriller brechender Stimme. »Nur das nicht, nur das nicht! Es ist unmöglich!«

»Erinnern Sie sich«, sagte O'Brien, »an das Panikmoment, das sich in Ihren Träumen einzustellen pflegte? Vor Ihnen tat sich eine dunkle Mauer auf, und in Ihren Ohren vernahmen Sie ein heulendes Geräusch. Etwas Schreckliches lauerte auf der anderen Seite der Mauer. Sie waren sich bewußt, daß Sie wußten, was es war, aber sie wagten nicht, es ans Licht zu ziehen. Es waren die Ratten, die sich auf der anderen Seite der Mauer befanden.«

»O'Brien!« rief Winston mit einer Anstrengung, seine Stimme in die Gewalt zu bekommen. »Sie wissen, daß das nicht notwendig ist. Was wollen Sie, das ich tun soll?«
O'Brien gab keine direkte Antwort. Als er sprach, war es in der schulmeisterlichen Art, die er manchmal an den Tag legte. Er blickte nachdenklich in die Ferne, so als wende er sich an eine Zuhörerschaft im Rücken von Winston.
»Schmerz als solcher«, sagte er, »genügt nicht immer. Es gibt Gelegenheiten, wo ein Mensch dem Schmerz standhält, sogar bis zum Tode. Aber für jeden Menschen gibt es etwas Unerträgliches - etwas, das er nicht ins Auge fassen kann. Das hat nichts mit Mut oder Feigheit zu tun. Wenn man aus einer Höhe herunterstürzt, ist es nicht feig, sich an ein Seil zu klammern.
Wenn man aus der Tiefe des Wassers emportaucht, ist es nicht feig, die Lungen mit Luft voll zupumpen. Es ist lediglich ein Instinkt, gegen den man sich nicht wehren kann. Das gleiche gilt von den Ratten. Sie sind eine Form des Zwanges, dem Sie nicht Widerstand leisten können, sogar wenn Sie wollten, Sie werden tun, was man von Ihnen verlangt.«
»Aber was ist es, was ist es? Wie kann ich es tun, wenn ich nicht weiß, was es ist?«
O'Brien ergriff den Käfig und brachte ihn herüber zu dem näheren Tisch. Er stellte ihn behutsam auf die Flanelldecke. Winston konnte das Blut in seinen Ohren sausen hören. Er hatte das Gefühl, in völliger Einsamkeit dazusitzen. Er befand sich in der Mitte einer großen leeren Ebene, einer von Sonnenlicht durchtränkten flachen Wüste, über die alle Geräusche aus ungeheuren Entfernungen zu ihm drangen.
Dabei war der Käfig mit den Ratten keine zwei Meter von ihm entfernt. Es waren riesige Ratten. Sie waren in dem Alter, in dem die Schnauze einer Ratte rauh und grimmig und ihr Fell braun statt grau wird.
»Die Ratte«, sagte O'Brien, noch immer an seine unsichtbare Zuhörerschaft gewendet, »ist, obwohl ein Nagetier, doch ein Fleischfresser. Halten Sie sich das vor Augen. Sie werden von den

Dingen gehört haben, die in den Armenvierteln dieser Stadt passieren. In manchen Straßen wagt eine Frau ihren Säugling nicht einmal fünf Minuten allein im Haus zu lassen. Die Ratten würden das Kind bestimmt angreifen. In ganz kurzer Zeit würden sie es bis auf die Knochen abnagen. Sie greifen auch Kranke oder Sterbende an. Sie legen eine erstaunliche Intelligenz darin an den Tag, zu wissen, wann ein Mensch hilflos ist.«

Vom Käfig her hörte man jetzt ein lautes Quieken. Es schien aus weiter Ferne an Winstons Ohr zu dringen. Die Ratten rauften miteinander; sie versuchten, einander durch das Trennungsgitter anzufallen. Er hörte auch ein tiefes Verzweiflungsstöhnen. Auch das schien nicht von ihm selbst zu kommen.

O'Brien ergriff den Käfig und drückte dabei auf etwas darin. Ein scharfes Klinken erfolgte. Winston machte eine furchtbare Anstrengung, sich von dem Stuhl zu befreien. Es war hoffnungslos, jeder Teil von ihm, sogar sein Kopf, waren unbeweglich festgehalten. O'Brien rückte den Käfig näher heran. Er war kaum einen Meter von Winstons Gesicht entfernt.

»Ich habe auf den ersten Hebel gedrückt«, erklärte O'Brien. »Sie verstehen die Konstruktion dieses Käfigs. Die Maske paßt über Ihren Kopf, so daß kein Durchschlupf bleibt. Wenn ich auf diesen anderen Hebel drücke, schiebt sich die Käfigtüre auf. Diese vor Hunger fast wahnsinnigen Scheusale werden wie Geschosse daraus hervorschießen. Haben Sie je eine Ratte durch die Luft springen sehen? Sie werden Ihnen ins Gesicht springen und sich sofort einen Weg hindurch bahnen. Manchmal greifen sie als erstes die Augen an. Manchmal wühlen sie sich durch die Wangen und zerfressen die Zunge.«

Der Käfig kam näher; schloß sich um ihn. Winston vernahm eine Folge schriller Schreie, die in der Luft über seinem Kopf zu erschallen schienen. Aber er kämpfte wütend gegen seine panische Angst an. Überlegen, überlegen, auch wenn nur ein Sekundenbruchteil Zeit blieb, überlegen war die einzige Hoffnung. Plötzlich stieg ihm der widerliche, muffige Geruch der Scheusale in die Nase. Ein furchtbarer Ekel würgte ihn, und er

verlor fast das Bewußtsein. Alles war schwarz geworden vor seinen Augen. Einen Augenblick war er vernunftlos, ein kreischendes Tier. Dann jedoch riß er sich von dem Schwindelgefühl los, indem er sich an eine Idee klammerte. Es gab einen, nur einen einzigen Weg, sich selbst zu retten. Er mußte einen anderen Menschen, den Körper eines anderen Menschen, zwischen sich und die Ratten schieben.

Die Kreisöffnung der Maske war jetzt groß genug, um alles andere aus dem Gesichtskreis auszuschließen.

Die Drahttüre war zwei Handspannen von seinem Gesicht entfernt. Die Ratten wußten, was nun kommen würde. Eine von ihnen sprang auf und ab, die andere, ein alter schuppiger Großvater aus den Kloaken, richtete sich mit ihren rosa Pfoten an den Gitterstäben auf und schnupperte wild in die Luft. Winston konnte die Schnurrhaare und die gelben Zähne sehen. Wieder überfiel ihn die schwarze Panik. Er war blind, hilflos, ohne Vernunft.

»Im kaiserlichen China war es eine übliche Strafe«, sagte O'Brien in seiner gewohnten lehrerhaften Art.

Die Maske legte sich vor Winstons Gesicht. Der Draht berührte seine Wange. Und dann – nein, es war keine Erlösung, nur eine Hoffnung – ein winziger Hoffnungsschimmer. Zu spät, vielleicht zu spät. Aber er hatte plötzlich erkannt, daß es auf der ganzen Welt nur einen Menschen gab, auf den er seine Strafe abwälzen, nur einen Körper, den er zwischen sich und die Ratten schieben konnte. Und außer sich schrie er, wieder und immer wieder:

»Nehmen Sie Julia! Nehmen Sie Julia! Nicht mich! Julia! Mir ist's gleich, was Sie mit ihr machen. Zerreißen Sie ihr das Gesicht, ziehen Sie ihr das Fleisch von den Knochen. Nicht mich! Julia! Nicht mich!«

Er fiel zurück, in riesige Tiefen, fort von den Ratten. Er war noch immer auf dem Stuhl festgeschnallt, aber er war durch den Fußboden, durch die Mauern des Gebäudes, durch die Erde, durch die Meere, durch die Atmosphäre in den freien Raum, in

die Abgründe zwischen den Sternen gestürzt – immer weiter, weiter und weiter weg von den Ratten.
Er war Lichtjahre entfernt, aber O'Brien stand noch immer an seiner Seite. Noch war die kalte Berührung eines Drahtes an seiner Wange. Aber durch die ihn einhüllende Dunkelheit vernahm er ein nochmaliges metallisches Klinken und wußte, daß die Käfigtür ins Schloß gefallen war und sich nicht geöffnet hatte.

Sechstes Kapitel

Das Café »Zum Kastanienbaum« war fast leer. Ein schräg durch ein Fenster einfallender Sonnenstrahl fiel auf verstaubte Tischplatten. Es war die stille Stunde nach fünfzehn Uhr. Blechmusik rieselte aus den Televisoren. Winston saß in seiner Stammtischecke und starrte in ein leeres Glas. Dann und wann hob er den Blick zu einem großen Gesicht, das ihn von der gegenüberliegenden Wand ansah. Der Große Bruder sieht dich an, lautete der Begleittext.
Unaufgefordert kam ein Kellner und füllte sein Glas mit Victory-Gin, wobei er ein paar Tropfen aus einer anderen Flasche, deren Kork von einem Federkiel durchbohrt war, hineinspritzte. Es war mit Gewürznelken versetztes Sacharin, die Spezialität des Hauses.
Winston lauschte auf den Televisor. Im Augenblick ertönte nur Musik, aber es bestand die Möglichkeit, daß jeden Augenblick eine Sondermeldung des Friedensministeriums erfolgte. Die Nachrichten von der Afrikafront waren äußerst beunruhigend. Immer wieder hatte er sich den ganzen Tag Sorgen darüber gemacht. Eine eurasische Armee (Ozeanien befand sich im Kriegszustand mit Eurasien: Ozeanien hatte sich immer im

Kriegszustand mit Eurasien befunden) rückte in Eilmärschen gegen Süden vor. Der Tagesbericht vom Mittag hatte zwar kein bestimmtes Gebiet genannt, aber wahrscheinlich war die Kongomündung bereits Kriegsschauplatz. Brazzaville und Leopoldville waren in Gefahr. Man brauchte nicht erst die Landkarte anzusehen, um zu wissen, was das bedeutete. Es war nicht nur eine Frage des Verlustes von Mittelafrika: Zum erstenmal während des ganzen Krieges war das Gebiet von Ozeanien selbst bedroht.

Eine erregte Gemütsbewegung, nicht gerade Furcht, aber ein ihr nicht unähnliches Gefühl, wallte in ihm hoch, dann verebbte sie wieder. Er hörte auf, an den Krieg zu denken. Gegenwärtig konnte er seine Gedanken nie länger als ein paar Augenblicke hintereinander auf einen Gegenstand gerichtet halten. Er erhob sein Glas und leerte es auf einen Zug. Wie immer, mußte er sich danach schütteln und einen leichten Brechreiz überwinden. Das Zeug war greulich.

Das Sacharin und die Gewürznelken, die einem durch ihre widerliche Art an sich schon widerstehen, konnten den faden öligen Geschmack nicht vertuschen; am schlimmsten von allem aber war, daß der Gin-Geruch, den er Tag und Nacht nicht los wurde, in seiner Vorstellung unentwirrbar vermischt war mit dem Geruch dieser…

Er nannte sie nie bei Namen, sogar in Gedanken nicht, und so weit wie möglich stellte er sie sich nie im Geiste vor. Sie waren etwas, das ihm nur halbwegs zum Bewußtsein kam, das dicht vor seinem Gesicht herumschwebte, ein Geruch, den er in der Nase hatte. Als ihm der Gin hochkam, stieß er zwischen purpurroten Lippen auf. Er war beleibter geworden, seitdem sie ihn entlassen hatten, und hatte wieder seine alte Farbe bekommen – wahrhaftig, mehr als das. Seine Gesichtszüge hatten sich vergröbert, die Haut von Nase und Backenknochen war derb rot, sogar die Glatze war von einem zu dunklen Rosa.

Ein Kellner brachte, wiederum unaufgefordert, das Schachbrett und die Tagesausgabe der Times, auf der Seite mit der

Schachaufgabe aufgeschlagen. Dann, als er sah, daß Winstons Glas leer war, brachte er die Ginflasche und füllte es. Es bedurfte keiner Bestellung. Man kannte seine Gewohnheiten. Das Schachbrett wartete immer auf ihn, sein Ecktisch war immer reserviert. Sogar wenn das Lokal voll war, hatte er ihn für sich allein, da niemand Wert darauf legte, zu nahe von ihm sitzend gesehen zu werden. Er machte sich nie auch nur die Mühe, seine Gläser zu zählen.

In unregelmäßigen Abständen wurde ihm ein schmutziger Fetzen Papier gebracht, von dem es hieß, es sei die Rechnung; aber er hatte den Eindruck, daß man ihm immer zu wenig aufrechnete. Es hätte keinen Unterschied ausgemacht, wenn das Gegenteil der Fall gewesen wäre. Er besaß jetzt immer eine Menge Geld. Er hatte sogar eine Stellung, eine Sinekure, die besser bezahlt war, als seine alte Stellung es gewesen war.

Die Musik aus dem Televisor brach ab, und stattdessen kam eine Stimme. Winston hob den Kopf, um zu lauschen. Es war jedoch kein Frontbericht. Sondern lediglich eine kurze Verlautbarung des Ministeriums für Überfluß. Im vorausgehenden Vierteljahr, zeigte es sich, war die zehnte Quote für Schnürsenkel innerhalb des Dreijahresplans um achtundneunzig Prozent übertroffen worden.

Er studierte die Schachaufgabe und stellte die Figuren auf. Es war ein verzwicktes Schlußspiel mit Hilfe von zwei Springern. »Weiß zieht und setzt Schwarz in zwei Zügen matt.«

Winston blickte zu dem Bildnis des Großen Bruders empor. Weiß setzt immer matt, dachte er mit einer Art von dunklem Mystizismus. Immer, ohne Ausnahme, ist es so eingerichtet. Bei keiner Schachaufgabe seit Entstehung der Welt hat jemals Schwarz gewonnen. Symbolisierte das nicht den ewigen, unabänderlichen Sieg des Guten über das Böse? Das riesige Gesicht blickte voll ruhiger Macht auf ihn zurück. Weiß setzt immer matt.

Die Stimme aus dem Televisor hielt inne und fügte in einem anderen, viel ernsteren Ton hinzu: »Wir machen unsere Hörer

auf eine wichtige Meldung aufmerksam, die um fünfzehn Uhr dreißig durchgegeben wird. Fünfzehn Uhr dreißig! Es handelt sich um eine äußerst wichtige Meldung. Sorgen Sie dafür, daß Sie sie nicht versäumen. Fünfzehn Uhr dreißig.« Wieder fiel die Blechmusik ein.

Winstons Herz klopfte heftig. Das war der Frontbericht. Ein Instinkt sagte ihm, daß schlechte Nachrichten kommen würden. Den ganzen Tag über hatte ihn unter kurz aufflackernden Erregungszuständen der Gedanke an eine vernichtende Niederlage in Afrika beschäftigt und war ihm dann wieder entfallen. Ihm war, als sehe er leibhaftig das eurasische Heer über die nie zuvor überschrittene Grenze einschwärmen und sich wie eine Ameisenkolonne in die Spitze Afrikas ergießen.

Warum war es nicht möglich gewesen, sie in der Flanke zu umgehen? Der Umriß der westafrikanischen Küste stand ihm lebhaft vor Augen. Er ergriff den weißen Springer und schob ihn über das Spielbrett. Hier war das richtige Feld. Zur gleichen Zeit, während er die schwarzen Horden südwärts vorstürmen sah, schwebte ihm eine andere, auf geheimnisvolle Weise gesammelte Streitmacht vor Augen, die plötzlich in ihrem Rücken auftauchte und ihre Verbindungen zu Land und zu Wasser abschnitt. Er hatte das Gefühl, durch seinen Willensaufwand diese andere Streitmacht ins Leben zu rufen. Aber man mußte rasch handeln. Wenn sie ganz Afrika unter ihre Kontrolle bringen konnten, wenn sie Flugplätze und Unterseeboot-Stützpunkte am Kap hatten, dann war Ozeanien in zwei Hälften geteilt.

Daraus konnte sich alles ergeben: Niederlage, Zusammenbruch, eine Neuaufteilung der Welt, die Vernichtung der Partei! Er holte tief Atem. Ein seltsames Gemisch von Gefühlen – aber genaugenommen war es kein Gemisch, eher waren es einander ablösende Gefühlsschichten, bei denen man nicht sagen konnte, welches Gefühl das unterste war – regte sich in ihm.

Der Anfall ging vorüber. Er stellte den weißen Springer auf seinen Platz zurück, aber für den Augenblick konnte er sich nicht einer ernsthaften Überlegung des Schachproblems widmen. Seine

Gedanken schweiften erneut. Fast unbewußt malte er mit dem Finger in den Staub der Tischplatte: 2 x 2 = 5

»In dein Inneres können sie nicht eindringen«, hatte Julia gesagt. Aber sie konnten in einen eindringen.

»Was Ihnen hier widerfährt, gilt für immer«, hatte O'Brien gesagt. Das war ein wahres Wort. Es gab Dinge, eigene Taten, die man nie wieder loswurde. Etwas in der eigenen Brust war getötet worden: ausgebrannt und ausgeätzt.

Er hatte sie gesehen; hatte sogar mit ihr gesprochen. Es war keine Gefahr dabei. Er wußte gleichsam instinktiv, daß sie jetzt so gut wie kein Interesse an seinem Tun und Treiben nahm. Er hätte eine zweite Begegnung mit ihr verabreden können, wenn einer von ihnen beiden es gewollt hätte. Tatsächlich waren sie sich durch Zufall begegnet. Es war im Stadtpark gewesen, an einem abscheulichen, schneidenden Märztag, als die Erde aussah wie aus Eisen, das ganze Gras abgestorben schien und nirgendwo eine Blütenknospe zu sehen war außer ein paar Krokussen, die sich durch das Erdreich durchgekämpft hatten, um vom Wind zerzaust zu werden.

Er eilte mit frostblauen Händen und wässernden Augen dahin, als er sie keine zehn Meter von sich entfernt erblickte. Sofort fiel ihm auf, daß sie sich in einer schwer bestimmbaren Weise verändert hatte. Sie gingen, fast ohne Erkennen zu verraten, aneinander vorbei, dann kehrte er um und ging ihr, nicht sehr eifrig, nach. Er wußte, daß keine Gefahr bestand, niemand kümmerte sich um sie.

Sie sagte nichts. Sie ging schräg über den Rasen davon, so als versuche sie, ihn loszuwerden; dann schien sie sich damit abzufinden, ihn an ihrer Seite zu haben. Schließlich kamen sie zu einer Gruppe zerzauster, entblätterter Sträucher, die weder als Versteck noch als Schutz vor dem Wind dienen konnten. Sie blieben stehen. Es war scheußlich kalt. Der Wind pfiff durch die Zweige und zerpflückte die verstreut dastehenden, schmutzig aussehenden Krokusse. Er legte den Arm um ihre Hüfte. Es gab keinen Televisor, aber es mußten versteckte Mikrofone da sein;

außerdem konnte man sie sehen. Das machte nichts aus, nichts machte etwas aus. Sie hätten sich auf den Boden legen und das tun können, was sie gewollt hätten. Sein Fleisch erstarrte vor Grauen bei dem bloßen Gedanken. Sie reagierte überhaupt nicht auf seinen um sie gelegten Arm; sie versuchte nicht einmal, sich freizumachen.

Jetzt wußte er, was sich in ihr verändert hatte. Ihr Gesicht war bleicher, und eine teilweise von einer Haarsträhne bedeckte lange Narbe lief über ihre Stirn und Schläfe. Aber nicht das war die Veränderung. Sie bestand darin, daß ihre Taille dicker und in einer überraschenden Weise steif geworden war. Er erinnerte sich, wie er einmal nach der Explosion einer Raketenbombe geholfen hatte, eine Leiche aus den Trümmern zu ziehen, und nicht über das unglaubliche Gewicht des Toten gestaunt hatte, sondern über seine Steifheit und die Schwierigkeit, mit der er sich handhaben ließ, so daß er eher aus Stein als aus Fleisch zu sein schien. Ihr Körper fühlte sich ebenso an. Es kam ihm der Gedanke, daß das Gewebe ihrer Haut ein ganz anderes sein mußte als früher.

Er versuchte nicht, sie zu küssen; auch sprachen sie nicht miteinander. Als sie über das Gras zurückgingen, sah sie ihn zum erstenmal unmittelbar an. Es war nur ein kurzer Blick, voll Verachtung und Abneigung. Er fragte sich, ob es eine Abneigung war, die sich nur aus der Vergangenheit herleitete, oder ob sie auch durch sein gedunsenes Gesicht und das Wasser, das ihm der Wind ständig aus den Augen trieb, verursacht war. Sie setzten sich auf zwei eiserne Stühle, Seite an Seite, aber nicht zu eng nebeneinander. Er sah, daß sie im Begriff war, zu sprechen. Sie schob ihren plumpen Schuh ein paar Zentimeter vor und zertrat bedachtsam einen Zweig. Ihr Fuß schien breiter geworden zu sein, bemerkte er.

»Ich habe dich verraten«, sagte sie trocken.

»Auch ich verriet dich«, erwiderte er.

Sie warf ihm einen erneuten kurzen Blick des Abscheus zu. »Manchmal«, sagte sie, »drohen sie einem mit etwas – etwas, das

man nicht aushalten, ja nicht einmal ausdenken kann. Und dann sagt man: ›Tut es nicht mir an, tut es jemand anderem, tut es dem Soundso an.‹ Und vielleicht macht man sich nachher vor, es sei nur ein Kniff gewesen, und man habe nur eben so gesagt, damit sie aufhörten, und es sei einem nicht wirklich ernst damit gewesen.

Aber das ist nicht wahr. Zurzeit, wenn es sich abspielt, ist es einem ernst damit. Man glaubt, es gebe keinen anderen Ausweg, um sich selbst zu retten, und man ist durchaus bereit, sich auf diese Weise zu retten. Man will, daß es dem anderen widerfährt. Es kümmert einen keinen Pfifferling, was sie leiden. Es geht nur noch um einen selbst.«

»Es geht nur noch um einen selbst«, echote er.

»Und danach empfindet man für den anderen Menschen nicht mehr dasselbe.«

»Nein«, sagte er, »man empfindet nicht mehr dasselbe.«

Es schien, sie hätten sich nichts mehr zu sagen. Der Wind klatschte ihre dünnen Trainingsanzüge an ihre Leiber. Mit einmal setzte es einen in Verlegenheit, schweigend dazusitzen: außerdem war es zu kalt, um stillzusitzen. Sie murmelte etwas, sie müßte ihre Untergrundbahn erreichen, und stand zum Gehen auf.

»Wir müssen uns wiedersehen«, sagte er.

»Ja«, sagte sie, »wir müssen uns wiedersehen.«

Unentschlossen ging er ein kleines Stück weit mit, einen halben Schritt hinter ihr. Sie sprachen nicht noch einmal. Sie versuchte nicht direkt, ihn abzuschütteln, sondern ging nur eben in solchem Tempo, dass

er nicht mit ihr Schritt halten konnte. Er hatte bei sich beschlossen, sie bis zum Untergrundbahnhof zu begleiten, aber plötzlich schien dieses Sich-durch-die-Kälte-Hinterherziehen-lassen sinnlos und unerträglich.

Er fühlte einen brennenden Wunsch, nicht so sehr von Julia wegzukommen, als ins Café »Zum Kastanienbaum« zurückzukehren, das ihm nie so anziehend vorgekommen war

wie in diesem Augenblick. Er hatte eine sehnsüchtige Vision von seinem Ecktisch mit der Zeitung, dem Schachbrett und dem ewig fließenden Gin. Vor allem würde es dort warm sein. Im nächsten Augenblick wurde er, rein zufällig, durch eine kleine Gruppe Menschen von ihr getrennt.
Er machte einen schwachen Versuch, sie einzuholen, dann wurde er langsamer, machte kehrt und ging in entgegengesetzter Richtung davon. Als er fünfzig Meter gegangen war, blickte er sich um. Es waren nicht viele Menschen auf der Straße, aber schon konnte er sie nicht mehr unterscheiden. Jede von einem Dutzend eilender Gestalten hätte Julia sein können. Vielleicht war ihr dick und steif gewordener Rücken nicht mehr unter den anderen Menschen herauszufinden.
»Zur Zeit, wenn es sich abspielt«, hatte sie gesagt, »ist es einem ernst damit.«
Es war ihm ernst damit gewesen. Er hatte es nicht nur gesagt, sondern auch gewünscht, daß sie und nicht er ausgeliefert würde an die…
Etwas an der Musik, die aus dem Televisor rieselte, änderte sich. Ein prahlerischer und höhnischer, ein hetzerischer Unterton kam hinein. Und dann – vielleicht geschah es nicht wirklich, vielleicht war es nur eine sich in eine Melodie kleidende Erinnerung – sang eine Stimme: »Under the spreading chestnut tree I sold you and you sold me…«
Tränen stiegen ihm in die Augen. Ein vorbeikommender Kellner sah, daß sein Glas leer war, und kam mit der Ginflasche zurück. Er hob sein Glas und schnupperte daran. Das Zeug wurde mit jedem Schluck, den er trank, nicht weniger scheußlich, sondern scheußlicher. Aber es war zu dem Element geworden, in dem er schwamm.
Es war sein Leben, sein Tod und sein Wiederbelebungsmittel. Der Gin versetzte ihn allabendlich in einen dumpfen Schlaf, und der Gin erweckte ihn allmorgendlich wieder zum Leben. Wenn er, was selten vor elf Uhr geschah, mit verklebten Augen, mit schlechtem Geschmack im Mund und einem wie gebrochenen

Rücken aufwachte, wäre es unmöglich gewesen, sich auch nur aus der Horizontale aufzurichten, wären nicht die nachtsüber neben dem Bett stehende Flasche und Teetasse gewesen. Über die Mittagsstunde saß er mit verglastem Blick da, die Flasche griffbereit vor sich, und lauschte dem Televisor.
Von fünfzehn Uhr bis Lokalschluß gehörte er zum Inventar des Cafés. »Zum Kastanienbaum«. Niemand kümmerte sich mehr darum, was er tat, keine Sirene weckte, kein Televisor mahnte ihn. Gelegentlich, vielleicht zweimal in der Woche, ging er zu einem verstaubten, vergessen aussehenden Büro im Wahrheitsministerium und verrichtete ein wenig Arbeit, oder wenigstens was man so Arbeit nennt. Er war einem Unterausschuß eines Unterausschusses zugeteilt worden, der sich von einem der unzähligen Ausschüsse abgezweigt hatte, die mit der Bearbeitung der unbedeutenden Schwierigkeiten beschäftigt waren, die sich bei der Zusammenstellung der elften Ausgabe des Neusprech-Wörterbuches ergaben. Sie waren mit der Abfassung von etwas beauftragt, das sich Zwischenbericht nannte, was es aber war, worüber sie berichteten, hatte er nie ganz herausgefunden.
Es hatte etwas mit der Frage zu tun, ob Kommas innerhalb oder außerhalb der Klammern gesetzt werden sollten. Noch vier andere gehörten dem Ausschuß an, sämtlich Menschen ähnlich wie er selber.
Es gab Tage, an denen sie zusammentraten, um dann gleich wieder auseinander zugehen und einander offen einzugestehen, daß in Wirklichkeit nichts zu tun war. Es gab aber auch andere Tage, an denen sie sich fast begierig auf ihre Arbeit stürzten, ein riesiges Aufheben davon machten, ihre Entwürfe zu besprechen und lange Denkschriften zu entwerfen, die nie vollendet wurden – an denen der Streit darüber, worüber sie sich eigentlich stritten, außerordentlich verwickelt und unklar wurde, mit spitzfindigen Erörterungen von Definitionen, riesigen Abschweifungen, Zänkereien, ja sogar Drohungen, sich an eine höhere Stelle zu wenden. Und dann plötzlich war ihre Lebendigkeit erschöpft, sie

saßen herum und sahen einander mit erloschenen Augen an wie Gespenster, die sich beim ersten Hahnenschrei in Nichts auflösen. Der Televisor war einen Augenblick verstummt. Winston hob wieder den Kopf. Der Tagesbericht!
Aber nein, sie schalteten nur andere Musik ein. Er stellte sich in Gedanken die Karte von Afrika vor. Die Bewegungen der Heere bildeten ein Diagramm: Ein schwarzer Pfeil stieß senkrecht nach Süden vor und ein weißer Pfeil waagerecht nach Osten, durch das Ende des ersteren hindurch. Wie zur Beruhigung blickte er zu dem unerschütterlichen Gesicht auf dem Bild empor. War es denkbar, daß der zweite Pfeil nicht einmal existierte?
Sein Interesse erlahmte wieder. Er trank einen neuen Schluck Gin, nahm den weißen Springer zur Hand und machte einen versuchsweisen Zug. Schach. Aber es war offenbar nicht der richtige Zug, denn – ungerufen kam ihm eine Erinnerung in den Sinn. Er sah ein kerzenbeleuchtetes Zimmer mit einem breiten, mit einer weißen Steppdecke bedeckten Bett, und sich selbst als einen Jungen von neun oder zehn Jahren, wie er auf dem Fußboden saß, einen Würfelbecher schüttelte und aufgeregt lachte. Seine Mutter saß ihm gegenüber und lachte ebenfalls.
Es mußte etwa einen Monat vor ihrem Verschwinden gewesen sein. Es war ein Anblick der Harmonie, in dem der nagende Hunger in seinem Magen vergessen und seine frühere Liebe zu ihr wieder vorübergehend aufgeblüht war. Er erinnerte sich gut an den Tag, einen stürmischen Regentag, an dem das Wasser die Fensterscheibe herunterströmte und das Licht im Zimmer zum Lesen zu trübe war. Die Langeweile der beiden Kinder in dem dunklen engen Raum wurde unerträglich.
Winston greinte und quengelte, verlangte vergeblich etwas zu essen, fuhrwerkte im Zimmer herum, wobei er alles von der Stelle rückte und der Wandvertäfelung Fußtritte versetzte, bis die Nachbarn an die Wand klopften, während das jüngere Kind zwischendurch jammerte. Am Schluß hatte seine Mutter gesagt: »Sei jetzt brav, und ich kauf dir ein Spielzeug. Ein schönes Spielzeug – es wird dir gefallen.«

Und dann war sie in den Regen hinausgegangen zu einem kleinen Kramladen in der Nachbarschaft, der noch immer zeitweise geöffnet hatte, und kam mit einer Pappschachtel zurück, die eine vollständige Zusammensetzung eines Wettrennspiels enthielt. Er konnte sich noch an den Geruch des muffigen Pappdeckels erinnern.

Das Ganze war jammervoll. Die Pappe hatte Sprünge, und die winzigen Holzwürfel waren so ungleichmäßig geschnitzt, daß sie kaum auf ihren Flächen liegenbleiben wollten. Winston betrachtete das Spiel mürrisch und teilnahmslos. Aber dann zündete seine Mutter einen Kerzenstummel an, und sie setzten sich zum Spiel auf den Boden. Bald glühte er vor Erregung und schrie vor Lachen, wenn die Spielmarken hoffnungsvoll vorrückten und dann wieder fast bis zum Einsatz zurückgestellt werden mußten. Sie spielten acht Spiele, wobei jeder vier gewann. Sein Schwesterchen, das zu klein war, um etwas von dem Spiel zu verstehen, hatte, an ein Polster gelehnt, dagesessen und gelacht, weil die anderen lachten. Einen ganzen Nachmittag hindurch waren sie alle miteinander glücklich gewesen, wie in seiner früheren Jugend.

Er verbannte das Bild aus seinen Gedanken. Es war eine falsche Erinnerung. Gelegentlich suchten ihn falsche Erinnerungen heim. Sie schadeten nichts, solange man sie als das erkannte, was sie waren. Manche Dinge hatten sich zugetragen, andere hatten sich nicht zugetragen. Er wandte sich wieder dem Schachbrett zu und ergriff erneut den weißen Springer. Fast im gleichen Augenblick fiel er mit Geklapper hinunter auf das Spielbrett. Er war zusammengefahren, als habe man ihm eine Nadel hineingerammt.

Ein schriller Trompetenstoß hatte die Luft durchdrungen. Es war der Tagesbericht! Sieg! Es bedeutete immer einen Sieg, wenn ein Trompetenstoß den Nachrichten vorherging. Sogar die Kellner waren zusammengeschreckt und spitzten die Ohren.

Der Trompetenstoß hatte einen riesigen Aufwand von Lärm entfesselt. Schon schnatterte eine aufgeregte Stimme aus dem

Televisor, aber bereits als sie loslegte, ging sie beinahe in einem Hurragebrüll von draußen unter.
Die Neuigkeit hatte sich wie durch Zauberei in den Straßen verbreitet. Er konnte gerade genug von dem, was der Televisor verkündete, hören, um zu merken, daß alles so, wie von ihm vorausgesehen, gekommen war; eine große, übers Meer gekommene Kriegsflotte war insgeheim zusammengezogen und ein plötzlicher Schlag gegen die feindliche Nachhut geführt worden, der weiße Pfeil spaltete das Ende des schwarzen Bruchstücke triumphierender Phrasen behaupteten sich gegen den Lärm: »Großes strategisches Manöver – vollendete Zusammenarbeit – wilde Flucht des Feindes auf der ganzen Linie – eine halbe Million Gefangene – vollkommene Auflösung – Kontrolle über ganz Afrika – das Kriegsende in absehbare Nähe gerückt – größter Sieg in der menschlichen Geschichte! Sieg, Sieg, Sieg!«
Winstons Füße machten unter dem Tisch krampfhafte Bewegungen. Er hatte sich nicht von seinem Platz gerührt, aber in Gedanken rannte er, rannte rasch, war mit der Menge draußen und schrie sich mit Hochrufen heiser. Wieder blickte er zu dem Bildnis des Großen Bruders empor. Der Koloß, der seine Arme schützend über die ganze Welt breitete!
Der Felsen, gegen den die asiatischen Horden vergeblich anrannten! Er überlegte, wie noch vor zehn Minuten – ja, nur vor zehn Minuten – ein Schwanken in seinem Herzen gewesen war, als er sich fragte, ob die Meldung von der Front Sieg oder Niederlage lauten würde. Ach, mehr als ein eurasisches Heer war untergegangen! Viel hatte sich in ihm geändert seit jenem ersten Tag im Ministerium für Liebe, aber die endgültige, notwendige, heilende Wandlung war bis zu diesem Augenblick nicht erfolgt.
Die Stimme aus dem Televisor sprudelte noch immer ihren Bericht von Gefangenen, Beute und Gemetzel, aber das Geschrei draußen hatte sich ein wenig gelegt. Die Kellner gingen wieder an ihre Arbeit. Einer von ihnen kam mit der Ginflasche heran.

Winston, der in seligen Träumen verloren dasaß, achtete nicht darauf, als sein Glas gefüllt wurde.
Er rannte nicht mehr und schrie nicht mehr Hurra. Er war wieder im Ministerium für Liebe, alles war vergessen, seine Seele schneeweiß. Er saß auf der öffentlichen Anklagebank, gestand alles, belastete jedermann. Er schritt den mit weißen Fliesen belegten Gang hinunter mit dem Gefühl, im Sonnenschein zu wandeln, und ein bewaffneter Wachposten ging hinter ihm drein. Das langerhoffte Geschoß drang ihm in sein Gehirn.
Er blickte hinauf zu dem riesigen Gesicht. Vierzig Jahre hatte er gebraucht, um zu erfassen, was für ein Lächeln sich unter dem dunklen Schnurrbart verbarg.
O grausames, unnötiges Mißverstehen! O eigensinniges, selbst auferlegtes Verbanntsein von der liebenden Brust! Zwei nach Gin duftende Tränen rannen an den Seiten seiner Nase herab. Aber nun war es gut, war alles gut, der Kampf beendet. Er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Er liebte den Großen Bruder.

ENDE

Kleine Grammatik

Neusprech war die in Ozeanien eingeführte Amtssprache und zur Deckung der ideologischen Bedürfnisse des Engsoz erfunden worden. Sie hatte nicht nur den Zweck, ein Ausdrucksmittel für die Weltanschauung und geistige Haltung zu sein, die den Anhängern des Engsoz allein angemessen war, sondern darüber hinaus jede Art anderen Denkens auszuschalten. Wenn Neusprech erst ein für allemal angenommen und die Altsprache vergessen worden war (etwa im Jahre 2050), sollte sich ein unorthodoxer – d. h. ein von den Grundsätzen des Engsoz abweichender Gedanke – buchstäblich nicht mehr denken lassen, wenigstens insoweit Denken eine Funktion der Sprache ist.
Der Wortschatz des Neusprech war so konstruiert, daß jeder Mitteilung, die ein Parteimitglied berechtigterweise machen wollte, eine genaue und oft mehr differenzierte Form verliehen werden konnte, während alle anderen Inhalte ausgeschlossen wurden, ebenso wie die Möglichkeit, etwa auf indirekte Weise das Gewünschte auszudrücken. Das wurde als durch die Erfindung neuer, hauptsächlich aber durch die Ausmerzung unerwünschter Worte erreicht, und indem man die übriggebliebenen Worte so weitgehend wie möglich jeder unorthodoxen Nebenbedeutung entkleidete.
Ein Beispiel hierfür: das Wort „frei“ gab es zwar im Neusprech noch, aber es konnte nur in Sätzen wie »Dieser Hund ist frei von Flöhen«, oder »Dieses Feld ist frei von Unkraut« angewandt werden.
In seinem alten Sinn von »politisch frei« oder »geistig frei« konnte es nicht gebraucht werden, da es diese politische oder geistige Freiheit nicht einmal mehr als Begriff gab und infolgedessen auch keine Bezeichnung dafür vorhanden war.

Neusprech war auf der vorhandenen Sprache aufgebaut, obwohl viele Neusprechsätze, auch ohne neu erfundene Worte zu enthalten, für einen Menschen des Jahres 1950 kaum verständlich gewesen wären. Der Wortschatz war in drei deutlich abgegrenzte Klassen eingeteilt, die im Folgenden gesondert behandelt werden. Für die rein grammatikalischen Besonderheiten gilt jedoch das unter „Wortschatz A“ Gesagte für alle drei Kategorien.
Der Wortschatz A bestand aus den für das tägliche Leben benötigten Worten – für Dinge wie Essen, Trinken, Arbeiten, Anziehen, Treppensteigen, Eisenbahnfahren, Kochen u. dgl. Er war fast völlig aus bereits vorhandenen Worten zusammengesetzt, wie schlagen, laufen, Hund, Baum, Zucker, Haus, Feld – aber mit dem heutigen Wortschatz verglichen, war ihre Zahl äußerst klein und ihre Bedeutung viel strenger umrissen. Sie waren von jedem Doppelsinn und jeder Bedeutungsschattierung gereinigt.
Es wäre ganz unmöglich gewesen, sich des Wortschatzes A etwa zu literarischen Zwecken oder zu einer politischen oder philosophischen Diskussion zu bedienen. Er war nur dazu bestimmt, einfache, zweckbestimmende Gedanken auszudrücken, bei denen es sich gewöhnlich um konkrete Dinge oder physische Vorgänge handelte.
Ein Merkmal der Neusprech-Grammatik war die fast vollständige Austauschbarkeit unter den verschiedenen syntaktischen Bestandteilen. Jedes Wort konnte sowohl als Zeit-, Haupt-, Eigenschafts- oder Umstandswort verwendet werden. Zeit- und Hauptwort hatten dieselbe Form, wenn sie die gleiche Wurzel hatten, ja selbst wo kein etymologischer Zusammenhang vorhanden war. Es gab zum Beispiel kein Wort für schneiden, da seine Bedeutung schon hinreichend durch das Hauptwort Messer gedeckt war. Eigenschaftsworte wurden gebildet, indem man dem Hauptwort die Nachsilbe -voll, Umstandsworte, indem man -weise anhängte.

Jedes Wort konnte durch Voranstellung von un- in sein Gegenteil umgewandelt oder durch die Voranstellung von plus- oder von doppelplus- gesteigert werden. So bedeutete beispielsweise unkalt »warm«, während pluskalt oder doppelpluskalt »sehr kalt« oder »überaus kalt« bedeuteten.
Auch war es möglich, die Bedeutung fast jeden Wortes durch die Voranstellung von vor-, nach-, ober-, unter- usw. abzuwandeln. Diese Methode ermöglichte es, den Wortschatz ganz gewaltig zu vermindern.
Das zweite hervorstechende Merkmal der Neusprech-Grammatik war ihre Regelmäßigkeit. Abgesehen von einigen nachfolgend erwähnten Ausnahmen folgten alle Beugungen derselben Regel. Bei allen Zeitwörtern waren das Imperfektum und das Partizip der Vergangenheit identisch und endeten auf -te. Das Imperfektum von stehlen war stehlte, von denken denkte usw., während alle Formen wie dachte, schwamm, brachte, sprach, nahm abgeschafft waren.
Die einzigen Wortarten, die weiterhin unregelmäßig gebeugt werden durften, waren die Fürwörter und die Hilfszeitworte. Ein Wort, das schwer auszusprechen oder leicht mißzuverstehen war, galt eo ipso als etwas Schlechtes: deshalb wurden gelegentlich um des Wohlklangs willen Buchstaben in ein Wort eingeschoben oder veraltete Formen beibehalten. Aber diese Notwendigkeit machte sich vor allem in Zusammenhang mit Wortschatz B bemerkbar.
Der Wortschatz B bestand aus Worten, die absichtlich zu politischen Zwecken gebildet worden waren, d. h. die nicht nur in jedem Fall auf einen politischen Sinn abzielten, sondern dazu bestimmt waren, den Benutzer in die gewünschte Geistesverfassung zu versetzen. Ohne ein eingehendes Vertrautsein mit den Prinzipien des Engsoz war es schwierig, diese Worte richtig zu gebrauchen. In manchen Fällen konnte man sie in die Altsprache oder sogar in Worte aus dem Wortschatz A übersetzen, aber dazu war gewöhnlich eine lange Umschreibung notwendig, und unweigerlich gingen dabei

gewisse Schattierungen verloren. Die B-Worte waren eine Art Stenographie, mit der man oft eine ganze Gedankenreihe in ein paar Silben zusammenfassen konnte. Ihre Formulierungen waren genauer und zwingender als die gewöhnliche Sprache.

Die B-Worte waren immer zusammengesetzt. Sie bestanden aus zwei oder mehr Worten oder Wortteilen, die zu einer leicht aussprechbaren Form zusammengezogen waren. Die erzielte Verschmelzung war zunächst immer ein Hauptwort, von dem dann in der üblichen Weise weitere Worte abgeleitet wurden. Beispiel: das Wort Gutdenk bedeutete gemeinhin »orthodoxe Haltung, Strenggläubigkeit«, als Zeitwort »in orthodoxer Weise denken« (Vergangenheit gutdenkte); als Eigenschaftswort gutdenkvoll; als Umstandswort gutdenkweise; als aktives Hauptwort Gutdenker.

Der Stamm der B-Worte konnte Bestandteilen jeder Wortart angehören, die in jeder Reihenfolge angeordnet und beliebig verstümmelt werden konnten, um ein leicht aussprechbares neues Wort zu bilden. In dem Worte Undenk (Verstoß gegen die Parteidisziplin) z. B. stand denken an zweiter Stelle, während es in Denkpoli (Gedankenpolizei) auf die erste Stelle kam, wobei das Wort Polizei seine dritte Silbe einbüßte. Manche B-Worte hatten eine höchst differenzierte Bedeutung, die jemandem, der nicht mit der Sprache im Ganzen vertraut war, kaum verständlich wurde.

Als Beispiel diene ein typischer Satz aus dem Times-Leitartikel: „Altdenker unintusfühl Engsoz“. Die kürzeste Wiedergabe, die davon in der Altsprache möglich gewesen wäre, hätte lauten müssen: »Diejenigen, deren Weltanschauung sich vor der Revolution geformt hat, können die Prinzipien des neuen englischen Sozialismus nicht wirklich von innen heraus verstehen.«

Aber das ist keine ausreichende Übersetzung. Man müßte eigentlich, um die volle Bedeutung des oben angeführten Neusprechsatzes zu verstehen, erst eine genaue Vorstellung von dem haben, was mit Engsoz gemeint war. Dazu kommt, daß nur

ein völlig im Engsoz aufgegangener Mensch die ganze Kraft des Wortes intusfühl nachzuempfinden vermag, das eine blinde, begeisterte Hingabe bezeichnete, die man sich nur schwer vorstellen kann, desgleichen das Wort Altdenk, das untrennbar mit der Vorstellung von Schlechtigkeit und Entartung verknüpft war.

Wie wir bereits bei dem Wort frei gesehen haben, wurden Worte, die früher einen ketzerischen Sinn hatten, manchmal aus Bequemlichkeitsgründen beibehalten – aber nur, nachdem man sie von ihren unerwünschten Bedeutungen gereinigt hatte. Zahlreiche Worte wie „Ehre, Gerechtigkeit, Moral, Nation, Heimat, Volk, Rasse, Wissenschaft und Religion" gab es ganz einfach nicht mehr.

Sie waren durch ein paar Oberbegriffe ersetzt und damit hinfällig geworden. Alle mit den Begriffen der Freiheit und Gleichheit zusammenhängenden Worte z. B. waren in dem einzigen Wort Undenk enthalten, während alle um die Begriffe Objektivität und Rationalismus kreisenden Worte sämtlich in dem Wort Altdenk Inbegriffen waren. Eine größere Genauigkeit wäre gefährlich gewesen.

Kein Wort des Wortschatzes B war ideologisch neutral. Eine ganze Anzahl hatte den Charakter reiner sprachlicher Tarnung und waren einfach Euphemismen. So bedeuteten zum Beispiel Worte wie Lustlager (= Zwangsarbeitslager) oder Minipax (= Friedensministerium – Kriegsministerium) fast das genaue Gegenteil von dem, was sie zu besagen schienen.

Andererseits zeigten einige Worte ganz offen eine verächtliche Kenntnis der wahren Natur der ozeanischen Verhältnisse. Ein Beispiel dafür war Prolefutter, womit man die armseligen Lustbarkeiten und die verlogenen Nachrichten meinte, mit denen die Massen von der Partei abgespeist wurden. Andere Worte wiederum hatten eine Doppelbedeutung, sie bedeuteten etwas Gutes, wenn sie auf die Partei, und etwas Schlechtes, wenn sie auf deren Feinde angewandt wurden. Aber außerdem gab es noch eine große Anzahl von Worten, die auf den ersten Blick wie

einfache Abkürzungen aussahen und ihre ideologische Färbung nicht von ihrer Bedeutung, sondern von ihrer Zusammensetzung bekamen.
Soweit wie möglich wurde alles, was irgendwie politische Bedeutung hatte oder haben konnte, dem Wortschatz B angepaßt. Der Name jeder Organisation oder Gemeinschaft, jeden Dogmas, jedes Landes, jeder Verordnung, jeden öffentlichen Gebäudes wurde unabänderlich auf den gewohnten Nenner gebracht: in die Form eines einzigen, leicht aussprechbaren Wortes mit möglichst geringer Silbenzahl, von dem man die ursprüngliche Ableitung noch ablesen konnte. Im Wahrheitsministerium z.B. wurde die Registratur-Abteilung, in der Winston Smith beschäftigt war, Regab genannt, die Literatur-Abteilung Litab, die Televisor-Programm-Abteilung Telab usw.
Das geschah nicht nur aus Gründen der Zeitersparnis. Schon in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts waren solche zusammengezogenen Worte charakteristisches Merkmal der politischen Sache gewesen; wobei es sich gezeigt hatte, daß die Tendenz, solche Abkürzungen zu benutzen, in totalitären Ländern und bei totalitären Organisationen am ausgeprägtesten war.
Zunächst war das Verfahren offenbar ganz unbewußt und zufällig in Gebrauch gekommen, im Neusprech aber wurde es vorsätzlich angewandt.
Man hatte erkannt, daß durch solche Abkürzungen die Bedeutung einer Bezeichnung eingeschränkt und unmerklich verändert wurde, indem sie die meisten der ihr sonst anhaftenden Gedankenverbindungen verlor. Die Worte „Kommunistische Internationale“ z. B. erweckten das Bild einer „weltumspannenden Menschheitsverbrüderung“, von roten Fahnen, Barrikaden, Karl Marx und der Pariser Kommune.
Das Wort Komintern dagegen läßt lediglich an eine eng zusammengeschlossene Organisation und eine deutlich umrissene Gruppe von Anhängern einer politischen Doktrin denken; es umreißt etwas, das fast so leicht zu erkennen und auf

seinen Zweck zu beschränken ist wie ein Stuhl oder ein Tisch. Komintern ist ein Wort, das man fast gedankenlos gebrauchen kann, während man über die Bezeichnung Kommunistische Internationale schon einen Augenblick nachdenken muß.
Ebenso sind die Assoziationen, die durch ein Wort wie Miniwahr hervorgerufen werden, geringer an Zahl und leichter kontrollierbar, als bei der Bezeichnung Wahrheitsministerium. Das erklärt nicht nur die Gewohnheit, bei jeder nur möglichen Gelegenheit Abkürzungen zu gebrauchen, sondern auch die fast übertriebene Sorgfalt, die darauf verwendet wurde, für jedes dieser Worte eine bequem aussprechbare Form zu finden.
Es überwog im Neusprech deshalb die Rücksicht auf leicht eingehenden Wohlklang jede andere Erwägung, außer der Genauigkeit der Bedeutung; grammatische Regeln mußten immer zurücktreten, wenn es erforderlich schien. Und das mit Recht, denn man benötigte – vor allem für politische Zwecke – unmißverständliche Kurzworte, die leicht ausgesprochen werden konnten und im Denken des Sprechers ein Minimum an ideenverwandten Erinnerungen wachriefen. Die einzelnen Worte des Wortschatzes B gewannen noch an Ausdruckskraft dadurch, daß sie einander fast alle sehr ähnlich waren. Sie waren fast immer zwei-, höchstens dreisilbig (Gutdenk, Minipax, Lustlager, Engsoz, Intusfühl, Denkpoli), wobei die Betonung ebensohäufig auf der ersten wie auf der letzten Silbe lag.
Durch ihre Verwendung entwickelte sich ein bestimmter rednerischer Stil, der zugleich kurz, hohltönend und monoton war.
Der Wortschatz C bildete eine Ergänzung der beiden vorhergehenden und bestand lediglich aus wissenschaftlichen und technischen Fachausdrücken. Diese ähnelten den früher gebräuchlichen und leiteten sich aus den gleichen Wurzeln ab, doch ließ man die übliche Sorgfalt walten, sie streng zu umreißen und von unerwünschten Nebenbedeutungen zu säubern. Sie folgten den gleichen grammatikalischen Regeln wie die Worte in den beiden anderen Wortschätzen. Sehr wenige C-Worte

tauchten in der politischen Sprache oder der Umgangssprache auf. Jeder wissenschaftliche Arbeiter oder Techniker konnte alle von ihm benötigten Worte in einer für sein Fach aufgestellten Liste finden, während er selten über eine mehr als oberflächliche Kenntnis der in den anderen Listen verzeichneten Worte verfügte. Nur einige wenige Worte standen auf allen Listen, doch es gab kein Vokabular, das die Funktion der Wissenschaft unabhängig von ihren jeweiligen Zweigen als eine geistige Einstellung oder Denkungsart ausgedrückt hätte, ja es gab nicht einmal ein Wort für »Wissenschaft«, da jeder Sinn, den es hätte haben können, bereits hinreichend durch das Wort Engsoz umschrieben war.
Es war also im Neusprech so gut wie unmöglich, verbotenen Ansichten, über ein sehr niedriges Niveau hinaus, Ausdruck zu verleihen. Man konnte natürlich ganz grobe Ketzereien wie einen Fluch aussprechen. Man hätte z. B. sagen können: Der Große Bruder ist ungut.
Aber diese Feststellung, die für ein orthodoxes Ohr lediglich wie ein handgreiflicher Unsinn geklungen hätte, durch Vernunftargumente zu stützen, wäre ganz unmöglich gewesen, da die nötigen Worte dafür fehlten. Im Jahre 1984, zu einer Zeit also, da die Altsprache noch das normale Verständigungsmittel war, bestand theoretisch immer noch die Gefahr, daß man sich bei der Benutzung von Neusprechworten an ihren ursprünglichen Sinn erinnern konnte. In der Praxis war es für jeden im Doppeldenk geschulten Menschen natürlich nicht schwer, das zu vermeiden, aber schon nach zwei weiteren Generationen würde auch die bloße Möglichkeit einer solchen Entgleisung überwunden sein.
Viele Verbrechen und Vergehen würde dieser Mensch nicht mehr begehen können, weil er keinen Namen mehr dafür hatte und sie sich deshalb gar nicht mehr vorstellen könnte.
Es war vorauszusehen, daß im Laufe der Zeit die Besonderheiten des Neusprech immer mehr hervortreten würden - es würde immer weniger Worte geben und deren Bedeutung immer starrer

werden. Auch würde die Möglichkeit, sie zu unliebsamen Zwecken zu gebrauchen, ständig geringer werden.
Sobald die Altsprache ein für allemal verdrängt war, war auch das letzte Bindeglied mit der Vergangenheit dahin. Die Geschichte war bereits umgeschrieben worden, doch gab es da und dort unzureichend zensierte Bruchstücke aus der Literatur der Vergangenheit, und solange jemand die Altsprache verstand, war es möglich, sie zu lesen. In der Zukunft würden solche Fragmente, auch wenn sie zufälligerweise erhalten blieben, unverständlich und unübersetzbar sein. Es war unmöglich, irgendetwas aus der Altsprache ins Neusprech zu übertragen, es sei denn, es handelte sich um ein technisches Verfahren oder um einen einfachen alltäglichen Vorgang, oder es war bereits linientreu („gutdenkvoll" würde der Neusprechausdruck lauten) in seiner Tendenz.
Praktisch bedeutete dies, daß kein vor 1960 geschriebenes Buch, so wie es war, übersetzt werden konnte. Vorrevolutionäre Literatur konnte nur einer ideologischen Übertragung unterzogen werden, das heißt einer Veränderung sowohl dem Sinne als der Sprache nach.
Ein großer Teil der Literatur der Vergangenheit war tatsächlich schon in dieser Weise verändert worden. Prestigerücksichten ließen es wünschbar erscheinen, das Andenken an bestimmte historische Figuren beizubehalten, doch so, daß man deren Errungenschaften mit der Linie des Engsoz in Einklang brachte.
Verschiedene Schriftsteller wie Shakespeare, Milton, Swift, Byron, Dickens und andere wurden deshalb einer Übertragung unterzogen. Sobald dies vollbracht worden war, wurden sowohl die Originalwerke wie auch alles andere, das aus der Literatur der Vergangenheit übriggeblieben war, vernichtet.
Diese Art von Übertragung waren eine langwierige und mühsame Angelegenheit, und deren Beendigung konnte nicht vor dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts erwartet werden. Es gab noch eine große Menge reiner Fachliteratur – unentbehrlich technische Handbücher und

dergleichen, die in der gleichen Weise bearbeitet werden mußten. Hauptsächlich um Zeit zu den vorbereitenden Übersetzungsarbeiten zu gewinnen, wurde die endgültige Einführung des Neusprech auf einen so späten Zeitpunkt wie 2050 festgesetzt.

Beutewelt I

Bürger 1-564398B-278843

Alexander Merow

BEUTEWELT I

Bürger 1-564398B-278843

Roman

Engelsdorfer Verlag
2010

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86901-839-3

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

„Wir sind die Finsternis der Welt,
wer uns nachfolgt,
wird nie mehr wandeln im Licht ...“

Bürger 1-564398B-278843

Frank Kohlhaas, der im alltäglichen Leben auf die Bezeichnung „Bürger 1-564398B-278843“ hören musste, weil das sein amtlicher Verwaltungscode war, träumte in den letzten Tagen sogar schon von dem unangenehmen, irgendwie an faule Eier erinnernden Geruch im Hausflur seiner Etage. Zwar befand er sich im Geiste um kurz vor 5.00 Uhr morgens – gleich sollte der Wecker seinen Traum beenden – auf einem Spaziergang durch ein sonniges Tal, doch war auch an diesem Ort jener modrige Duft, so dass sich Frank selbst im Traum darüber wunderte, wie ein so schönes Tal so wenig einladend riechen konnte.

Als der Wecker klingelte, wurde ihm klar, dass das sonnige Tal Fiktion und der Geruch real war. Das Geräusch war schrill und Frank erwachte mit einem Fluch. Jetzt hieß es aufstehen, anziehen, hastig frühstücken und den Weg zum Produktionskomplex 42-B antreten.

„Ach, verdammt!“, zischte der unrasierte Mann, als er seinen nicht übermäßig hochgewachsenen, aber dafür erstaunlich kraftvollen Körper aus dem Bett wuchtete.

„Hmmm!“, stieß Frank aus und trottete durch seine noch dunkle Wohnung ins Nachbarzimmer, wo eine dreckige Küche auf ihn wartete. Der Bürger riss die Kühlschranktür auf und würgte schmatzend ein Käsebrot hinunter, das er am Abend zuvor noch geschmiert hatte. Morgens hatte er dafür meist keine Zeit mehr.

Der Wasserkocher wurde unter lautem Brausen angeworfen und lieferte nach nur wenigen Minuten das nötige heiße Wasser für einen auflösbaren Kaffee.

„Nnnhhaa!“, sagte der junge Mann, was zu dieser frühen Stunde eine recht frei zu interpretierende Aussage war und sich auf seine Lebenssituation, sozusagen im Allgemeinen, bezog.

Um 5.27 Uhr zog Frank die ramponierte Wohnungstür hinter sich zu und schlurfte lustlos durch den dunklen Flur, um anschließend in das noch dunklere Treppenhaus hinabzusteigen. Irgendwo hier war die Quelle des eierfauligen Gestanks, der Frank seit Tagen quälte. Offenbar hatte irgendein anderer Mieter seinen Müll einfach im Flur abgestellt.

„Ach, was weiß ich?“, brummelte er.

Es war jeden Morgen die gleiche Leier. „Aufstehen, fressen, laufen, schuften“, wie es Kohlhaas stets formulierte.

In den letzten Jahren hatte er sein Leben ganz schön hassen gelernt. Frank war 25 Jahre alt, wohnte in einem mehr als schäbigen Wohnblock am Rande der ehemaligen BRD-Hauptstadt Berlin und arbeitete für einen bescheidenen Lohn als Aushilfe in einem Stahlwerk. Früher hatte er studieren wollen, doch das hatte sich irgendwann erledigt; aus Gründen, die Frank für sich behielt. Dumm

war er eigentlich nicht, aber so richtig hatte er, nach eigener Einschätzung, die Kurve noch nicht gekriegt. Allerdings war der Arbeitsplatz im Stahlwerk besser als nichts – war er doch zumindest geeignet, um das Überleben zu sichern. Eine Tatsache, die für Millionen Menschen im Jahre 2027 nicht selbstverständlich war.

Jedenfalls tastete sich Frank an diesem Morgen wieder einmal Schritt für Schritt in Richtung seiner Arbeitsstelle vor; vorbei an verfallenen Häusern im Halbdunkel und meist noch dösenden Obdachlosen, die in wachsender Zahl überall herumlagen.

„Was wäre, wenn ich einfach auf die Konsequenzen pfeife und wieder nach Hause gehe, mich in mein Bett lege und bis morgen durchschlafe?“, dachte er manchmal. „Was wäre, wenn ich einfach meine Sachen packe und aus dieser verrotteten Stadt, diesem verfaulten Land, verschwinde?“, sagte er gelegentlich zu sich selbst.

Doch wo war es schon anders? Man sollte sich an dem erfreuen, was man hatte – man besaß einen Job und verhungerte nicht. Das war nicht nichts, gab sich Kohlhaas dann zu bedenken.

Nachdem Frank eine dunkle Unterführung durchquert und einem angetrunkenen Obdachlosen keinen Globe gegeben hatte, war der Produktionskomplex um 5.53 Uhr in Sichtweite gelangt. Hier standen die Arbeiter der Frühschicht; rauchend, quatschend, wartend …

Als sich die Werkstore schließlich um 6.00 Uhr öffneten, drängten sich etwa 200 Leiharbeiter und Aushilfen wie ein zäher Brei durch sie hindurch. Die meisten hatten es nicht sonderlich eilig, mit ihrer Arbeit zu beginnen; doch es

musste ja sein, es ging nicht anders. So sagte es sich auch Frank jeden verdammten Morgen.

Nach zehn Stunden ging es wieder zurück nach Hause. Frank war dreckig und müde, aber glücklich, dass wenigstens die Arbeit vorbei war. Er schlich durch den Hausflur seiner Etage, der selbst am Tage noch halbdunkel war, und schloss die Wohnungstür auf.

Auf dem Scanchip waren keine neuen Nachrichten und das war gut so, denn es waren meistens ohnehin bloß Rechnungen: Strom, Wasser und das ganze andere Zeug. Den Fernseher hatte Frank vor ein paar Tagen ins Schlafzimmer gestellt. Wenn er nicht einschlafen konnte, schaltete er ihn ein. Nicht, dass das Programm ihn allzu sehr fesselte, aber wenn irgendjemand redete, fühlte er sich zumindest nicht so allein in diesem finsteren Wohnblock. Seine Nachbarn kannte Kohlhaas nur flüchtig. Viele verließen ihre Wohnungen nur zum Arbeiten, andere waren in den letzten Jahren üble Säufer geworden. Manchmal grölte einer auf seinem Balkon herum oder pöbelte Leute an, die an „seinem" Block vorbeigingen.

Frank sah bis um 22.37 Uhr fern; Nachrichten („Krieg der globalen Streitkräfte gegen die Terroristen im Iran"), Talkshows, leichte Unterhaltung an allen Fronten; Warnungen vor der zweiten Hundegrippe und die Notwendigkeit einer baldigen Zwangsimpfung.

Erschöpft schaltete Frank den Fernseher aus und starrte für einen Moment in die Dunkelheit. Kurz darauf schlief er ein, obwohl sich der faulige Geruch von draußen bereits in seinem Kissen eingenistet hatte.

„Guten Morgen, Frank!“, brummelte Dirk Weber, einer der Vorarbeiter.
„Guten Morgen, Dirk!“, murmelte Kohlhaas zurück. Es war 6.03 Uhr, die Frühschicht konnte beginnen.

A-341, so lautete Franks Bezeichnung als Arbeitskraft und Aushilfe hier im Betrieb, lieh seine helfenden Hände den anderen Kollegen bis die Uhr 10.30 anzeigte. Nun war es Zeit für eine kurze Mittagspause. Und als Frank sein in Folie eingewickeltes Salamibrötchen auspackte, ahnte er noch nicht, dass heute ein Tag war, den er niemals wieder vergessen sollte.

Vor einem halben Jahr hatte die Werksverwaltung aufgrund einer neuen Vorgabe das Singen des „One-World-Songs“ vor jeder Mittagspause in einem vorschriftsmäßigen Produktionskomplex angeordnet – zur Steigerung der Arbeitsmoral und zur Festigung der internationalen Doktrin von „Frieden, Freiheit, Wohlstand und Einheit“, die seit 2018 von der Weltregierung propagiert wurde.

Der in diesem Betrieb stationierte Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“, Gert Sasse, der sich meistens in den Büroräumen oberhalb der Fabrikhalle aufhielt, war in dieser Mittagspause erneut pflichtbewusst zu den Arbeitern hinabgestiegen, um mit ihnen den „One-World-Song“ anzustimmen.

„Leute, jetzt ist Mittagspause! Aber zuerst wird gesungen!“, rief er durch den Raum und alle formierten sich zu einer lustlos wirkenden Reihe, um nach dem Singen des Liedes ein wenig verschnaufen zu können.

Sasses Blick wurde ernst. Vorschriftsmäßig stieß er den ersten Ton aus, während die übrigen Angestellten ihre Stimmen nach und nach erklingen ließen. Dabei ruderte

der Verwaltungsbeamte mit den Armen als wäre er ein angehender Dirigent. Kohlhaas musste grinsen.

„Wir sind die Kinder einer Welt und alle sind wir gleich!
Wir lieben diese eine Welt, das große Friedensreich!
Wir kennen keine Rassen, wir kennen keine Klassen …“

Frank hörte in den letzten Wochen immer seltener auf den Text; er bewegte die Lippen nicht und schaute stattdessen an die Decke der Produktionshalle.

„Macht fertig!“, dachte er und scharrte gelangweilt mit dem Fuß über den staubigen Boden. Kurz darauf war der Gesang verstummt.

„Endlich! Diesen Schwachsinn können sie sich langsam mal sparen!“, sagte der Produktionshelfer sehr leise zu sich selbst.

„Gut! Das ging ja halbwegs! Jetzt ist Pause!“, rief der Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ und A-341 freute sich auf einen Biss in sein aufgeweichtes Brötchen.

Doch während seine Zähne eifrig ein Salamistück zermalmten, flog ihm plötzlich Sasses giftiger Blick entgegen. Der Überwacher kniff die Augen zusammen und wirkte dabei wie eine böse gewordene Bulldogge.

„A-341! Ja, Sie! Kommen Sie mal zu mir! Beeilung!“, brüllte er aus voller Kehle.

Kohlhaas schoss das Adrenalin in die Venen. Ärger auf der Arbeit konnte er nicht gebrauchen.

„Kommen Sie her, A-341!“, schmetterte Sasse, den Helfer erregt zu sich winkend. Kohlhaas folgte der Aufforderung sofort.

„Bin ich der letzte Depp für Sie, A-341?“, zischte der Mann.

„Äh? Nein! Natürlich nicht, Herr… äh … Sasse!“, stotterte Frank. „Wie meinen Sie denn das jetzt?“

„Wie ich das meine, du Schwachkopf?“, grollte der Beamte mit einem Blick, der seinem jungen Gegenüber das größtmögliche Unbehagen schenkte.

Mehrere Sekunden lang herrschte ein bösartiges Schweigen, während sich die Augen des Vorgesetzten bedrohlich verkleinerten und sich buschige Augenbrauen darüber schoben.

Als nächstes sah Frank eine mit breiten, speckigen Fingern versehene Faust auf sein Gesicht zufliegen. Es schmerzte und mit einem leisen Knacken reagierte sein Nasenbein auf den heftigen Schlag ins Gesicht. Während einige Blutfäden aus seiner Nase flossen, vernahm Frank ein Knurren: „Wie ich das meine, du Spinner?“

„Wenn ich befehle, dass der „One-World-Song“ gesungen wird, dann hast auch du mit zu singen und nicht blöd in der Gegend herum zu glotzen, klar?“, ergänzte Sasse sein schlagkräftiges Argument.

Sein Tonfall schwankte zwischen Genugtuung und wuchernder Gemeinheit. Kohlhaas war indes in die Knie gegangen, der Schlag hatte wirklich gesessen; Sasse versetzte ihm noch einen kräftigen Tritt in den Unterleib. „Ob du das verstanden hast, du Idiot? Du denkst wohl, dass du hier einen Sonderstatus hast, was?“, brüllte er.

Die anderen Arbeiter glotzten verdutzt und vergruben ihre Gesichter hinter den Pausenbroten, die sie mitgebracht hatten. Frank fühlt sich derweil wie ein getretener Köter, den man vor aller Augen davonscheuchte.

Ohne seine Handlung zu überdenken, sprang er auf und richtete sich vor dem Beamten des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ auf.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir die Fresse polieren!“, schrie er mit auflodernder Wut. Gert Sasse war verdutzt. A-341 wischte sich das Blut trotzig von der Oberlippe.

Eine Stunde später wartete Frank noch immer vor der Tür des Produktionskomplexleiters. Sasse war in dessen Büro und Kohlhaas hörte ihn fluchen und wettern. Das verhieß nichts Gutes.

„A-341, reinkommen!“, hallte die Stimme des obersten Chefs der Arbeitsanlage durch den hell erleuchteten Gang.

Frank setzte sich in Bewegung und ließ sich auf einem Stuhl in der Mitte des Büroraums nieder. Es folgte eine kurze Stille, dann begann der Vorgesetzte mit seinen Ausführungen.

„Ich habe mir mal Ihren Scanchip angesehen, A-341!“, berichtete Herr Reimers, der Produktionskomplexleiter. „Sie sind in der Zeit ihrer Tätigkeit hier dreimal zu spät gekommen. Außerdem fallen Sie uns hier ehrlich gesagt auch nicht zum ersten Mal negativ auf. Sie sind bereits wegen subversiver Aussagen am Arbeitsplatz vorgemerkt, was auch einige Ihrer Kollegen bestätigen können. Sogar mit einem Blaucode 67-Beta, falls Sie es noch nicht wussten, A-341.

Wir werden in den nächsten Tagen die Videobänder Ihrer Arbeitstage durch den Computer jagen und dann per

„Voice-Analysis-System“ sicherlich noch das eine oder andere finden.

Was Sie heute getan haben, gab es hier bisher noch nie. Bedrohung eines Mitarbeiters der obersten Behörde für Produktionsüberwachung! Haben Sie denn nur Luft im Kopf? Wenn ich in einem solchen Fall nicht durchgreife, dann droht mir der größte Ärger und darauf habe ich keine Lust. Ich muss Sie entlassen, A-341. Weiterhin bin ich dazu verpflichtet, auf einen solch unglaublichen Vorfall mit einer Meldung an die zuständige Bezirksverwaltung zu reagieren. Verschwinden Sie jetzt aus diesem Produktionskomplex und packen Sie Ihre Sachen, A-341!“

Frank Kohlhaas, der soeben entlassene Arbeiter, wusste sich vor Entsetzen kaum mehr zu halten. Seine Stimmbänder schienen eingerostet, seine Kehle war verschnürt, sein irgendwo auf Eis gelegter Mut hatte sich verflüchtigt.

Er ging, ging einfach hinaus, leichenblass und mit dröhnendem Schädel, ohne zu antworten. Gerade hatte er die Quelle für seinen Lebensunterhalt verloren und das war in dieser Zeit kein Spaß.

Wie in Trance ging der junge Mann in den Umkleideraum des Produktionskomplexes und öffnete geistesabwesend die verbeulte Tür seines Spints. „Entlassen“ – dieses Wort klang in jener Zeit wie der Schnitt eines Rasiermessers in das Bewusstsein eines jeden Hörers.

Es war mit dem Wort „Liquidierung“ verwandt, denn es kam einer Vernichtung im sozialen Bereich gleich. Entlassen zu werden bedeutete, keinen Globe, so nannte man die internationale Währung seit dem Jahr 2018, mehr in der Tasche zu haben. Wenn man nicht schnellstens eine

neue Anstellung fand, konnte man Wohnung, Nahrung und letztendlich auch sein Leben verlieren.

Jegliche soziale Absicherung durch den Staat war seit dem kompletten Zusammenbruch der Weltwirtschaft im Winter 2012/13 abgeschafft worden. Und Arbeit zu finden, war in einer Zeit, in der die industrielle Produktion zum größten Teil in die Dritte Welt ausgelagert worden war, äußerst schwierig. Millionen Deutsche kämpften sich in Franks dunkler Gegenwart mit schlecht bezahlten Jobs durch, hangelten sich von einem Hungerlohn zum nächsten oder fielen einfach durch das soziale Netz, um als Obdachlose vor sich hin zu siechen.

Am nächsten Tag wachte Frank nach einer sorgenvollen Nacht nicht vom schrillen Geheul seines Weckers auf, sondern durch den fauligen Geruch aus dem Treppenhaus, der entgegen des Zeitgeistes noch von keinem liquidiert worden war.

Erst in den frühen Morgenstunden hatte es Kohlhaas geschafft, ein wenig zu dösen, wobei er jedoch immer wieder aufgeschreckt war, da ihm das Grübeln den Schlaf verwehrt hatte.

Als erster Gedanke des neuen Tages schoss ihm Herr Sasse in den Kopf und Franks Gesicht verzog sich zu einer hasserfüllten Fratze, als er sich vorstellte, wie er den Beamten gleich einem räudigen Köter mit einer Eisenstange erschlug.

„Dieser Bastard! Wenn ich jetzt wegen dem vor die Hunde gehe, dann mache ich ihn vorher kalt!“, fauchte Frank zornig.

Dann erhob er sich aus dem Bett und starrte aus dem schmutzigen Fenster seiner Wohnung im 23. Stock. „Verdammt, was mache ich denn jetzt? Ich muss irgendwie Geld verdienen, sonst sperren sie mir noch diesen Monat das Konto auf meinem Scanchip, weil ich die Rechnungen nicht mehr bezahlen kann."

Nach einer Stunde nutzlosen Brütens verließ Frank seine Wohnung, atmete im Hausflur nicht allzu tief ein und stieg die dunklen Treppen ins Erdgeschoss hinab. Der Aufzug war seit Monaten defekt und niemand schien auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, ihn zu reparieren.

Der einzige, der Kohlhaas als potentieller Arbeitgeber in der Not einfiel, war Stefan Meise, der Schrotthändler; ein alter Schulfreund. Sein Schrottplatz war etwa eine halbe Stunde Fußmarsch von Franks Wohnblock entfernt.

So machte sich Kohlhaas auf den Weg durch die mit Müll übersäten Straßen seines Viertels und erreichte einige Zeit später müde und frustriert sein mit rostigen Autos und allerlei Eisenschutt bedecktes Ziel. Stefan Meise war in diesem Meer von Rostteilen allerdings nicht schwer zu finden. Er war dick, vollbärtig und sehr groß geraten. Optisch unterschied er sich kaum von dem, was er sammelte und verkaufte.

„Hallo Stefan! Ich dachte, ich schaue mal vorbei!", begrüßte ihn Frank etwas halbherzig.

„Ach, der Kohlhaas! Wie ist die Lage?", antwortete der dicke Schrotthändler. „Von dir habe ich ja ewig nichts mehr gehört."

„Ja, ich dachte, ich besuche dich mal. Läuft der Schrotthandel noch?", fragte Frank. „Du hast hier ja … äh …

einiges an Zeug rumliegen. Wo bekommst du das denn immer her?“

„Naja, ich sammele ein, was ich finden kann. Wie man das als Schrotthändler eben so macht. Was soll die komische Frage? Gibt es irgendwas?“, erwiderte Meise.

„Ich habe gestern meine Arbeit verloren“, sagte Frank. Sein rundlicher Gesprächspartner schaute verwundert und rieb sich die öligen Finger an seinem schwarzblauen Overall ab.

„Das ist ja ein Mist! Und nun?“, fragte Stefan leicht ratlos.

„Nun suche ich etwas Neues. Notfalls auch nur als Aushilfe. Vielleicht kannst du ja noch eine helfende Hand gebrauchen“, murmelte Frank.

Für eine halbe Minute glotzte Meise seinen arbeitslosen Besucher mit großen Glupschaugen an. Dann blickte er zu Boden und versuchte, seine unangenehme Antwort möglichst schonend zu verpacken.

„Also bei mir arbeiten, oder was?“, wiederholte er. „Also, Frank, es ist zur Zeit bei mir so, dass ich gerade mal selbst über die Runden komme. Es sind schlechte Zeiten, das brauche ich dir ja nicht zu sagen. Ich mache hier fast alles alleine und nur der Dustin hilft mir ab und zu. Das reicht eigentlich auch. Eine Aushilfe brauche ich an sich nicht.“

Frank war nie ein Meister im Verbergen seiner Gefühle gewesen und wer ihn jetzt sah, merkte ihm die Verzweiflung deutlich an.

„Und nur für zwei Monate?“, presste er aus sich heraus.

„Ich brauche hier niemanden und kann mir auch keinen zweiten Mann leisten!“, entgegnete der dicke, ölver-

schmierte Schrotthändler und wandte sich ab. „Tut mir leid, doch ich habe jetzt noch zu tun. Sei nicht böse, es geht einfach nicht.“

Wieder zu Hause angelangt, stieß Frank einen seiner schlimmsten Flüche aus und trat gegen den Küchentisch. Er durchsuchte sein Hirn verzweifelt nach anderen Möglichkeiten einer Anstellung und hakte im Geiste sämtliche Produktionskomplexe ab, die es noch im Großraum von Berlin gab. Allerdings bestand hier das Problem, dass er durch den Zusammenstoß mit Sasse einen negativen Eintrag in sein Scanchip-Register erhalten hatte, was eine zukünftige Einstellung in einem anderen Industriebetrieb so gut wie unmöglich machte.

Für diesen Monat hatte Frank noch 246 Globes auf seinem elektronischen Konto. Über 400 Globes kostete allein die Miete für seine schäbige Wohnung in diesem verrotteten Block. Die Zeit drängte mit jedem Tag mehr und der dunkle Schatten der Verzweiflung wuchs mit den verstreichenden Stunden. Er überwucherte Franks Geist wie ein bösartiges Geschwür.

Nachdem sich Kohlhaas eine billig produzierte Sitcom angesehen hatte, schaltete er den Fernseher aus und versuchte zu schlafen. Doch es war erst 23.00 Uhr und die Erschöpfung hatte noch nicht den nötigen Grad erreicht, um Franks sorgenvolles Gehirn abzuschalten und ihm die wohlverdiente Ruhe zu schenken.

So vergingen mehrere Stunden, in denen Frank die dunkle Decke anstarrte und den Produktionskomplex 42b mit all seinen Vorgesetzten, Überwachern und Arbeitern in Gedanken verfluchte. Dann fiel ihm wieder der Ge-

stank aus dem Hausflur auf und kurzzeitig schwoll der Nebel der Verzweiflung in seinem Kopf so stark an, dass er überlegte, sich eine Kugel durch denselben zu jagen. Die bohrenden Sorgen hätte Frank am liebsten mit einer großkalibrigen Schrotflinte, die sein Hirn sauber über die vergilbte Tapete hinter seinem Bettgestell verteilte, wegoperiert.

Kohlhaas dachte im Verlauf dieser Nacht noch über viele Dinge nach. Über sein bisher so freudloses Leben, die Einsamkeit, die Eintönigkeit und den klaffenden Abgrund, der jetzt auf ihn wartete. Er kam zu keiner Lösung und nicht ein kleinstes Fünkchen Hoffnung blieb ihm.

Draußen war es dunkel. Vor dem Haus konnte Frank ein paar zerfetzte Müllsäcke erkennen, die schon seit mehreren Wochen dort herumlagen. Irgendwann war er endlich so müde, dass er mit dem Kopf auf der Fensterbank einschlief.

Bis zum Ende der Woche blieb die Suche nach einem neuen Broterwerb erwartungsgemäß erfolglos. Es schien im Umkreis von mehreren Kilometern überhaupt keine Arbeit mehr zu geben. Eine Nachfrage bei der örtlichen Verwaltung hatte zudem bestätigt, dass Frank inzwischen tatsächlich einen Negativeintrag wegen „Störung des Betriebsfriedens“ in seinem Scanchip-Register hatte.

„Die Idee mit der Schrotflinte ist vielleicht gar nicht so schlecht. Aber vorher besuche ich noch diesen Sasse“, zischte Frank am Freitag in sich hinein, als für seine ehemaligen Kollegen das kurze Wochenende begann.

Samstag und Sonntag investierte er seine letzten Globes in den billigen Schnaps vom Kiosk an der Ecke. Allein in seiner lieblos eingerichteten Wohnung, in einem dunklen Wohnblock, in einer dunkler werdenden Zeit. Franks Schicksal und seinen Schmerz nahm niemand wahr. Genau wie Kohlhaas niemals den Schmerz der anderen, die sich in ihren Wohnwaben hinter der verwitterten Fassade dieses Hochhauses verkrochen, wahrgenommen hatte.

Wenn er sich jetzt den Schädel wegschießen oder sich tot saufen würde, dann würde er bald ebenso riechen wie der Flur auf seiner Etage - und es würde wohl noch nicht einmal jemandem auffallen. Irgendwie war der Gedanke so krank, dass er Frank ein gequältes Lächeln entlockte.

Gierig trank Kohlhaas einen weiteren Schluck Schnaps. Er musste dem Alkohol trotz dessen schlechten Rufes eines lassen: Er hatte bereits Millionen besorgte Menschen wegdämmern lassen. Keine Sorge konnte so groß sein, dass sie nicht mit einer Woge des guten und vor allem billigen Fusels vom nahegelegenen Kiosk hinweggespült werden konnte. Das hatte Frank in den letzten zwei Tagen eindrucksvoll bewiesen, sozusagen im Selbstversuch.

„Biep! Biep! Biep!", dröhnte es am Montag um 6.30 Uhr morgens aus der Küche, wo Frank seinen Scanchip hatte liegen lassen.

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!"
„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!"

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!", sagte eine elektronische Frauenstimme immer wieder.

„Hmmm?", brummte Frank, dem man den Alkoholrausch noch ansehen konnte; er rollte sich aus seiner nach Schnaps riechenden Bettwäsche.

„Was soll der Scheiß? Verdammt! Halt die Schnauze, du Drecksteil!", knurrte er und schlurfte mit einem üblen Brummschädel zum Küchentisch.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis Frank der Pincode eingefallen war und er sich zum Abrufen seiner Nachrichten ins Scanchip-Menü vorgekämpft hatte. Dann traf ihn fast der Schlag.

„Wie? Vorladung? Was? Hä?", stotterte Bürger 1-564398B-278843 verstört.

Kohlhaas musste es erst zweimal lesen, um es zu begreifen. Das musste ein schlechter Scherz sein.

„Was zum Teufel soll das?", brachte er nur heraus.

<u>*Offizielle Vorladung:*</u>

Bürger 1-564398B-278843,
Sie werden im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens offiziell am 14.08.2027 um 8.00 Uhr morgens vorgeladen. Bitte erscheinen Sie pünktlich.

Tatvorwürfe:

- *Massive Störung des Betriebsfriedens*
- *Theoretische schwere Körperverletzung*

Finden Sie sich zum besagten Zeitpunkt in Gerichtszelle 4/211 bei Ihrem örtlichen Justizkomplex ein.
*Bei Nichterscheinen droht Ihnen unter anderem die Löschung Ihres Scanchips und die Inhaftierung!**
*(*vgl. §127b, „Bürgerpflichten und theoretische Sanktionen“)*
Amtlicher Aktencode: 257789000-0100567-2345441113-EGN-59900-4/211
Angeklagtennummer: 319444-556.77
Wir danken für Ihre Kooperation!

Franks alkoholvernebeltes Katergehirn begann zu schmerzen und zu rotieren. „Vorladung? Wie bitte?“

Er war vollkommen verwirrt; immerhin hatte er in seinem Leben noch nie eine Straftat begangen.

„Weil ich diesen verfluchten Sasse mal kurz angeschnauzt habe?“, dachte er. „Das kann doch nicht sein. Ich habe ihm schließlich kein Haar gekrümmt. Bin doch bloß kurzzeitig wütend gewesen, ein vorübergehender Ausraster. Ich verstehe das nicht. Und was zur Hölle meinen die mit „Theoretischer schwerer Körperverletzung“?“

Frank Kohlhaas, der Weltbürger mit dem amtlichen Kennzeichen 1-564398B-278843, hatte noch niemals jemandem etwas zu Leide getan. Außer vor vielen Jahren im Kindergarten, als er diesem nervigen Ahmed eine Ohrfeige gegeben hatte und seine Eltern zur Hortleitung zitiert worden waren. Die örtliche Erziehungsbehörde hatte sich damals besorgt gezeigt und davon gesprochen, dass Frank „unterschwellige Aggressionen“ habe und ein „bedenklich frühmaskulines Verhalten“ zeige, weshalb eine Therapie mit Beruhigungsmitteln sinnvoll wäre.

Doch das war lange her. Die Therapie war letztendlich abgewendet worden, da das Kind seinen Fehler vor einem Gremium aus Psychologen und Sozialpädagogen ehrlich bereut hatte. Zudem hatten Franks Eltern versichert, dass sie ihren Sohn sofort den Behörden melden würden, wenn er noch einmal diesbezüglich auffiele.

Doch Frank war niemals wieder aufgefallen. Nicht einmal eine Ohrfeige oder einen kleinen Schubser hatte er irgendeinem anderen Menschen mehr seit seinem fünften Lebensjahr verpasst. Und auch heute fiel er nicht mehr auf. Und schon gar nicht als Mensch mit „unterschwelligen Aggressionen".

In Gedanken oder im Traum schlug er manchmal den einen oder anderen Vorgesetzten oder Verwaltungsmitarbeiter zusammen, aber das war geheim und brauchte daher auch nicht therapiert zu werden.

Weiterhin war es auch das erste Mal, dass der sonst unbescholtene Wohnblockbewohner Frank Kohlhaas mit einem „automatisierten Gerichtsverfahren" in Berührung kam. Zwar hatte er davon schon einmal in den Abendnachrichten gehört, da es vor etwa drei Jahren neu von der Weltregierung eingeführt worden war, doch konnte er sich nichts darunter vorstellen. Aber warum sollte er das auch? Frank lebte gesetzeskonform und hatte mit so etwas nichts zu tun.

So hatte er weder einen blassen Schimmer, was jetzt auf ihn wartete, noch machte er sich allzu große Sorgen bezüglich der Vorladung. Vermutlich war es eine reine Formalität; ein Sachverhalt, der sich klären ließ. Kohlhaas hatte niemanden verletzt und war somit auch nicht zu verurteilen. Und seine Arbeitsstelle hatte er ja bereits

wegen der „Störung des Betriebsfriedens“ verloren. Was konnte also sonst noch geschehen?

Geistesabwesend drückte Frank auf „Voice Presentation“, so dass die Nachricht noch einmal langsam von der computeranimierten Frauenstimme vorgelesen wurde. Dies war ebenfalls eine Neuheit. Die Verwaltung hatte die „Voice Presentation“ vor einigen Jahren eingeführt, da viele Bürger mittlerweile Analphabeten waren und wichtige amtliche Nachrichten daher auch in vorgelesener Form verfügbar sein mussten.

Der Rest des Tages verging ohne nennenswerte Vorkommnisse. Der 14.08.2027 war bereits morgen. „Dann habe ich wenigstens einen Grund aufzustehen“ sinnierte Frank mit leidender Miene.

Er versuchte noch, seinen Vater anzurufen, um ihn um etwas Geld zu bitten, doch dieser ging den gesamten Tag über nicht ans Telefon. Allerdings war noch etwas Schnaps im Kühlschrank. Frank betrank sich bis es dunkel wurde und nickte dann irgendwann ein. Fast hätte er vergessen, den Wecker zu stellen...

Automatisiertes Gerichtsverfahren

Obwohl es erst August war, kam dieser Morgen Frank ausgesprochen kalt und dunkel vor. Sein Hals schmerzte und er hatte Kopfschmerzen vom Schnaps des gestrigen Abends. Der örtliche Justizkomplex war über eine Stunde Fußmarsch von seinem Wohnblock entfernt, aber Kohlhaas dachte sich, dass es nicht verkehrt sein konnte, ein paar Meter an der mehr oder weniger frischen Luft zu gehen. So konnte er zumindest die Auswirkungen seines Katers bekämpfen.

Hastig verschlang Kohlhaas ein paar Scheiben Toastbrot, schluckte den auflösbaren Kaffee hinunter und betrachtete das Etikett auf dem Plastikbehälter des Kaffeepulvers. „Globe Food" stand darauf und eine Weltkugel war zu sehen. Darüber war eine Pyramide abgebildet, in deren Mitte ein großes Auge prangte. Über allem stand die Losung: „Food for the people!"

„Komisches Symbol!", murmelte Frank in seinen Stoppelbart.

Es war ihm bisher noch nie aufgefallen, obwohl er seit Jahren nur in den billigen „Globe Food" Supermärkten einkaufte, die ganz Berlin dominierten. Dann flog der Gedanke wieder so schnell weg, wie er ihm in den Kopf gekommen war …

Die ungewöhnliche Kälte ließ Frank erschauern. Ein kühler Luftzug zog durch das noch dunkle Treppenhaus; kurzzeitig fegte er sogar den Geruch fauliger Eier hinweg. Vor Frank ging ein Nachbar. Kohlhaas glaubte, ihn schon

einmal gesehen zu haben. Der Mann brabbelte irgendetwas, das sich wie „Morgen!“, anhörte, aber Frank war sich nicht sicher. Er lief langsam und schwankte leicht, als er seinen Wohnblock hinter sich ließ. Dann blickte er kurz zum Spielplatz im Hof und betrachtete einige Kinder, die in einer ihm unverständlichen Sprache mit schrillen Stimmen schrien. War es türkisch? Oder arabisch?

Als die Uhr 7.43 anzeigte, konnte er bereits die Konturen des für ihn zuständigen Justizkomplexes von weitem erkennen. Es war ein großes rotes Gebäude mit Hunderten von Fenstern und über 30 Etagen. Davor befanden sich Dutzende von Gerichtszellen, eine davon war für ihn bestimmt.

Die Kammern, in denen man seinem automatisierten Gerichtsverfahren beiwohnen konnte, waren aus einem gräulich schimmernden Metall und etwa vier mal vier Meter groß. So schätzte es Frank zumindest aus der Ferne ein. Drei oder vier weitere Bürger warteten bereits davor, dazwischen standen ein paar Polizeibeamte. Allmählich wurde Frank unruhig. Vielleicht war diese Anhörung doch unangenehmer, als er es anfangs vermutet hatte.

Zunächst galt es, ein elektrisches Gatter zu passieren, das von einem ergrauten Pförtner in einem kleinen Wachhäuschen behütet wurde. Dieser winkte Frank sofort heran, als er ihn erblickte. „Herkommen!“, rief er.

Kohlhaas hastete vorwärts und stellte sich vor den Eingang der Wachstube.

„Scanchip!“, sagte der Pförtner, der ein lasergesteuertes Ablesegerät in der Hand hielt. Wortlos zog er Frank den Scanchip aus der Hand, ohne ihn auch nur anzusehen.

Nach einem kurzen Piepen seines Codelesers brummte er: „Gerichtszelle 4/211! Beeilen Sie sich! Wir haben gleich 8.00 Uhr! Wenn Sie zu spät kommen, wird es nur teurer für Sie!“

Franks Herz begann, schneller zu pochen. Ängstlich fing er an, die Gerichtszellen abzusuchen, um dort seine Nummer zu finden. Andere Angeklagte, die ebenfalls sehr angespannt wirkten, musterten ihn mit eisigen Mienen. „Reihe 4! Scheiße! Ich muss mich beeilen … 211 … Mist“, jammerte Frank, den der Blick auf die Uhr immer nervöser machte.

Es waren nur noch zwei Minuten bis zum Beginn seiner Anhörung. Er rannte los und erreichte mit rasendem Herzen und stärker werdenden Kopfschmerzen gerade noch vorschriftsmäßig seine Gerichtszelle.

Kohlhaas rang nach Luft, da empfing ihn schon eine elektronische Frauenstimme: „Willkommen Bürger 1-564398B-278843 bei Ihrem automatisierten Gerichtsverfahren! Bitte geben Sie Ihre Angeklagtennummer in das Display ein und drücken Sie auf ‚OK'!“

Frank zog sein Scanchip aus der Hosentasche, tippte sich gehetzt durch sein Message-Menü und versuchte, die Angeklagtennummer korrekt wiederzugeben. Plötzlich überfiel ihn eine selten gekannte Panik. Er schaute sich um.

„Eigentlich muss ich nicht in diesen Blechkasten, da ich nichts getan habe“, dachte er, doch schon öffnete sich die Tür.

Franks Hände waren auf einmal verschwitzt, er atmete angestrengt. Vor ihm tat sich ein schwach beleuchtetes

Loch auf, welches ihn zum Vortreten aufforderte. Die Furcht wuchs jetzt im Sekundentakt.

„Treten Sie ein, Bürger 1-564398B-278843! Ihr Verfahren läuft bereits!“, tönte es aus einem Lautsprecher an der Decke der halbdunklen Kammer.

Kohlhaas wusste, dass er jetzt in die Zelle hinein musste und sich nicht weigern konnte. Immerhin war es eine offizielle behördliche Anweisung und da gab es weder eine Diskussion, noch eine Ausnahme. Behutsam machte Frank einen Schritt vorwärts, wobei sich seine Knie weicher und weicher anfühlten. Ein Bildschirm blitzte auf, das automatisierte Gerichtsverfahren gegen den theoretischen Täter Frank Kohlhaas nahm seinen Lauf.

In großen und leuchtenden Lettern waren die Tatvorwürfe auf dem Bildschirm zu lesen:

- *Massive Störung des Betriebsfriedens*
- *Theoretische schwere Körperverletzung*

Frank schluckte und stieß einen Schwall Luft aus. Die unheimlich wirkende Frauenstimme, so freundlich wie ein unbemerkter Virus, begann mit ihren Ausführungen. Es folgten eine ausführliche Schilderung des Tathergangs, die Auflistung von Zeugen und zusätzliche Sub-Anklagepunkte wie „subversive Aussagen am Arbeitsplatz“.

Für mehrere Minuten sagte Frank nichts, aber man hatte ihn auch nicht gefragt; lediglich die Computerstimme redete, führte aus und klagte an.

Die ehemaligen Kollegen Schmidt, Adigüzel und Nyang hatten bestätigt, dass der Angeklagte mehrfach das Mitsingen des „One-World-Songs“ verweigert hatte und den Text am 02.04.2027 sogar als „Schwachsinn“ bezeichnet hatte.

Produktionsüberwacher Sasse hatte zu Protokoll gegeben, dass die aggressive Mimik und der Gebrauch von sehr starkem Vokabular bei der Auseinandersetzung in der Fabrik auf eine „ausgeprägte Aggressionsstörung und einen Hang zum unnötigen Hinterfragen unbedingt gerechtfertigter Anweisungen“ hindeuteten. Der Leiter des Produktionskomplexes hatte dies bestätigt.

Es folgten weitere Details, Gesetzesvorschriften und Vorschriften für erweiterte und tiefergehende Anweisungen im Bezug auf die Aufstellung und Neudefinition von Vorgaben – und deren mehr.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir deine Fresse polieren!“

Die Absicht, den Vorgesetzten zu schlagen, war in den Augen des automatisierten Gerichtes eindeutig erwiesen. Der Unterschied zwischen einer so formulierten Absicht und einer tatsächlich ausgeführten Tat war laut moderner Gesetzesauffassung, die sich stark an Psychologie und Statistik orientierte, relativ gering. Weiterhin war damit die Wahrscheinlichkeit, diese Tat eines Tages auch real zu begehen, da die Absicht ja klar formuliert worden war, enorm angestiegen (vgl. „Gesetzesentwurf zur Abgleichung von tatsächlichem, theoretischem und zukünftig

wahrscheinlichem Verhalten vom 02.10.2020, Aktencode: V-LUN-36777192934457656-Z, (89)“).

Wie ein verdutztes Rind, das gegen einen elektrischen Zaun gelaufen war, glotzte Frank auf den Bildschirm. So schnell konnte er gar nicht mitdenken, wie ihn dieses Computerprogramm zu einem potentiellen Störfaktor, ja zu einer regelrechten Gefahr für die auf Freiheit und Menschlichkeit basierende Ordnung des weltweiten Systems machte.

Nach einer ganzen Stunde waren die Ausführungen schließlich zu Ende. Es erschien ein neuer Menüpunkt auf dem Bildschirm. Die Frauenstimme mit dem elektronischen Beigeschmack las die Sätze noch einmal laut und frostig-freundlich vor:

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe abstreiten, klicken Sie auf NEIN!“

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe zugeben, klicken Sie auf JA!“

Frank kniff die Augen zusammen; er zögerte und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

„Was soll dieser Unsinn? Ich habe nichts, überhaupt nichts Schlimmes getan! Dieser ganze Mist hier ist ein schlechter Witz!“, fauchte er durch die Gerichtszelle.

Am liebsten hätte Frank diesen widerlichen Bildschirm eingetreten. „Ich stimme mit NEIN! Ich habe doch niemanden verletzt! Nein! Ich klicke verdammt noch mal auf NEIN!“

Erregt hämmerte Kohlhaas auf die Tasten vor sich und wählte schließlich NEIN.

Eine halbe Minute verstrich, ohne dass etwas geschah. Der Computer arbeitete. „Loading“ stand in leuchtenden Buchstaben auf dem Bildschirm. Frank fühlte sich für einen Augenblick erleichtert.

„Jetzt weiß das Scheißding, dass ich unschuldig bin. Ich habe mich klar ausgedrückt: NEIN!“, schoss es ihm durch den Kopf.

Der Angeklagte lächelte. Für die Zeit eines Wimpernschlages schwoll die Anspannung ab. Dann jedoch bekam Frank die Antwort des Gerichtscomputers mit metallischem Klang und hämisch leuchtenden Buchstaben entgegen geschleudert:

„Angeklagter, Sie haben NEIN gewählt! Damit streiten Sie den Anklagevorwurf ab und unterstellen unserem von humanistischen Prinzipien geleiteten Rechtssystem zugleich, diese nicht zu beachten. Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass die Auswahl des Menüpunktes NEIN grundsätzlich zu einem erhöhten Strafmaß führt, da es die Uneinsichtigkeit des Angeklagten verdeutlicht ...“

IHR URTEIL WIRD GELADEN ... LOADING ...

Der unglückliche Bürger stockte, seine dunklen Brauen schoben sich nach oben und seine Augen öffneten sich immer weiter. Franks Mund wurde zu einem staunenden Loch, aus dem ein Tropfen herausfiel. Sein Verstand war blockiert, kurzzeitig auf „Standby“ gestellt.

Die eingegangenen Daten waren zu groß und zu schrecklich, um von seinem Gehirn verarbeitet werden zu kön-

nen. Der biologische Computer unter Franks Schädeldecke stürzte ab.

Dann schlug ihm der Gerichtscomputer in Zelle 4/211 mit noch größerer Dreistigkeit ins Gesicht. Das Urteil wurde verkündet:

„Bürger 1-564398B-278843! Sie werden hiermit zu 5 Jahren Haft in einem Zentrum für Umerziehung und Resozialisierung verurteilt!

Zur Begründung: Die statistische Wahrscheinlichkeit für theoretische schwere Körperverletzung beträgt in Ihrem Fall 78,11 %!

Die statistische Wahrscheinlichkeit für zukünftiges subversives Verhalten beträgt bei Ihnen 53,59 %! Weiterhin hat sich die Auswahl des Menüpunktes NEIN strafverschärfend auf Ihr Urteil ausgewirkt. Doch seien Sie unbesorgt: Es gibt mittlerweile zahlreiche Einrichtungen, in denen Menschen wie Sie bestens therapiert werden können, um wieder ein glückliches und angepasstes Leben in unserer humanistischen Gesellschaft führen zu können. Wir danken für Ihr Verständnis!“

Franks Blick bohrte sich in den Bildschirm, seine Ohren dröhnten. Die elektronische Frauenstimme hallte in seinem Kopf nach wie das Echo einer Atombombenexplosion. Sie wurde zu einem schleimigen Wurm, der sich durch die Ohrmuschel bis hinein in sein Gehirn fraß.

„5 Jahre Haft?“, stammelte Kohlhaas.

Frank versuchte, sich selbst zu erklären, dass ihn sein Gehör getäuscht hatte. Allerdings stand das Urteil in seinem ganzen Schrecken auch auf dem Bildschirm. Beide Sinne konnten sich nicht irren. Er war verurteilt. Es stimmte.

In seiner Schockstarre nahm Kohlhaas kaum wahr, dass das elektronische Schloss hinter ihm einrastete und sich die Gerichtszelle automatisch versperrte. Die Verdammnis war verkündet und der Kerker verschlossen worden. In den ersten Minuten war Frank viel zu perplex, um Zorn zu empfinden. Noch konnten Gefühle wie Hass und Wut keinen Raum finden. Dafür war die Verzweiflung zu übermächtig.

Für diesen Vorgang wurden Frank 411,66 Globes Verwaltungsgebühr von seinem Scanchip-Konto abgebucht, worauf ihn die Stimme noch hinwies. Er sollte sich jetzt ruhig verhalten und warten, bis ihn die Polizeibeamten in seiner Gerichtszelle abholten und zu einem Transportfahrzeug begleiteten.

Bürger 1-564398B-278843 nahm die weiteren Anweisungen nur noch emotionslos zu Kenntnis. Zu schwerwiegend war der Zustand der Betäubung. Erst eine halbe Stunde später raffte sich Frank auf, um in seiner Verzweiflung zu weinen und zu schreien. Doch es fehlte ihm die Kraft und so sank er schnell wieder zu Boden, kroch in eine dunkle Ecke und wartete.

„Vielleicht ist es auch bloß ein Missverständnis. Sicherlich wird sich die Sache aufklären lassen“, flackerte es zeitweilig Franks Verstand auf. „Ja, ich muss es den Beamten sagen. Sie sollen es noch einmal überprüfen. Der Computer muss sich geirrt haben.“

Als sich etwa eine Stunde später zwei Polizisten der Gerichtszelle näherten, hörten sie Frank schon von weitem lamentieren.

„Das ist heute der mit Abstand lauteste Kandidat", sagte der eine hämisch.

„Ja, der hat ein beachtliches Organ!", antwortete der andere.

Die stählerne Tür der dunklen Gerichtskammer öffnete sich und den Polizisten bot sich ein trauriger Anblick. Aber es war kein Bild, das ihnen fremd war. Derartige Ausbrüche von Angeklagten waren nach automatisierten Gerichtsverfahren vollkommen normal. Der verurteilte Bürger wurde abgeholt …

Big Eye

Der Transport nach „Big Eye“, einem der größten und modernsten Hochsicherheitsgefängnisse im gesamten Verwaltungssektor „Europa-Mitte“, dauerte nicht allzu lange, obwohl er Frank wie eine Ewigkeit vorkam. Geistig abwesend, wie von einem Betäubungspfeil getroffen, ließ er die schöne ländliche Gegend auf dem Weg nach Bernau an sich vorbei ziehen.

Die Polizeibeamten schwiegen die meiste Zeit über oder unterhielten sich über die neue Fernsehshow „Der kleine Flüsterer“, bei der Kinder Preise gewinnen konnten, wenn sie subversives Verhalten bei ihren Eltern oder Verwandten aufdeckten.

Eigentlich hatte es sich Frank vorgenommen, die Polizeibeamten anzusprechen, um ihnen zu sagen, dass alles bloß ein Justizirrtum sei, aber er tat es nicht. Und seine Wächter machten auch nicht den Eindruck, als ob sie die Meinung des Verurteilten interessierte.

Nach einer Weile wurden die Umrisse eines riesigen Gefängniskomplexes am Horizont sichtbar. Das war „Big Eye“. Frank hatte einmal eine Fernsehreportage über diese Anstalt gesehen, wo den Zuschauern nur glückliche und geheilte „Patienten“ (so war die offizielle Bezeichnung) gezeigt worden waren.

Jetzt war er selbst auf dem Weg dorthin. Das Gebäude war von hohen Betonmauern umringt, die mit Stacheldraht und Wachtürmen versehen waren. Es besaß mehrere Stockwerke und an einer der Außenmauern erkannte der Häftling jenes seltsame Symbol, das ihm schon heute

morgen auf dem Etikett seines Kaffeepulverglases aufgefallen war: eine Pyramide mit einem Auge in ihrer Spitze. Das Zeichen sah zwar etwas anders aus als das Firmensymbol der „Globe Food“ Ladenkette, doch die Ähnlichkeit war trotzdem eindeutig.

„Big Eye – das große Auge. Niemand entkommt seinem Blick!“, dachte Frank von Furcht ergriffen.

Der „Patient“ wurde aus dem Transporter geführt und die Beamten mussten diesmal nicht grob werden. Kohlhaas folgte ihnen schweigend, wie in Trance nahm er alle Anweisungen und Befehle zur Kenntnis. Kleiderordnung, Essensausgabe, Schlafenszeit. Er hörte kaum hin, versunken in finsteren Gedanken.

Doch das alles spielte keine Rolle. Frank sollte laut Gerichtsurteil fünf Jahre hier bleiben und hatte demnach Zeit genug, den Tagesablauf bis ins kleinste Detail zu verinnerlichen. Nachdem Kohlhaas seine Straßenkleidung abgegeben hatte, musste er ein weißes Hemd und eine weiße Hose anziehen, ebenso weiße Turnschuhe.

„Sie bekommen jede Woche eine neue Garnitur“, erklärte ihm einer der Wärter. „Folgen Sie mir jetzt, Bürger 1-564398B-278843! Ab heute heißen Sie in dieser Anstalt übrigens 111-F-47! Patient 111-F-47! Haben Sie das verstanden?“

Frank brachte ein „Ja“ heraus und nickte.

„Gut!“, fuhr der Wärter fort. „Dann folgen sie jetzt den Vollzugsbeamten, die Sie in Ihre Zelle im Block F bringen werden. Machen Sie keine Schwierigkeiten!“

Der neue Gefangene wurde viele Treppenstufen hinauf bis in eines der obersten Stockwerke des Gefängniskom-

plexes geführt. Innerlich gebrochen stierte Frank die meiste Zeit auf den Boden, doch selbst in seiner lethargischen Schockstarre fiel ihm auf, dass von den anderen Gefangenen fast nichts zu hören war. Keine Gespräche, kein Schreien oder sonst irgendein Laut. Es war beklemmend. Die tiefen Gänge von „Big Eye“ waren unheimlich still; sämtliche Zellentüren bestanden aus grauschwarzem Stahl, darauf leuchteten große, rote Nummern.

Die Zelle mit der Nummer 47 in Block F war für Frank bestimmt. Dieser versuchte sich indes vorzustellen, dass alles nur ein böser Traum sei. Es konnte einfach nicht real sein und gleich würde er aufwachen, um sich als erstes an dem fauligen Eiergeruch im Hausflur zu erfreuen. Er würde aus seiner Wohnung hinauslaufen und laut über den Gang schreien: „Schön, dass du da bist, Gestank!“

Ja, das wollte Frank tun, denn gleich würde er sicherlich fortfliegen und dieser schreckliche Ort wäre vergangen wie ein böser Gedanke. Doch nichts geschah.

„111-F-47! Wir sind da! Das ist ihre Zelle!“, rief plötzlich einer der Vollzugsbeamten.

Der stämmige Mann mit dem braunen Schnauzbart und den kantigen Wangenknochen gab den Access Code ein und die Zelle öffnete sich.

„Rein da, 111-F-47!“, knurrte er.

In diesem Moment kehrte die Klarheit wieder in Franks Geist zurück. Plötzlich wurde ihm mit aller Schärfe bewusst, dass er ganze fünf Jahre in dieser Höllenkammer verbringen sollte. Das ließ seinen Verstand wie Glas zersplittern. Frank brach zusammen und verlor das Bewusstsein.

Nach einer unbestimmten Zeit wachte Kohlhaas wieder auf. Aufgeweckt von gleißend hellem Neonlicht, das sich durch seine Augenlider fraß. Zwar war Frank noch benommen und desorientiert, doch war das Licht so penetrant, dass es ihm regelrecht in den Schädel stach.

„Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", dröhnte eine Stimme aus irgendeiner Ecke des Raumes, in welchen man den Heilungsbedürftigen gesperrt hatte.

„Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", schallte es erneut. Frank lag mit dem Rücken auf einer weißen Kunstlederpritsche und seine Kopfschmerzen kehrten mit aller Macht zurück. „Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", dröhnte es wieder und wieder.

Franks Schädel fühlte sich an, als wäre er in einen Schraubstock gespannt worden, er hatte Hunger und war zugleich vollkommen müde und schlapp.

„Lasst mich in Ruhe!", stammelte er und versuchte, sich von dem grellen Licht weg zu drehen. Doch das war kaum möglich.

„Patient 111-F-47! Hören Sie zu!", hallte es von der Decke der Zelle.

Frank setzte sich auf die Kante der Pritsche und hielt sich die Hände vor die Augen. „Was soll das?", schnaufte er.

„Herzlich willkommen in Ihrer Holozelle, Patient 111-F-47! Haben Sie keine Angst. Sie befinden sich in einer Heilanstalt und wir wollen Ihnen helfen!", erläuterte die metallische Frauenstimme aus dem Lautsprecher.

„Diese neuartige Holozelle ist ein Teil Ihrer Therapie, Patient 111-F-47! Wir nutzen diese Einrichtungen hier in „Big Eye", um Ihnen zu helfen, den Pfad des angepassten

Bürgers wiederzufinden. In dieser Holozelle verschwimmen alle Konturen; sie ist unbegrenzt, wie die „One-World“, deren glücklicher Bürger Sie wieder werden sollen. Vertrauen Sie uns und unseren neuesten Therapiemöglichkeiten. Von Menschenfreunden entwickelt, um kranken Menschen zu helfen. Diese Zelle beinhaltet die Freiheit, weil sie keine Grenzen kennt. Es ist Ihre Freiheit, die Freiheit Ihres Geistes, der unter unserer Leitung lernen wird, sich selbst zu heilen.“

Kohlhaas hielt sich noch immer den schmerzenden Schädel. Dieses Licht war unerträglich. Es war derart grell, dass es körperliche Qualen verursachte.

Verstört musterte Frank seine neue Heimat. Der Raum war vielleicht zehn mal zehn Meter groß, unter Umständen auch kleiner. Aufgrund des extrem hellen, weißen Lichtes waren die Konturen der Wände und die Zellentür kaum zu erkennen.

Der grauenhaft Lichtschein drang unbarmherzig bis in die letzten Winkel von Franks Gehirn vor. Auch wenn er die Augen zukniff, so belagerte die unnatürliche Helligkeit seinen verbarrikadierten Kopf beharrlich wie eine Armee. Franks Kopfschmerzen wurden unerträglich. Er übergab sich auf die Pritsche und kroch in eine Ecke.

„Patient 111-F-47! Hören Sie? Sie sind in einer Holozelle! Haben Sie das verstanden? Wenn ja, dann heben Sie die Hand!“, forderte der Lautsprecher energisch.

Kohlhaas signalisierte, dass er verstanden hatte und kauerte sich wimmernd zusammen. In seiner Zelle befanden sich keine Gegenstände, es gab lediglich die Pritsche und eine Toilette an der gegenüberliegenden Wand. Ansonsten war hier nur das beißende Licht.

„Sie werden zweimal am Tag eine Stunde Umerziehung erhalten!“, erklärte die Stimme aus der oberen Ecke des Raumes. „Die erste Umerziehungsstunde beginnt in 30 Minuten! Machen Sie sich bereit, 111-F-47!“

Frank war mit der Situation vollkommen überfordert und vergrub das Gesicht hinter seinen Knien. Er versuchte, an nichts mehr zu denken und hätte alles dafür getan, das gleißende Licht abschalten zu können. Doch das stand nicht in seiner Macht. So wie nichts in „Big Eye“ in seiner Macht stand. Frank war hier nur die weiße Maus, die kleine Laborratte im Käfig, die alles erdulden musste, was sich die Erfinder dieser sogenannten „Heilanstalt“ ausgedacht hatten.

Wenig später begann die Umerziehungsstunde, wobei der Lautsprecher 111-F-47 noch einmal intensiv die Gründe der „Therapie“ erläuterte. Er sagte, dass man hier einen „guten Menschen“ aus Frank machen wollte. Einen Menschen, der menschlich ist, indem er seine Menschlichkeit überwindet.

So ging es eine ganze Stunde lang, während das Licht immer schlimmer brannte und schmerzte. Zeitweise verlor Kohlhaas die Orientierung, da ihn der grelle Schein wie ein weißer Nebelschwaden einhüllte. Franks Kopf dröhnte. Und dann war da noch dieses metallisch klingende Gerede, diese stählerne Computerfrau, die ihn quälte.

„Ich halte diesen Wahnsinn keine zwei Wochen aus!“, sagte Frank zu sich selbst und rollte sich in der Ecke wie ein Säugling zusammen. „Ich will, dass es aufhört! Bitte Gott!“

Doch Gott hörte ihn nicht. Zu perfekt war die Schallisolierung der Holozelle im Gefängniskomplex „Big Eye“.

Wenn Frank hier einen Gott hatte, dann war es er oder sie oder es, das Wesen hinter dem Lautsprecher.

Nachts um 22.00 Uhr wurde das grelle Licht abgeschaltet. Dann wurde die Zelle schlagartig stockfinster. So finster, dass nicht die kleinste Lichtquelle übrig blieb. Frank sah die Hand vor Augen nicht mehr, während in seinem Kopf noch die Nachwirkungen des gleißenden Lichtscheins als bunte Farben umherhüpften.

Es gab hier nur extrem hell oder extrem dunkel. Wer auch immer das Konzept der Holozelle entwickelt hatte, wusste genau, dass diese grausame Form der Konditionierung selbst den widerspenstigsten Mann innerhalb kürzester Zeit in einen willigen Sklaven verwandelte.

Und so vergingen die ersten Tage in „Big Eye“ langsam und qualvoll; sie hinterließen viele Narben im Verstand des neuen Häftlings. Doch es gab kein Entkommen, keine Möglichkeit zu fliehen, keine Rettung durch Gott. Nur der Teufel schien sich für „Big Eye“ zu interessieren – vermutlich hatte er diese Hölle auf Erden sogar selbst entworfen.

„Stehen Sie gerade, Patient 111-F-47! Hier in „Big Eye“ gibt es keine Gewalt unter Patienten, keine Aufstände und keinen Zwist – denn hier bleibt jeder die gesamte Haftzeit über für sich allein. Sie, 111-F-47, sind einer der ersten heilungsbedürftigen Menschen, der das Glück hat, seine Therapie in einer Holozelle zu erhalten. Wir freuen uns für Sie, dass das computergestützte Auswahlverfahren Sie für diesen Raum vorgesehen hat.

Verhalten Sie sich willig, seien Sie anpassungsfähig und lernen Sie die Regeln des Systems zu respektieren. Nicht jeder Patient hier hat das Privileg, in eine Holozelle zu kommen. Sie sind einer der Prototypen. Also strengen Sie sich an und unterstützen Sie die Entwickler der Holozellen-Therapie, indem sie ihnen zum Erfolg verhelfen!“, hallte es eines morgens durch den Raum.

Anschließend wurde Patient 111-F-47 erklärt, wie wichtig es sei, alles zu glauben, was die Medien sagen. Dass es nötig wäre, den Menschen von seinen Instinkten zu befreien, seinen noch zu sehr an die Natur gebundenen Verstand neu zu formatieren und ihn psychisch richtig zu programmieren. Wie unumgänglich die ständige Sedierung des Menschen sei, damit er als friedlicher Konsument sein Lebensglück finden konnte.

In diesen langen Wochen der Isolation, der grellen künstlichen Tage und der schwarzen unnatürlichen Nächte war es Franks größte Sorge, nicht den Verstand zu verlieren. Die Einsamkeit, die Langeweile und vor allem das bohrende Licht hatten ihn schon nach einem Monat in eine traurige Gestalt verwandelt. Sehr oft dachte er jetzt an seinen Vater und seine Schwester, die einzigen Mitglieder seiner Familie, die noch da waren. Franks Mutter war vor drei Jahren gestorben, er hatte sie sehr geliebt und mit ihrem Tod nicht bloß seine biologische Mutter, sondern auch seine engste Bezugsperson auf dieser Welt verloren. Die Zeit danach war hart gewesen. Seitdem hatte Frank niemanden mehr zum Reden gehabt.

Zu seinem Vater, Rainer Kohlhaas, der im östlichen Teil Berlins wohnte, hatte Frank immer nur unregelmäßigen

Kontakt gehabt. Selten, zu selten, hatte er ihn besucht, wenn er ehrlich war. Allerdings war Rainer Kohlhaas auch ein gefühlsarmer Klotz; jedes Gespräch mit dem wortkargen Mann war mühsam. Gestritten hatten Frank und er früher häufig. Oft hatte Rainer seinen Unmut über Franks Lebensweg zu offen gezeigt und als positives Gegenbeispiel stets seine Schwester Martina hochgehalten. Doch jetzt waren diese Dinge nicht mehr von Bedeutung.

Ab und zu hatte Frank mit seiner älteren Schwester, der Erfolgreicheren der beiden Kinder, telefoniert. Martina Kohlhaas war Lehrerin geworden und hatte geheiratet. Frank beneidete sie um ihre gute Bezahlung, obwohl ihm Martina bereits gebeichtet hatte, wie sehr sie der Lehrerberuf belastete. Sie unterrichtete die Fächer „Biologie" und „Englisch" an einem Einheitsschulkomplex in Wuppertal im Unterbezirk Westfalen-Rheinland.

Die Situation an den Schulen beschrieb sie als immer unerträglicher und Frank hatte den Verdacht, dass sie Beruhigungsmittel schluckte oder trank. Aber Martina hatte bis heute durchgehalten; ihrem Mann und ihrem Sohn, dem kleinen Nico, zuliebe. Frank hatte seinen Neffen erst zweimal gesehen, war aber immer stolz gewesen, Onkel zu sein.

In diesen schrecklichen Tagen vermisste Frank seine Familienangehörigen sehr. Vermutlich wussten sie nicht einmal, dass er hier eingesperrt war. Sie wunderten sich vermutlich bloß, dass er seit Wochen nicht mehr ans Telefon ging.

Vielleicht hatten die Behörden seinen Vater und seine Schwester aber auch informiert, dass er straffällig geworden und jetzt unter die Verbrecher geraten war. Frank

wusste es nicht, doch er konnte sich das Gesicht sein Vaters vorstellen, wenn dieser eine solche Nachricht erhielt.

„Ich hatte immer die Befürchtung, dass der Junge sein Leben vergeudet. Jetzt hat er alles endgültig versaut“, hatte Rainer vielleicht gemurmelt. Frank mochte lieber nicht an daran denken.

„Was ist wohl aus meiner Wohnung geworden?“, grübelte er vor sich hin. „Mit Sicherheit ist sie bereits neu vermietet worden. Das geht schnell, wenn die Miete nicht mehr vom Scanchip abgebucht werden kann.“

In diesem Kerker konnte Kohlhaas nur mit sich selbst sprechen. Ab und zu machte er seiner Verzweiflung auch mit wildem Geschrei Luft. Doch das änderte nichts. Es war erst ein einziger Monat verstrichen und Frank kam es vor, als wäre er bereits vom einen Ende der Hölle zum anderen gelaufen.

Leicht war es nicht, hier durchzuhalten. Und da die zwei Umerziehungsstunden bald das Interessanteste waren, was an einem Tag in der Holozelle geschah, freute sich Frank nach einer Weile sogar darauf.

Manchmal versuchte er jedoch auch den Lautsprecher, der viel zu hoch hing, um ihn zerstören zu können, herunter zu reißen. Dann steigerte er sich in eine solche Wut hinein, dass er gegen die Wände trat oder sich selbst in den Arm biss, bis das Blut floß.

Franks einsamer Kampf gegen die Windmühlen ging so einige Zeit weiter. Immer erfolglos und immer näher am Verlust des gesunden Menschenverstandes. Manchmal schrie er vor dem Lautsprecher laut herum, bettelte um Gnade und Vergebung und gelobte jede Regel und jede

Vorschrift für alle Ewigkeit zu befolgen; alles zu glauben und alles zu tun, was man von ihm verlangte. Doch niemand antwortete ihm jemals.

Als zwei Monate herum waren, brach Frank immer öfter in Tränen aus oder verkroch sich jammernd unter seiner Kunstlederpritsche. Er bildete sich ein, bereits den Verstand verloren zu haben. Patient 111-F-47 traute seinem eigenen Urteil nicht mehr und verlor allmählich den Bezug zur Realität.

Im dritten Monat seiner Haftzeit machte Frank den Wahnsinn schließlich zu seinem Begleiter. Er stellte ihn sich als Zellengenossen vor: Groß, hager, mit blasser Haut und tiefen Furchen im Gesicht. Auch in der vorschriftsmäßigen weißen Zellenkleidung von „Big Eye“. Wenn der Wahnsinn neben Frank auf der Pritsche saß, antwortete ihm dieser jedoch nie. Er grinste bloß und entblößte dabei seine gelblich-braunen Zähne. Aber trotzdem erzählte ihm Frank eine Menge Dinge. Manchmal bildete er sich auch ein, dass „Herr Irrsinn“, wie ihn Kohlhaas nach einiger Zeit nannte, in der Finsternis der Nacht in der Ecke lag und schnarchte. Dann kroch er über den Boden und versuchte ihn zu finden, um ihm zu sagen, dass er gerne in Ruhe schlafen wollte.

Frank dachte über eine Vielzahl verwirrender Dinge nach und machte sie mehr und mehr zu einem Teil seiner Welt. Längst hatte er die Grenzen des menschlichen Verstandes hinter sich gelassen. Licht, Finsternis, Umerziehung, Irrsinn. Jeder neue Tag forderte ein weiteres Stück von Franks Seele.

„Das ist die Armee der Lichtteilchen, die mit ihren Rammböcken die Augenlider Stück für Stück niederreißt und dann laut grölend ins Innere der Schädelfestung vorstürmt – alles abschlachtend und zerstörend. Und ja, diese grausame Horde richtet ein Massaker unter meinen grauen Zellen an“, dachte Frank, wenn er das weiße Licht kaum noch ertragen konnte.

Dann kamen die Phasen, in denen Kohlhaas seinen Körper stundenlang auf Krankheiten absuchte. Überall fand er plötzlich bösartige Knoten und Parasiten. Degenerierte Pickel und seltsame Hubbel unter der Haut, die ihn mit Sorge erfüllten.

Am Ende des dritten Monats entdeckte er, als er wieder einmal auf dem Boden kauerte, um sich vor dem aggressiven Licht zu schützen, einige rote Punkte neben der Toilette. Frank war sich sicher, dass es Blutspritzer waren, die das Gefängnispersonal nur notdürftig mit weißer Farbe überstrichen hatte. Herr Irrsinn hatte dazu keine Meinung, obwohl er die ganze Zeit über in der Ecke saß und Frank traurig ansah.

Oft dachte Kohlhaas darüber nach, ob es tatsächlich möglich sei, den eigenen Kopf an der Wand oder der keramischen Toilettenschüssel so zu zerschmettern, dass er diesen Höllentrip hinter sich hatte. Was würde passieren, wenn er es versuchte? Würden ihn die Wärter im letzten Moment retten, um ihn weiter in dieser Kammer verrotten zu lassen?

Eine andere Möglichkeit war, da es hier weder Bettwäsche noch andere Gegenstände gab, die einen Selbstmord ermöglichen, sich selbst die Pulsadern aufzubeißen. Doch jedes Mal, wenn Frank diese Gedanken hatte, verlor er

den Mut, es dann wirklich zu tun. Außerdem schaute Herr Irrsinn stets sehr besorgt, wenn Frank zu intensiv an Selbstmord dachte. Die Holozelle blieb und Patient 111-F-47 war ihrer Grausamkeit weiterhin ausgeliefert.

Ab dem vierten Monat seiner Gefangenschaft verbrachte Frank die meisten Tage damit, stundenlang und regungslos auf dem Bauch zu liegen – unter seiner Pritsche.

„Soll Herr Irrsinn doch auf der Pritsche liegen, ich liege darunter. Soll er sich doch dieses verdammte Licht antun. Mich erreicht es hier nicht mehr“, meinte Kohlhaas mit dem Brustton der Überzeugung.

An seine Familie dachte Frank jetzt seltener. Und was sollte ihm die Erinnerung auch nützen? Hier war er von allen getrennt. Vom Rest dieser dahinsiechenden Menschheit, wozu auch Vater, Schwester und sein kleiner Neffe gehörten.

Nicht umsonst hatte ihm die computergesteuerte Frauenstimme neulich erklärt: „Die Bindungen an Familie und Sippe sind Fehlleistungen der Natur und der Bürger der Neuen Weltordnung kommt ohne sie aus. Sie müssen durch moderne Regeln korrigiert werden. Die Familie schadet der neuen Ordnung und behindert die ökonomische Entwicklung.

Der Mensch muss lernen, sie zu überwinden. Die Familie ist nicht fortschrittlich, sie hemmt jede Weiterentwicklung. Vergessen Sie Ihre Familie, denn Ihre neue Gemeinschaft ist die Gemeinschaft der Einen Welt. Sie sind ein Teil des Ganzen und das Ganze ist ein Teil von Ihnen, Patient 111-F-47!“

In dieser Phase des geistigen Zerfalls war es Franks einzige Unterhaltung, die Staubkörner auf dem Zellenboden zu begutachten und dabei festzustellen, dass es dort mehr interessante Formen und Farben zu bestaunen gab, als man gemeinhin dachte. Manchmal war dies für Frank derart faszinierend, dass er kaum mehr hinhörte, wenn die sanfte Stimme der Umerziehung aus dem Lautsprecher ihm erklärte, warum die alte Ordnung der Welt falsch und die neue ausnahmslos richtig war.

Als der fünfte Monat anbrach, wurde Frank auf einmal sehr gesprächig. Stundenlang erzählte er Herrn Irrsinn alle möglichen Dinge. Kohlhaas hielt Reden, die den Anweisungen der Umerziehungsstunden sehr ähnlich waren. Er hatte sich nämlich vorgenommen, Herrn Irrsinn, immerhin eine bedeutende Persönlichkeit, die auch bei vielen anderen Menschen häufig zu Gast war, umzuerziehen.

So predigte ihm Frank stets die wichtigsten Aspekte einer jeden Umerziehungsstunde; rezitierte sie, brüllte sie und schlug und trat manchmal auf Herrn Irrsinn ein, wenn dieser ihn nicht interessiert genug ansah. Und obwohl er diesen Herrn in der Ecke, der auch gelegentlich auf der Pritsche saß, eigentlich als seinen Zellengenossen und Freund betrachtete, musste er ihm manchmal auch weh tun, damit er lernte. Am Ende hatte Patient 111-F-47 in Herrn Irrsinns Ecke ein beachtliches Loch in die Wand getreten – diesen allerdings nie getroffen.

Als noch ein weiterer Monat verstrichen war, hatte Frank es aufgegeben, Herrn Irrsinn zu überzeugen, auch ein braver Bürger des neuen Weltstaates zu werden. Jetzt versuchte er, sich jedes einzelne Wort der Umerziehungs-

stunden zu merken und oft konnte er die ersten zwei oder drei Minuten komplett auswendig nachplappern. Frank schrie, sang und heulte die Phrasen aus dem Lautsprecher nach wie ein Papagei.

Die Notwendigkeit der Registrierung der Erdbevölkerung, die Pflicht des Gehorchens, die Selbstregulierung der Ökonomie, die Errichtung einer Gesellschaft ohne Geschlechter, Völker und Rassen, das Gebot von der Auflösung aller Kulturen und Religionen, die Heilslehre von der Weltdemokratie unter der Führung wahrer Menschenfreunde …

Franks Gedächtnis erwies sich als erstaunlich leistungsfähig, obwohl es vom Pilz des Wahnsinns schon stark befallen war. Längst verstand sich Frank als Lernender. Und manchmal schrie er, wenn der Lautsprecher wieder zu ihm sprach, mit blutunterlaufenden, kochenden Augäpfeln: „Jawohl, so ist es!“

Mittlerweile war ein halbes Jahr vergangen und Patient 111-F-47 hatte viele Möglichkeiten entwickelt, die Stunden tot zu schlagen. Sogar einen eigenen Tagesplan hatte Frank im Geiste aufgestellt:

- Essen
- Möglichst viele Wörter aus der Umerziehungsstunde auswendig lernen.
- Herrn Irrsinn diese erklären (aber nur, wenn er zuhört).
- Die Fasern der weißen Tapete genauer inspizieren.
- Das Zimmer nach Staub absuchen.

- Mittagessen
- Sich mit Herrn Irrsinn streiten.

Franks Essenrationen kamen dreimal täglich durch eine Klappe an der Wand. Man hatte freundlicherweise darauf geachtet, dass er seine Holozelle auch zum Zweck der Nahrungsaufnahme niemals verlassen musste.

Nach zwei weiteren Monaten sahen die Überwachungskameras von „Big Eye“, die jede Zelle im gesamten Gefängniskomplex fest im Blick hatten und auch Raum 47 in Block F ständig scannten, nur noch einen Häftling, der die meiste Zeit des Tages wie tot auf seiner Pritsche lag.

Frank Kohlhaas, Patient 111-F-47, hatte sich einer fatalen Lethargie ergeben und wünschte sich nichts sehnlicher, als das Aussetzen seines Herzens. Die Behandlung hatte ihn zerbrochen und selbst das irrationale Verhalten und die emotionalen Ausbrüche, die ihn bis dahin, unter der freundlichen Leitung von Herrn Irrsinn, noch auf den Beinen gehalten hatten, waren verschwunden.

Über acht Monate Holozelle hatten Franks Verstand so stark zerfressen, dass sich auch sein Körper weigerte, die Tortur noch länger mitzumachen. Das grelle, bösartige Licht, das ihn 14 Stunden am Tag quälte, hatte seinen Henkersdienst fast getan, ebenso die undurchdringliche Dunkelheit der künstlichen Nächte. Die Holozelle 47 im Block F, diese Höllenkammer ohne Fenster, nur mit Pritsche, Toilette und Essensklappe in der weißen Wand, hatte den Verurteilten zu Grunde gerichtet. Nicht einmal Franks einziger Freund, der stumm grinsende Herr Irrsinn, hatte es ausgehalten – denn er war weg.

Am 21.03.2028 wurde das Licht wie üblich um 22.00 Uhr von der computergesteuerten Anlage von „Big Eye“ abgeschaltet. Der halb ohnmächtige Frank, der in seiner Zelle mit dem Gesicht nach unten in einer Lache seines Speichels lag, wurde erneut von der Dunkelheit verschluckt. Er selbst nahm dies nicht einmal mehr wahr.

Am folgenden Tag unternahm die Armee der Lichtteilchen einen weiteren Großangriff auf Franks Kopf. Mit lautem Getöse donnerte sie Rammböcken gleich gegen seine Augenlider und schaffte es, den halbtoten Patienten noch einmal aufzuwecken. Doch Franks Wille war zerschmettert. Was sollte ihn jetzt noch ein weiterer Tag von Hunderten in dieser Holozelle interessieren? Er hoffte, mit dem noch glimmenden Rest seines Verstandes, dem Tod möglichst bald zu begegnen und war sicher, dass er den Gevatter wie einen Erlöser feiern würde, wenn er endlich erschien.

Am 22.03.2028 um 9.45 Uhr morgens dröhnte die elektronische Frauenstimme plötzlich durch die grell erleuchtete Zelle. Frank lag nach wie vor wie ein sterbendes Tier auf dem Boden und vernahm ihren Klang kaum mehr. Der kleine Teil seines Hirns, der von der Horde der Lichtteilchen noch nicht überrannt und geschleift worden war, wunderte sich kurz darüber, dass es nach dem Weckruf noch eine weitere Ansage gab, doch dann schaltete er sich wieder aus. Trotzdem war dies seitdem Frank hier war noch nicht vorgekommen. Es war ungewöhnlich.

„Aufgepasst, Patient 111-F-47! Ihre Holozelle wird ab morgen aufgrund von Räumlichkeitsumstrukturierungen durch die computergesteuerte Verwaltung von „Big Eye“ einem anderen Patienten zur Verfügung gestellt. Sie selbst werden in die Heilanstalt „World Peace“ nach Bonn verlegt, wo Ihre Therapie die nächsten vier Jahre und vier Monate fortgesetzt werden wird.

Seien Sie unbesorgt, Ihr Heilungsprozess wird nicht unterbrochen. Eine Holozelle gleicher Art steht in „World Peace“ für Sie bereit!“

Kohlhaas dachte kaum über den Inhalt der Durchsage nach. Sollten sie ihn doch hinbringen, wohin sie wollten. Er würde hoffentlich bald tot und frei sein.

Doch bis zum nächsten Morgen lebte Frank noch. Sein Herz hatte sich geweigert, das Schlagen einzustellen, obwohl es sich sein Besitzer so innig wünschte.

Frank hatte sich während der gesamten Nacht überhaupt nicht mehr bewegt und wartete tief im Inneren nur noch darauf, dass sein Leben endlich zu Ende ging.

Doch das verstanden die drei Vollzugsbeamten nicht, die pünktlich um 8.00 Uhr seine Holozelle öffneten und den Raum betraten. Sie waren die ersten Menschen seit über acht Monaten, die Frank hier „besuchten“. Wenn auch nur, um ihn von A nach B zu verfrachten; von einer Höllenkammer in die andere.

„Der Kerl atmet noch, aber er sieht verdammt fertig aus“, sagte einer der drei Wächter.

„He! Steh auf, wir haben nicht ewig Zeit, Mann“, brummte ein weiterer und versetzte Frank einen leichten Tritt in den Rücken.

„Hrrrr!“, gab der Gefangene von sich und zuckte leicht.

„Verdammt, der Typ ist wirklich kaputt. Sieh dir das an, Kevin“, staunte der dritte Vollzugsbeamte. „Hol mal ein Aufputschmittel, sonst bekommen wir den hier nicht mehr auf die Beine.“

Einer der Beamten entfernte sich und kam eine Viertelstunde später mit einem Becher Wasser und zwei roten Pillen wieder.

„Hey! Hey, 111-F-47! Mach mal den Mund auf. Ja, so is’ brav, Junge. Und jetzt runter damit“, rief er.

Frank schluckte die Pillen geistesabwesend hinunter und konnte wenig später zumindest gestützt laufen. Er verstand nicht, was mit ihm passierte und bemerkte kaum, dass er die verhasste Holozelle hinter sich ließ.

„Los! Reiß dich zusammen, Mann! Du sollst gehen. Ja, so ist es gut. Einen Fuß vor den anderen! Vorwärts!“, brummte der Wächter, der Frank abstützte.

Patient 111-F-47 wurde aus dem Gebäude des „Big Eye“ Gefängnisses nur mit Mühe und Not herausgeschafft. Er war so schwach und weggetreten, dass ihn die drei Vollzugsbeamten mehr oder weniger hinter sich her schleifen mussten.

„Dass der Kerl nach zwei Pillen Steroin noch immer nicht fit ist“, bemerkte einer der Gefängnisangestellten erstaunt. „Los jetzt, der Transportfahrer wartet schon in Halle B!“

Irgendwann hatten die beiden Wächter Frank mit Hilfe von Steroin, einem hochkonzentrierten Aufputschmittel, und ein paar Schlägen auf den Kopf bis zum Transport-Van befördert. Frank kroch die drei Stufen der Metalltreppe hoch und sank auf einem der Sitze nieder. Seine

Hände wurden mit Handschellen hinter dem Rücken gesichert. Stumpf starrte er auf den Boden.

„Passt auf den Typ auf! Der ist fertig! Nicht, dass er euch während der Fahrt noch alles voll kotzt oder sogar verreckt“, gab der Vollzugsbeamte seinen Kollegen mit auf den Weg.

„Ja, wir passen schon auf!“, antwortete einer der Polizisten im Laderaum des Fahrzeugs.

Neben Frank befanden sich noch zwei Beamte und ein weiterer Häftling im Rückraum des Transport-Vans. Die Wächter waren mit Schrotflinten bewaffnet. Sie legten Frank, der vor Schwäche fast auf den Boden rutschte, und dem anderen Gefangenen einen zusätzlichen Sicherheitsgurt an, so dass sie nur noch ihre Beine bewegen konnten.

Gegen 9.00 Uhr setzte sich der Transporter in Bewegung und verließ das Gelände des Gefängniskomplexes „Big Eye“. Selbst wenn Frank die Gelegenheit gehabt hätte, durch ein Fenster einen letzten Blick auf den verhassten Ort des Horrors zu werfen, an dem er acht Monate lang geistig zu Grunde gerichtet worden war, so hätte er es nicht getan. Erstens hatte der Rückraum des Transporters ohnehin kein Fenster und zweitens war es Frank mittlerweile gleich, ob er in „Big Eye“, „World Peace“ oder sonst irgendwo den Tod fand. Hauptsache es würde schnell gehen – das war seine einzige Sorge. Nachdem sie eine Viertelstunde gefahren waren und niemand ein Wort gesprochen hatte, zischte der schräg gegenüber sitzende Gefangene Frank zu: „He! Pssst! Ich bin Alf! Wer bist du?“

Frank ignorierte die Frage des Mannes. Es interessierte ihn nicht, wer dort noch saß. Mit glasigen Augen stierte er

weiter auf den metallenen Boden des Rückraums. Plötzlich schrie einer der Polizisten dazwischen: „Bäumer, du Spinner! Halt dein verdammtes Maul! Kontakt unter Gefangenen ist gegen die Vorschrift!“

„Ich dachte, wir sind Patienten!“, antwortete der Häftling mit trotzigem Blick und einem leichten Anflug von Ironie.

Derweil reagierte der Polizist auf seine Weise. Er schlug Bäumer strack ins Gesicht und sagte: „Oh, tut mir leid, großer Revoluzzer. Wollte nicht unhöflich sein.“

Der Häftling schluckte einen Schwall aus Blut und Speichel herunter und blickte mit einem leicht psychopathischen Grinsen in Franks Richtung. Dieser war allerdings nach wie vor stumm und ließ sich auch durch den Anflug von Mut seitens des Fremden nicht aufmuntern.

„Alf Bäumer“, dachte er nur kurz, dann versank sein Verstand wieder in einem verschwommenen Nebel.

Alfred Bäumer, Patient 578-H-21, war ein hochgewachsener Mann. Er hatte einen dunkelbraunen Spitzbart, breite Schultern und eine Tätowierung am Hals. Die wenigen Blicke, die ihm Frank schenkte, zeigten das Bild eines kämpferisch wirkenden Mannes, der Anfang oder Mitte dreißig war. Vor allem seine hellblauen Augen und die große Narbe in der rechten Gesichtshälfte waren auffällig.

Wie lange die Fahrt bereits gedauert hatte, konnte Kohlhaas kaum sagen. Vielleicht eine weitere Viertelstunde. Alfred Bäumer schien die Sache indes klarer im Blick zu haben. Seine blauen Augen blickten die Polizeibeamten finster und feindselig an. Er fletschte die Zähne und

starrte bald wieder zu Frank herüber. Auf irgendetwas schien er zu warten.

Die Veränderung

In einem kleinen Waldstück nahe der Landstraße BAS-74 standen vier Männer im verregneten Unterholz und spähten nach Osten. Sie trugen Tarnkleidung, ihre Gesichter waren hinter schwarzen Sturmhauben versteckt. Drei von ihnen fingerten nervös an ihren Sturmgewehren herum, während einer durch einen Feldstecher starrte und den anderen Anweisungen gab.

„Wie lange noch, Sven?“, fragte einer der Männer den mit dem Fernglas.

„Ich sage euch schon Bescheid. Sie müssten jeden Moment hier sein. Denkt daran, Jens schießt nur auf die Reifen, wir schießen nur auf die Fahrer“, antwortete jener. „Und durchlöchert nicht aus Versehen den Rückraum, verstanden?“, fügte er hinzu.

„Die Sache ist verdammt riskant. Hoffentlich kommen wir hier auch wieder weg“, sagte einer der Männer leise.

„Jetzt ist es zu spät. Wir ziehen das durch. Prüft noch einmal eure Waffen!“, zischte sein Hintermann.

Die Minuten vergingen und die vier Männer robbten weiter vorwärts, bis sie in unmittelbarer Nähe der Landstraße waren. Sven, der Maskierte mit dem Feldstecher, hielt plötzlich inne.

„Da! Da vorne! Das sind sie! Macht euch fertig!“, rief er.

Alle huschten in Deckung und luden ihre Sturmgewehre durch. Der Transport-Van, auf den die vier Männer bereits seit zwei Stunden warteten, kam mit mittlerer Geschwindigkeit näher.

Es verging noch eine lange und zähe Minute voller Zweifel in den Herzen der vier Gestalten, die dort im Dickicht lauerten. Dann war es soweit. Und während sich die drei Polizisten, die in der Fahrerkabine des Gefangenentransporters saßen, noch darüber aufregten, dass sie wegen der Verlegung von lediglich zwei Häftlingen von Bernau bis nach Bonn fahren mussten, sahen sie plötzlich ein paar sich schnell bewegende Schatten aus dem Wald auf ihr Transportfahrzeug zurennen.

„Jetzt! Feuer!", brüllte der Späher mit dem Fernglas und alle vier Männer rissen ihre Waffen hoch, legten an und eröffneten einen ohrenbetäubenden Kugelhagel auf den Transporter.

„Tac-tac-tac-tac-tac!", dröhnte es durch das Waldstück und die stürmisch angreifenden Vermummten feuerten auf die Windschutzscheibe und die Reifen des Fahrzeugs. Mit einem lauten Klirren zerbarsten die Scheiben des Transport-Vans und er geriet ins Schleudern. Dann hielt das Fahrzeug an.

„Macht die Schweine kalt!", schrie einer der Maskierten und schoss wie von Sinnen weiter auf die Fahrerkabine. Einer der drei Beamten im vorderen Bereich des Vans hatte einen Kopfschuss abbekommen und ein gewaltiger Blutfleck hatte sich über der Kopfstütze seines Sitzes ausgebreitet. Sein Nebenmann war am Arm verletzt worden und hatte sich hinter dem Motorblock in Deckung geworfen; verwirrt tastete er nach seiner Waffe. Der Dritte riss die Beifahrertür auf und feuerte wild um sich. Eine Salve aus zwei Sturmgewehren schickte ihn jedoch zu Boden.

Mittlerweile waren die vier Männer dem Fahrzeug so nahe gekommen, dass sie auch von der Seite durch die aufgerissene Tür ins Innere des Fahrerraums feuern konnten und der dort kauernde Polizist seine Deckung verlor. Einer der Männer riss sein Gewehr hoch, durchsiebte den Beamten mit mehreren Kugeln und stieß einen triumphierenden Schrei aus.

„Wir müssen den Ortungssensor zerstören!“, brüllte der Mann, den die anderen Sven nannten; er hechtete vorwärts und zerschoss ein funkgerätartiges Etwas im Vorderteil des Transporters mit seiner Handfeuerwaffe.

„Bolzenschneider her! Los! Beeilung!“, schrie er und die Vier sprinteten zur Tür des Transportraums.

Das Feuergefecht draußen war den zwei Polizeibeamten, die Frank Kohlhaas und Alf Bäumer bewachen sollten, nicht unbemerkt geblieben. Selbst Patient 111-F-47 schien kurzzeitig seine geistige Verwirrung verloren zu haben und schaute verwundert umher.

„Was zur Hölle ist da draußen los?“, fauchte einer der Bewacher, lud seine Schrotflinte durch und machte sich daran, die Tür des Rückraums zu öffnen. Der andere tat es ihm gleich und eilte ebenfalls an Frank und Alfred vorbei.

„Holt mich endlich hier raus!“, brüllte Bäumer auf einmal aus voller Kehle und versetzte einem der Beamten einen Tritt in den Unterleib.

Im gleichen Moment wurde die Tür von außen aufgebrochen und Licht fiel in das Dunkel des Rückraums. Einer der Polizisten feuerte blitzartig aus dem Van heraus und traf einen Maskierten mitten im Gesicht, als dieser

versuchte, in den Van einzudringen. Eine Wolke aus Blut und Knochensplittern spritzte auf und der Mann sank mit zerfetztem Schädel zu Boden.

Die restlichen drei Angreifer antworteten mit Feuerstößen aus ihren Sturmgewehren und trafen den Beamten, der schließlich wie ein blutendes Sieb kopfüber aus dem Laderaum purzelte. Derweil fing Frank wie ein gequältes Kind zu schreien an; er begann schrill zu kreischen und riss in einem Anfall unbändiger Wut so fest an seinem zusätzlichen Sicherheitsgurt, dass er ihn aus der Verankerung brach. Mit einem hohen Tritt traf er den zweiten Wächter im Gesicht und dieser taumelte zurück. Frank quiekte wie ein angestochenes Schwein und sein Blick verfinsterte sich so sehr, dass sein Gesicht einem brodelnden Kessel wahnsinnigen Hasses glich. Plötzlich leuchteten seine Augen klar und blutrünstig auf. Ehe die drei anderen Vermummten den Rückraum stürmen konnten, hatte Kohlhaas den Beamten schon mit einer Kopfnuss zu Boden geschickt.

Vor Schmerzen stöhnend fasste sich der Wachmann an die Stirn. Er versuchte sich wieder aufzurichten, während er den vor Zorn rasenden Häftling ebenso verwirrt wie entsetzt anglotzte.

Zwar waren Franks Hände noch immer auf dem Rücken zusammengebunden, doch trat er dem Polizisten so hart ins Gesicht, dass dieser erneut blutend zusammenbrach. Kohlhaas stürzte sich auf ihn und biss ihm wie ein wildes Tier in die Backe. Es folgte ein Schuss aus einer Handfeuerwaffe, der den verrückt gewordenen Frank beinahe selbst getroffen hätte – dann war auch der letzte Wachhabende tot.

Frank heulte auf und trat noch mehrmals auf den Kopf des sterbenden Polizisten ein, bis ihn die anderen aus dem Van herauszogen. Seine weißen Kleider waren blutverschmiert, so dass er die vor ihm stehenden Maskierten eher an einen rachsüchtigen Metzger als an einen Häftling erinnerte. Nur Sekunden später fiel Frank wieder in einen Zustand geistiger Umnachtung; erschöpft setzte er sich auf die Einstiegstreppe des Transportfahrzeugs.

„Na, was ist jetzt, Mann? Komm! Oder willst du warten, bis die nächste Ladung Bullen hier ist?", schrie ihn Alf an.

Er schleifte Frank mit sich und folgte den anderen drei Männern in das Waldstück. Jetzt galt es, sich zu beeilen, denn die Operation hatte viel zu lange gedauert und ein solches Gemetzel war nicht eingeplant gewesen. Zudem hatten die Befreier einen Mann verloren und konnten von Glück sagen, dass kein anderes Auto die Landstraße entlang gekommen war.

Die drei Vermummten und Alfred, der Frank mehr oder weniger hinter sich herziehen musste, rannten in den Wald hinein.

„Macht schon!", brüllte einer der drei Maskierten. „Zum Teufel, wir haben nur noch zehn Minuten für das Stück!"

Alf Bäumer packte Kohlhaas am Kragen und herrschte ihn an, schneller zu rennen, was der vollkommen verstörte Häftling allerdings nur widerwillig tat.

„Wenn sich dein Kumpel nicht gleich ein bisschen mehr beeilt, dann knalle ich ihn ab, Alf! Ich meine es ernst!", drohte Sven, der schon vorausgelaufen war.

Alfred richtete sich vor Frank auf, schüttelte ihn und fauchte: „Das ist deine einzige Chance, du Idiot! Wenn sie

dich jetzt kriegen, bist du so gut wie tot! Komm mit mir, vertraue mir!“

Frank hatte in den letzten Monaten niemandem vertrauen können und der geistige Aderlass, den die Holozelle von ihm gefordert hatte, war gewaltig gewesen. Dennoch klang das Wort „Vertrauen“ in diesen Sekunden wie sanfter Engelsgesang in seinen Ohren, die so lange nur Gift eingesaugt hatten. Die frische, kalte Waldluft, die Frank jetzt einatmete, ließ ihn erkennen, dass diese Gelegenheit nicht weggeworfen werden durfte. Und so rannte er plötzlich; Frank rannte und rannte, schloss zu den anderen auf und verschwand mit ihnen im Dickicht des Waldes.

Nach einer Weile ereichten die Flüchtenden ein großes Feldstück, wo sie ein alt aussehendes und nicht besonders großes Flugzeug erwartete. Sie sprangen in den Laderaum und schoben die Tür hinter sich zu. Dann rangen sie nach Luft, während das Flugzeug abhob.

„Wer ist der Kerl, Alf?“, fragte einer der drei Befreier mit unfreundlichem Unterton und zog sich die Sturmhaube vom Gesicht. Darunter wurden eine blonde Stoppelfrisur und ein großer Mund mit leicht schiefen Zähnen sichtbar.

„Keine Ahnung! Er wurde mit mir verlegt!“, erwiderte Alf. „Sag uns deinen Namen, Mann!“, fügte er hinzu und sah Frank mit scharfem Blick an.

„Frank Kohlhaas, Bürger 1-564398B-278843 …“, hauchte Frank erschöpft.

„Deine Bürgernummer interessiert bei uns keinen. Bei uns gibt es diese elende Scheiße nicht!“, grollte der noch recht junge Mann, den die anderen Sven nannten. „Wir

sind freie Männer und keine Sklaven mit Bürgernummern."

„Schon gut, ich glaube, der war in einer Holozelle. Deswegen ist er auch so durch den Wind", erklärte Alf den anderen.

„Ja … so eine Zelle …", stammelte Frank.

„Eine Holozelle? Dieses Ding, das jetzt von der GSA in sämtlichen Gefängnissen weltweit eingerichtet werden soll? Tatsächlich?", fragte einer der drei Rebellen erstaunt. „Kein Wunder, dass du wirkst, als wärst du auf Drogen. Diese Dinger sind die übelsten Gehirnwäscheinstrumente, die es derzeit gibt. Wie lange warst du denn in so einem Loch?"

„Ich glaube seit August 2027. Lasst mich damit in Ruhe. Ich will nicht darüber reden", gab Frank zurück, das Gesicht wieder hinter seinen Knien vergrabend, wie er es in den letzten Monaten so oft getan hatte. Dann drehte er sich zur Seite und döste in seinem üblichen Halbschlaf vor sich hin, obwohl das veraltete Flugzeug einen Höllenlärm machte und unglaublich schwankte.

Es war im Jahre 2028 nicht einfach, eine solche Aktion mit einem Flugzeug durchzuführen oder überhaupt nur unbehelligt umher zu fliegen. Allerdings war dieser Flieger unauffällig, denn er war als zwar veraltetes, aber dennoch erlaubtes Transportmittel im Baltikum registriert worden. Wenn er vom Computer einer Satelliten- oder Luftüberwachungsstation gescannt wurde, dann lief er als Transportflugzeug eines Matas Litov, eines litauischen Bauern, durch die Datenbanken der europäischen Überwachungsserver. Die Chipkarte der Maschine war von einem be-

gnadeten Computerhacker so verändert worden, dass sie vollkommen unauffällig wirkte und keinen Alarm auslöste. Doch auch die Künste dieses Mannes hatten ihre Grenzen; heute war es ihm allerdings noch gelungen, die sich ständig verbessernde Überwachung zu umgehen.

Jedenfalls waren die Behörden auf einen so entschlossenen Angriff auf einen Gefangenentransporter nicht vorbereitet gewesen. Mit einer derartigen Aktion hatte offenbar niemand gerechnet. Zudem hatten die Angreifer auch eine große Portion Glück gehabt.

Frank Kohlhaas, dessen Bürgernummer jetzt nicht mehr von Bedeutung war, flog mit den anderen über Polen in Richtung des Gebietes der ehemaligen baltischen Staaten, Estland, Lettland und Litauen, die mittlerweile zusammen mit weiteren Staaten Osteuropas zum Verwaltungssektor „Europa-Ost" zusammengefasst worden waren.

Allerdings war hier die komplette Überwachung der Bevölkerung noch nicht so ausgeklügelt und perfektioniert wie in Nordamerika oder Mitteleuropa. Viele Staaten Osteuropas hatten sich lange geweigert, die Befehle der Weltregierung, die sich zuerst in den westlichen Regionen etabliert hatte, blind zu befolgen. Und so dauerte es einfach länger, bis sie hier ein so komplexes Überwachungsnetzwerk installiert hatte wie im Westen. Das bedeutete allerdings nicht, dass nicht auch in Osteuropa die Vorbereitung für eine ähnliche High-Tech-Kontrolle der Bevölkerung im vollen Gange war. Aber noch hatte man, wenn man sich nicht zu dumm anstellte, mehr Freiräume.

Das am schärfste überwachte Gebiet der Welt waren im Jahre 2028 die britischen Inseln. Hier hatte sich das Übel

vor langer Zeit seine erste starke Bastion geschaffen, von wo aus es über die Völker der Erde gekommen war.

In England wurden bereits die nächsten Schritte der Weltregierung getestet, so zum Beispiel das Komplettverbot von sexuellen Kontakten zwischen Mann und Frau, die Vernichtung jeglicher Familienstrukturen, sowie das gezielte Degenerieren und Verdummen der Bevölkerung durch Chemogifte und Massenimpfungen.

Wer gegen dieses System kämpfen wollte, der hatte sich wahrlich einiges vorgenommen. Durch Worte, Wählerstimmen oder Argumente ließ sich seine Macht jedenfalls nicht brechen. Und wer tatsächlich den Mut aufbrachte, den Mächtigen mit der Waffe in der Hand die Stirn zu bieten, dem wurde schnell bewusst, dass er bereits mit einem Bein im Grab stand.

Alf und seine Mitstreiter glaubten offenbar, etwas verändern zu können. Und jetzt war auch Frank bei ihnen, der es genoß, wieder frische Luft atmen und wieder leben zu können. Er hatte die Hölle gesehen und sich den Tod gewünscht. Doch scheinbar wollte ihn der Gevatter noch nicht. Nun hatte sich alles geändert…

Ausgelagert

„Outsourcing“ oder auch „Auslagerung“ war einer der Lieblingsbegriffe der Globalisierung, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit aller Macht losgebrochen war. Jetzt war auch Frank irgendwie ausgelagert worden. Er hatte den Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ verlassen und lagerte nun woanders.

Das schäbige Flugzeug überflog das Gebiet des früheren Staates Polen, die mittlerweile vollkommen zerfallene Stadt Kaliningrad, das frühere Königsberg, und machte sich schließlich auf den Weg ins südliche Baltikum, um in einem ländlichen Gebiet nördlich von Vilkija in einem Dorf namens Ivas zu landen.

Die fünf Männer waren erschöpft und nahmen die vorbeiziehende Landschaft unter sich kaum durch die Fenster wahr. Frank wirkte noch immer verstört und konnte nur zeitweise verstehen, was gerade mit ihm geschah. Er litt unter Muskelkrämpfen und war trotz seines angeschlagenen Gesundheitszustandes und seiner kaum noch vorhandenen Kraft nicht in der Lage, wenigstens für eine halbe Stunde zu schlafen.

Immer hatte er die Augen halb offen und fühlte sich, als ob ihm jemand einen Sack Zement auf den Kopf gelegt hätte. Als das Flugzeug gelandet war, half ihm Alf beim Aussteigen und führte ihn zu einem baufälligen Haus.

„Kann ich irgendwo schlafen oder auch nur liegen?“, fragte ihn Frank benommen.

„Ja, leg dich erst einmal bei mir hin“, antwortete Alf und führte den jungen Mann in das Gebäude. „Wir haben

etwas zu besprechen, Frank. Du kannst dich hier erst einmal ausruhen. Bis später!“, sagte Alf und zeigte auf ein Bett, das in einem halbdunklen Raum mit abblätternder Tapete stand.

Frank drehte sich zur Seite und versuchte zu schlafen. Es gelang ihm kaum, und doch hatte er das Gefühl, dass es ihm schon besser ging.

Nachdem er sich mehrere Stunden in einem verwirrenden Zustand des Halbschlafs befunden hatte, nickte er endlich ein. Kohlhaas träumte von nichts. Es war schwarz in seinem Kopf. So schwarz wie die Holozelle in den acht künstlichen Nachtstunden.

„Das war eine knappe Angelegenheit. Schade um Rolf Weinert, ist ein guter Mann gewesen, gerade erst 26 Jahre alt geworden“, sagte Alf in die Runde. „Vielen Dank, dass ihr mich aus dieser Hölle herausgeholt habt. Ich weiß, ich wirke immer sehr hart und kämpferisch, aber ich hätte das auch kein Jahr mehr ausgehalten. Und der andere Kerl ist ja vollkommen kaputt. Aber es wäre wohl keinem von uns anders ergangen, wenn man ihn acht Monate in eine Holozelle gesteckt hätte. Dafür ist dieser Frank eigentlich noch erstaunlich gut beieinander.“

„Von einer weiteren Person war niemals die Rede!“, herrschte Alf ein junger Mann mit rotem Haar an.

„Was hätte ich denn machen sollen? Den armen Kerl zurücklassen? Ihn verrecken lassen? Du glaubst doch nicht, dass er ‚World Peace’ noch lange überlebt hätte“, giftete Bäumer zurück.

„Na ja, eigentlich können wir im Bezug auf unsere Sache keine Rücksicht auf Einzelschicksale nehmen“, kam es von der Seite.

„Ich kümmere mich um ihn. Was soll er schon machen? Die litauische Polizei rufen?“, brummte Alf sichtlich genervt.

„Lassen wir das. Wenn der Typ ein Sicherheitsrisiko wird, dann müssen wir ihn töten. So sind die Regeln!“, ergänzte ein kaum 20jähriger Blondschopf.

„Ich weiß das auch, Junge! Du brauchst mich wirklich nicht aufzuklären, verstanden? Ich war schon dabei, da warst du noch ein Hosenscheißer!“, zischte Alf aufgebracht in Richtung des jungen Kämpfers.

„Ruhe, Leute! Seid froh, dass es geklappt hat und ihr noch am leben seid! Eigentlich werden für Gefangenentransporte seit zwei Jahren fast nur noch die gepanzerten Großbusse verwendet. Dass sie diesmal einen veralteten Transport-Van, der wohl kurz vor der Ausrangierung stand, verwendet haben, war vermutlich nur der Fall, weil lediglich zwei Gefangene verlegt werden mussten und ein Großbus das Budget für eine solch unwichtige Fahrt überschritten hätte. Mit einem dieser neuartigen Ungetüme wärt ihr nicht so einfach fertig geworden. Da hättet ihr mindestens einen Granatenwerfer gebraucht, um den zum Halten zu bringen!“, rief plötzlich ein hochgewachsener Mann Ende fünfzig in die Runde. Er war nachträglich in den Raum gekommen.

Es war Thorsten Wilden, ein ehemaliger Unternehmer, der vor einigen Jahren ins Baltikum geflohen war. Groß, grauhaarig, mit länglichem Gesicht und einem auffällig spitzen Kinn. Der Mann wirkte ruhig und sachlich. Es war

ihm anzusehen, dass er in seinem Leben bereits viel durchgemacht hatte.

„Aber die Einwände der Kameraden kann ich verstehen, Alf. Morgen will ich diesen Frank persönlich kennenlernen. Ich hoffe, dass er uns hier keine Schwierigkeiten macht, sonst bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn zum Schweigen zu bringen“, ergänzte der ältere Mann, der eine gehörige Autorität ausstrahlte.

„Der wird nichts machen! Der ist doch total am Ende!“, sagte Alf zerknirscht. Er verdrehte die Augen.

„Wo ist er jetzt?“, fragte Wilden.

„Bei mir. Also bei John, meine ich. Der pennt sicher“, erwiderte Alf. „Ich werde mich um ihn kümmern und bürge auch für ihn. Reicht das jetzt endlich?“

„Gut!“, rief der Anführer den anderen Männern zu. „Morgen wird hier wieder ein geregelter Tagesablauf für alle stattfinden. Wir haben einiges zu säen und auch sonst noch viel zu tun. Alf kann sich um den Neuen kümmern. Und ich will, dass ihr ihm erst einmal die Ruhe zukommen lasst, die er nach einer solchen Tortur verdient.

HOK hat mir übrigens erzählt, dass die Befreiungsaktion gestern Abend überall im Fernsehen gewesen ist. Er hat den Bericht aufgenommen. Wir sollten ihn uns später gemeinsam ansehen.“

„Ja, gut. Viel Spaß dabei, ich gehe jetzt nach Hause und will heute niemanden mehr sehen“, stöhnte Alf, während er den Raum verließ.

Es dämmerte bereits und Frank lag noch immer zwischen ein paar ungewaschenen Kissen. Langsam fiel ihm eine gewaltige Last von der Seele und der Schmerz in seinem

Geist, der wie ein pochendes Geschwür angeschwollen war, begann ein wenig abzuklingen. Im Nebenraum hörte er ein Rascheln, kurz darauf dann lautes Schmatzen und das Klackern von Besteck auf einem Teller. Einige Minuten später betrat sein Gönner den Raum.

„Du musst mal langsam was essen. Hier!“ Alf reichte ihm einige Scheiben Brot und zwei Bratwürste.

„Danke!“, hauchte Frank. Langsam und gemächlich begann er zu essen.

„Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier findet uns niemand. Wir sind in Litauen. Weit weg von Deutschland, beziehungsweise diesem elenden Riesenkäfig namens ‚Europa-Mitte‘. Iss dich satt und dann lasse ich dich weiter schlafen“, beruhigte ihn Alf.

Es war seltsam. Wenn Frank einen Mann wie Alfred früher auf der Straße gesehen hatte, dann hatte er lieber die Seite gewechselt. Bäumer sah wirklich verwegen und gewalttätig aus – was er sicherlich auch war, wenn es sein musste.

Bäumer wirkte wie der typische Schwerverbrecher, den man zu lebenslanger Haft verdonnert hatte: Muskulös, mit einem dunklen, spitz zulaufenden Bart, einer Tätowierung am Hals und mit stechenden blauen Augen.

Frank sah hingegen auf den ersten Blick eher harmlos und noch recht jugendlich aus, obwohl sein Körperbau leicht bullig war. Er hatte ein liebes Gesicht mit einer Stupsnase und sein Lächeln erschien gutmütig; nur selten regte er sich auf. Das eine Mal in der Fabrik war allerdings „ein Mal zuviel“ gewesen und hatte sein Leben für immer zerstört.

Im Gegensatz zu Alf, dessen Gesichtsausdruck immer auf latente Wut und Frustration hinwies, konnte sich Franks Mimik im Falle größter Erregung von gutmütig bis hin zu psychopathisch verändern. Wenn Frank wirklich wütend wurde, verdrehten sich seine grünen Augen und dunkle, breite Brauen schoben sich darüber. Dann glich er einem fanatischen Endzeitprediger; irgendwie weggetreten, mit einem unzerstörbaren Willen und zu allem bereit.

Diesen Anblick hatten bisher nur wenige Menschen zu Gesicht bekommen, obwohl Franks Wutausbrüche in den letzten Jahren stetig zugenommen hatten.

Nun jedoch war der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 erst einmal froh, bei Alfred Bäumer zu sein, einem Mann, den er zwar nicht kannte, der aber irgendwie doch Vertrauen ausstrahlte. Trotz des eher furchterregenden Aussehens schien unter Alfs harter Schale ein guter und ehrlicher Kern zu stecken. In Frank keimte ein vorsichtiges Gefühl von Hoffnung auf.

Er umarmte Alfs breite Schulter und murmelte leise: „Danke, Mann! Danke, dass ihr mich da rausgeholt habt. Ihr habt mir das Leben gerettet!“

Einige Minuten weinte er stumm in Alfs Armen, doch dieser drückte ihn irgendwann sanft, aber bestimmt zurück.

„Schon gut. War doch klar“, sagte Bäumer, dem die rührselige Szene etwas ungewohnt vorkam.

„Die anderen haben uns beide aus diesem verfluchten Knast rausgeholt. Ich wäre da genauso draufgegangen. Mich hatten sie zwei Jahre in der Isolationshaft, zum Glück blieb mir die Gehirnwäsche eine Holozelle erspart. Da wäre ich sicher vor die Hunde gegangen. Allerdings

wird man nicht zwangsläufig freigelassen, nur weil die Haftzeit irgendwann um ist. Der eine oder andere wird auch liquidiert, wenn seine Verhaltensanalyse zu negativ ausfällt. Diese Holozellen waren früher einmal ein Experiment zur perfekten Konditionierung und Gedankenkontrolle gewesen. Mind Control, welches die NSA, als sie noch so hieß, zusammen mit vielen anderen Methoden entwickelt hat", erklärte Alf angestrengt.

„Die Holozellen sind in Zukunft für alle Häftlinge mit politisch inkorrekten Tendenzen gedacht. Du warst wohl eines der ersten Versuchskaninchen. Es ging denen erst einmal darum, zu sehen, wann du krepierst. Dass du das nicht lange packst, war denen auch klar."

„Scheiß auf diese Ratten …", sagte Frank und versuchte, die Erinnerungen an die schreckliche Zeit in „Big Eye" zurückzudrängen.

„Der ganze politische und geschichtliche Hintergrund ist nicht in zwei Sätzen zu erklären. Vor allem, wenn du dich vorher noch nie damit befasst hast", fügte Alf seiner kleinen Rede hinzu.

Frank signalisierte, indem er sich umdrehte und die Decke über den Kopf zog, dass er jetzt wieder schlafen wollte. Es war zwar erst 21.16 Uhr, aber er war noch immer vollkommen erschöpft und fühlte sich wie leer gesaugt. So dämmerte Kohlhaas noch einer Stunde vor sich hin, wobei er die schäbige, dunkelrote Tapete im Augenwinkel musterte. Dann schlief er tief und fest.

Am nächsten Morgen fühlte sich Frank ungewohnt erholt. Er hatte über 13 Stunden geschlafen und war zum ersten Mal seit Monaten weder aufgeschreckt, noch hatte er

einen Albtraum gehabt. Freudig bemerkte er, dass Alf ihm frische Kleider neben seinen Schlafplatz gelegt hatte.

Kohlhaas trug noch immer seine weißen Gefängniskleider, die erbärmlich nach Schweiß stanken und mit den eingetrockneten Blutspritzern des Polizisten aus dem Van übersät waren. Er streifte sie erleichtert ab, warf sie neben dem Bett auf den Boden und zog sich um.

Verschlafen trottete Frank aus seinem Zimmer und bemerkte, dass es sehr still im Haus war. In der Küche saß niemand, so dass er sich in Ruhe umschauen konnte. Alles hier sah sehr ärmlich aus. Dreckiges Geschirr türmte sich in einer verrosteten Spüle zu Bergen auf. In der Ecke hatte sich ein Schimmelfleck gebildet. Alf hauste wahrlich in einer Bruchbude, wenn es denn überhaupt sein Haus war.

Sein Mitbewohner schien jedenfalls nicht da zu sein. Kohlhaas ging über eine alte Holztreppe in die obere Etage, wo er nur ein paar leere Räume vorfand. Einer davon war bis zur Decke mit Kartons und Holzkisten vollgestellt. Bäumer war allerdings auch hier nirgendwo zu finden.

„Wo bin ich bloß gelandet?“, dachte Frank und strich sich mit der Hand über sein noch müdes Gesicht.

Er hatte seit der Flucht aus dem Gefängniskomplex noch nicht die geistige Verfassung gehabt, sich darüber Gedanken zu machen, an was für einem Ort er gestrandet war. Wer waren diese Fremden nur?

Frank trat durch die Haustür nach draußen und ließ sie einen Spalt breit offen, damit er wieder in das Gebäude zurück konnte, denn einen Schlüssel besaß er nicht.

Wenn man die Straße, in der Alfs verfallenes Haus stand, hinabblickte, konnte man eine Reihe weiterer Bruchbuden auf jeder Seite erkennen. Manche der Häuser schienen noch leer zu stehen, einige hatten völlig verwitterte Fassaden und in den ehemaligen Gärten hatte sich ein sprießender Wildwuchs ausgebreitet. Bei dem einen oder anderen Haus waren die Fenster mit Brettern zugenagelt worden; ein Gebäude hatte sogar ein eingefallenes Dach.

Hier und da war aber auch eines der Häuser wieder hergerichtet worden und Frank vernahm aus der Seitenstraße die Stimmen von Kindern. Ihre Sprache konnte er sogar verstehen, denn sie sprachen deutsch.

Die warme Märzsonne schien auf alle Dächer, egal ob verfallen oder wieder repariert. Glücklich sah Frank zum Himmel hinauf, er lächelte.

Trotzdem schienen nicht viele Menschen in diesem Dorf zu leben. Frank erblickte zwei Männer, die Kisten aus einem Lieferwagen ausluden, irgendwo knatterte ein Traktor in der Ferne und aus dem Haus gegenüber blickte eine Frau mittleren Alters aus dem Fenster. Frank ging die Straße hinunter und kam zu einem Platz, der früher wohl das Zentrum des kleinen Dörfchens gewesen war. Auch hier spross das Unkraut aus allen Ritzen und überwucherte den größten Teil des alten Kopfsteinpflasters, welches den Platz bedeckte.

Hier hatte es offenbar einst ein paar kleinere Läden gegeben. Jedenfalls befanden sich in der Mitte des Dorfes drei Häuser, die im Erdgeschoss große Schaufenster hatten. Bei zwei Gebäuden waren die Scheiben eingeschlagen worden und die Gebäude verfielen vor sich hin.

Die Scheibe des anderen Hauses hatte jemand komplett mit Klebeband zugeklebt.

In der Mitte des Platzes befand sich ein fast vollständig von Büschen überwucherter Gedenkstein, der von einem eingerissenen Holzzaun umringt war. Frank konnte kaum etwas erkennen; zudem war die Inschrift auf kyrillisch, was der aus „Europa-Mitte“ stammende Betrachter ohnehin nicht lesen konnte. Auf dem Stein war ein Soldat mit einem merkwürdigen Helm abgebildet. Diese Kopfbedeckung aus der alter Zeit hatte Kohlhaas allerdings schon einmal irgendwo gesehen und die auf dem Gedenkstein eingravierten Jahreszahlen konnte er auch entziffern: 1941 und 1989.

Der junge Mann ging weiter und betrachtete die verfallene Kirche, die ebenfalls auf diesem Platz stand. Das Dach des Gebetshauses war stark beschädigt und hatte riesige Löcher. Mit Moos und Flechten überzogene Ziegel lagen vor seiner morschen Eingangstür, die mit einem kaum noch erkennbaren Muster verziert war. Auf dem Kirchturm befand sich ein verrostetes Kreuz aus Eisen.

Frank musterte die Eingangstür. Vermutlich war das geflügelte Ding, dessen Kopf mit Flechten überwuchert war, einmal ein Engel gewesen, der die Menschen beim Eintritt in die Kirche symbolisch begrüßt hatte. Aber in einer Welt, die Gott nicht mehr zu interessieren schien, hatte wohl auch der Engel eines Tages seinen „Job“ verloren.

Frank schob die große Holztür auf und stieg über ein paar Bohlen, um ins Innere der alten Kirche zu gelangen. Vertrocknete Blätter, Dreck und Unrat lagen überall auf dem Boden. Die Sitzbänke waren mit dicken Staubschich-

ten bedeckt. Die Zeiten, als noch Menschen hier gesessen hatten, waren lange vorbei. Der Altar war leicht beschädigt und hatte kleine Risse und Sprünge, wahrscheinlich durch die Kälte eines harten Winters.

Kohlhaas hob den Blick und musterte die hölzernen Fresken an den Wänden, die zum größten Teil auch schon Spuren der Verwitterung zeigten. Hier wurden Engel dargestellt, die gegen finstere Kreaturen kämpften. Andere Fresken zeigten Mutter Maria und Jesus Christus.

„Die Superstars des Christentums …", dachte Frank und setzte ein zynisches Lächeln auf.

Längst war die alte Christenreligion dem Untergang geweiht. Sie war ebenso morsch wie die verlassene Kirche im Herzen dieses troslosen Dorfes.

Dennoch wirkte das Gotteshaus auf Frank irgendwie erhaben. Das Gebäude stand nicht erst seit gestern hier, vielleicht war es noch aus dem späten Mittelalter – aber von solchen Dingen hatte Frank keine Ahnung, denn von Geschichte wusste er fast nichts.

Aber das spielte für Kohlhaas in diesem Moment auch keine Rolle. Irgendetwas an dieser Kirche löste in ihm Respekt aus, obwohl er bisher an nichts geglaubt hatte. Vielleicht nur, weil sie im Grunde schön und alt war. In seiner bisherigen Welt hatte Frank so etwas noch nie gesehen. Graue Wohnblöcke, schmutzige Straßen, Unterführungen und Fabriken waren ihm vertraut, aber eine alte Kirche oder Burg hatte er noch nie bewusst betrachtet.

Das Gebetshaus wirkte wie ein Mahnmal aus einer vergangenen Zeit, über die die meisten Menschen heute nichts mehr wussten. Es war vermutlich für lange Zeit das Herz dieses Dorfes gewesen. Hier hatte man zu einer

höheren Macht gesprochen; sie angefleht, den Menschen in dieser Welt nicht allein zu lassen. Doch letztendlich war alles anders gekommen, sinnierte Frank traurig.

Im Jahre 2028 war der Mensch allein und von einer höheren Macht, die ihn angeblich schützen wollte, hatte Frank noch nie etwas bemerkt.

„Gott, falls es dich überhaupt gibt, warum hast du uns verlassen?“, sagte Frank mehr zu sich selbst und blickte noch eine Weile zur brüchigen Decke des alten Gebäudes hinauf. Dann ging er zurück auf den Platz.

Kohlhaas lief mehrere Stunden durch das trostlose Dorf. Immer wieder von Alfs Haus bis zum anderen Ende und zurück. Um die Ortschaft herum waren Felder und Wälder und nur eine schlammige Zufahrtsstraße schien es mit dem Rest der Welt zu verbinden. Frank ließ sich auf einer verwitterten Bank nieder und blickte gen Himmel, als drei kleine Kinder, vermutlich die, die er schon zuvor in der Nebenstraße gehört hatte, an ihm vorbei liefen und ihn neugierig musterten. Frank beachtete die kleinen Wesen indes kaum.

Irgendwo bellte ein Hund in einem Haus, das bewohnt aussah. Er stand auf und trottete weiter an renovierten und leerstehenden Häusern vorbei. Dieses Dorf, der abtrünnige Weltbürger hatte seinen Namen mittlerweile wieder vergessen, machte den Eindruck, als wäre es erst vor kurzem wieder besiedelt worden.

Den verrotteten Wohnblöcken und Straßenzügen in der von Armut, ethnischen Unruhen und Kriminalität gebeutelten Metropole Berlin war es allerdings noch vorzuziehen, fand Frank. Und ein paar Leute waren ja auch

wieder da, allerdings wohl kaum die ursprünglichen Erbauer dieser Ortschaft.

„Ivas!“, jetzt fiel Frank der Name des Ortes wieder ein. Alf hatte ihn mehrfach genannt. Ivas, irgendwo in Litauen. Aber was war das für ein merkwürdiges Dorf? Kohlhaas rätselte vor sich hin.

Mittlerweile war er müde und seine Schuhe waren völlig mit Schlamm bedeckt. Er beschloss, wieder zu Alfs Haus zurückzukehren, denn immerhin stand die Haustür noch offen, obwohl es unwahrscheinlich war, dass hier etwas gestohlen wurde. Ivas war ja nicht Berlin, wo Raub und Mord inzwischen an der Tagesordnung waren. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Frank wusste noch immer nicht, wohin es ihn verschlagen hatte.

„In drei Tagen müssen wir hier raus. Ich natürlich auch, denn das ist nicht mein Haus“, erklärte Bäumer nach dem Abendbrot.

„Das hatte ich mir schon fast gedacht“, erwiderte Frank. „Wer ist denn der Eigentümer?“

„Es gehört einem anderen Dorfbewohner, der zur Zeit noch in Minsk ist, um ein paar Geschäfte zu erledigen“, kam von Bäumer zurück. „Wilden hat gesagt, dass ich hier ein paar Tage wohnen kann, mit dir zusammen. Wenn der Besitzer wieder hier ist, dann können wir sicherlich eines der noch leer stehenden Häuser im Dorf beziehen.“

„Was ist das hier eigentlich für ein seltsames Dorf?“, murmelte Frank.

„Das wird dir Wilden morgen in Ruhe erklären. Eigentlich wollte er schon heute mit dir sprechen, aber du warst

dich wohl erst einmal umsehen, was?“, antwortete Alf, dem die Müdigkeit aus den Augen leuchtete.

„Woher stammst du eigentlich?“, wollte Frank plötzlich wissen.

„Ich bin in Dortmund geboren und habe später in mehreren Städten des Ruhrgebietes gelebt. Zwischendurch auch mal vier Jahre in Frankfurt am Main“, sagte Bäumer und goss sich noch einen Tee ein.

„Und warum warst du in ‚Big Eye'?“, bohrte der Mann aus der Holozelle nach.

„Meine Güte, du bist ja neugierig. Aber gut, du wirst hier in Ivas bleiben müssen, das ist dir hoffentlich klar, und deshalb erzähle ich dir auch ein paar Dinge über mich.“

Alf warf den Wasserkocher an und machte sich noch einen Kamillentee. Dann zog er eine Zigarette aus der Jacke und begann mit einem kleinen Vortrag über sein Leben. So genau wollte es Frank zwar gar nicht wissen, aber Alf wurde erstaunlich gesprächig, nachdem er sich warm geredet hatte. Auf einmal war er wieder wach geworden.

„Ich bin seit meinem 16. Lebensjahr immer wieder negativ aufgefallen. War in diversen politischen Gruppen aktiv, deren Namen dir wohl nichts mehr sagen werden, da sie alle schon lange verboten sind.

Ich habe 2013 schon einmal ein Jahr gesessen, damals noch zu BRD-Zeiten. Wegen so genannter Meinungsverbrechen – weil ich ein paar für das System unbequeme Internetseiten ins Netz gestellt hatte. Ich war zu dieser Zeit gerade einmal 19 Jahre alt.

Meine Eltern verloren ihre Arbeit in der großen Weltwirtschaftskrise 2012/13, sie ließen mich sozusagen fallen

und ich kehrte nach meinem Knastaufenthalt auch nicht mehr nach Hause zurück. Ich lebte bei Freunden, in diversen Wohngruppen und natürlich auch allein.

Nach sechs Jahren, also 2020, schloss ich mich den Red-Moon-Gruppen an, versuchte aber nach außen hin unauffällig zu leben. Das gelang mir allerdings nur begrenzt."

„Die Red-Moon-Gruppen?", hakte Frank ein. „Sind das nicht Terroristen gewesen? Waren das nicht diese Typen, die in Berlin ein Krankenhaus angezündet haben?"

„Das ist Unsinn! Üble Lügen!", schnaubte Alf und warf seinem Gegenüber einen verärgerten Blick zu.

„Tut mir leid. So hieß es im Fernsehen", legte Frank leise und kleinlaut nach.

„Im Fernsehen! Im verfluchten Fernsehen! Das beschissene Fernsehen ist doch selbst das größte Lügenwerkzeug des Weltfeindes, Mann! Hast du das noch immer nicht kapiert?", knurrte Bäumer, der sich zu Unrecht verdächtigt fühlte.

„Schon gut, war doch nicht böse gemeint", entschuldigte sich Kohlhaas.

„Nein, wir waren das nicht. Es schlossen sich in den Red-Moon-Gruppen, die öffentlich gegen die neue Weltregierung protestierten, Tausende von jungen Leuten zusammen. Globalisierungsgegner, Freidenker, Patrioten und andere. Nach dieser verfluchten Krankenhausgeschichte, die die Medien furchtbar aufbauschten, wurden wir kriminalisiert.

Das war die GSA, der internationale Geheimdienst, da bin ich mir sicher. Keine Leute von uns. Die Sache hat man uns damals einfach in die Schuhe geschoben. Sag mir mal, welchen Sinn es gehabt hätte, unschuldige Menschen

in einem Krankenhaus abzufackeln?“, erläuterte Alf mit sichtbarer Erregung.

„Siehst du dieses Tattoo an meinem Hals? Das ist der ‚Red Moon', der blutrote Mond des Freiheitskampfes. Unser altes Zeichen.“

„Ich weiß da nicht genug von und es ist mir auch egal“, sagte Frank. „Ich weiß nur, dass ich diese Weltregierung, dieses schreckliche System, mittlerweile abgrundtief hasse.“

„Dann bist du bei uns richtig!“, antwortete Alf, wobei er mit wütendem Blick auf seine Teetasse starrte.

„Und dann?“, hakte Frank erneut nach.

„Dann? Dann war ich weiterhin aktiv. Nachdem die Red-Moon-Gruppen weltweit verboten worden waren, machten wir im Untergrund weiter. Schließlich wurde ich bei einer illegalen Demonstration, die ich mit einem meiner Bekannten organisiert hatte, Ende 2025 festgenommen und ins Gefängnis gesteckt. Es begann meine Zeit in „Big Eye“. Weißt du, ich kann froh sein, dass sie anderes belastendes Material bei der Hausdurchsuchung damals nicht gefunden haben, sonst wäre ich sicherlich liquidiert worden.“

„Was denn für Material?“, fragte Kohlhaas.

Alfred Bäumer musterte ihn skeptisch. „Du fragst ganz schön viel für einen, der gestern noch auf der Nase gelegen hat. Ist doch egal. Das hätte mich jedenfalls den Kopf gekostet. Und auch so habe ich neun Jahre Haft wegen der Spontandemo kassiert. Das hätte ich niemals bis zum Ende ausgehalten. In meiner Zeit als Aktivist der Red-Moon-Gruppen lernte ich auch ein paar von den schrägen Vögeln aus diesem Dörfchen kennen. Die hatten

mir vor Jahren schon gesagt, dass ich hierhin mitkommen sollte, als sie sich selbst nach und nach in Richtung Baltikum aufgemacht hatten.

Ich aber wollte nicht aufhören, in meiner Heimat zu kämpfen, um sie wieder von diesem System zu befreien. Heute sage ich mir, dass es dumm gewesen ist, so lange zu warten. Ich hätte „Europa-Mitte“ schon vor Jahren den Rücken kehren und mit den anderen nach Litauen abhauen sollen. Der Feind ist im Westen mittlerweile viel zu stark.“

„Na, jetzt bist du ja hier. Und ich auch. Etwas Besseres hätte uns nicht passieren können. Soll ‚Europa-Mitte’ doch zum Teufel gehen“, zischte Frank. Er wischte sich ein paar Teetropfen von der Lippe.

„Wir dürfen Deutschland nicht zum Teufel gehen lassen! Es ist unser Land und unser Volk! Nein, wir sind hier nicht im Urlaub. Wir verlagern nur den Kampf. Aufgegeben wird erst, wenn uns die Maden in unseren Gräbern zerfressen!“, fauchte Alfred und krallte sich an den alten Holztisch.

Frank war verdutzt. Erstaunt beobachtete er seinen Mitbewohner, der sich mit einer aggressiven Handbewegung die Teekanne schnappte.

„Wir sind hier nicht im Urlaub?“ Frank wunderte sich über die Aussage, die sein neuer Hausgenosse mit so viel Leidenschaft losgeschleudert hatte. Was meinte Alf damit?

Erneut schlief Frank überdurchschnittlich gut und fest. Ein nie gekanntes Gefühl der Erleichterung hatte ihn ergriffen, manchmal fühlte er sich sogar richtig euphorisch.

„Ich fürchte nicht einmal mehr den Teufel!“, dachte er sich dann und lächelte stolz in sich hinein.

Doch so einfach war es nicht. Die Nachwirkungen der Holozelle waren weitaus tückischer, als er zunächst dachte. Und sie waren nach wie vor da; tief in den dunklen Ecken seines Verstandes. Dort lauerten sie und planten hervorzubrechen, um Franks Seelenfrieden im Schlaf zu erdrosseln.

So wie die Trauer nach dem Tod eines geliebten Menschen meist in Schüben zurückkehrte, war es auch mit dem mentalen Schrecken, den die Holozellen-Gehirnwäsche hinterlassen hatte. Der Horror hatte sich bloß eingegraben und wartete in seinem Versteck auf das erneute Signal zum Sturmangriff. Aber in diesen ersten Tagen seiner neu gewonnen Freiheit hatte Frank erst einmal seine Ruhe.

Der Regen prasselte auf das Wellblechhüttenvordach des kleinen Schuppens vor Franks Fenster und das unermüdliche Hämmern schaffte es, ihn schließlich aufzuwecken. Es war schon nach zehn Uhr an diesem trüben Morgen und Kohlhaas wälzte sich genervt zur Seite, als Alf plötzlich in der Tür stand und ihn ansprach: „Guten Morgen, steh bitte auf. Wilden ist hier und möchte dich unbedingt sprechen.“

Der grauhaarige Dorfchef saß in der Küche und nippte an einer Kaffeetasse. Er begrüßte Frank freundlich und bat ihn, nach dem Frühstück mit zu ihm zu kommen. Frank war die Situation sichtlich unangenehm, doch wollte er keinen Ärger. Wenig später verließ er mit Wilden das Haus.

„Folge mir einfach!“, sagte der Anführer der Dorfgemeinschaft, der an diesem Tag einen langen grauen Mantel und einen Hut mit schmaler Krempe trug.

Der Regen hatte die Straßen des Dorfes aufgeweicht. Frank watete der ebenso autoritär wie imposant wirkenden Gestalt durch den Schlamm hinterher. Nach einem kurzen Fußmarsch durch ein paar Nebenstraßen kamen sie zu einem erstaunlich gut renovierten Haus, welches von einem gepflegten Garten umgeben war.

„Wir gehen hoch!“, bemerkte Wilden knapp.

Oben angekommen setzte sich der ehemalige Unternehmer hinter einen reich verzierten Schreibtisch aus dunklem Holz, um erst einmal zu schweigen. Frank setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel aus schwarzem Kunstleder, der sehr gepflegt roch. Er schaute sich um. Das Zimmer schien ein Büro zu sein, es war in tadellosem Zustand. Überall hingen Bilder an den Wänden: Schlachtengemälde, eingerahmte Fotos von bedeutenden Männern aus der alten Zeit und diverse Orden.

„Nun, Frank Kohlhaas. Wie gefällt es dir in Ivas?“, begann Wilden das Gespräch und versuchte, seinem Gegenüber die Unsicherheit zu nehmen, indem er freundlich lächelte.

„Gut!“, war die einsilbige Antwort seines jungen Gastes.

„Gut!“, wiederholte Wilden leise.

„Ich will es kurz machen und nicht lange um die Sache herum reden.“ Der ergraute Herr runzelte die Stirn und schaute kurz aus dem Fenster.

Dann fuhr er fort: „Dieses Dorf heißt Ivas. Es liegt im Gebiet des früheren Staates Litauen. Genauer gesagt im südwestlichen Teil dieses eigentlich schönen Landes. Es

ist klein und unbedeutend. Ein kleines Dorf, das vor einigen Jahren im Zuge des weltweiten Wirtschaftszusammenbruches von seinen ehemaligen Bewohnern so gut wie vollständig verlassen worden war. Eine Geisterstadt, wie man sie auch aus Nordamerika kennt."

„Aha!", brummte Frank verdutzt.

„Ja, dieses Dorf ist so klein und so unwichtig, dass selbst das schärfste Auge zweimal hinsehen muss, um es überhaupt zu bemerken", fuhr Wilden fort.

„Dann bin ich hier ja sicher", versuchte Frank zu scherzen.

„Nun, Sicherheit ist relativ. Vor allem in der heutigen Zeit, Herr Kohlhaas!", sagte sein Gegenüber.

„Aber hier …" Frank stockte.

„Wie ich bereits erwähnte, Frank Kohlhaas", fiel ihm Wilden ins Wort. „Es ist heute ein Segen auch nur im Ansatz sicher zu sein. Du bist hier in Ivas, einem unbedeutenden Dorf in einem nicht übermäßig bedeutsamen Land in Osteuropa. Dieses Dorf ist so unwichtig, dass selbst das Große Auge, das Auge, welches die ganze Welt sehen kann und immer darauf drängt, noch mehr zu sehen, es bisher nicht bemerkt hat. Weißt du, was ich damit ausdrücken will, Frank?"

„Nein! Sagen Sie es mir endlich!", erwiderte Frank leicht genervt.

„Dann will ich dir genau erklären, wo du hier bist und bei wem du hier bist", sprach Wilden mit ernstem Blick. „Das hier ist kein gewöhnliches Dorf im beschaulichen Litauen und wir sind keine Feriengemeinschaft. Wir sind politische Dissidenten, die gegen die Weltregierung kämpfen. Und das hier ist unser Stützpunkt.

Hier leben Männer mit ihren Familien oder auch allein. Einige dieser baufälligen Häuser habe ich vor zehn Jahren für relativ kleine Summen von dem sich in Auflösung befindlichen litauischen Staat erworben, um Mitstreiter aus unserer Gruppe anzusiedeln. Es werden auch noch mehr kommen und wir werden dieses Dorf noch weiter aufbauen, aber dafür muss jeder Mann in Ivas wasserdicht sein. Ich hoffe, du verstehst, was ich meine.“

Frank stutzte. „Rebellen gegen die Weltregierung?“, dachte er und blickte Wilden verwundert an.

„Ich denke, ich weiß, was Sie meinen“, gab er anschließend zurück.

„Du bist hier nach Ivas gekommen und wirst bleiben müssen. Wir können dich nicht gehen lassen, denn du hast bereits zu viel gesehen und bist ein Sicherheitsrisiko. Wenn du auch nur ein Wort über uns oder dieses Dorf verlierst, dann müssen wir dich beseitigen. Ich sage es dir ganz offen. Das ist die Situation, in der du dich befindest, Frank“, sagte Wilden, während er Kohlhaas einen entschlossenen Blick zuwarf.

„Und glaube mir, wir werden nicht zögern, dich sofort umzulegen, wenn du uns hier gefährdest!“, setzte er mit kalter Miene nach.

„Verstehe!“, presste Frank etwas überfordert aus sich heraus.

„Aber ich will dich nicht bedrohen oder verängstigen, denn du hast schon genug durchgemacht. Ich kann also gut nachvollziehen, wenn du erst einmal deine Ruhe haben willst. Ich will dich auch nicht zwingen, bei uns mitzumachen. Halte dich an einfach Alf, er ist reinen Herzens und könnte dir vielleicht sogar ein Freund wer-

den. Er bürgt für dich und hat versprochen, stets auf dich zu achten."

„Ich will mich erst einmal ausruhen und dann schaue ich mir eure Gruppe einmal genauer an. Und keine Angst, ich bin euch dankbar, denn ihr habt mein Leben gerettet. Mit Sicherheit werde ich euch dann nicht im Gegenzug verraten", antwortete Kohlhaas dem älteren Herrn und bemühte sich dabei, ebenfalls einen entschlossenen Blick aufzusetzen.

„Glaube mir, Frank. Du bist hier sicher und kannst erst einmal deinen Seelenfrieden wiederfinden. Ein Zurück gibt es für dich ohnehin nicht mehr. Wenn sie dich jemals fassen sollten, wirst du sofort liquidiert.

Du bist weltweit in allen Scandateien als Terrorist und Mörder markiert und wirst nie wieder ein so genanntes „normales Leben" führen können. Wobei es bei näherer Betrachtung allerdings klar wird, dass wir hier als freie Männer die einzigen sind, die tatsächlich ein normales Leben führen – zumindest eines, das diese Bezeichnung auch verdient", erklärte Wilden mit sanfter werdender Stimme.

„Ich wollte mich auch bei Ihnen noch einmal bedanken", gab Frank verhalten zurück.

„Schon gut, ich bin froh, dass Alf und die anderen dich nicht haben sterben lassen", meinte der Dorfchef, wobei er einen väterlichen Gesichtsausdruck aufsetzte.

Das Gespräch mit dem Gründer der Gemeinschaft von Ivas dauerte noch eine Weile. Wilden wurde zunehmend gelöster, freundlicher und netter. Es schien, als hätte der

auf den ersten Blick so kalt wirkende Mann bereits Gefallen an seinem noch jungen Gegenüber gefunden.

Das Dorf Ivas war seit 2013, als die schwere Krisenzeit den gesamten Erdball erschüttert hatte und Millionen Menschen in bitterste Armut gestürzt waren, nach und nach von seinen einstigen Bewohnern verlassen worden.

Der Zusammenbruch der Wirtschaft in Litauen hatte zu einer Exodus von jungen Leuten geführt, die sich der Illusion hingegeben hatten, in den Ländern Westeuropas noch Arbeit zu finden. Dörfer wie Ivas, die weitgehend vom Kleinhandel und der Landwirtschaft gelebt hatten, waren zerfallen und am Ende vollständig aufgegeben worden.

Zurückgeblieben war eine Geisterstadt, wovon es in Osteuropa mittlerweile Hunderte gab. Thorsten Wilden, der ehemalige Unternehmer aus Westfalen, hatte 2018, als die BRD offiziell unter die Verwaltung der Weltregierung gestellt worden war, den Entschluss gefasst, seiner Heimat den Rücken zu kehren und mit seinem letzten Geld Häuser in Ivas zu erwerben.

Wilden war bereits zu BRD-Zeiten als politischer Dissident verfolgt und vom Geheimdienst beobachtet worden. Als man den Unternehmer im Jahre 2009, als er für eine dem Establishment unangenehme Partei kandidiert hatte, mit Hilfe einer großangelegten Medienkampagne beinahe wirtschaftlich ruiniert hatte, war Wildens Entschluß gereift, nach Osteuropa auszuwandern.

Doch hatte er noch eine Weile durchgehalten, obwohl die Medien weiterhin dazu aufgerufen hatten, sein Geschäft zu boykottieren und seine Familie zugleich von aufgehetzten Wirrköpfen bedroht worden war.

Danach hatte sich die Lage immer weiter zugespitzt. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise hatte Wilden den größten Teil seines Vermögens verloren und war durch seine fortgesetzte politische Tätigkeit mehr und mehr ins Schussfeld geraten. Nachdem sich die innenpolitischen Wirren in Westeuropa in Form von bürgerkriegsähnlichen Zuständen, ethnischen Konflikten und Hungersnöten immer weiter verschärft hatten, hatte Wilden die Flucht nach Litauen vorbereitet.

Schließlich hatte er sein verbliebenes Vermögen aufgeboten und dem kollabierenden litauischen Staat mehrere Häuser und Grundstücke in Ivas abgekauft. Der zerbrechende Staat, der durch die Krise in den völligen Bankrott getrieben worden war, hatte dankbar eingewilligt und sich über jeden Cent des ausländischen Investors gefreut.

Als sich die Weltregierung im Jahre 2018 mit dem Versprechen an die Völker etabliert hatte, die große Krise zu meistern, hatte sie nach und nach auch die letzten Nationalstaaten ausgeschaltet. Danach hatten die massenhaften Liquidierungen von politisch und weltanschaulich missliebigen Personen ganz Europa erschüttert.

Der neu eingerichtete internationale Geheimdienst, GSA, war in dieser Phase rücksichtslos gegen Personen, die zuvor als potentielle Dissidenten erkannt worden waren, vorgegangen. Seitdem waren Masseninhaftierungen und blutige Säuberungen weltweit an der Tagesordnung.

Das alte Europa hatten die Mächtigen damals endgültig zerschlagen, während seine sterbenden Völker dem Untergang preisgegeben worden waren. Nur in den USA hatte die GSA noch effektiver gewütet und noch größere Bevölkerungsteile ausgelöscht.

In dieser Zeit des Terrors war Wilden längst in Osteuropa verschwunden und hatte den ersten Ansturm mit seiner Familie unbeschadet überstanden. Viele seiner politischen Weggefährten von einst waren jedoch in Gefängnissen und Massengräbern verschwunden.

Zwar war es nicht so gewesen, dass in den Ländern Osteuropas der Terror überhaupt nicht gewütet hatte, doch war die Vorarbeit der Behörden zur Einrichtung eines perfekten Überwachungsstaats nur halbherzig vonstatten gegangen. Da die komplette Registrierung der Bevölkerung 2018 noch nicht so perfekt umgesetzt worden war wie im Westen, war der Schlag, den die neuen Herrscher gegen die Menschheit geführt hatten, weniger verheerend gewesen.

Russland und die anderen Staaten Osteuropas waren sogar erst im Jahre 2020 Mitglieder der Weltrepublik geworden und hatten sich auch erst zu diesem Zeitpunkt aufgelöst. Somit war in Litauen noch ein wenig Luft zum Atmen geblieben. Doch die Mächtigen drängten nun immer mehr darauf, auch in den Ländern außerhalb von Nordamerika und Westeuropa ihr Regime der totalen Kontrolle aufzurichten.

Nach diesen schwierigen Fakten und Erläuterungen, über die sich Frank in seinem Leben noch niemals intensivere Gedanken gemacht hatte, war er von Wildens Erzählkunst beeindruckt. Insgesamt war er von ihm fasziniert.

Die Tatsache, dass der von der Weltregierung immer mehr unter Druck gesetzte Verwaltungssektor „Europa-Ost“ noch nicht dieselben Überwachungsmechanismen

eingerichtet hatte wie etwa „Europa-Mitte“, verschaffte der Gemeinschaft von Ivas ein wenig mehr Zeit.

Doch auch hier war zunehmend strengste Geheimhaltung nötig und Wildens Dorf musste sich immer mehr einfallen lassen, um als unwichtiges Örtchen, das von ein paar noch unwichtigeren Bauern bewohnt wurde, zu gelten.

HOK oder Holger, der seinen Nachnamen keinem außer Wilden verraten hatte, war daher auch einer der wichtigsten Männer in Ivas. Der ehemalige Informatiker war ein Meister im Fälschen von Scanchips und Fahrzeugregistrierungen. HOK konnte Menschen und Dinge aus Datenbanken verschwinden lassen. Eine Fähigkeit, die ihn zu einer Art „Computer-Medizinmann“ machte.

Nach vier Stunden verließ Frank schließlich das Haus von Thorsten Wilden. Diese neue Welt hatte ihn beeindruckt. Und eine Wiederkehr in das alte Leben gab es für jemanden wie ihn ohnehin nicht mehr.

Als Kohlhaas zwei Tage später in HOKs Arbeitszimmer kam, wurde er von einem korpulenten Riesen begrüßt. Der junge Mann Ende zwanzig saß vor einer Computeranlage von beträchtlicher Größe, umgeben von Kisten und Kartons, die mit allem erdenklichen Krempel vollgestopft waren. Er machte dem Klischee vom durchgeknallten, aber genialen Hacker alle Ehre.

HOK grinste hämisch und musterte Frank von oben bis unten. Dabei verzog sich sein von einem ergrauten Bart umgebener Mund, während er sich an seiner wachsenden Halbglatze kratzte.

„Du brauchst einen neuen Scanchip! Du bekommst einen neuen Scanchip! He, he!“, trompetete der füllige Informatiker und tippte etwas auf seiner Tastatur ein.

„Ach, ja, ich bin HOK. Sachbearbeiter für elektronische Fragen und Probleme in diesem schönen Dorf“, ergänzte er.

„Hallo!“, sagte Frank.

„Ach wie gut, dass niemand weiß, wie der HOK so richtig heißt. Kleiner Scherz, den ich immer gerne bringe“, fuhr selbiger fort und fuchtelte dabei hastig mit den Unterarmen. „Und bald weiß auch niemand mehr, wie du richtig heißt.“

„Ich werde immer Frank Kohlhaas heißen“, warf sein Gast ihm entgegen.

„Ja, sicher. Und ich werde immer HOK sein, auch wenn ich manchmal ‚Mike Weber’ oder ‚Enrico Althaus’ bin“, erwiderte Holger mit philosophischem Unterton. „Wie auch immer, du bekommst jetzt einen neuen Scanchip, denn sonst bist du in dieser Welt mächtig am Arsch.“

HOK ließ die Tasten klappern und wirkte für die nächsten Minuten wie von seinem Computerbildschirm hypnotisiert. Er klickte sich durch diverse Datenbanken und wies Frank darauf hin, dass es jetzt eine Weile dauern würde. Immerhin musste er eine große Anzahl von Zugangscodes generieren, was sich über Stunden hinziehen konnte.

HOKs vielfache Zugriffe auf die geheimen Server von Verwaltungsdistrikten und Meldedatenbanken waren bisher unbemerkt geblieben oder konnten nicht nachverfolgt werden. Die Verschlüsselungs- und Sicherheitsmaßnahmen, die Holger bei seinen virtuellen Attacken auf-

fuhr, waren beeindruckend und spiegelten zugleich die in dieser Zeit durchaus berechtigte Paranoia in seinem Kopf wieder.

„Dieser Rechner steht von seinem Quellcode her offiziell in Patah Keadan in Malaysia. Manchmal greife ich auch von Sibirien, Nordwestchina oder Angola aus an. Das ist immer lustig“, schnatterte der Cyberfreak mit einem stolzen Lächeln.

„Ich glaub’s dir ja, Mann. Aber ich verstehe von diesen Sachen nichts“, stöhnte Frank etwas überfordert.

„Code hier und Code da …

Nein, das klappt nicht …

Verdammt, wieso nicht?

Gut, hier sind wir also gelandet …

He, he, he! Na, also!

Und „Go“! Ab die Daten …

Das sieht guuut aus …

Das sieht sehr guuut aus, he, he, he …

Und „Zip“ und „Kopieren“ und „Einfügen“ …“

HOK murmelte vor sich hin und hackte sich weiter durch das Datenmeer im internationalen Cyberspace. Er erschien kaum noch ansprechbar, wobei Frank auch lieber schwieg. Kohlhaas setzte sich auf einen ramponierten Bürostuhl, der bereits unter HOKs Gewicht gelitten hatte, und wartete ab.

Schließlich dauerte der Vorgang fast drei Stunden. Frank war inzwischen aus dem Haus gegangen und hatte einen kleinen Dorfspaziergang gemacht. Als er zurückkehrte, erwartete ihn der leidenschaftliche Cyber-Fanatiker. Er grinste breit.

Dann verbeugte er sich theatralisch vor seinem neuen Klienten. „Herzlich willkommen, Bürger 08-711369Y-191947, in unserer wundervollen ‚One-World'! Ich darf Sie doch auch hier unter uns und ganz inoffiziell als Maximilian Eberharter ansprechen, nicht wahr?"

„Klingt komisch, aber gut", gab Frank mit einem Anflug von Respekt zurück.

„Auch Ihr Scanchip-Konto wurde wieder aufgeladen. Meinen Glückwunsch!", tönte HOK und hüpfte fast vor Freude.

Nach den allgemeinen Vorgaben für die Bürgerregistrierung war Frank Kohlhaas jetzt als stolzer Besitzer der Bürgernummer 08-711369Y-191947 in Graz gemeldet und von Beruf Tiefbauingenieur. Sein Gehalt war auch nicht übel. Über 1800 Globes im Monat, so viel hatte er noch nie verdient.

Wer dieser Maximilian Eberharter wirklich war, wusste Frank nicht und er fragte auch nicht nach. Vielleicht war die Bürgernummer 08-711369Y-191947 ausrangiert worden, weil ihr Besitzer verstorben war. Vielleicht war sie auch einfach erfunden oder umgeschrieben worden. HOK wusste sicherlich, was er tat.

Der korpulente Zeitgenosse mit dem leicht verschrobenen Verhalten und den emotionalen Schwankungen war in Ivas schlichtweg unersetzlich. Er besorgte den Einwohnern ordnungsgemäße Registrierungen und lud ihre Scanchip-Konten auf, verschaffte ihnen Arbeit und Einkommen – zumindest als Computerdatei. HOK war genial, das musste ihm auch Frank lassen.

Zusätzlich hielt sich die Dorfgemeinschaft auch noch mit etwas Landwirtschaft und illegalen Tauschgeschäften über Wasser. Bisher funktionierte das System besser, als es sich Kohlhaas vorstellen konnte.

Trotzdem war Ivas ein gefährlicher Ort. Nur wenn alle ihren Mund hielten, niemals unbedacht redeten oder prahlten, war hier ein ruhiges und vor allem unauffälliges Leben möglich. Von außen betrachtet, wirkte das Dorf völlig unscheinbar. Seine Bürger waren sogar brave Steuerzahler, die bei der Finanzdistriktsbehörde des Unterverwaltungssektors „Europa-Ost, Sektion Baltikum" gemeldet waren.

Insofern war Wildens Gemeinschaft in einer günstigen Situation. Unangenehm konnte es nur werden, wenn jemals ein Beamter diesen Ort genauer untersucht hätte. Da die Finanzlage des Unterverwaltungssektors aber nach wie vor katastrophal war und sich ganz Litauen in einem Dauerzustand schlimmster Armut befand, war es unwahrscheinlich, dass die Verwaltung, die durch massive Personaleinsparungen kaum noch Mitarbeiter hatte, einen Vertreter in ein halb leerstehendes Ruinendorf schicken würde. So lange jeden Monat wenigstens ein paar Steuergroschen von hier in die ausgehungerten Kassen flossen, war es den Behörden vor Ort vollkommen egal, wer hier hauste.

Diese Mentalität der Gleichgültigkeit, welche in Osteuropa weit verbreitet war, behinderte die Vorhaben der Weltregierung in großem Maße. Allerdings gab es im ehemaligen Litauen zumindest noch eine eigene Verwaltung, was in anderen Regionen der Erde nicht mehr der Fall war.

In Afrika hatte die Weltregierung indes erst gar nicht versucht, eine Komplettüberwachung der Bevölkerung einzuführen, da dies nicht umsetzbar war. Aber aus Sicht der Mächtigen war das auf dem schwarzen Kontinent auch gar nicht notwendig. Die vor sich hin siechenden afrikanischen Länder waren politisch absolut unbedeutend und es reichte aus, wenn Teile der Bevölkerung als billige Arbeitssklaven für die dort angesiedelten Produktionsbetriebe rekrutiert wurden. Außerdem hielt die Weltregierung den Kontinent in der eisernen Zange der Abhängigkeit durch Verschuldung.

Besatzungstruppen sorgten außerdem überall für die grobe Einhaltung der Befehle von oben. Ansonsten griff die Weltregierung nur sporadisch ein, um die Bevölkerung zu dezimieren. Trinkwasservergiftungen und künstlich erzeugte Seuchen sorgten dafür, dass sich die Afrikaner nicht noch schneller vermehren konnten.

Die Länder in Ostasien wurden ebenfalls weitgehend von außen beherrscht. Hier bediente sich die Weltregierung der Waffen der Kreditabhängigkeit, der militärischen Bedrohung und der wirtschaftlichen Sanktionen. Zwar hatten Staaten wie Indien und China erst vor wenigen Jahren den Scanchip als Ersatz für Kreditkarte und Personalausweis eingeführt, doch war die Bevölkerung dort so groß und unüberschaubar, dass sich eine flächendeckende Bespitzelung als zu aufwendig darstellte. Zudem war die Infrastruktur dieser Regionen, zusammen mit dem Niedergang des ehemals hochtechnisierten Europa, immer mehr zusammengebrochen.

Aber auch diesen Herausforderungen wollte sich die Weltregierung eines Tages stellen. Es gab noch viel zu tun.

In naher Zukunft mussten die 1,9 Milliarden Chinesen und 1,5 Milliarden Inder so stark dezimiert werden, dass weitere politische Schritte folgen konnten. Die Pläne lagen bereits in den Schubladen der einflussreichen Vordenker der Neuen Weltordnung. Es war nur noch eine Frage der Zeit bis zum nächsten Schritt.

Die früher einmal technisch hoch entwickelten Nationen Europas, allen voran Deutschland, England, Frankreich und Russland, waren dagegen durch einen schleichenden Vorgang der Zersetzung von den Vorgängern der nun herrschenden Kräfte erfolgreich attackiert und zu Fall gebracht worden.

Wissend um den Erfindungsreichtum und die zivilisatorischen Errungenschaften der europäischen Völker hatten sie sich die alte Welt gezielt als Angriffsziel ausgesucht und sich rasch die Kontrolle über die damaligen Großmächte gesichert. Das Gleiche galt für den nordamerikanischen Kontinent.

Diese Gebiete waren einst als erste erobert worden – schleichend, nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht von Geld und Zins.

Die Vorgänger der Männer, die heute die Weltregierung leiteten, hatten sich stets klug angestellt, denn ihre größte Stärke war ihre Gerissenheit gewesen.

Früher waren die Völker Europas stolz und stark gewesen und hatten viel von Werten wie Freiheit oder Unabhängigkeit gehalten. Daher hatten sie die Väter der Neuen Weltordnung langsam vergiftet, so wie man einen mächtigen Löwen nicht direkt angreift, sondern ihn zuerst einschläfert und krank macht.

Nachdem der Feind ein internationales Netzwerk aufgebaut und die Macht über das Geld erlangt hatte, waren auch die wichtigsten Zeitungen von ihm aufgekauft worden. Damit hatte er die Macht erlangt, die Massen zu manipulieren und Kriege nach Belieben zu finanzieren. Europa war von innen heraus zerfressen worden. Zuerst geistig, dann in seiner kulturellen Substanz.

Schon vor der Ausrufung der Weltregierung im Jahre 2018 hatten die Mächtigen fremde Völker aus aller Welt millionenfach nach Europa geholt, um überall ein Puzzle aus verschiedenen Ethnien und verfeindeten Religionen entstehen zu lassen. Das internationale Joch der modernen Sklaverei und das Gebot, zu konsumieren, der aus allen Medien schallte, waren das einzige, was die Weltbürger untereinander verband.

Damit war die Gefahr, dass sich eines Tages einheitliche Fronten gegen die Weltdiktatur bilden konnten, gebannt, denn zu unterschiedlich waren die Interessen und Lebensziele der verschiedenen Völkerteilchen und Splittergruppen. Wo einst innerlich geeinte Nationen existiert hatten, waren nun nur noch entwurzelte Massen übrig geblieben.

Der Plan war aufgegangen und die Mächtigen hatten die Grundlage geschaffen für das, was die Eingeweihten der Neuen Weltordnung schon vor langer Zeit prophezeit hatten: Einen „Einheitsmenschen" ohne klar definierte Herkunft, in sich zerrissen und haltlos. Eine Kreatur ohne eigene Kultur, ohne höheren Geist und ohne Identität – den idealen Sklaven.

Weltfrieden in Ivas?

„Nicht schon wieder diese Ronald-Miller-Scheiße!“, stöhnte Alf am nächsten Morgen als er vor einem Laptop saß und die neuesten Nachrichten aus aller Welt abfragte. Auf einer Internetseite, die offiziell mit einem Sperrvermerk versehen war und für gesetzestreue Bürger eigentlich nicht zugänglich war, sah er die Gedenkfeier für den von iranischen Freischärlern entführten und erschossenen Soldaten der internationalen GCF-Truppe in New York.

Natürlich war dieses Video über die offizielle Fernsehsender weltweit ausgestrahlt worden, doch die verbotene Internetseite hatte es durch eine Reihe von Hintergrundinformationen ergänzt und ließ seinen Inhalt so etwas anders erscheinen als es sich die Medien wünschten.

Der Weltpräsident drückte vor laufenden Kameras ein paar Krokodilstränen heraus, die an seiner kräftigen Nase entlang kullerten, und dankte dem jetzt nicht mehr so unbekannten Soldaten für seinen Kampf gegen den Terrorismus, für Menschenrechte und den Weltfrieden.

Der Fernsehbericht zeigte Ronald Millers weinende Witwe, sein neugeborenes Baby und seine Tochter im Kindergarten. Die Reportage über seine trauernde Familie dauerte fast eine ganze Stunde. Die Tochter erzählte, dass sie gerne Bilder mit Wachsmalstiften malte und ihren Hamster liebte; dann wurde sie beim Weinen um ihren Vater in Großaufnahme präsentiert.

Der Weltpräsident besuchte sie im Kindergarten, bemühte sich, betroffen zu schauen, und erklärte der Kin-

dergärtnerin, wie wichtig es jetzt wäre, den Krieg gegen islamische Fanatiker in aller Welt zu verstärken.

„Die sollten ruhig einmal erwähnen, dass sie Teheran vor neun Jahren mit Nuklearwaffen dem Erdboden gleich gemacht haben!“, keifte Alf wütend und schlug fast seinen Laptop kaputt. „Darüber könnte man sicherlich auch ein paar gute Videoberichte mit weinenden Kindern drehen!“

Er wandte sich Frank zu: „Damals sind über eine Million Männer, Frauen und Kinder getötet worden. Die Global Control Force hat sie einfach ausradiert, um ein Exempel zu statuieren!“

„Weiß ich noch …“, gab sein Mitbewohner zurück.

„Ach, Scheiße! Diese Drecksmedien! Diese Geistesvergifter würde ich mit Freude alle abknallen, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte!“, spie Alf zornig aus.

„Was soll’s. Das ist halt die übliche Propaganda“, sagte Frank und ging in die Küche. „Reg dich nicht auf, sonst klappst du irgendwann mal mit einem Herzkollaps um.“

Bäumer schimpfte noch eine Weile vor sich hin. Kurz darauf folgte er Frank. Mit erhobenem Zeigefinger stellte er sich vor ihn.

„Heute kommt John aus Minsk wieder. Wir müssen mit Wilden reden, damit er uns sagt, wo wir ab jetzt wohnen können.“

„Ich mit dir wohnen? Dann bekommst du Fernsehverbot!“, erwiderte Frank mit einem Lächeln.

„Schnauze, ich bin geladen, Alter!“, zischte Alf zurück, grinste hämisch und machte ein paar spaßhafte Boxbewegungen in Richtung seines Gesprächspartners.

Die Unterredung mit Wilden war kurz und sachlich. Der Dorfchef erklärte Frank und Alf, dass sie in Zukunft in ein noch leer stehendes Haus am anderen Ende des Dorfes ziehen konnten. Zwar war es eine Bruchbude sondergleichen, aber hatte es zumindest einen alten Ofen. Außerdem war es wohl möglich, so Wilden, der Baracke Strom zu verschaffen.

Als Frank und Alf zu ihrer provisorischen Bleibe zurückkehrten, trafen sie dort auf einen etwa vierzig Jahre alten Mann in einem Strickpullover, der Kisten aus einem weißen Kombi auslud. In Begleitung des Fremden befand sich eine junge Frau mit blonden Haaren, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. John und die Frau näherten sich den beiden.

„Ach, wen haben wir denn da? Gestatten, John Thorphy", stellte sich selbiger vor.

„Julia Wilden", fügte die Blondine lächelnd hinzu.

„Alfred Bäumer, wir kennen uns ja noch nicht", entgegnete Alf.

„Äh … Frank Kohlhaas", warf dieser in die Runde.

John Thorphy hatte einen stark englischen Akzent, was die Frage nach seiner Herkunft jedoch nur oberflächlich klärte.

„Wir haben bei dir gewohnt. Nochmals vielen Dank. Sind gerade aus dem Knast befreit worden", erläuterte Alfred.

„Kein Problem" stellte John fest und machte sich weiter daran, Kisten aus seinem Kofferraum zu holen.

„Das wird mein Vater schon richtig angeordnet haben", ergänzte Julia, wobei sie Frank mit einem flüchtigen Blick aus ihren grünblauen Augen musterte.

„Und wie war es so?“, versuchte sich Frank an einer Konversation.

„Wie war es wo so?“, fragte die junge Frau zurück und strich sich durch die wenigen Strähnen, die nicht in ihren Pferdeschwanz am Hinterkopf eingebunden waren und ihr ins Gesicht fielen.

„Na, da, wo ihr gewesen seid …“, sagte Frank verlegen.

„Gut!“, erhielt er als kurze Antwort.

„Ist der Mann … äh … John … Engländer?“, schob Frank nach.

„Nein! Und er mag auch keine Engländer“, hörte er von Julia. „John ist Ire. Rede mit ihm nicht über England oder gar über Engländer!“

„War ja nur ’ne Frage“, murmelte Frank und schaute an seiner Gesprächspartnerin vorbei.

„Gut, da jetzt alle Fragen gestellt wurden, könnt ihr uns ja beim Ausladen helfen“, rief Julia und deutete auf den Kombi.

„Klar, wird erledigt!“, antwortete Alf. Er sah Kohlhaas bestimmend an und dieser machte sich sofort an die Arbeit.

In den nächsten Wochen hatten Frank und Alf alle Hände voll zu tun. Nicht nur notwendige Arbeiten in ihrem neuen Heim hielten sie auf Trab, sondern auch Wilden selbst. Diesem fielen immer neue Dinge ein, die die zwei im Dorf erledigen konnten.

Kohlhaas lernte nun nach und nach auch die anderen Dorfbewohner kennen und glaubte, dass ihn die meisten zumindest halbwegs leiden konnten. Einige begegneten ihm allerdings auch mit großem Misstrauen und vermie-

den allzu lange Gespräche mit dem Neuankömmling, der ständig in Bäumers Begleitung durch Ivas lief. Dass Frank in einer Holozelle gesessen hatte, rang jedoch vielen Dorfbewohnern eine Mischung aus Mitleid und Respekt ab.

Julia Wilden, die Frank optisch keinesfalls abstoßend fand, schien seine Gegenwart nicht sonderlich zu suchen. Kohlhaas bekam sie kaum zu Gesicht, auch wenn er bei seinen Spaziergängen durch das Dorf ungewöhnlich oft an Wildens Haus vorbeiging, obwohl es sich in einer Nebenstraße befand.

„Sie sieht zwar gut aus, aber sie ist halt Misses Wichtig, die Tochter des großen Chefs", dachte Frank manchmal. „Hält sich eben für was Besseres und scheint mir nicht übermäßig zu vertrauen."

Ganz falsch lag Kohlhaas mit seiner Einschätzung nicht: Julia, wie auch der junge Sven, gehörten zu jener Gruppe von Dorfbewohnern, die den Kontakt mit Frank eher vermieden. So kam es diesem jedenfalls nach einer Weile vor.

Aber er bemühte sich, das Verhalten dieser Leute zu verstehen. Sie kannten ihn nun einmal nicht; außerdem war er bloß durch Zufall an diesen seltsamen Ort gekommen. Was sollte er jetzt erwarten? Wenn er sich als Schwätzer oder Sicherheitsrisiko erwies, konnte das die Gemeinschaft von Ivas in die Katastrophe führen. Demnach war die Angst vor dem unbekannten Neuling nicht ungerechtfertigt.

Bäumer jedenfalls hatte Frank bereits ins Herz geschlossen und auch dem Dorfchef schien Kohlhaas nicht unsympathisch zu sein, da dieser bei jeder Gelegenheit auf

ihn einredete und ihm die Weltgeschichte von den Kulturgründungen der Indogermanen über Alexander den Großen bis zur Gegenwart erklärte. Manchmal sogar alles durcheinander.

„Man hätte Wilden gut für die Umerziehungsstunden in der Holozelle einsetzen können, nur dass er die gegenteiligen Thesen vertritt. So viel hat selbst der Sprachcomputer nicht geredet“, sagte Frank gelegentlich zu Alf, um dann zu grinsen.

Letzterer verehrte den ehemaligen Unternehmer aufgrund seines universalen Wissens über Politik und Geschichte bis ins Mark, musste bei solchen Bemerkungen allerdings auch schmunzeln.

So vergingen schließlich Tage, Wochen und Monate in einer gewissen Eintönigkeit. Oft waren einige der Dorfbewohner für längere Zeit fort und ab und zu verließ eines der drei Transportflugzeuge seinen Standort, um irgendwo hin zu fliegen und erst Tage später wieder zurück zu kommen.

Die Flugzeuge wurden stets unter Tarnplanen oder in alten Scheunen versteckt. Es war zwar nicht illegal, sie zu besitzen, da sie ja ordnungsgemäß registriert worden waren, doch ließ Wilden auch hier größte Vorsicht walten.

Frank und Alf arbeiteten derweil pausenlos, um ihr Haus endlich bewohnbar zu machen. Zunächst wurden über Umwege Tapeten besorgt, da es im Umkreis von vielen Kilometern keine Läden mehr gab, die solche Artikel führten, damit zumindest die wichtigsten Räume renoviert werden konnten. Ähnliche Schwierigkeiten taten sich auch bei den Baumaterialien auf, die man behelfsweise von den

anderen leerstehenden Häusern nehmen musste; beispielsweise noch intakte Ziegel für das lädierte Dach.

Es war eine lange und mühselige Arbeit, bei der sich die beiden Männer immer mehr anfreundeten. Nach wie vor gab es nur im Hauptraum ihres Hauses einen brauchbaren Holzofen, der jedoch schon sehr alt war. Kohlhaas wurde mulmig, sobald er an den kommenden Winter dachte.

Gegen Ende des Monats Juli meldeten sich plötzlich auch Franks Schlafstörungen zurück; er hatte regelrechte Alpträume, in denen das gleißende Licht der Holozelle wiederkehrte und sogar Herr Irrsinn auftauchte. In Franks Träumen redete der gespenstische Begleiter manchmal, wobei sich Kohlhaas wunderte, wie hoch und hell seine Stimme war.

Oft weckte ihn Bäumer auf, wenn er um sich schlug oder im Schlaf redete. Es war merkwürdig. Gerade jetzt, wo die Ruhe, ja im Vergleich zur Zeit in „Big Eye“ sogar die reinste Idylle, eingetreten war, kamen die bösen Erinnerungen zurück. Gerade als Frank meinte, die schreckliche Zeit hinter sich gelassen zu haben, griff der Horror unerwartet an, um ihn zu peinigen.

Eines Tages, es war bereits August geworden, stand HOK am frühen Morgen vor der Haustür und fragte Alf nach Frank. Dieser saß in der provisorisch eingerichteten Küche, kurz darauf kam er selbst an die Tür.

„Morgen, Frank! Komm bitte sofort mit!“, begrüßte ihn HOK mit betretener Miene.

„Was ist?“, fragte Kohlhaas mit einem unbehaglichen Gefühl im Bauch.

„Schnell! Komm erst einmal mit! Bitte!“, drängelte der Computerfachmann, der eine unheilvolle Atmosphäre ausstrahlte.

Schweigend gingen die beiden schließlich zu HOKs Haus, wo der Informatiker sofort in seinen Arbeitsraum rannte und sich vor dem flackernden Bildschirm seines Rechners niederließ.

„Setz dich hin“, bat er Frank freundlich, um dann hinzuzufügen: „Bleib bitte ruhig, bei dem, was ich dir jetzt sage.“

„Was ist denn los?“, fragte Kohlhaas mit einer Mischung aus Ungeduld und tiefer Sorge, denn HOKs Miene ließ nichts Gutes erahnen.

„Ich habe deinen alten Scanchip untersucht. Das war nicht persönlich gemeint, aber es ist eine Anweisung von Wilden bezüglich jeder Person, die neu in unser Dorf kommt. Es ist bloß eine Sicherheitsmaßnahme. Der Scanchip wird auf verdächtige Subdateien und Querverweise hin untersucht. Ich habe mich in einen internen Datenserver eingeloggt und nicht öffentliche Informationen studiert, die über jeden Bürger im Sektor ‚Europa-Mitte‘ automatisiert oder durch behördliche Stellen gesammelt werden.

Die Subdateien, die der betreffende Bürger niemals in seinem Leben zu Gesicht bekommt, außer er hat einige Programme so zurecht programmiert und umgeschrieben, wie ich es in den letzten zehn Jahren getan habe, beinhalten viele Informationen über dessen Leben.“

„Aha?“, erwiderte Frank mit komplettem Unverständnis.

„Ein gewöhnlicher Scanchip besitzt etwa 500 interne Subdateien und Querverweise, die der Besitzer natürlich

nicht lesen kann, weil sie nur von offiziellen Stellen abgerufen werden können“, erklärte HOK hastig.

Franks Gehirn wurde wieder einmal mit Fachbegriffen der Computersprache überflutet, obwohl sich HOK redlich bemühte, alles halbwegs verständlich auszudrücken.

„Die Subdateien eines jeden Scanchips enthalten eine Fülle von Daten. Zum Beispiel:

- Verhaltensanalyse am Arbeitsplatz
- Gesundheitszustand und gesundheitliche Risiken für die weitere ökonomische Verwertung des Bürgers
- Einkommen
- Konsumverhaltensstatistik
- Soziale Verträglichkeit
- Subversive Aussagen am Telefon
- Subversive Aussagen im Internet
- Familienmitglieder und Verwandte
- Verhalten im Bezug auf Medien und Werbeangebote
- Politische Ausrichtung
- Religiöse Ausrichtung
- Freunde und Bekannte (inklusive der Kontaktintensität und Häufigkeit)
- Sexuelles Verhalten

Es gibt noch Hunderte weiterer Unterpunkte und Details, die ich dir hier jedoch ersparen möchte“, sagte HOK.

„Und jetzt? Habe ich etwas falsch gemacht?“, wollte der verunsicherte Frank wissen.

„Nein!“, antwortete HOK knapp. „Für uns geht es um spezielle Unterpunkte. Etwa, ob da steht: ‚IZSS' (Informationszuträger für staatliche Stellen) oder ‚EBG' (Empfänger behördlicher Vergünstigungen) – was heißen würde, dass du ein Spitzel bist oder einmal warst.“

„Was soll der Scheiß?“, giftete Frank HOK entgegen. „Ich habe mit solchen Dingen nichts zu tun!“

„Dein alter Scanchip ist sauber, keine Sorge“, beruhigte ihn HOK. „Das ist auch nicht die Sache, auf die ich hinaus will. Wir müssen hier nun einmal extrem vorsichtig sein und diesen Prozess musste bisher jeder über sich ergehen lassen.“

„Dann wollt ihr hier euren eigenen Überwachungsstaat ‚Ivas' einführen, oder wie?“, knurrte Frank wütend.

„Nein, wollen wir nicht!“, gab HOK zurück, wobei er sich irgendwie ertappt zu fühlen schien.

„Ich habe mir auch die Querverweise bezüglich deiner Familienmitglieder und Verwandten angesehen. Tut mir leid, das gehörte nicht zu meiner Aufgabe und ich muss mich dafür entschuldigen“, murmelte HOK kleinlaut. Verlegen blickte er auf seine Tastatur.

„Und dann gegen die Weltregierung kämpfen! Die sind vielleicht auch bloß neugierig und spionieren aus lauter Langeweile die Leute aus!“, herrschte ihn Kohlhaas an.

„Ja, es tut mir leid. Wirklich!“, versuchte HOK seinen erbosten Gast zu beruhigen.

Franks Mundwinkel zuckten nach unten, während er den dicklichen Informatiker skeptisch beäugte.

„Leider ist mir da etwas Schreckliches aufgefallen“, fuhr Holger nach einer kurzen Pause fort. „Rainer Kohlhaas ist dein Vater, nicht wahr? Und Martina Günther, geborene

Kohlhaas, deine Schwester, oder? Nico Günther ist dann wohl dein Neffe …"

„Was ist mit ihnen?", schrie Frank mit aufgerissenen Augen.

„Die Scanchips von Rainer Kohlhaas und Martina Günther sind als ‚stillgelegt' ausgezeichnet. Ihre Bürgernummern werden demnächst neu vergeben", sprach HOK mit einem Kloß im Hals.

„Was?", presste Frank heraus.

„Beim Scanchip deines Vaters ist ein Inhaftierungsvermerk seit dem 09.04.2028 eingetragen, seit Anfang Juni 2028 ist er schließlich ‚stillgelegt' worden. Als Zusatz steht da die Fußnote ‚OSDBA' (Offizielle Stillegung durch behördliche Anordnung) und weiter ‚BA' (Bürger ausgeschaltet). Er ist liquidiert worden!", erklärte Holger.

„Wie?", rief Frank wie vom Blitz getroffen.

„Das Gleiche gilt auch für deine Schwester. Sie wurde ebenfalls erst inhaftiert und später liquidiert. Dein Neffe …", sagte HOK, doch Kohlhaas fiel ihm ins Wort.

„Was? Was ist mit Nico?", brüllte ihn Frank mit starrem Entsetzen in den Augen an.

„Er ist hier als ‚Waise in staatlicher Obhut' verzeichnet. Er lebt also noch", fuhr der Informatiker fort, während er sich bemühte, Franks Gefühlsausbruch irgendwie abzuschwächen.

Doch es hatte keinen Sinn. Der junge Mann taumelte zurück und sank seinen Stuhl. Frank rang nach Luft und bemühte sich mit letzter Kraft, die Klauen des Schreckens, die ihm die Kehle zudrückten und ihm den Atem nahmen, abzustreifen, aber es gelang ihm nicht. Innerhalb

von Sekunden fiel er in ein schwarzes Loch der Verzweiflung und stürmte weinend aus dem Haus.

Da waren der Schrecken und die Angst wieder, die ihn in den letzten Monaten bis auf gelegentliche Alpträume verschont hatten. Sie waren in alter, finsterer Größe zurückgekehrt und schienen bleiben zu wollen.

Die nächsten Tage verstrichen und Frank verließ kaum mehr seinen Schlafraum. Alf versuchte, ihm zu erklären, dass die Inhaftierung von Verwandten und Familienmitgliedern vom System dazu genutzt wurde, untergetauchte Straftäter aus der Reserve zu locken, doch Frank schrie ihn nur an, zu verschwinden.

Plötzlich waren die Nächte wieder finster und grausam. Der Schrecken, den die Holozelle in Franks Geist entfacht hatte, kam nun Arm in Arm mit dem neuen Schrecken in der Dunkelheit zurück.

Erneut dachte Frank darüber nach, seinen Eltern und seiner Schwester ins Jenseits zu folgen und seine hoffnungslose Existenz endlich zu beenden, doch Alf baute ihn immer wieder auf und wich auch in den schwärzesten Stunden nicht von seiner Seite.

Als der September den Herbst über Ivas brachte, wurde Frank eines Nachts von einem verstörenden Traum heimgesucht. Er konnte sich am nächsten Morgen, als er mit furchtbaren Kopfschmerzen aufwachte, nicht mehr ganz an jedes Detail erinnern, doch die meisten Bilder blieben ihm im Gedächtnis.

Frank befand sich als Zuschauer in einem Raum, der einem Gerichtssaal ähnlich sah. Vorne war das Richterpult

und die Anklagebank und lediglich sie wurden von einem Scheinwerfer beleuchtet. Der Rest des Raumes blieb im schemenhaften Halbdunkel versunken; auch die Sitzreihen der Zuschauer, auf denen Frank als einziger saß. Vorne auf der Anklagebank saßen zwei Personen, die er erst nicht genau erkennen konnte, da er sie nur von hinten sah. Hinter dem Richterpult befand sich kein Mensch, es war eher ein Schatten oder ein Geistwesen.

„Die Verhandlung ist eröffnet!", rief der Schemen. „Ich bitte um Ruhe! Es geht heute um die Strafsache ‚Die Politik gegen Herrn Rainer Kohlhaas und Frau Martina Günther, geborene Kohlhaas'."

Die beiden Angeklagten drehten sich um und warfen Frank ängstliche Blicke zu. Es waren sein Vater und seine Schwester. Schnell wandten sie sich wieder dem Richter zu, denn er begann mit seinen Ausführungen.

Der einzige Zuschauer reckte den Kopf und versuchte, das Namensschild zu entziffern, das vor dem eigenartigen Richter auf dem Pult stand. Erst nach angestrengtem Starren erkannte Frank, dass dort gar kein Name zu sehen war. Dort stand bloß: „Die Politik".

Der Schatten verlas eine Fülle von Anklagepunkten und begann daraufhin mit der Befragung der beiden.

„Wir fangen mit Ihnen an, Herr Rainer Kohlhaas", sprach er mit grollender Stimme. „Können Sie sich daran erinnern, sich jemals um die wichtigen Fragen bezüglich meiner Person gekümmert zu haben?"

„Nun, ich habe mich schon manchmal mit Ihnen befasst, soweit es mein Leben betraf", stammelte Rainer Kohlhaas.

„Könnten Sie das genauer erläutern?“, hakte der Richter nach.

„Also, ich habe ab und zu Nachrichten gesehen und Zeitung gelesen“, versuchte Rainer Kohlhaas zu erklären.

„Und Sie, Frau Martina Günther? Haben Sie sich wirklich jemals ernsthaft um mich gekümmert?“, sprach der Schattenrichter mit drohender Stimme.

„Vielleicht nicht genug. Aber gelegentlich schon. Ich kam allerdings oft nicht dazu. Mein Beruf hat mich meist so in Anspruch genommen, dass ich keine Zeit mehr hatte, viel an Sie zu denken“, gab Franks Schwester kleinlaut zurück.

„Und bei Ihnen ist es ähnlich gewesen, Herr Kohlhaas?“, polterte der Richter durch den Saal.

„Es tut mir leid, aber wenn ich ehrlich bin, habe auch ich immer nur gearbeitet und mich in erster Linie um mich selbst gekümmert. Ich musste ja zusehen, dass ich überlebe und Geld verdiene. Und da fehlte mir einfach die Zeit“, hörte Frank seinen Vater mit zitternder Stimme sagen.

„Und Sie haben geglaubt, dass Sie damit durchkommen? Dass Sie mich all die Jahre hindurch ignorieren könnten und nicht ernst zu nehmen bräuchten?“, knurrte ihn das Geistwesen an.

„Vergeben Sie mir. Die Zeit hätte ich mir sicherlich nehmen sollen. Ich habe ja auch Ihren Werdegang verfolgt, Herr Richter. Nachrichten habe ich aber viel gesehen …“, rechtfertigte sich Rainer Kohlhaas halbherzig.

„Ja, bei mir war es auch so!“, fügte Martina hinzu.

„Und Sie denken, es hat ausgereicht, andere über mich reden zu lassen? Sie glauben wirklich, es sei genug gewe-

sen, wenn andere sich um mich kümmerten und Sie selbst nur das nachplapperten, was diese über mich erzählten? Warum haben Sie sich nie selbst ein Bild von mir gemacht?“, fragte der Schatten vorwurfsvoll.

„Vergeben Sie uns, Herr Richter, aber wir hielten einfach andere Dinge in unserem Leben für wichtiger, als uns um Sie zu kümmern“, lamentierten die beiden Angeklagten voller Sorge.

Plötzlich fand sich Frank an einem anderen Ort wieder. Zuerst fiel ihm der schreckliche Gestank auf, der ihm vom Boden aus in die Nasenlöcher kroch. Er befand sich auf einem Feld, das sich endlos weit bis in den letzten Winkel einer alptraumhaften Welt auszudehnen schien. Nur die blassen Konturen einiger Berge waren noch in der Ferne zu erkennen. Dann sah Frank, was das Feld bedeckte. Es waren Leichen. Hunderte, Tausende, Millionen.

Sie stanken furchtbar und verrotteten vor sich hin. Ihre gräuliche Haut war ledrig und aus ihren Mündern und vertrockneten Augenhöhlen krochen Maden und anderes Gewürm.

Es waren so unfassbar viele: Männer, Frauen, Kinder – manche erst frisch gestorben, andere schon stark verwest und fast zu Skeletten zerfallen. Frank musste aufpassen, dass er beim Gehen nicht auf dem Teppich von Gebeinen und Fleisch ausrutschte, denn das Meer der Toten war gigantisch und es füllte die Ebene bis zum Horizont aus.

Der junge Mann wanderte einige Stunden einfach geradeaus, wobei jeder Schritt in dieser grauenhaften Umgebung eine Qual war. Doch die Ebene erstreckte sich immer weiter und weiter und war nach wie vor mit zahllo-

sen Leichen bedeckt. Die Berge, so erkannte Kohlhaas plötzlich, waren Berge aus Schädeln, die in Massen aufeinander getürmt worden waren.

Frank lief durch das Land der Toten und als er schon dachte, dass er nie mehr einen Ausweg aus dieser Hölle finden würde, hörte er plötzlich eine Stimme.

„Frank Kohlhaas!“, schallte es aus einer Ecke des Feldes.

Der Träumende näherte sich dem Ort, von wo aus er die Stimme vernommen hatte, und konnte bald einen dunklen Fleck erkennen, der immer größer wurde, umso näher er kam. Schließlich erkannte er, dass es der schattenhafte Mann war, der gespenstische Richter.

„Ich bin die Politik, Frank Kohlhaas! Schön, dass du mich gefunden hast! Hier sind die zwei!“, sagte das Wesen und zeigte mit seiner Geisterhand auf den Boden vor sich.

Dort lagen Rainer Kohlhaas, sein Vater, und Martina Günther, seine Schwester. Beide hatten einen Kopfschuss und ihre Körper wurden von Maden zerfressen.

„Siehst du, Frank Kohlhaas, wenn du dich nicht um die Politik kümmerst, dann kümmert sich die Politik eines Tages um dich!“, sagte der Richter.

Frank schreckte schreiend auf. In dieser Nacht schlief er nicht mehr ein.

Der Rest des Jahres 2028 verging ohne größere Veränderungen im Leben des mittlerweile 27 Jahre alten Mannes. Der Winter in Litauen war lang und kalt. Von einer „Klimaerwärmung“, wie man sie 2010 noch in den öffentlichen Medien gepredigt hatte, um damit Zwangsmaß-

nahmen und politische Schritte zu rechtfertigen, war allerdings nichts zu spüren.

Franks Angstzustände, Schlafstörungen und Depressionen kamen nach wie vor in Wellen. Besonders in den dunklen Wintermonaten hatte er stark darunter zu leiden. Ansonsten wurde er von Wilden und den anderen Dorfbewohnern zu allen möglichen Arbeiten herangezogen. Doch die täglichen Aufgaben taten Frank gut, denn sie sorgten für Ablenkung. Im Herbst wurden die wenigen Felder rund um Ivas von den Einwohnern abgeerntet und die Erträge winterfest gemacht; so wie in alten Zeiten.

Auch das war für Frank Neuland, da er bisher nur die Massenabfertigungsnahrung der großen Agrarkonzerne gegessen hatte. Zudem renovierten Alf und er noch immer ihr altes Haus, wobei sie nur langsam vorankamen.

Innerlich war Kohlhaas nach wie vor noch nicht bereit, sich den Rebellen, wenn es denn überhaupt welche waren, anzuschließen. Außer Geschwätz war ihm nämlich noch keine nennenswerte Rebellion aufgefallen, obwohl ihn Wilden bei jeder Gelegenheit über weltpolitische Themen aufklärte.

Seine Tochter Julia schien indes noch immer nicht viel von ihm zu halten, wobei Frank zumindest ihr Mitleid geweckt hatte.

„Immerhin etwas!“, dachte er.

Wenn es draußen stürmte und der Eisregen gegen die undichten Fenster hämmerte, es dunkel und kalt war, fühlte sich Frank verloren, selbst wenn Alf im Nebenraum irgendwelche Internetseiten nach neuen Informationen durchforstete und dabei Flüche oder Jubelschreie ausstieß.

„Soll es jetzt ewig so weitergehen?“, fragte er sich. „Ist das mein Schicksal? Hier in diesem Kaff im Baltikum herumzuhängen? Mit dieser skurrilen Bande von selbsternannten Freiheitskämpfern?“

Wenn Frank das Gesicht seines Vaters und seiner Schwester vor seinem geistigen Auge sah; wenn er an die Holozelle dachte und daran, dass sein kleiner Neffe irgendwo in einer Gehirnwäscheanstalt aufgezogen wurde, während seine Schwester, die nie etwas Unrechtes getan hatte, in einem Massengrab verrottete, dann loderte die Wut in seinem Inneren auf.

„Alf, was bedeutet das Symbol der ‚Red Moon Gruppen‘ noch einmal?“, fragte er seinen Mitbewohner eines Abends.

„Habe ich dir doch schon gesagt“, antwortete Alf, der sich gerade ins Bett legen wollte.

„Ich will es wissen – und zwar genau!“, bohrte Frank nach und zeigte dabei einen Gesichtsausdruck, der selbst Alf Respekt einflösste.

„Nun, das ist ein altes Kultsymbol. Der ‚Blutige Mond‘ oder ‚Blutmond‘ eben. Die alten Kelten, wie auch viele andere Völker der Vorzeit, kannten dieses mystische Zeichen. Vor allem jetzt im Winter war es bedeutsam. Damals wurde das Vieh vor Wintereinbruch in einer bestimmten Vollmondnacht in großer Zahl geschlachtet und deswegen nannten unsere Vorfahren diesen Mond den ‚Blutmond‘. Es war also auch eine Art Ritual für die alten Götter, um diese vor dem Winter um Schutz und Hilfe anzuflehen. Es wurde ein Kreis mit Blut gezogen,

um den sich der Stamm versammelte, betete und tanzte. Oft tranken die Alten dazu blutroten Wein.

Man glaubte, dass während dieses Rituals nicht nur die Geister von verstorbenen Verwandten und Freunden anwesend waren, sondern auch die von den Tieren, die die Gemeinschaft verlassen hatten, um ihr Fleisch zu geben."

„Also auch eine Art Gedenken an die Verstorbenen?", wollte Frank weiter wissen.

„Das ist eine Bedeutung. Die andere Bedeutung ist der heraufziehende Krieg, die Rache, das Blutvergießen, die Raserei der Schlacht. Man kann den blutigen Mond auch als Warnung an die Feinde verstehen. Hängt halt alles von der Interpretation des Symbols ab. Die Gründer der ‚Red Moon Gruppen' fanden es halt interessant, sich dieses Zeichen zu geben", fuhr Bäumer fort.

„Die zweite Bedeutung gefällt mir besser!", zischte Frank.

Alfred schaute etwas verwundert und schabte mit seinen Fingern leise über den Küchentisch.

„Lass uns endlich den Blutmond über unsere Feinde bringen. Ich werde irgendwann mit Wilden reden. Wenn ich mich eurer angeblichen Rebellion anschließe, dann will ich auch wirklich Rebellion machen", knurrte er grimmig.

„Machen wir doch …", konterte Alf, der Frank noch nie so aggressiv erlebt hatte.

„Ja, ich hoffe es! Ich will töten!", fauchte er. „Rache! Blutmond!"

Frank drehte sich auf dem Absatz um und ging in sein Zimmer. Die Tür schlug er hinter sich zu. Bis zum nächsten Morgen wurde er nicht mehr von seinem Freund gesehen.

Rebellion und Neuschnee

Es dauerte nicht lange, da war Ivas von einer dicken Schneedecke bedeckt und es war bitter kalt. In Franks und Alfs Behausung war es lediglich im größten aller Räume, dem mit dem Holzofen, halbwegs erträglich.

Dieser Winter erwies sich als besonders entbehrungsreiche Zeit. Meistens mussten sich die beiden mit ein paar zusätzlichen Wolldecken wärmen. Aber wenigstens hatte das Dach keine Löcher mehr, so dass es nicht in die obere Etage des verfallenen Gebäudes schneite.

Heute hatte Frank den Entschluss gefasst, mit Wilden zu reden. Er wollte Nägel mit Köpfen machen und ein echter Rebell werden; allerdings wusste er noch nicht richtig, wie dies aussehen sollte.

Es war ein grauer Vormittag und die wenigen Lichtquellen in den bewohnten Häusern des Dorfes trugen kaum dazu bei, das Halbdunkel in den Gassen zurück zu drängen.

Ein entschlossener Frank stapfte durch den gefallenen Neuschnee der letzten Nacht in Richtung des Hauses von Thorsten Wilden. Allmählich ging ihm die Eintönigkeit in diesem angeblichen Hort der Revolution auf die Nerven.

„Ihr wollt mich? Dann bekommt ihr mich!“, giftete er sich selbst in den Stoppelbart.

An der Haustür des Dorfchefs angekommen, machte sich Frank mit lautem Klopfen bemerkbar. Agatha, Wildens Frau, öffnete die Tür. Neben ihr stand Julia im Flur. Sie gab ein leises „Hallo!“ von sich. Wilden erschien auf der Treppe, die ins obere Stockwerk führte.

„Frank, sei gegrüßt! Was gibt es?“, fragte der ergraute Herr etwas verwundert. Er wirkte verschlafen und war noch unrasiert.

„Haben Sie kurz Zeit, Herr Wilden? Ich will mit Ihnen sprechen!“, antwortete Frank mit einem Blick, den weder Julia noch Wildens Frau jemals zuvor gesehen hatten.

„Ja, gut. Wir gehen in mein Büro“, erwiderte der Rebellenführer.

„Gut! Ich komme hoch!“, stieß Frank hervor und hastete die Stufen hinauf.

Kurz darauf saßen sich beide Männer gegenüber. Noch bevor Wilden nachfragen konnte, fing Frank schon an zu reden.

„Das hier ist kein Ferienort, haben Sie einmal gesagt. Gut! Gut!“, murmelte Frank mit verbissener Miene. „Das hier ist ein Rebellenstützpunkt, sagten Sie, Herr Wilden!“

„Ja, ist es“, erwiderte der ältere Herr etwas überrascht. Sein Gast erschien ihm heute merkwürdig.

„In Ordnung! Dann machen wir Rebellion, dann wehren wir uns endlich richtig gegen dieses System. Kein Gerede mehr, sondern Taten. Zuerst möchte ich schießen lernen! Sturmgewehr, Maschinengewehr, Handfeuerwaffen. Geht das in Ordnung, Herr Wilden?“, trug Frank fordernd vor.

„Im Prinzip schon“, kam zurück.

„Sehr schön! Ich bin nämlich jetzt so weit. Ich weiß, dass einige über mich nach dem Motto reden: Den füttern wir hier nur durch, der nützt uns nichts, da er sich an keiner wichtigen Aktion beteiligt. Gut, von nun an beteilige ich mich an Aktionen. Wenn hier tatsächlich welche stattfinden, denn bemerkt habe ich von der großen Rebellion noch nichts“, stichelte Kohlhaas.

„Wir bauen hier zunächst einmal autarke Strukturen auf. Die bewaffnete Aktion, eure Befreiung betreffend, war eine Ausnahme. Ansonsten sind keine derartigen Sachen mehr für die nächste Zeit geplant“, erklärte der ehemalige Firmenchef.

„Wie auch immer“, donnerte Frank. „Wenn besondere Aktionen stattfinden, dann lassen Sie es mich wissen. Ich mache mit. Mein Leben ist mir egal und ich werde Ihnen zeigen, dass ich mehr Eier habe als die meisten dieser Dorfbauern, die mich hier schräg angucken. Also geben Sie mir Bescheid, wenn was läuft. In diesem Sinne, das wollte ich nur einmal loswerden. Und grüßen Sie mir Ihre werte Frau Tochter, Herr Wilden.“

Frank klopfte auf den Schreibtisch, lächelte formlos und ging aus dem Raum. Er stapfte die Treppe hinunter, warf Julia ein „Tschüss“ entgegen und machte die Haustür hinter sich zu. Reichlich verdutzt blieb Familie Wilden zurück. So kannten sie Frank nicht und er selbst kannte sich so auch nicht.

„Wenn ich rebellieren soll, dann muss ich wenigstens mit einer Waffe schießen können. Wo sind eure Waffen?“, nervte Frank eine Woche später seinen Mitbewohner.

„Mensch, geh mir nicht auf den Sack!“, blökte Alf zurück und stand kurz davor, mit Frank aneinander zu geraten, da dieser schon den ganzen Tag gereizt durch das Haus tigerte.

„Ich gehe zu Wilden!“, schimpfte der angehende Rebell.

„Schon gut, ich habe eine Knarre. Von mir aus gehen wir in den Wald und machen ein paar Schießübungen“, stöhnte Alf.

„Das hört sich gut an, dann los“, erhielt er als fröhliche Antwort.

Bäumer ging in den Keller und kam wenige Minuten später mit einer Glock in der Hand zurück. Daraufhin verließen die beiden Männer das Haus.

„Bin mal gespannt, ob du überhaupt etwas triffst“, hänselte Alf seinen Freund auf dem Weg in das nahegelegene Waldstück hinter dem Dorf. Frank jedoch lief wortlos voraus. Nachdem sie eine Weile durch den Schnee gewatet waren, blieb Alf stehen.

„Siehst du das Astloch in der Birke dort drüben?“, fragte er seinen hitzköpfigen Mitbewohner.

„Klar, gib mir die Pistole!“

Ohne weiter nachzudenken, richtete Frank die Waffe auf den etwa zehn Meter entfernten Baum und feuerte: „Bamm! Bamm! Bamm!“

Alfred rannte zum Ziel nachdem Frank das Magazin leer geschossen hatte. Er war verblüfft. Die meisten Kugeln hatten das Astloch getroffen, große Rindenstücke lagen rund um den Baum auf dem Boden.

„Gar nicht übel, Junge“, bemerkte Bäumer und blickte verwundert zu dem noch unerfahrenen Schützen. „Wie oft hast du in deinem Leben denn schon geschossen?“

„Noch nie!“, gab Frank zurück, wobei er stolz lächelte.

„Dein in letzter Zeit gewachsener Wille scheint dich auch zu einem guten Schützen zu machen“, meinte Alf.

Drei Magazine schoss Kohlhaas noch leer, dann mussten sie abbrechen, um nicht zu viel Munition zu vergeuden. Bäumer war durchaus beeindruckt, da sein Mitstreiter das Ziel meist genau getroffen hatte.

„Wilden kann dir ein Sturmgewehr besorgen. Dann kannst du damit üben“, versprach Alf. Wenig später ging er mit Frank zurück ins Haus.

So unbedeutend es auf den ersten Blick auch gewesen sein mochte – Alfs Lob hatte den jungen Frank mit Stolz erfüllt. Er lächelte zufrieden in sich hinein und freute sich schon auf die Schießübungen mit den größeren Kriegswaffen, den echten „Wummen“. Zum Schießen hatte Kohlhaas offenbar Talent.. Und dass er zu etwas Talent hatte, war ihm im Leben noch nicht oft gesagt worden.

So verbrachte er die ersten zwei Wochen des kalten und nassen Januars, des widerlichsten Monats des Jahres, mit zahlreichen Schießübungen, dem Lesen von politischen Büchern und gelegentlichen Hilfsarbeiten im Dorf. Frank fühlte sich inzwischen ein wenig anerkannter, vor allem seitdem er signalisiert hatte, dass auch er bereit zum Widerstand war.

Selbst von Julia Wilden war er zum ersten Mal angelächelt worden, als er ihren Vaters an der Tür um neue Munition für seine Waffen gebeten hatte.

Mehr und mehr steigerte sich Frank in den Gedanken hinein, ein Rebell zu werden. Er schoss bei seinen Übungen in Gedanken eher auf schemenhafte Gefängniswärter, Polizisten oder Politiker als auf Strohsäcke und Bäume. Oft grinste er wie ein glückliches Kind, wenn der kalte Stahl eines Gewehrs in seine Hand glitt. Seine Resultate als Schütze wurden immer besser und wenn sich Kohlhaas nach einem anstrengenden Tag zufrieden ins Bett legte, dachte er oft an den Blutmond und merkte dabei nicht, wie bösartig sein Lächeln mittlerweile werden konnte.

Alfred fand seinen Mitbewohner zeitweise recht seltsam. In letzter Zeit war Frank verdächtig still geworden; manchmal stierte er abwesend aus dem Fenster und biss sich währenddessen auf die Unterlippe, bis sie zu bluten begann.

Der junge Neuankömmling war eifrig darin, das Handwerk des Tötens in all seinen Facetten zu erlernen. Oft redete Frank beim Abendessen von nichts anderem mehr. Er philosophierte über Möglichkeiten des Widerstandes, der Revolution und der Gegenpropaganda. Manche Ideen erschienen Alf sogar genial, andere wirkten kindisch und verrückt. Irgendetwas ging unter Franks Schädeldecke vor, wurde langsam ausgebrütet wie ein böses Kind.

In diesen Tagen, in denen Frank in Alfs Gegenwart fast nur noch vom Geräusch des Sturmgewehrs schwärmte und John Thorphy eine regelrechte Großbestellung für Schuss-, Hieb- und Stichwaffen überreichte, wies ihn sein Mitbewohner manchmal genervt zurück.

„Du wirst schon noch früh genug in den Krieg ziehen können, Mann“, seufzte er des öfteren mit leidender Miene. „Ende des Monats haben wir eine größere Versammlung, dann nehme ich dich mit!“

„Versammlung? Was für eine Versammlung? Zum Schneeschippen?“, spottete Frank übermütig.

„Was soll dieser Quatsch? Ich kann dein Gelaber von der Revolution im Moment nicht mehr hören. Bleib mal auf dem Teppich und finde zurück zur Realität. Wir werden morgen nicht wie ein Haufen angetrunkener Gorillas losrennen und alles wegballern. Mach deine Schießübungen oder übe den Nahkampf, aber verhalte dich nicht wie ein Amokläufer“, ermahnte ihn Bäumer.

Frank hingegen tat seinerseits beleidigt und ging in sein ausgekühltes Zimmer. Am liebsten hätte er Alf ins Gesicht geschlagen und der übrigen Welt gleich mit. In jede Pore seines Körpers war der Hass wie ein neuer Mieter eingezogen. Kohlhaas grübelte weiter, während auch dieser Tag dahinfloss.

Der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 schlug die Zeit bis zum Ende des Monats tot und wartete gespannt auf die Versammlung, von der Alf ihm erzählt hatte. Dieser hielt sich nach wie vor mit genaueren Informationen zurück und ließ Kohlhaas weitgehend in Ruhe.

Es war der vorletzte Tag des Januars 2029 und der unruhige Frank war schon seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen. Die Versammlung der Dorfbewohner war erst für 18.00 Uhr angesetzt, doch Frank schweifte bereits wie ein nervöser Tiger durch das kalte Haus oder schlenderte durch Ivas, um jeden Einwohner, der ihm begegnete, freundlich und erwartungsvoll anzulächeln.

Am späten Nachmittag verließ er mit Bäumer das Haus und fand sich kurz darauf in einer hell erleuchteten Scheune wieder. Wilden wartete dort inmitten einer größeren Gruppe auf sie.

Frank und Alf begrüßten die anderen kurz, dann stellten sie sich in eine Ecke. Beide verschränkten die Arme vor der Brust und schauten zu Wilden herüber, der gerade zu einer Rede ansetzte:

„Liebe Freunde!“, begann er, den Blick seinen Zuhörern zuwendend; neben ihm stand Julia. „Ich freue mich, dass ihr alle hier seid! Vor allem begrüße ich unsere Gäste aus

Frankreich und alle, die zum ersten Mal an einer solchen Besprechung teilnehmen.“

Franks Erwartung stieg ins Unermessliche. Er warf Julia einen flüchtigen Blick zu. Diese zwinkerte ihm zu und lächelte, was ihn sehr freute, denn eine so freundliche Geste hatte er von ihr noch nie gesehen.

Ihr Vater fuhr fort: „Ihr wisst sicherlich alle, worum es heute geht. Ich habe vor einigen Jahren dieses leerstehende Dorf gekauft, um hier ein Refugium für all jene zu schaffen, die reinen Herzens sind und sich dem Kampf gegen das Weltversklavungssystem verschrieben haben. Seit dieser Zeit haben wir viel geschafft und dieses einstige Ruinendorf, diese Geisterstadt, wieder zu einem halbwegs bewohnbaren Ort gemacht.

Allerdings habe ich den Eindruck, dass viele von uns das ruhige Leben in Ivas so sehr genießen, dass sie vergessen haben, was der eigentliche Sinn dieser Basis ist. Der Sinn ist natürlich auch, einen Ort der Freiheit für uns schaffen, doch sollte Ivas vor allem ein Stützpunkt für jene sein, die Widerstand gegen die Henker Europas leisten wollen.

Die letzten Monate waren ruhig, wir verhielten uns ruhig. Wir bauten und arbeiteten und sicherten erst einmal unseren Lebensunterhalt, was unerlässlich ist, wenn man einen Kampf beginnt. Diese Phase scheint mir jedoch abgeschlossen zu sein, weshalb wir uns nun Gedanken machen müssen, wie wir diese Freiheit auch unseren Landsleuten bringen können. Mit anderen Worten: Der Kampf muss jetzt richtig beginnen!“

Es folgte ein kurzer Applaus der etwa 100 Personen in der großen Scheune. Frank öffnete seine verschränkten

Arme nicht. Grimmig starrte er in Richtung des Dorfchefs.

„Die meisten, die heute hier sind, leben in Ivas. Ein paar sind auch von außerhalb. Wir haben hier Andrej von der ‚Russischen Patriotischen Sektion', Robert und William von der Organisation ‚Free Britain' und unsere Freunde aus Belgien, besser gesagt aus Flandern. Weiterhin Baptiste und Hugo aus Frankreich. Auch aus dem benachbarten Skandinavien ist der eine oder andere heute zu uns gekommen. Die Vertreter der spanischen ‚Citadel Gruppe' durften heute Morgen leider nicht aus ihrem Untersektor ausreisen und ich hoffe, es geht ihnen gut. Man möge mir verzeihen, sollte ich einen unserer auswärtigen Gäste vergessen haben", setzte der ältere Herr seine Rede fort.

„Und nun zum eigentlichen Thema. Es geht heute um den 01. März 2029, an dem die Weltregierung auch in „Europa-Mitte" das so genannte „Fest der neuen Welt" durchführen will. Dieser weltweite Feiertag, der im Sektor „Europa-Ost" in diesem Jahr in Kiew stattfindet, wird im westlichen Teil Europas in Paris zelebriert.

Aus diesem Anlass wird der neue Gouverneur von „Europa-Mitte", Leon-Jack Wechsler, nach Paris kommen, um die Feierlichkeiten zu eröffnen.

Die Weltöffentlichkeit, das heißt die Medien, werden ihren Blick auf dieses Ereignis richten, wobei die Feierlichkeiten in New York und Paris die politisch wichtigsten sein dürften."

„Davon ist auszugehen", flüsterte Alf in sich hinein. Kolhaas drehte ihm kurz den Kopf zu. Er zuckte mit den Achseln, um anschließend wieder in Wildens Richtung zu starren.

„Seit der offiziellen Ausrufung der Weltregierung im Jahre 2018 sind die Feierlichkeiten zum „Fest der neuen Welt“ bisher immer gewaltige Medienspektakel gewesen, die selbst die Fußball-Weltmeisterschaften und die Olympiade in den Schatten gestellt haben“, erläuterte der Dorfchef.

„Scheiße! Komm auf den Punkt!“, brummte Frank mit verbissener Miene.

„Auch wenn es die Medien in den letzten Monaten totgeschwiegen haben, so ist die Stimmung vor allem in Frankreich am brodeln. Die Einführung der zusätzlichen Wasserverbrauchssteuer im letzten Jahr hat der Weltregierung keine Sympathien bei der Bevölkerung gebracht. Zudem ist die Armut der breiten Masse, wie überall, noch schneller angewachsen.

Die bürgerkriegsähnlichen Konflikte zwischen den moslemischen Einwanderern, die mittlerweile die Mehrheit in allen französischen Großstädten haben, und der einheimischen Bevölkerung haben ebenfalls ein explosives Ausmaß erreicht. Würden hier die GCF-Besatzungstruppen nicht mit äußerstem Druck den Deckel auf den kochenden Topf pressen, dann würde das ehemalige Staatsgebiet von Frankreich wohl schon morgen in viele kleine Teile zerfallen“, berichtete der Rebellenführer.

Die beiden Franzosen nickten zustimmend und blickten ernst in die Runde.

„Bereits im letzten Jahr gab es bei den sozialen und ethnischen Unruhen in Paris und Marseille fast 1000 Tote und schon damals wurden alle Unruhestifter von der Polizei und den GCF-Trupps brutal niedergeknüppelt“, schob er nach.

„Gut, das sind altbekannte Fakten, die wir alle kennen dürften. Es ist in diesem Jahr jedenfalls erwartungsgemäß schlimmer geworden: Mehr Überwachung, mehr Arbeitslose, mehr Obdachlose, mehr Kriminalität und mehr Straßenkrieg. Wie in ganz „Europa-Mitte“, wo uns die Menschheitsbeglücker mit ihren Segnungen beschenken!“

„Er hält wieder einen Vortrag über Politik“, stöhnte Frank, wobei er die Augen verdrehte.

„Was werden wir jetzt tun? Was werden wir am 01. März 2029, wenn vermutlich zwischen ein und zwei Millionen Zuschauer nach Paris kommen, unternehmen?“, rief Wilden in die Runde.

„Wenn die Medien und so viele Menschen da sind, warum machen wir nicht irgendeine spektakuläre Aktion – mit Transparenten oder so?“, schlug ein Zuhörer vor.

„Das ist alles in Planung, dafür brauchen wir keine auswärtige Hilfe. Wir haben für so etwas wirklich genug Leute vor Ort“, erklärte einer der Franzosen und winkte ab.

„Vielleicht sollten wir uns in die Menge stellen und …“, gab ein junger Bursche zum Besten.

„Moment!“, schrie Frank plötzlich dazwischen. „Wir legen diesen Leon-Jack Wechsler um! Das wäre ein echtes Zeichen!“

Wilden und die anderen drehten ihre Köpfe in Richtung der dunklen Ecke, aus der der verwegene Vorschlag gekommen war. Frank starrte zurück und verzog dabei keine Miene.

„Das kannst du vergessen, Kohlhaas! Um den Kerl ist eine Sperrzone von zwei Kilometern, vollgestopft mit

GCF-Soldaten, Agenten und Bullen“, hielt einer der Besucher Frank mit verächtlichem Blick entgegen.

„Halte dich jetzt bitte mit so einem Unsinn zurück“, kam von Alf.

„Gut, aber Flugblätter auf die Straße werfen oder dem Gouverneur die Zunge herausstrecken, wird nicht viel bringen“, konterte Frank selbstbewusst.

„Ich lege den Typ um! Wer kommt mit mir?“, provozierte er weiter, bevor jemand antworten konnte.

Jetzt schaltete sich Wilden ein, denn viele der Anwesenden wurden langsam unruhig: „Wir sollten realistisch bleiben. Für Machogehabe ist hier kein Platz, Junge!“

„Ich meine es ernst! Absolut ernst!“, knurrte Frank. „Ich weiß, dass man dabei draufgehen kann, aber das interessiert mich nicht mehr. Also, wer mitmachen will, der kann sich bei mir melden. Wer sich die Hose vollscheißt, der lässt es halt …“

„Es reicht, Kohlhaas!“, fuhr Wilden dazwischen.

„Wer bist du überhaupt, dass du hier so eine große Schnauze hast? Du bist kaum ein paar Tage hier und schon markierst du hier den Macker“, warf Frank eine ältere Frau aus der anderen Ecke des Raumes vor.

„Genau! Du bist der Typ aus der Holozelle. Und da hast du dir einen Knacks geholt“, fügte ihr Mann hinzu.

„Zieh deine Show woanders ab!“, tönte es von der Seite.

„Jetzt halte endlich die Klappe!“, zischte Alf und knuffte seinen peinlichen Mitbewohner in die Seite.

„Ich bin Frank Kohlhaas! Ich sage hiermit, obwohl ich mindestens die Hälfte von euch überhaupt nicht richtig kenne, dass ich, wenn ihr mir die Waffen und die Ausrüs-

tung gebt, notfalls ganz allein versuchen werde, irgendwie an diesen Politikerbastard ran zu kommen.

Entweder ich gehe drauf oder er geht drauf! Ich schwöre es bei meiner Ehre und meinem Namen, dem guten Namen meines Vaters und meiner Schwester, die von Leuten wie diesem Hurensohn Wechsler ermordet wurden. Wenn ich morgen meine Meinung ändere, dann bitte ich euch, mich zu erschießen, denn dann bin ich es nicht mehr wert zu atmen!", predigte Kohlhaas mit zusammengekniffenen Augen.

Bäumer seufzte und hielt sich den Kopf. Andere blickten Frank ungläubig an, einige schienen von dem jungen Fanatiker beinahe fasziniert zu sein. Julia Wilden schien zu der zweiten Gruppe zu gehören.

„Der Kerl ist nicht ganz dicht!", hörte Frank jemandem rufen. Wilden versuchte indes, Franks Vortrag zu unterbrechen: „Ich wollte die politische Situation noch ein wenig erläutern! Ruhe jetzt!"

Doch Kohlhaas war noch nicht fertig: „Ich habe noch etwas zu sagen, zu euch glorreichen Rebellen! Um es noch einmal für alle klarzustellen: ICH TÖTE LEON-JACK WECHSLER!

Oder die Bullen oder sonstwer töten mich. Scheiß was drauf! Ich meine es ernst, ich gehe notfalls ganz allein. Wäre nur nett, wenn mir vorher einer von euch großen Kriegern zumindest einen Stadtplan von Paris besorgen könnte. Wenn ich morgen meine Meinung geändert haben sollte, dann dürft ihr mich gerne umbringen! Also, wer kommt mit mir?"

Ein Raunen ging durch die Teilnehmer der Versammlung. Alf schaute peinlich berührt zu Boden und bemühte

sich anschließend, den anderen zu erklären, dass Frank sonst eigentlich ganz normal war.

Es dauerte ein paar Minuten, bis Wilden wieder halbwegs für Ruhe gesorgt hatte. Er befahl Frank, augenblicklich zu schweigen. Der junge Hitzkopf war mittlerweile wieder einen Schritt zurückgegangen, er schien sich beruhigt zu haben.

„Mannomann!“, brummte Alfred Bäumer. „Jetzt hält dich jeder hier für einen totalen Spinner. Wechsler umlegen? So ein Schwachsinn!“

Sein Freund antwortete nicht und schaute ihn nur mit eiskalten Augen an, dann schob er ein angedeutetes Grinsen nach.

Für den Rest der Versammlung, die sich nicht mehr allzu lange hinzog, verhielt sich Frank ruhig und richtete seinen finsteren Blick auf jeden, von dem er glaubte, dass er seine fanatische Entschlossenheit noch anzweifelte.

Die beiden Franzosen, Baptiste und Hugo, die offenbar einer patriotischen Gruppe aus Nordfrankreich angehörten, erläuterten derweil, was sie alles an Demonstrationen und werbewirksamen Aktionen für den 01.03.2029 geplant hatten. Sie waren sich sicher, dass die Bevölkerung in der französischen Hauptstadt unzufrieden und rebellisch genug sein würde, um am Tag der Feierlichkeiten auf die Barrikaden zu gehen.

Einige islamische Gruppen aus französischen Großstädten hatten sich für den 01.02.2029 sogar mit der Organisation der beiden Franzosen zusammengeschlossen, obwohl beide Seiten eigentlich absolut verfeindet waren. Da es aber gegen einen gemeinsamen Gegner ging, hatten sie ihre Differenzen kurzzeitig beiseite gelegt. Ihre Konflikte

im Kampf um die Vorherrschaft im ehemaligen Frankreich vertagten sie damit allerdings nur.

Es war nicht unwahrscheinlich, dass den Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte“ der Unmut vieler Pariser erwartete, doch ob sie es wagen würden, ihre Wut auch auf die Straße zu tragen, sollte sich erst noch zeigen. Leon-Jack Wechsler und die Weltregierung waren vielen Menschen innerlich verhasst, doch die Mächtigen verfügten über gewaltige Druckmittel, die das einfache Volk mit Recht fürchtete.

Der Polizeiapparat und die Überwachung funktionierten. Die GCF-Truppen, die sich meist aus Soldaten aus Übersee zusammensetzten, welche mit Frankreich oder Europa nichts anfangen konnten und deshalb auch leichter auf die einheimische Bevölkerung schossen, waren zahlreich. Außerdem verfügten sie über tödliche Waffen und wirksame Methoden zur Niederschlagung großer Menschenmassen.

Soldaten französischer Herkunft dienten in den Reihen der Global Control Force wiederum weit von ihrer Heimat entfernt, da sie ihrerseits auch keine Bindung an das Volk haben sollten, das sie gerade beherrschen.

GCF-Soldaten deutscher Herkunft befanden sich in dieser Zeit bevorzugt als Besatzer im nahen Osten oder in Afrika. Das alte Deutschland wurde hingegen von GCF-Soldaten, die aus Asien, Afrika oder Amerika stammten, bewacht. Und so war es überall.

Als sich die Versammlung schließlich auflöste und alle Besucher die große Scheune verließen, warf der eine oder andere Teilnehmer Frank einen abschätzigen oder auch bewundernden Blick zu. Alfred Bäumer war noch immer

verwirrt. Sein Mitbewohner schien allmählich den Verstand zu verlieren.

Julia bahnte sich ihren Weg durch die Menge und tippte Kohlhaas auf die Schulter.

„He!“, sagte sie leise. Frank drehte sich um und sah sie an.

„Was sollte das denn eben? Du weißt doch genau, dass das eine Schnapsidee ist! Hast du sie nicht mehr alle?“, fragte sie verstört.

„Doch, ich habe sie noch alle! Aber danke der Nachfrage, Fräulein“, erwiderte Frank barsch.

„Aber du willst das doch nicht wirklich versuchen, oder?, legte sie nach.

„Doch! Oder hältst du mich für einen Dummschwätzer?“, schnaubte Frank.

„Keiner von uns würde auch nur hundert Meter an Wechsler herankommen“, versuchte die Frau zu erläutern.

„Lass das mal meine Sorge sein. Du kannst mir ja schon einmal einen Stadtplan von Paris besorgen, damit würdest du mir bereits helfen“, antwortete Kohlhaas und sah Julia mit ausdruckloser Miene an.

„Ich weiß, du denkst, dass dich viele hier nicht ganz für voll nehmen – und teilweise stimmt es ja auch – aber solche Selbstmordaktionen bringen uns nicht weiter.“

„Ja, wenn du meinst. Es ist mein Leben und meine Sorge. Ich zwinge doch niemanden, mit mir zu kommen. Verteile du deine Flugblätter oder sprühe die Wände mit philosophischen Sprüchen voll. Ich mache, was ich für richtig halte“, kam von Frank zurück. „Und ob mich hier einer für voll nimmt oder nicht, interessiert mich einen Dreck. Ich nehme ja auch nicht jeden für voll. Rebellen

wollt ihr sein? Gut, die Befreiungsaktion für Alf war nicht schlecht, aber das reicht noch lange nicht aus. Ich gehe morgen zu deinem Vater und werde ihn bitten, mir die nötige Ausrüstung für meine Aktion zu besorgen."

„Aber …", brachte Julia nur heraus.

„Ich verschwinde jetzt!", sagte Frank und ließ die junge Frau stehen.

Die folgenden Tage waren von Streitgesprächen mit Alf und Wilden geprägt, die meinten, dass sich der Frank auf der Versammlung zum Affen gemacht hätte.

Kohlhaas jedoch ließ nicht locker und verbohrte sich in den Gedanken, den Gouverneur von „Europa-Mitte" zu töten, um ein Zeichen zu setzen. Pausenlos grübelte Frank nun über Möglichkeiten nach, um an Wechsler heran zu kommen. Seine Ideen bewegten sich dabei zwischen genial und irrsinnig. Doch ließ er sich nicht mehr von seinem Vorhaben abbringen. Einer müsse mit dem Gegenschlag beginnen, ereiferte sich Frank. Einer musste zuerst vor aller Augen Blut vergießen und damit den Krieg gegen das System beginnen. Daran glaubte Frank inzwischen felsenfest, so dass alle Appelle der Vernunft wirkungslos an ihm abprallten.

„Du willst also als Besucher mit einem gefälschten Scanchip nach Paris einreisen. Gut, das wird wohl funktionieren", meinte Wilden. „Grenzkontrollen sind schon seit den Zeiten der Europäischen Union abgeschafft worden. Und heute, in einer Zeit des freien Warenverkehrs, wären sie aus ökonomischer Sicht sogar undenkbar. Die allge-

meine dichte Überwachung der Massen ist da viel effektiver.“

Ja, ich weiß!“, antwortete Frank schon wieder ungeduldig. „Wie komme ich durch die Bannmeile? Oder soll ich mich irgendwo mit einem Scharfschützengewehr postieren und Wechsler aus der Ferne wegpusten?“, dachte der junge Mann laut nach.

„Das wird schwierig, denn im Umkreis von mindestens einem Kilometer sind überall Sicherheitskräfte, auch auf den ganz hohen Gebäuden und natürlich im Inneren“, gab der Dorfchef zurück.

„Ab wann wird die Sperrzone denn errichtet?“, fragte Frank.

„Vermutlich zwei oder drei Tage vor der Veranstaltung. Aber glaube nicht, dass du dich dort irgendwo verstecken kannst, Junge“, wehrte Wilden ab.

„Verstehe mich nicht falsch. Ob sie mich abknallen oder nicht, spielt keine Rolle. Ich will nur rein kommen, raus muss ich nicht mehr“, murmelte Kohlhaas.

„Vielleicht wärst du uns mit anderen Aktionen viel dienlicher. Schon einmal daran gedacht? Aktionen, die nicht komplett verrückt sind und dich noch eine Weile leben lassen“, versuchte Wilden einzulenken.

„Ja, kann schon sein. Aber ich habe es vor allen in der Versammlung gesagt und jetzt mache ich es auch. Bloß wie?“, entgegnete der ungestüme Gesprächspartner des Dorfchefs.

„Wie du meinst …“, stöhnte der Alte.

„Wenn man an der Oberfläche nicht an den Bastard ran kommen kann, dann vielleicht anders“, rätselte Kohlhaas. „Ich habe nur keine Ahnung von dieser Scheißstadt.“

„Wie meinst du das jetzt?“, fragte Wilden mit gerunzelter Stirn.

„Nun, wenn ich in meiner Heimatstadt Berlin so etwas machen wollte, dann käme ich vielleicht durch irgendwelche Tunnel, alte U-Bahn-Schächte oder Abwasserkanäle“, kam von Frank zurück.

„Da wirst du in Paris genügend finden. Diese Stadt ist unterhöhlter als jeder Ameisenhaufen, es gibt dort unzählige unterirdische Zugänge, vor allem im Innenstadtbereich“, gab Wilden zu.

„Wer kann mir darüber Informationen verschaffen? Diese zwei Franzosen sind doch noch ein paar Tage hier, oder?“

„Nun, ich glaube kaum, dass sie jeden Tunnel unter Paris kennen. Außerdem sind sie aus dem Norden des Landes. Aber es gibt sicherlich Bauverzeichnisse und Lagepläne für die Kanalisation und andere Unterhöhlungen der Stadt in den Datenbanken des Verwaltungszentrums. Da solltest du dich an HOK halten.

Jedes amtliche Dokument muss auch immer auf Englisch vorhanden sein. Das ist seit Jahren Vorschrift. Also brauchst du noch nicht einmal französisch zu können. Frag HOK! Trotzdem gehst du in den sicheren Tod. Entweder du verirrst dich in diesen Löchern oder sie knallen dich ab. An Wechsler wirst du niemals herankommen!“, prophezeite Wilden.

Doch der Dorfchef unterschätzte Franks Einfallsreichtum, genau wie seine Hartnäckigkeit. Nur wenige Stunden später, nachdem er notiert hatte, welche Waffen und Ausrüstungsgegenstände für das Attentat mitgenommen

werden mussten, rannte Kohlhaas zu HOK und nötigte ihn, nach Plänen über den Unterbau von Paris zu suchen.

Der Informatiker stutzte zwar, als ihm Frank voller Leidenschaft seine Pläne offenbarte, doch dann tat er ihm den Gefallen und drang in die Welt der Datenbanken und elektronischen Baupläne vor.

Glücklicherweise war HOK eine Forschernatur; es dauerte keine halbe Stunde, da hatte ihn die neue Recherche schon fasziniert.

Doch es dauerte, bis Holger tiefergehende Informationen gefunden hatte. Paris war mehr untertunnelt als die meisten anderen Städte in Europa. Mittlerweile lebten 16 Millionen Menschen in der Metropole und die Stadt erstickte in ihrem eigenen Dreck.

Seit die Pariser Kanalisation 1850 in großem Stil ausgebaut und später das umfassende Metro-System gegraben worden war, stand Frankreichs alte Hauptstadt auf einem Labyrinth kilometerlanger Gänge.

Schon seit 2010 konnte das U-Bahn-Netz nicht mehr erweitert werden, weil man bei den Versuchen immer wieder auf stillgelegte Tunnel, Katakomben oder Kanäle gestoßen war. Nach der Weltwirtschaftskrise im Jahre 2013 waren viele Metro-Linien in Folge massiver Einsparmaßnahmen stillgelegt worden. Nach 2018 war es, sehr zum Ärger der Einwohner der Stadt, noch schlimmer geworden. Heute waren viele alte U-Bahn-Schächte ungenutzt und führten ins dunkle Nirgendwo. Das Tunnelnetz war derart riesig, dass selbst offizielle Bau- und Lagepläne die zahlreichen Wurmlöcher unter der Stadt kaum noch vollständig wiedergeben konnten.

HOK kramte ein paar interessante Datenbänke hervor und wühlte sich in gewohnter Emsigkeit durch Berge neuer Informationen. Die Stunden vergingen und bald war Holger wieder komplett in seine Arbeit vertieft.

„Bis morgen suche ich dir ein paar nette Tunnel und Kanäle raus, die so nahe an Wechslers Redepult ranführen, dass du ihn an den Füßen kitzeln kannst. Ob die Pläne allerdings noch alle aktuell sind, kann ich nicht sagen. Eine Garantie wird es also nicht geben. Es ist in den letzten Jahren viel verändert worden."

Kohlhaas wartete gespannt auf Ergebnisse und malte sich vor seinem geistigen Auge schon Einzelheiten des Attentates aus.

„Ja, ist schon klar. Ich gehe jetzt. Vielen Dank, Mann!", antwortete Frank und verließ HOKs Haus mit einem zufriedenen Lächeln.

Eine Woche später hatten HOK und Frank bereits einen detaillierten Plan ausgearbeitet, der den angehenden Rebellen durch ein Tunnelsystem von fast drei Kilometer Länge führen sollte.

Die weltberühmte Prachtstraße von Paris, die früher „Avenue des Champs-Elysées" geheißen hatte, war 2018 in „Straße der Humanität" umgetauft worden. Den Triumphbogen, eines der alten Wahrzeichen der Stadt, hatte man 2019 abgerissen, ebenso wie man den Eifelturm demontiert hatte. An Stelle des „Arc de Triomphe" hatten die Mächtigen ein modernes „Kunstwerk" aus Stahlbeton mit dem Namen „Tempel der Toleranz" errichten lassen.

Die „Straße der Humanität" war ebenfalls stark umgebaut worden, wobei man viel Wert darauf gelegt hatte,

möglichst viele historische Häuser abzureißen und durch Betongebäude im Einheitslook zu ersetzen.

Nach anfänglichen Protesten hatten sich die Bürger der Stadt Paris daran gewöhnt. Immerhin hatten sie in der Regel andere Sorgen, als sich um den Erhalt alter Wahrzeichen zu kümmern.

Für die Zukunft gab es weitere Pläne, die Stadt noch gründlicher von ihrem alten Gesicht zu trennen, denn moderne Sklaven benötigten keine eigene Identität oder gar Heimatgefühle.

Die Parade der GCF-Friedenstruppen sollte am 01.03.2029 auf der „Straße der Humanität" stattfinden, ebenso weitere Spektakel zur leichten Unterhaltung. Es war zudem geplant, einen Teil der alten Straße zum Sperrgebiet zu erklären und damit für niemanden zugänglich zu machen. Etwa dreißig Meter vor dem „Tempel der Toleranz" sollte die Rednerbühne aufgebaut werden, auf der Leon-Jack Wechsler die Feierlichkeiten eröffnete.

Die in den Straßen um die Sperrzone herum verteilten Menschenmassen sollten den Politiker nur auf riesigen Videoleinwänden zu sehen bekommen.

Was das Volk aus der Nähe bewundern durfte, im nicht abgesperrten Teil der Allee, waren die Paraden von Militär und Polizei, die Stärke demonstrierten. Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte" würde derweil die „frohe Botschaft der Menschheitsbeglückung durch die Neue Weltordnung" liefern, während die Aufmärsche der Sicherheitskräfte der Bevölkerung zeigten, dass es gesünder war, sie auch zu glauben.

Es war ein ungeheurer Wahnsinnsgedanke, den Frank Kohlhaas in seinem Kopf heranreifen ließ. Sich an einem solchen Tag mit einem derartigen Ziel in das verdreckte und heruntergekommene Ballungsgebiet Paris zu wagen, war mehr als verwegen. Aber was hatte Frank schon noch zu verlieren? Mehr als töten konnten sie ihn nicht.

Was du heute kannst besorgen …

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

Frank ließ seinen Wahn nicht ruhen und hämmerte sich diese Parole gebetsmühlenartig in den Verstand. Er hatte in den folgenden Tagen die meiste Angst davor, dass er doch noch Angst bekam. Rückzug durfte es jetzt nicht mehr geben; er musste hart bleiben und seine Entschlossenheit durfte keine Sprünge oder Risse aufweisen.

„Leon-Jack Wechsler muss sterben! Sterben! Sterben!", rezitierte er sich immer wieder selbst.

Alf ging ihm zurzeit wieder einmal aus dem Weg. Die Idee mit dem Vordringen durch die Kanalisation fand er allerdings auch nicht schlecht und tatsächlich dachte er manchmal darüber nach, seinen durchgedrehten Mitbewohner bei der Operation zu begleiten. Den Gouverneur vor aller Augen zu ermorden und gleichzeitig Unruhen in einer der wichtigsten Metropolen Europas auszulösen, konnte gewaltige Auswirkungen haben.

Auch bot sich Bäumer hier die Möglichkeit, an einer politisch höchst bedeutsamen Aktion teilzuhaben; da musste er Frank zustimmen. Alf hatte doch im Grunde ebenfalls nichts zu mehr verlieren und was wäre er für ein Revoluzzer, wenn er jetzt kniff?

So verstrichen weitere Tage, wobei Alfred kaum noch ruhig schlafen konnte. Sollte er bei der Sache tatsächlich mitmachen? Aber wie? Durch Tunnel kriechen, dann auftauchen und auf Wechsler schießen? Das hätte, selbst wenn es funktionierte, den sicheren Tod zur Folge. Ein Entfliehen aus der Sperrzone wäre unmöglich, da war sich Alf sicher. Er musste mit Frank reden, denn dessen Plan war noch lange nicht perfekt.

Die erste Woche des neuen Monats war fast vorüber und draußen stürmte und hagelte es. Frank und Alfred saßen beim Abendbrot und hatten einen unruhigen Tag hinter sich. Kohlhaas hatte sich tagelang den Kopf zerbrochen und HOK um weitere Kanalisationspläne gebeten, doch war er mit dem Ergebnis seiner Überlegungen nach wie vor nicht zufrieden.

Alfred unterbrach die Stille: „Du hast gesagt, dass man sich bei dir melden soll, wenn man bei der Sache mitmachen will. Nun, ich habe gründlich darüber nachgedacht und bin zu dem Entschluss gekommen, dich das nicht alleine durchziehen zu lassen."

„Aha? Das freut mich zu hören. Du willst mir also helfen?", antwortete Frank.

Alfred warf ihm einen ernsten Blick zu, um dann zu erwidern: „Ja, im Prinzip schon, aber ich möchte von dir noch ein paar genauere Informationen, wie wir das anstellen sollen. Die Idee mit den Stollen und Tunneln finde ich eigentlich ganz sinnvoll und HOK scheint dir ja schon ein paar Lagepläne gegeben zu haben. Hast du sie mittlerweile ausreichend studiert?"

„Davon kannst du ausgehen. Allerdings reicht das noch nicht“, meinte sein Gegenüber.

„Du planst also tatsächlich, irgendwo in der Nähe des Tempels der Toleranz durch unterirdische Zugänge zu kriechen und Wechsler dann bei seiner Rede abzuknallen?“, fragte Bäumer noch immer ungläubig.

„Ja, so in etwa!“, kam zurück.

„Dir ist schon klar, dass die Eingänge zu Abwasserkanälen im Vorfeld solcher Großereignisse immer in unmittelbarer Nähe des Veranstaltungsortes zugeschweißt werden? Meistens zwei oder drei Tage vorher“, erläuterte Alf.

Frank sah ein, dass Bäumer eine Schwachstelle seiner Überlegungen gefunden hatte: „Da hast du wohl recht. Davon habe ich gehört und es auch schon in Fernsehberichten gesehen. Scheiße ist das!“

„Du musst den Plan also modifizieren. Außerdem habe ich keine Lust auf eine hundertprozentige Selbstmordaktion. Nichts anderes ist das, wenn wir plötzlich aus einem Loch kommen und den Gouverneur, der von tausend Bullen umringt ist, umpusten.“

„Ja, ich sehe ein, dass an deiner Kritik etwas dran ist“, erwiderte Frank, wobei er erwartungsvoll zu Alf hinüberlugte. „Hast du denn einen besseren Vorschlag?“

Bäumer kramte einen Zettel hervor, den er mit ein paar Stichpunkten vollgekritzelt hatte: „Hm, unter Umständen ja.“

Er zögerte einige Sekunden, holte Luft und durchforstete das kleine Papierstück nach den wichtigsten Einzelheiten seines Plans. Dann begann er mit seinen Ausführungen: „Also, wir steigen im Abstand von zwei oder auch drei Kilometern Entfernung in einer unbedeutenden

Nebenstraße in einen Kanal oder Tunnel. Lass mich gleich mal HOKs Lagepläne studieren. Wir brauchen jedoch etwas anderes als eine gewöhnliche Handfeuerwaffe, die wir im schlimmsten Fall gar nicht verwenden können, wenn die Sicherheitskräfte zuvor die Kanaldeckel und Zugänge zum Untergrundsystem in der Nähe des Toleranztempels zugeschweißt haben."

„Komm auf den Punkt!", drängte Kohlhaas.

„Ich rede von einem Sprengsatz, den wir unter Wechslers Arsch postieren, um ihn dann vor den Augen der Weltöffentlichkeit hochzujagen. Ich dachte zum Beispiel an NDC-23. Das Zeug ist leicht zu tragen und hochkonzentriert. Zwanzig Kilogramm davon reichen aus, um das halbe Kanalsystem rund um den Platz inklusive diesem Gouverneur-Wichser in die Luft zu sprengen.

Wir könnten es in einfachen Rucksäcken in das Tunnelsystem transportieren, es unter der Rednerbühne im Untergrund befestigen und dann zur Explosion bringen. Natürlich mit Zeitzünder, damit wir rechtzeitig wieder im Tunnelgewirr verschwinden können", erklärte Alfred. Der Hüne wirkte begeistert.

„Klingt gar nicht schlecht, Alter!", stieß Frank aus und schlug auf den Tisch.

„John oder einer der anderen kann uns das Zeug besorgen. Vor allem die Russen verkaufen NDC-23 kiloweise auf dem Schwarzmarkt. Meistens sind es alte Bestände der aufgelösten GUS-Armee", fügte Bäumer hinzu.

„Das hört sich nicht schlecht an", brummte Frank in sich hinein.

„Wir müssen aber auch davon ausgehen, dass uns einige Kanalzugänge versperrt bleiben, entweder weil Mitarbeiter

der Pariser Stadtwerke noch darin arbeiten oder wegen der Sicherheitskräfte, die letzte Kontrollen vor dem großen Ereignis durchführen."

Frank kratzte sich am Kopf und überlegte. Alfreds Plan sprach ihn an.

„Wir benötigen Handschneidbrenner, um notfalls Schlösser oder Absperrgitter zerstören zu können", unterstrich Bäumer. „Davon haben wir ein paar hier im Dorf. Es ist also kein Problem, die Dinger zu organisieren."

„Hört sich verdammt gut an!", ereiferte sich Frank derweil mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

Alf legte nach: „Was mir da gerade noch einfällt: Für den Fall, dass sie am Morgen vor der Veranstaltung das Tunnelsystem mit einem Infrarot-Scan durchleuchten, sollten wir auf jeden Fall Kühldecken mitnehmen, in die wir uns einpacken können. Die kann John auch besorgen. Trotzdem wird die Sache verdammt gefährlich. Wir müssen auf alle Eventualitäten gefasst sein."

„Wir sollten zu Wilden gehen und ihm den Plan vorlegen. Vielleicht fällt ihm auch noch etwas dazu ein. Hört sich insgesamt wirklich gut an", lobte Frank seinen Gefährten.

Der Dorfchef hielt die Idee, die ihm diesmal beide Männer vortrugen, zwar für sehr riskant, aber durchführbar. Julia Wilden, die beim Gespräch zugegen war, schien ebenfalls beeindruckt zu sein. Frank lächelte ihr verstohlen zu und freute sich insgeheim, dass sie ihm endlich Bewunderung zollte.

Es gab allerdings noch viel zu tun. Als nächstes statteten die Männer John dem Iren einen Besuch ab. Dieser fühlte sich zwar genötigt und äußerte offen seinen Unmut, dass man ihn schon wieder für Besorgungen losschickte, willigte aber schließlich auf Drängen Wildens ein. Bereits am nächsten Tag machte sich Thorphy auf den Weg nach Osten.

Wo John den Sprengstoff auftrieb, erzählte er nicht, aber es dauerte lediglich drei Tage bis er mit über zwanzig Kilogramm des hochexplosiven Materials zurückkehrte, um es Frank und Alf stolz lächelnd zu überreichen.

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“, dachte Kohlhaas, als er die in blaue Tüten eingepackte kneteartige Masse betrachtete. Seine Schnapsidee nahm langsam Gestalt an und in seinem Kopf sah er den verhassten Politiker schon in Fetzen gerissen auf dem Asphalt vor dem Tempel der Toleranz liegen.

An seiner finsteren, wahnhaften Entschlossenheit, diesem Mann und auch jedem anderen, der sich ihm in den Weg stellte, den Tod zu bringen, änderten auch die Schlafstörungen und wiederkehrenden Alpträume nichts, die Frank in den folgenden Nächten erneut zu quälen begannen.

Durch nichts wollte er sich davon abhalten lassen, seine Rache auszuüben. Manchmal ging Frank in den dunklen, mit verfaulten Brettern und alten Kisten vollgestellten Kellerraum, in dem Alf den Sprengstoff gelagert hatte. Hier gab es nicht einmal einen Lichtschalter, so dass er einsam in der Finsternis stand und grübelte. Während sein Mitstreiter schlief, schlich sich Kohlhaas immer wieder die steinerne Treppe hinunter und beugte sich über die blauen

Tüten, die mit Klebebandstreifen bedeckt waren, um sie mit einem liebevollen Lächeln zu streicheln wie eine Mutter ihr neugeborenes Kind.

Bis Mitte Februar gab es für Frank und Alf nicht anderes mehr als das intensive Studium der Tunnelnetzwerke von Paris. HOK besuchte die beiden manchmal mehrmals am Tag, um ihnen noch aktuellere und detailreichere Aufzeichnungen zu geben.

Auf Anraten des Informatikers, planten sie, das unterirdische Labyrinth nahe der „Avenue des Saint-Ouen" zu betreten; in etwa zwei Kilometer Entfernung des Sperrgürtels. Hier wanden sich endlose Gänge durch die Eingeweide der Metropole, von denen ein paar fast genau unter dem „Tempel der Toleranz" her verliefen.

Nichtsdestotrotz war das Hinabsteigen in die Unterwelt von Paris der pure Wahnsinn. Nicht nur, dass man sich auf die Aufzeichnungen der Stadtwerke und Behörden keineswegs blindlings verlassen konnte; es bestand auch jederzeit die Gefahr, niemals mehr aus dem Gewirr aus Stollen heraus zu finden.

Manche Tunnel waren schon vor vielen Jahren gesperrt worden oder sogar halb eingestürzt, so dass selbst die langjährigen Mitarbeiter der Stadtverwaltung und der Abwasserbehörden nicht mehr jeden Pfad durch die Erde kannten. Auch wollten Frank und Alf nicht unbedingt nähere Bekanntschaft mit den berüchtigten Katakomben von Paris machen. Diese dunklen Orte waren eine Nekropole, wie es sie weltweit kaum ein zweites Mal gab. Hier ruhten die Gebeine von über fünf Millionen Menschen, die zu Beginn der frühen Neuzeit aus Platzmangel

auf den Friedhöfen hinab in die Finsternis geschafft worden waren. Im Grunde stand die ehemalige französische Hauptstadt auf einem gigantischen Gräberfeld. Fasziniert erzählte Alf von den Kammern der Toten unter der Stadt, die teilweise bis an die Decken voller Gebeine waren. Frank, der vorgab, den Tod nicht mehr zu fürchten, wurde es dabei immer etwas mulmig, obwohl er sich sagte, dass die Lebenden viel gefährlicher waren als die Verstorbenen, deren Ruhe man zu stören gedachte.

„Mögen es uns die Toten von Paris verzeihen, dass wir ihr Reich betreten wollen. Wenn sie erkennen, was die Mächtigen aus ihrem Land gemacht haben und dabei klagend auf die Welt herabblicken, werden sie dankbar sein, wenn wir im Namen ihrer Nachfahren Rache nehmen“, dachte sich Kohlhaas.

Fernab aller Gruselgeschichten über Katakomben und Untergrundstollen gab es jedoch weiterhin eine Menge zu organisieren, ehe die Zeit so weit fortgeschritten war, dass es kein Zurück mehr gab. Frank und Alfred sollten mit dem Flugzeug nach Compiegne im Nordosten von Paris gebracht werden, um von dort aus unauffällig in die riesige Metropole einzudringen.

Da es sich bei allen Flugzeugen in Ivas um für die Luftüberwachung unauffällige Privatmaschinen handelte, war diese Vorgehensweise durchaus sinnvoll. Von Compiegne aus gedachten die beiden Attentäter mit einem Leihwagen nach Paris zu fahren. Ihre Scanchips waren gefälscht und es blieb zu hoffen, dass Holger seine Arbeit gewissenhaft erledigt hatte.

Die Anreise nach Paris sollte mindestens eine Woche vor dem 01.03.2029 erfolgen, damit genug Zeit blieb, wenigstens einmal den Weg durch die Stollen und Tunnel hin zum „Tempel der Toleranz“ und zurück zu erkunden. Das schäbige Hotel, in dem Frank und Alfred auf den großen Tag warten sollten, hatte HOK bereits im Internet ausgemacht, ebenso die Leihwagenfirma in Compiegne. Es musste alles bis ins kleinste Detail geplant werden, denn Zeitverzögerungen und Unsicherheiten konnten sich bei dieser Operation schnell zu einer tödlichen Katastrophe ausweiten.

Der Abflug des kleinen Transportflugzeugs, welches offiziell Herrn Artur Burzius, einem estischen Versicherungskaufmann, gehörte, sollte am 19.02.2029 um 9.00 Uhr morgens von Ivas aus erfolgen.

Schließlich waren nur noch zwei Tage übrig. Die Uhr tickte und Frank musste sich trotz aller Schrecken und Schicksalschläge, die er bereits überstanden hatte, eingestehen, dass er Angst hatte. Angst zu sterben. Angst vor dem Tod. Er versuchte, seine Nervosität zu verbergen, doch sein Wippen mit dem Fuß, wenn er am Küchentisch saß, oder sein Aufschrecken im Schlaf verrieten es.

Auch seinem Freund erging es nicht besser. Alfred lief in diesen Tagen meistens grübelnd durch Ivas, sprach bei jeder Gelegenheit mit Wilden, der bemüht war, ihm Mut zu machen, und saß in der Nacht stundenlang mit einem Tee und einer Zigarette in der hell erleuchteten Küche. Er schlief kaum und wälzte sich stets bis zum Morgengrauen durch die unangenehmen Nächte, die dem 19.02.2029 vorausgingen.

„Julia ist an der Tür, Frank!“, rief Alf aus dem Nebenraum, während sein Mitbewohner versuchte, sich auf das Lesen einer politischen Broschüre zu konzentrieren. Es war bereits Abend geworden. Für morgen um 9.00 Uhr war die Reise nach Westen angesetzt.

Im Laufe des Tages war schon das halbe Dorf zu den beiden Männern gekommen, um ihnen alles Gute für die Operation zu wünschen. Mehrere Frauen hatten Kuchen und andere Lebensmittel vorbeigebracht; HOK indes noch einmal selbst einen Blick auf die Lagepläne geworfen. Die anderen Leute aus Ivas hatten meist nur kurz vorbeigeschaut, um Frank und Alf die Daumen zu drücken.

Steffen de Vries, der Belgier, der seit vier Jahren mit seiner Familie in Ivas lebte und die beiden am morgigen Tage nach Compiegne fliegen sollte, war allerdings den gesamten Nachmittag zu Besuch gewesen. Auch er war unglaublich angespannt und gestand, dass er froh war, nicht mit nach Paris kommen zu müssen.

„Ja, bin gleich da!“, antwortete Frank und stand auf.

Bäumer hatte Julia bereits ins Haus gelassen und sie in die Küche geführt. Sie freute sich, Frank zu sehen. Verhalten lächelnd gab sie ihm die Hand.

„Ich wollte euch nur viel Glück wünschen!“, sagte sie mit sorgenvollem Unterton.

„Danke! Wir werden es brauchen!“, erwiderte Alfred und atmete tief durch.

„Ja, ich freue mich auch, dass du gekommen bist, Julia!“, gab Frank zurück. „Wenigstens noch ein schöner Anblick, bevor wir den Pariser Untergrund besichtigen müssen.“

Die junge Frau wurde ein wenig rot, sie schmunzelte. „Wenn das aber zu gefährlich wird … wenn ihr nicht an diesen Mann herankommt, dann könnt ihr ja immer noch die Sache abbrechen.“

Frank drehte sich zum Fenster und schaute hinaus: „Wir werden sehen. Wenn wir erst einmal da sind, dann ziehen wir es auch durch!“

„Ich meinte ja nur …“, fügte Julia hinzu.

„Wir werden das schon packen. Und wenn nicht, sind die Pariser Katakomben ja nicht weit, da haben wir dann genügend tote Kumpels“, scherzte Alf mit bitterem Zynismus.

Julia fand das nicht sehr witzig; betreten schaute sie Bäumer an.

„Sag doch so etwas nicht!“, sagte sie leise und schien den Tränen nahe.

Kohlhaas genoss es ein wenig, sie so zu sehen. Das ansonsten immer etwas besserwisserische und leicht zickige Fräulein erschien jetzt geknickt und zeigte Gefühle. Frank versuchte trotzdem, sich keine Blöße zu geben. „Wir kommen schon zurück, Julia! Mach dir keine Sorgen!“

Sie verabschiedete sich mit Tränen in den Augen und schüttelte Bäumer die Hand. Frank umarmte sie sogar. Er freute sich, dass sie ihn so verabschiedete; für die Zeit eines Wimpernschlages beflügelte ihn Julias Berührung regelrecht. Dann jedoch riss sich Kohlhaas zusammen und bemühte sich, an etwas anderes als an Wildens hübsche Tochter zu denken.

„Die mag dich scheinbar!“, hänselte ihn Alf, als Julia das Haus verlassen hatte.

„Keine Ahnung!“, antwortete Frank mit einem demonstrativen Kopfschütteln.

„Sie ist ja auch ’ne Süße!“, legte Bäumer nach.

Frank drehte sich von ihm weg, ging wieder zum Fenster und starrte hinaus. Es war dunkel geworden und regnete mittlerweile in Strömen.

Die beiden Rebellen, die sich Großes vorgenommen hatten, waren in dieser Nacht noch lange wach. Längst waren sie zu aufgedreht und nervös, um noch erholsamen Schlaf zu finden. Irgendwann jedoch war die Erschöpfung so groß, dass sie zumindest etwas dösen konnten.

Diese letzte Nacht in Ivas war schrecklich für Frank. Wieder waren es die seltsamen Träume, die ihn in der kurzen Phase seines Dämmerschlafes heimsuchten. An einen Erinnerungsfetzen konnte er sich am nächsten Morgen, als sie Steffen de Vries durch lautes Bollern an der Haustür aus dem Schlummer riss, noch erinnern:

Frank irrte einmal mehr durch eine fremdartige Traumwelt. Sie glich ganz der Holozelle, in welcher er acht lange Monate gelitten hatte. Weißes, grelles Neonlicht schnitt ihm in die Augen, während er ohne ein festes Ziel durch den Lichtnebel wanderte.

Es dauerte eine Weile, bis Kohlhaas erkannte, dass es seine eigene Holozelle war; wirkte sie doch weitaus größer, als er sie in Erinnerung hatte. Die Wände waren gar nicht mehr zu sehen und nur die Toilette und die verhasste Pritsche mit dem hellgrauen Kunstlederüberzug waren inmitten des weißen Lichtes zu erkennen.

„Frank!“, hörte er die tiefe Stimme eines Mannes aus der Ferne schallen.

Er folgte ihr und sah sich bald einem schrecklichen Anblick gegenüber. Vor ihm erstreckte sich ein riesenhaftes Netz voller dicker, schwarzer Spinnen. Einige starrten ihn hasserfüllt aus ihren vierpaarigen Augenreihen an, wobei ihre triefenden Mundwerkzeuge zuckten. Manche der Kreaturen zischten und fauchten, als sich Frank ihrem Netz näherte, andere waren eifrig damit beschäftigt, ihre Beute einzuspinnen und beachteten ihn nicht.

Das gewaltige Spinnennetz, das bis in den weiß erleuchteten Himmel aufzuragte, war voller unglücklicher Wesen, die in schleimige Fäden eingewickelt waren. Die hilflosen Opfer wimmerten und kreischten in verzweifelter Agonie.

Langsam ging Frank weiter und konnte schließlich erkennen, wen die hässlichen Spinnenmonster gefangen hielten und aussaugten. Es waren Säuglinge. Es war Nico. Es waren alles kleine Nicos.

„Frank! So sieh doch hin!“, flehte einer der Säuglinge, in dessen Fleisch eine Spinne gerade ihre Mundwerkzeuge bohrte. „Sieh doch hin! Sieh doch hin!“

Die Bestie schmatzte, sich am Blut des kleinen Menschen labend, und dieser rief: „Frank, siehst du, wie groß die Holozelle inzwischen geworden ist? Siehst du, wie sie sie perfektioniert haben? Diese Zelle kennt keine Wände und keine Decken mehr, denn sie umspannt die ganze Welt! So sehr konnte sie verbessert werden!“

Die Spinnen labten sich weiter an ihren Opfern. Bald hatten sie sich wieder von ihrem Betrachter abgewandt, krochen über das gigantische Netz und saugten und fraßen und schlangen.

„Sieh hin, Frank!“, heulten die Säuglinge im Chor.

Kohlhaas rieb sich sein müdes Gesicht und gähnte. Die letzten Fragmente des Traums verschwanden aus seinem Geist.

Frank und Alf packten alles zusammen und Steffen de Vries leihte ihnen dabei seine helfenden Hände. Bereits in dieser Phase der Operation durften keine Fehler gemacht werden und so wurde zuerst einmal die Liste mit den Ausrüstungsgegenständen abgehakt.

Taschenlampen, Sprengstoff, Pistolen, Nahkampfwaffen, Essensrationen, Gummistiefel, Armeestiefel, Baupläne von Abwasserkanälen und so weiter. Die Liste war lang und es dauerte über eine Stunde, bis die drei Rebellen sie ordnungsgemäß durchgearbeitet hatten.

Kurz bevor sie in das Transportflugzeug stiegen, kam plötzlich Wilden angerannt.

„Ich wünsche euch Hals- und Beinbruch, Jungs!“, rief er.

„Habt ihr heute morgen schon die neuesten Nachrichten gelesen?“, fuhr er schnaufend fort.

Frank, Alf und der Belgier drehten sich um: „Nein, wir hatten andere Dinge im Kopf.“

„Japan!“, sagte der nach Luft ringende ältere Herr. „Japan hat sich aus dem Weltverbund herausgelöst. Sie wollen ihren alten Staat zurück!“

„Aha!“, kam es von Frank leicht uninteressiert zurück.

„Das wollte ich euch noch mit auf den Weg geben. Vor einer Woche hat es Großdemonstrationen in Tokio und vielen anderen Städten des Landes gegeben. Der von der Weltregierung eingesetzte Unterdistrikts-Gouverneur Kaito Ikeda und sein Berater Ron Baldwin haben fluchtar-

tig die Insel verlassen. Der neue Präsident des Staates ist Haruto Matsumoto, der Anführer der Volksbewegung. Japan hat alle Zahlungen und Tribute an die Weltregierung eingestellt und die ausländischen Diplomaten und Überwacher verjagt. Das hat sich noch kein Staat seit 2018 getraut!“, erklärte Wilden mit unverhohlener Begeisterung.

„Japan ist am Ende der Welt und wir sind hier“, bemerkte Steffen de Vries weitaus weniger enthusiastisch.

„Aber das ist doch ein Zeichen! Das System bröckelt. Vielleicht folgen Japan ja irgendwann auch andere Staaten nach“, warf der Dorfchef, etwas enttäuscht darüber, dass die drei Männer die Bedeutung des Ereignisses nicht ganz verstanden hatten, in die Runde.

Dann fügte er hinzu: „Wenn man die öffentlichen Medien verfolgt und neben den Lügen und der Hetze die Informationen zwischen den Zeilen liest, kann man auch annehmen, dass es sogar in China und Korea brodelt.“

Die drei Widerstandskämpfer, die kurz vor dem Abflug zu einer tödlichen Mission standen, nickten bloß und verabschiedeten sich dann von Wilden.

Dieser rief ihnen nach: „Seht ihr, es gibt doch noch Hoffnung! Unser Kampf ist nicht umsonst!“

Um halb zehn Uhr morgens erhob sich das kleine Flugzeug in die Lüfte. Kohlhaas und Bäumer blickten wehmütig auf den Ort ihres vorläufigen Friedens, das Dorf Ivas, hinab. Dann verschwand es am Horizont.

Unter sich sahen sie die Landschaft immer kleiner werden und bald war der Flieger so hoch gestiegen, dass er die Wolken streifte. Der versteckte und offene Krieg, der unter ihnen auf Erden tobte, schien für einen Moment

vergessen, doch er würde keineswegs fort sein, wenn sie den Boden wieder berührten. Frank und Alf schwiegen eine Weile, genau wie der flämische Rebell Steffen de Vries, den sie zuvor nur flüchtig kennen gelernt hatten und der mit seinen zwei Töchtern, seinem Sohn, seiner Frau und seinem Hund Duna in der Nähe des Dorfzentrums lebte.

Es war schön hier oben am Himmel, wesentlich angenehmer als auf der verfaulten Erde. Die Nervosität ging kurzzeitig zurück, Frank erinnerte sich an Wildens Worte.

„Japan!“, überlegte er. „Das ist so weit weg und betrifft uns nicht. Oder doch?“

Vielleicht war es wirklich ein Zeichen der Hoffnung, auch für die restliche Menschheit, dass eines Tages die starren Sklavenketten wieder zerbrochen werden konnten. Aber es war bedrückend. Der Weltfeind war in diesem Zeitalter so übermächtig geworden.

Die Massenmedien tanzten ohne Ausnahme seinen Tanz der Lüge mit und flogen jeden Tag neue Angriffe auf die Gehirne der Massen wie auf Städte, die bereits zerbombt waren und die es galt, noch weiter zu zerstören. Die Macht der Finanz, das Geldwesen, hatte der Feind schon seit langer Zeit in seinen Klauen und mit dieser stets schlagbereiten Keule zertrümmerte er die Welt Stück für Stück.

Das Militär war von ihm gekauft worden und stumpfsinnige Söldner, denen man den eigenen Willen abgezüchtet zu haben schien, schickte er gegen alle, die ihm zu widerstehen versuchten.

Was würde die Zukunft bringen? Die Schlinge um den Hals der Menschheit zog sich mit fortlaufender Zeit

immer enger und enger. Etwas musste getan werden, daran gab es keinen Zweifel.

„Japan!“, presste Bäumer mit einem gewissen Unverständnis heraus. „Wilden, der große Analytiker der Weltpolitik. Ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll.“

„Auf jeden Fall besser als nichts!“, kam es aus der Pilotenkabine.

„Wir werden sehen, ob Japan damit durchkommt!“, gab Frank zu bedenken.

„Ich werde dir sagen, was passiert!“, knurrte Alf. „Sie werden jetzt anfangen, dieses eigenbrötlerische Inselvolk weich zu kochen. Langsam, aber sicher. So wie sie es immer tun, wenn sich Staaten unabhängig machen und es wagen, selbstständig zu handeln.

Beginnen wird es mit einer weltweiten Pressehetze, die die Japaner bis ins Mark verleumden wird. Dann kommt der Wirtschaftsboykott und am Ende der Krieg – oder die Japsen fügen sich. Das ist die alte und bewährte Taktik.“

„Es kann aber auch sein, dass sich andere Länder auf die Seite Japans schlagen“, antwortete Kohlhaas mit einem leichten Anflug von Zuversicht.

„Ja, kann aber auch nicht sein“, konterte Alf. „Dieser neue Präsident, dieser Matsumoto, muss schon ein echter Samurai sein, um zu überstehen, was ihn und sein Volk jetzt erwartet. Er muss Nerven wie Stahlseile haben und sollte immer mit einem offenen Auge einschlafen.“

„Hoffen wir, dass er etwas von seinen tapferen Ahnen hat“, sagte Frank.

Die Herauslösung Japans aus dem Weltverbund war aus Sicht der Herrschenden eine unfassbare Dreistigkeit. Das

Land hatte seit der Krise im Jahre 2013 schwere Zeiten durchgemacht. Seine Exportwirtschaft war kollabiert und die Staatsverschuldung so gigantisch, dass das hoch technisierte Land, dessen Bevölkerung lange Zeit erfolgreich die europäische Technologie kopiert und im Sinne ihrer Mentalität „japanisiert“ hatte, fast wie ein Kartenhaus zusammengefallen war.

Japans Wirtschaft, der Grundpfeiler des neuen Nationalstolzes nach dem Zweiten Weltkrieg, war zu Grunde gegangen. Nach 2018 war es noch schlimmer geworden und die Insel hatte sich in einen Hexenkessel der Unzufriedenheit verwandelt. Während immer größere Teile des traditionsbewussten und nationalistischen Volkes die Rückkehr zu den japanischen Werten, den „alten Weg“ und die Abschottung nach außen gefordert hatten, war von der Marionettenregierung unter Gouverneur Ikeda die genau gegenteilige Politik durchgesetzt worden.

Schließlich hatten sich die Spannungen im Aufstieg der nationalistischen Volksbewegung Matsumotos entladen; der neue Präsident des Inselvolkes hatte die antijapanischen Elemente niedergeschlagen und die Schergen der Weltregierung aus dem Land verwiesen. Damit hatte er dem Weltverbund offen den Krieg erklärt.

Steffen de Vries schaltete das Radio an und aus der Pilotenkabine dröhnte ein Song des Cyberpop-Hipcore-Stars Evan Steele, den Frank und Alf „zum kotzen“ fanden. Dann folgten die Nachrichten.

Zuerst kam eine Meldung über den Weltpräsidenten, welcher in Washington einen „One-World-Kindergarten“ eröffnet hatte. Dort hatte er betont, dass frühkindliche

Störungen wie Unaufmerksamkeit oder rebellisches Verhalten am besten mit neuartigen Medikamenten behandelt werden sollten und es die Pflicht eines jeden Menschenfreundes sei, den Kindern bei der Überwindung dieser „Krankheiten“ zu helfen.

Die Leiterin des Kindergartens wurde interviewt und schien von den neuen Medikamenten begeistert zu sein. Dann meldeten sich Vertreter der großen Pharmakonzerne zu Wort und verkündeten, dass in ihren Laboren weiter intensiv an Arzneimittelprogrammen für Kleinkinder geforscht würde.

Anschließend erfuhren die Hörer Neues über die Situation in Japan. Die Nachrichtensprecherin sagte: „Heute morgen hat die Weltregierung auf ihrer Krisensitzung in New York weitere Maßnahmen zum Umgang mit dem faschistischen Staat Japan besprochen. Der Weltpräsident und führende Vertreter aus Politik und Wirtschaft kamen zu dem Ergebnis, dass die Weltgemeinschaft angesichts der wachsenden Bedrohung durch den Inselstaat in Zukunft harte Vergeltungsaktionen in Betracht ziehen muss.

Japan, unter dessen neuer Regierung politische Dissidenten verfolgt und ermordet werden, ist im Besitz von Nuklearwaffen und offenbar auch bereit, diese gegen die freie Welt einzusetzen. Das beweisen geheime GSA-Berichte.

Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Asien-Ost“, Mr. Kim Bo-Hung und sein Vertreter Mr. David Bloomfield, kündigten im Verlauf der Konferenz einen harten Kurs gegen Japan an.“

„Wir können nicht zulassen, dass faschistische Regime wie das von Haruto Matsumoto zu neuen Krebsgeschwüren in einer friedliebenden und freien Welt werden“, äußerte der Weltpräsident.

GCF-Kommander Edward McOwen erläuterte, dass eine mögliche Sicherheitszone um Japan gelegt werden müsse und ordnete das Entsenden von Kriegsschiffen der GCF-Pazifikflotte in den ostasiatischen Raum an.

Er ermahnte alle Verwaltungsbezirke und Untersektoren der Weltgemeinschaft zur Wachsamkeit, um Fanatiker und Diktatoren wie Matsumoto schon im Vorfeld unschädlich zu machen. Die Pläne Japans, sich aus der Weltwirtschaft auszuklinken und sogar das Zinssystem zu beseitigen, geißelte der Weltpräsident als „perversen Akt einer wahnsinnig gewordenen Diktatur“.

„Was habe ich gesagt?“, bemerkte Bäumer und setzte ein leidendes Lächeln auf. „Es geht schon los!“

„Man kann den Japanern nur viel Glück und ein dickes Fell wünschen. Jetzt haben wir erst einmal unseren eigenen Kampf!“, stellte sein Partner fest.

Das Flugzeug überflog das ehemalige Polen und kam dem Sektor „Europa-Mitte“ mit jeder verstreichenden Minute näher. Den drei Männern wurde es zunehmend mulmiger, die Stimmung in dem kleinen Transportflugzeug wirkte gedrückt.

Alle redeten plötzlich leise, als ob sie Angst hätten, von einem riesigen Ohr im Himmel belauscht zu werden. Und tatsächlich, die neugierigen Augen und Ohren rund um den Flieger vermehrten sich. Die zahlreichen Radar- und Warnanlagen, mit denen der Luftraum überwacht wurde,

brachten Frank das Spinnennetz aus seinem Alptraum ins Gedächtnis. „Europa-Mitte“ war nah.

Doch es geschah nichts. Niemand bemerkte die ungebetenen Gäste, die in das komplett überwachte Gebiet eindrangen. Wenn irgendjemand den Flieger wirklich gescannt hatte, hatte er nur einen nichtssagenden Namen in der Registrierungskartei der Maschine gefunden. Das Große Auge hatte an ihnen vorbeigeblickt, obwohl sie direkt vor seiner Pupille herflogen waren.

Die Stunden vergingen im wahrsten Sinne des Wortes wie im Flug. Frank, Alfred und Steffen atmeten kurz auf, als sie auch beim Passieren der alten Grenze nach Frankreich kein Funkspruch der Flugüberwachung erreichte. Compiegne war nicht mehr weit und de Vries machte sich zum Landeanflug bereit.

Schließlich erreichten sie den Boden ohne Zwischenfälle, doch ein Gefühl größter Unsicherheit schlug ihnen entgegen, als sie aus dem Flugzeug ausstiegen. Es war wie in den alten Zeiten, als sich die Menschen Europas noch Urlaubsflüge in die südlichen Länder hatten leisten können. Wenn man den kalten Norden verlassen hatte und nach einigen Stunden im Süden aus der Maschine gekommen war, war man oft mit einer ungewohnten Wand aus schwüler Hitze konfrontiert worden.

Hier war es ähnlich, wobei die Wand, die im Zentrum von Frankreich auf Frank und Alf wartete, nicht aus Hitze, sondern aus Misstrauen gemacht war.

HOK hatte in seiner akribischen Art ein kleines Dorf außerhalb der Stadt ausgesucht, damit sie dort, fern von allzu großer Aufmerksamkeit durch die Einheimischen, in Ruhe landen konnten. Der Belgier wählte ein großes Feld

am Rande des Dorfes aus, ließ die beiden aussteigen und erhob sich so schnell er konnte wieder in die Lüfte.

Aus Sicherheitsgründen machte er sich sofort auf den Weg zurück nach Ivas. De Vries hatte keine Lust, sich auch nur eine Minute länger als nötig in einer so stark überwachten Zone aufzuhalten.

Die Nerven des Flamen hatten bereits seit Stunden blank gelegen. Noch immer war er schweißgebadet und konnte vor Aufregung kaum noch atmen. Als de Vries 2019 den Sektor „Europa-Mitte" mit seiner Familie verlassen hatte, war es für ihn wie eine Wiedergeburt gewesen. Hier im Westen fühlte er sich indes nach wie vor von tausend Augen verfolgt.

Steffen war im Laufe der Jahre äußerst paranoid geworden; selbst HOKs perfekt gefälschtes Scanchip gab ihm nur ein oberflächliches Gefühl der Sicherheit. Der Gedanke, sieben Tage auf die Wiederkehr von Frank und Alf in Compiegne zu warten, war für ihn unerträglich.

Schon im Jahre 2011 war de Vries wegen Waffenschmuggels inhaftiert worden, was bedeutete, dass sein Name nach wie vor in allen behördlichen Dateien verzeichnet war. Als er Ivas am Ende wieder unbeschadet erreichte, fiel ihm ein Stein vom Herzen.

Frank und Alf standen derweil mit vollgepackten Rucksäcken auf einem Feld nahe des Dörfchens bei Compiegne; ihre Herzen hämmerten nervös vor sich hin. Jetzt waren sie auf sich allein gestellt, mitten im Feindesland. Nun galt es, nicht aufzufallen.

„Wir sehen aus wie Wanderer aus dem Wald", brummte Alf.

„Lass uns in dieses Dorf gehen und dann mit dem Bus nach Compiegne fahren. Wir müssen heute noch nach Paris rein“, erklärte Frank mit einem Kloß im Hals.

Sie liefen auf der staubigen Landstraße, die von ihrem Landeplatz zu dem kleinen Dorf hinunter führte, und blickten sich dabei immer wieder um. Die Last war schwer, jeder hatte etwa 25 Kilogramm zu schleppen und sie konnten nur hoffen, dass sie hier kein Polizist verdächtig fand.

Die zwei Rebellen hatten sich unauffällig gekleidet. Frank trug eine blaue Jeanshose und ein dunkelgrünes Polohemd. Zudem zierte eine hellgraue Baseballmütze seinen Kopf, die er sich so tief wie möglich ins Gesicht gezogen hatte.

Bäumer trug ebenfalls eine blaue Jeans, einen braunen Rollkragenpullover und eine rötliche Baseballmütze mit dem Symbol der Cleveland Indians. Unter den Hosenbeinen der beiden Männer schauten schwarze Armeestiefel heraus, denn festes Schuhwerk war bei der Operation unerlässlich.

Auf dem Weg ins Dorf begegnete ihnen kaum jemand. Ein alter Mann, der ihnen entgegen kam, musterte sie kurz im Vorbeigehen, ansonsten trafen sie niemanden. Auch das Dorf pulsierte nicht gerade vor Leben; die meisten Häuser wirkten ärmlich und nur wenige Einwohner ließen sich an diesem Tag überhaupt auf der Straße blicken. Lediglich ein kleiner Junge von der gegenüberliegenden Straßenseite rief etwas auf französisch, wobei nicht sicher war, ob er die zwei merkwürdigen Fremden meinte, die hier durch sein Dorf schlichen.

Frank und Alf beachteten ihn nicht. Sie gingen zu einer Bushaltestelle und fuhren mit der Linie 38 nach Compiegne. „Bloß raus aus diesem Kaff!“, dachten sie.

Der Busfahrer hatte sie merkwürdig angesehen, als er ihnen den Betrag für die Fahrt von ihren Scanchips abgebucht hatte, da war sich Frank sicher. Alfred beteuerte indes, dass ihm das nicht aufgefallen war.

Beide hatten während der Fahrt in dem fast leeren Bus kein Wort gesagt und keinen der anderen Gäste angesehen. Sie hatten sich in die letzte Reihe zurückgezogen und waren froh über jeden, der sich nicht zu ihnen umdrehte. Der Fahrer redete während der Hälfte der Fahrt mit einer älteren Frau, die ihm wild gestikulierend ihre Lebensgeschichte erzählte. „Oui!“, und „Non!“, schallte es durch das heruntergekommene Gefährt, bis sie endlich in Compiegne angekommen waren.

„Gib mir den DC-Stick!“, drängte Frank, als sie aus dem Bus ausstiegen.

Diese erste Hürde hatten sie jedenfalls schon unbeschadet genommen. Alfred kramte in seinem Rucksack herum und zog den kleinen Datenträger heraus. Auf dem DC-Stick waren die Baupläne der Pariser Kanalisation und die anderen Dateien fein säuberlich von HOK zusammentragen worden; auch der Stadtplan von Compiegne war dabei.

„Wir sind jetzt hier im Zentrum, die Mietwagenstation ist nicht weit. Somit können wir zu Fuß gehen“, erläuterte Frank, sich nervös umsehend. Es befanden sich an diesem

Ort deutlich mehr Menschen als in dem kleinen Dorf, was er mit Recht unangenehm fand.

Die zwei Attentäter waren nahe einer Einkaufszone aus dem Bus gestiegen, hier wimmelte es von Passanten. Doch man hielt sie offenbar bloß für Touristen und das erachteten die meisten der Vorbeigehenden keines schärferen Blickes für würdig.

Um sich herum hörten Frank und Alf ein Gewirr aus Sprachfetzen. Hauptsächlich französisch. Einige Kinder, die wohl arabisch sprachen, schrieen hinter ihnen auf und rannten über die Straße.

Compiegne war auf den ersten, aber vor allem auf den zweiten Blick, eine hässliche, graue und schmutzige Stadt. Die Einkaufszone war voller Bettler und Obdachloser, die in Decken gehüllt in den Ecken lungerten. Einer von ihnen brüllte wild gestikulierend herum und warf seine Schnapsflasche vor sich auf den Asphalt. Irgendwo spielte jemand recht schief auf einer Gitarre und sang dabei mit kehliger Stimme, um ein paar Globes zu ergattern.

Es war beklemmend. Aber wo war es in dieser Zeit noch angenehm?

Kohlhaas und Bäumer machten sich sofort auf den Weg zur Autovermietung, es war bereits nach 17.00 Uhr und sie wollten noch heute den Leihwagen besorgen.

Frank fiel auf, dass die Menschen hier irgendwie gebückt gingen. Sie wirkten, als wollten sie sich besonders klein machen. Vielen leuchtete die Armut aus dem Gesicht, einige wirkten krank und blass. Kohlhaas wurde von niemandem angesehen und sah auch selbst niemanden an. Alf und er gingen an leerstehenden Geschäften und zerfallenen Gebäuden vorbei. Früher hatte es in Com-

piegne einen florierenden Einzelhandel gegeben, doch das war lange her. Mittlerweile sahen die Schaufenster in den Erdgeschossen der brüchigen Häuser tot und verstaubt aus. Der Niedergang einer einst schönen Stadt war deutlich zu erkennen.

Was übrig geblieben war, waren die billigen Supermärkte von „Globe Food“ und „3X6 Market“, die ganz Europa und Nordamerika mit schlechtem Fraß versorgten. Hier versammelten sich die Obdachlosen und Armen der Stadt, lungerten herum, holten neuen Fusel aus dem Markt und erbrachen sich manchmal auch davor, wenn sie betrunken genug waren.

Vom anderen Ende der langen Einkaufsstraße, die ihren Glanz längst verloren hatte, kam lautes Gebrüll. Ein Jugendlicher hatte einen Obdachlosen niedergestochen, einige Passanten rannten davon, andere schrien wie von Sinnen. Frank und Alfred gingen einen Schritt schneller, falls ein Polizeiwagen auftauchte.

Nach einer Dreiviertelstunde hatten sie die Autovermietung erreicht, die in einem halbdunklen Hinterhof lag. Dort wartete ein stämmiger Mann, der sich gelangweilt in seinem Stuhl räkelte, hinter einem Schreibtisch. Die zwei Rebellen betraten sein Büro. Jetzt wurde es spannend, denn Frank musste zum ersten Mal seinen gefälschten Scanchip einsetzen.

„We want a car. We want to go to Paris!“, eröffnete Alfred das Gespräch.

Der Franzose, der wohl viel mit Durchreisenden zu tun hatte, blickte auf und musterte einige Papiere.

„Oui! You want to go to Paris? Okay!“, erwiderte er lächelnd.

„Äh … Yes!“, fügte Frank hinzu.

„Which car do you want? A normal car, a combi, a van?“, zählte der Vermieter auf.

„Normal car“, gab Alf kurz von sich.

„Which type?“, fragte der Mann.

„Sag dem Wichser, dass es mir scheißegal ist. Ich will hier nur eine Karre und dann weg“, fauchte Kohlhaas leise vor sich hin. Alf nickte.

„It doesn't matter. Any normal car.“ Bäumer wirkte angespannt.

„Okay! Where are you from?“, nervte der Angestellte.

„Austria … from Austria“, stieß Frank hervor. Sein Herz pochte und seine Hände sonderten wahre Schweißbäche ab.

„Ah, ja! From Osterreich! Gut!“, scherzte der Autovermieter und versuchte sich an der deutschen Sprache.

„Ja!“, antwortete Alfred gequält.

Der Franzose stand auf und winkte die beiden Fremden zu sich. „Komm!“, rief er. „Here! This car you can have.“

Daraufhin zeigte der überfreundliche Mann Frank und Alf einen schwarzen und nicht mehr ganz neuen „Lion“.

„Ist der gut?“, fragte er, grinste und freute sich, dass er es geschafft hatte, deutsch zu sprechen.

„Yes! We take this car!“, erwiderte Frank, dem der Rücken langsam weh tat, da er den schweren Rucksack noch immer herumschleppen musste.

„Okay, we go to the office. Than pay with scanchip“, sprach der Vermieter und ging.

„Jetzt wird's spannend …“, flüsterte Alf.

„How long do you want to lease the car?“, fragte der Mann aus dem Nebenraum, während er etwas eintippte.

„Till the second of march“, gab Alf zurück.

„Okay!“

Der Franzose nahm die beiden Scanchips und zog sie durch das Lesegerät.

„The car is 40 Globes a day“, erklärte er.

„Okay!“, murmelte Frank und warf seinem Freund einen hilfesuchenden Blick zu. Das Lesegerät summte und für einige Sekunden schien die Welt für die beiden Männer still zu stehen. Die Anspannung ließ ihre Herzen kräftiger pumpen und das Adrenalin ins Blut schießen. Dann blickte der Mann von seinem Stuhl auf; er lächelte freundlich: „Thank you, Mr. Eberharter and Mr. Willner. Take your car. Have much fun in Paris!“

Die beiden Rebellen atmeten auf, gingen schnellen Schrittes zu ihrem Auto, warfen die schweren Rücksäcke in den Kofferraum und verschwanden.

Die Fahrt nach Paris war angenehmer als in früheren Zeiten. Verkehrsstaus von nennenswerter Größe gab es keine mehr, was daran lag, dass sich die Anzahl der Pkws in den letzten Jahren immer weiter reduziert hatte.

Der Untergang der Autoindustrie hatte bereits im Jahre 2009 begonnen und 2029 waren Autos für die Masse der Menschen Luxusartikel geworden. Wer kaum gewährleisten konnte, jeden Monat genug Essen auf dem Teller zu haben, der hatte erst recht keine Globes mehr, um sich ein Auto zu leisten.

Die Ausnahme bildeten Personen im Staatsdienst und andere Besserverdienende, die noch Pkws unterhalten

konnten. Zudem waren die Benzinpreise seit 2018 so drastisch angestiegen, dass ein Auto, welches man dauerhaft besaß, gewaltige Geldsummen verschlang.

Alternative Energien, die das Benzin hätten ersetzen können, wurden nach wie vor von der Ölindustrie unterdrückt. Erst 2019 hatte die GSA zahlreiche Wissenschaftler und Unternehmer, die freie Energien angeboten hatten, durch Attentate ausgeschaltet.

Somit gab es zumindest weniger Verkehrsstaus und das war an diesem Tag ein Vorteil, den Frank und Alf bei ihrer Fahrt nach Paris zu schätzen wussten. Die Autobahnen und Straßen befanden sich jedoch in einem katastrophalen Zustand, da der Verwaltungsdistrikt „Europa-Mitte“ seine Einnahmen in wichtigere Dinge, zum Beispiel in ein verbessertes Überwachungssystem, steckte.

Es dauerte, bis die beiden Männer das Hotel gefunden hatten, das ihnen HOK ausgesucht hatte. Die Straßen von Paris erschienen endlos und dunkel. Wenn man sich hier nicht auskannte, konnte man sich schon an der Oberfläche der Stadt leicht verirren.

Das Hotel trug den Namen „Sunflower“ und befand sich im Osten von Paris. Um etwa 20.30 Uhr waren sie endlich angekommen, erschöpft stiegen sie aus ihrem Wagen.

Im Hotel erwartete sie eine hübsche Französin mit hellbraunen Haaren und einem zierlichem Gesicht. Sie war sehr freundlich, wirkte aber ein wenig gehetzt und überfordert. Doch das war gut so, denn unnötige Konversationen waren strikt zu vermeiden. Kohlhaas wies sie nur kurz darauf hin, dass sie als Touristen unterwegs waren.

Die gefälschten Scanchips funktionierten hingegen erneut einwandfrei. Das wenige, aber dafür sehr explosive Gepäck, trugen Frank und Alf später nach oben in ihren Hotelraum. Andere Gäste sahen sie an diesem Abend kaum. Lediglich eine ältere Frau, die sie freundlich grüßte und dann in ihrem Zimmer verschwand.

Schließlich zogen die beiden Rebellen die Tür des Hotelzimmers hinter sich zu und fielen auf ihre Betten, die mit einer schlichten gelbbraunen Bettwäsche bezogen waren. Dieser Tag war zu Ende und hatte Kraft und Nerven gekostet. Endlich waren sie in Paris. Nun stand der wirkliche Höllentrip bevor, doch diese Tatsache versuchten Frank und Alf an jenem Abend auszublenden.

Aux Champs-Élysées

Aux Champs-Élysées
Aux Champs-Élysées
Au soleil, sous la pluie
À midi ou à minuit
Il y a tout ce que vous voulez
Aux Champs-Élysées …

(Französische Version, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Ganz egal, wir beide sind
So froh wenn wir uns wiederseh'n
Oh Champs-Élysées…

(Deutsche Coverversion, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Wechsler, du wirst mich nicht seh’n
und bald vor deinem Schöpfer steh’n!
Oh Champs-Élysées …

(Leicht modifizierte Version von Frank Kohlhaas, 2029)

Obwohl sie sich inmitten einer stark überwachten Großstadt in „Europa-Mitte“ befanden und der Feind hier an jeder Ecke lauern konnte, schliefen Frank und Alfred erstaunlich gut. Ersterer hatte auf einmal diesen alten französischen Song, der gelegentlich noch im Radio gespielt wurde, im Kopf und veränderte den Text der deutschen Version so, dass er zur augenblicklichen Situation passte. Dabei lächelte Kohlhaas in sich hinein, bis ihn irgendwann der Schlaf übermannte.

Der nächste Morgen ließ sich nicht aufhalten und schließlich waren es nur noch acht Tage bis zum „Fest der neuen Welt“, welches über die Champs-Elysees kommen sollte.

Das war genug Zeit, um die Lage zu sondieren und mindestens einmal in die dunklen Gänge, die sie sich als Angriffsweg ausgesucht hatten, hinabzusteigen. Dieses Vorgehen war unbedingt notwendig, denn für unvorhergesehene Zwischenfälle, eingestürzte Tunnel und versperrte Wege gab es am 01.03.2029 keinen Raum mehr.

Frank und Alf verbrachten den ersten Tag in Paris in ihrem Hotelzimmer und verzichteten darauf, das Gebäude öfter als nötig zu verlassen. Nur einmal holte Alf etwas zu essen in einem nahegelegenen Supermarkt, um Frank daraufhin von den furchtbar heruntergekommenen Straßen in der Umgebung zu berichten.

Ansonsten verbrachten sie ihre Zeit hauptsächlich mit Fernsehen, wobei ihnen vor allem die Nachrichten, die größtenteils aus Hetzberichten gegen das abtrünnige Japan bestanden, des Öfteren Wutausbrüche bescherten.

Für den nächsten Tag, genauer gesagt die nächste Nacht, hatten die beiden schließlich die Kanalerkundung geplant.

Es war zwei Uhr morgens, als die zwei Männer aus ihrem Hotelzimmer schlichen, an der verlassenen Rezeption vorbeihuschten und das Hotel „Sunflower“ hinter sich ließen. Im Schutz der nächsten Straßenecke tippte sich Frank hastig durch die Dateien seines DC-Sticks und öffnete den Stadtplan von Paris, den HOK mit zusätzlichen Informationen versehen hatte.

Wie Schatten strichen Frank und Alf um die Häuser und bewegten sich lautlos von einem dunklen Fleck zum nächsten. Es regnete in Strömen und Bäumer schlug vor, die Aktion auf den folgenden Tag zu verschieben, doch Frank drängte hartnäckig darauf, keine Zeit zu verlieren.

„Die Rue Lagille, das ist nicht mehr weit“, flüsterte er und zeigte seinem Mitstreiter einige Dateien.

„Wir sind komplett irre“, antwortete dieser nur.

„Ja, sind wir.“ Frank grinste. „Und jetzt lass uns mal einen Zahn zu legen!“

Sie verzogen sich erneut in eine finstere Nische und studierten weitere Baupläne. Der starke Regen hatte mittlerweile aufgehört und es plätscherte nur noch leise von einem der Dächer der kaum beleuchteten Mietshäuser. Die Straßen waren düster und verlassen; lediglich ein paar arabische Jugendliche, die gelegentlich in die Nacht hinaus brüllten oder gegen Mülltonnen und Bushaltestellenschilder traten, waren zu diesem Zeitpunkt noch anzutreffen. Ihnen fielen die zwei Rebellen allerdings nicht auf. Es war bereits nach drei Uhr, als sie ihr Ziel endlich erreichten.

„Lass uns hier einen Eingang suchen“, forderte Frank.

„Scheiße, worauf habe ich mich bloß eingelassen?“, seufzte Alf und griff nach dem Brecheisen, welches er unter seiner Jacke versteckt gehalten hatte.

„Jetzt komm!“, zischte Kohlhaas.

Ein Auto fuhr an ihnen vorbei und aus einem hell erleuchteten Fenster schaute eine Frau hinaus auf die regennasse Straße. Frank und Alf hatten sie bemerkt und schlichen unauffällig weiter.

„Verdammt, die Alte da. Wir gehen weiter“, knurrte Frank und Alf trottete ihm nach. „Lass uns zur nächsten Straße laufen, dort sind nur zur einen Seite Häuser. Dahinter ist laut Plan eine Fabrikhalle, die leer stehen soll.“

Wenig später erreichten die beiden eine vollkommen finstere Seitengasse. Hier fühlten sie sich unbeobachtet. Zumindest konnten sie niemanden sehen, obwohl sie sich mehrfach gründlich umschauten und die Umgebung mit Argusaugen absuchten. Schließlich standen sie vor einem Schachtdeckel aus Gusseisen. Er war gut sichtbar auf HOKs Kanalisationsplänen der Stadt Paris eingezeichnet. Frank und Alf sahen sich an.

„Das muss Deckel 344-GL-77003 sein, wenn die Karte stimmt“, sagte Kohlhaas mit wenig begeisterter Miene. „Da jetzt runter? Verdammt!“

„Daran wird kein Weg vorbei führen“, erwiderte Alf und rümpfte schon im Vorfeld die Nase.

Sie stemmten den Schachtdeckel auf und hoben ihn zur Seite. Vor ihnen tat sich ein unergründliches, schwarzes Loch auf; nur die Umrisse einiger Sprossen der komplett verrosteten Abstiegsleiter waren zu erkennen.

„Fuck!“, brummte Frank.

Bäumers Gesichtsausdruck stimmte ihm wortlos zu, Kohlhaas hielt die Taschenlampe nach unten. Dreck, verrottetes Laub und Rost erwartete die beiden Attentäter in der Tiefe – vom widerlichen Geruch der Gosse ganz zu schweigen.

„Verfluchte Scheiße!", stieß Frank aus und streifte sich seine Gummihandschuhe und die Atemmaske über. „Hast du den Schneidbrenner?", kam es leise hinterher.

„Ja, sicher! Runter jetzt!", fauchte Bäumer.

Frank tastete sich behutsam nach vorne und hielt sich an der verrosteten Leiter fest, Alf leuchtete ihm. Nach wenigen Minuten hatte er es sicher nach unten geschafft.

„Baaah!"

Bäumer konnte sich denken, worauf sich Franks Ausruf bezog. Daraufhin leuchtete ihm Kohlhaas und er glitt selbst hinab in die wenig einladende Umgebung der Pariser Kanalisation. Vorher hatte er den Schachtdeckel wieder fast über die gesamte Öffnung gezogen, so dass nur ein kleiner Spalt offen geblieben war.

Hier unten war es erwartungsgemäß ekelhaft, der Kanal machte nicht den Eindruck, als ob ihn jemand in den letzten zwanzig Jahren auch nur grob gereinigt hätte. Nasse Dreckhaufen hatten sich neben dem Rinnsal zu Füßen der beiden Männer aufgetürmt. Ratten huschten umher.

Alf leuchtete sie mit der Taschenlampe an und die Tiere verschwanden blitzschnell in einem stinkenden Loch.

„Guck mal! Vertreter der Weltregierung sind auch da", flachste Frank und zeigte mit dem Finger auf die Ratten.

Alf schmunzelte: „Hier sind sicherlich noch mehr davon. Wenn du eine ganz fette und aufgedunsene Ratte siehst, dann kannst du sie mit ‚Herr Weltpräsident' ansprechen."

„Die armen Tiere", meinte Frank grinsend. „Sie mit den Logenbrüdern zu vergleichen, ist eine Beleidigung für jede Ratte!"

Das Gerede nahm den zwei Rebellen einen Teil ihrer Unsicherheit in diesem unheimlichen Gewölbe. Frank warf noch einmal einen Blick auf eine der Karten; anschließnd liefen sie etwa hundert Meter geradeaus. Sie mussten aufpassen, sich in dem engen Schacht nicht die Köpfe anzustoßen. Der Gang war kaum mannshoch und offenbar schon sehr alt.

Frank und Alf kamen an einen etwas größeren Zwischenkanal, wo sie über sich ein Auto brausen hörten, vermutlich waren sie unter einer breiten Straße gelandet. Der Strom des Abwassers war hier, ebenso wie der rundliche Kanal selbst, ein wenig größer. Die beiden mussten eine Entscheidung treffen.

„Wenn das hier alles stimmt, dann geht es nach links", bemerkte Frank mit einem Blick auf den DC-Stick.

„Wird hoffentlich stimmen, sonst sind wir am Arsch", maulte Bäumer.

„Irgendwo gibt es immer einen Gullydeckel, der uns zumindest an die Oberfläche führen kann", gab Frank zurück und lief mit der Taschenlampe voraus. Alfred sprühte derweil ein rotes Kreuz an die Wand, um es später als Orientierung nutzen zu können.

Der etwas breitere Zufuhrkanal war noch rund zweihundert Meter lang, an seinem Ende befand sich ein mit Dreck und Laub verstopftes Absperrgitter, welches

vollkommen verrostet war. Hier gab es kein Durchkommen – zumindest nicht ohne einen Schneidbrenner, den Alfred aber glücklicherweise mitgenommen hatte. Es dauerte etwa eine Viertelstunde, bis Bäumer das marode Gitter zerstört und herausgebrochen hatte.

„Was für ein Mist!“, keuchte er, als sich das angestaute Wasser mit einem lauten Rauschen an ihm vorbei ergoss.

Der Tunnel mit dem Absperrgitter erstreckte sich noch zweihundert weitere Meter, dann endete er in einem größeren Raum, wo das Abwasser zusammenfloss. Grünliche Wände gafften die beiden Besucher an. Diese vermuteten, dass die sie umgebenden Bauten nicht nur schon viele Jahrzehnte, sondern vielleicht sogar über ein Jahrhundert alt waren. Rostige Abwasserrohre kamen von der Decke des Raumes, an der Wand hing ein ebenfalls komplett verrostetes Schild aus Metall, auf dem etwas auf französisch stand.

Wenigstens war es möglich, sich aufrecht hinzustellen. Jenseits des Raumes gabelte sich der Weg erneut in mehrere Richtungen. Frank rief einige Dateien ab und war sich sicher, dass sie in den gegenüberliegenden Schacht gehen mussten; Alfred vertraute ihm und sprühte ein weiteres rotes Kreuz an die Wand.

„Einer der Kanäle eben war gar nicht auf der Karte eingezeichnet gewesen, aber dieser hier ist es. Darüber müsste die Rue de Sudman sein“, erklärte Kohlhaas mit unsicherer Miene.

Alf und er drangen in einen sehr engen Schacht mit großen Löchern in den Wänden ein. Spinnenschwärme und Ratten begrüßten sie, trotz Atemmaske roch es äußerst streng.

Die beiden Männer mussten sich erneut ducken, um sich nicht die Köpfe anzustoßen. Mittlerweile waren sie etwa fünfzig Meter voran gekommen, als sie eine kleine Lichtquelle über sich entdeckten. Vermutlich war es der Schein einer Straßenlampe, der sich durch ein Loch im Schachtdeckel über ihren Köpfen seinen Weg nach unten gebahnt hatte. Sie krochen weiter in dem stinkenden Durchgang, dann hielten sie an.

Vor ihnen befand sich ein schwarzer Wasserdurchlauf, der ungefähr einen Meter tief war und an beiden Seiten einen schmalen Gehweg hatte, den die beiden Männer entlang marschieren konnten. Im Abstand von zehn Metern führten verwitterte Eisenrohe nach oben. Alfred markierte die Strecke und folgte seinem Freund mit behutsamen Schritten. Das Wasser war keineswegs tief, doch roch es abstoßend und wirkte bedrohlich. Als würde jeden Moment ein riesiger Kraken seine tentakelbewehrten Fangarme nach ihnen schleudern und sie hinab in die Tiefsee ziehen, sinnierte Frank. Es war furchtbar hier unten und stank wahrlich aus allen Ritzen dieser zerfallenen Kanalisation.

„Wenn ich die Schritte richtig gezählt habe, dann sind wir ungefähr 700 Meter weit vorgedrungen“, bemerkte Bäumer.

Sein Partner blickte erneut auf die Kartendatei, dann preschte er weiter in die lichtlose Pariser Unterwelt vor. Am Ende des Ganges erreichten sie einen recht großen Raum, der offenbar ein Stauraum war. Eine Treppe führte nach oben und ein großer Tümpel mit schwarzem Brackwasser tat sich vor ihnen auf. Frank leuchtete ihn erst einmal gründlich ab, dann sagte er zu Alfred: „Bisher sind

HOKs Informationen weitgehend korrekt gewesen. Dieser Stauraum oder was das auch immer sein soll, ist auf der Karte jedenfalls gesondert markiert. Der muss auf jeden Fall mit einem Kreuz gekennzeichnet werden."

Als sie den nächsten Tunnel durchschritten hatten, befanden sie sich schon fast einen Kilometer tief im Labyrinth unter Paris. Sie erreichten einen Raum, der einer kleinen Halle glich. Er war ein Teil der weltberühmten Pariser Kanalisation, mit deren Bau im Jahre 1850 begonnen worden war. Mit einem Anflug von Ehrfurcht hielten die beiden Männer inne, dann setzten sie ihre Reise fort.

„Das dort sind Pumpen, oder?" Alfred deutete auf mehrere riesige Rohre aus Stahl, die in ein tiefes Wasserreservoir hineinreichten und mit schweren Rädern bedient wurden. Auch sie sahen stark verwittert aus, obwohl sie sicherlich noch in Gebrauch waren.

„Ja, ich denke auch", erwiderte Frank. „Dieser Raum befindet sich mit großer Wahrscheinlichkeit östlich der ‚Straße der Humanität', keine zwei Kilometer mehr von unserem Ziel entfernt. Den brauchen wir nicht zu markieren, den können wir uns merken."

Alfred steckte die Sprühdose mit der roten Farbe wieder in seinen Rucksack und folgte ihm.

Sie gingen eine Betontreppe hoch, die von Metallgittern umsäumt war, und warfen noch einmal einen Blick zurück in den Raum, der durch die eckigen Säulen, die ihn trugen, wie eine unterirdische Halle aussah. Anschließend stießen sie durch einen engen Durchgang nach rechts vor.

„Bisher stimmt alles weitgehend, was uns HOK an Daten hinterlassen hat", erklärte Kohlhaas. „In der Innen-

stadt von Paris scheinen die Aufzeichnungen doch noch sehr genau zu sein."

„Die Weltregierung hat dieses uralte und einzigartige Kanalnetz ja auch einfach übernommen. Selbst bauen würden sie so etwas nicht", meinte Alf.

„Erbaut haben es fleißige, anständige Leute und keine elenden Parasiten!", zischte Frank, seinen Mitstreiter zu sich winkend.

„Schau! Dort ist eine Tür, die verschlossen ist. Sie sperrt den Gang da drüben ab, den wir augenscheinlich nehmen müssen." Kohlhaas zeigte ins Halbdunkel. Alfred schweißte sie auf, zerstörte sie aber nicht mehr als nötig, um keinen Verdacht zu erregen.

Der dunkle Durchgang jenseits der Absperrtür erschien diesmal endlos und die beiden Gefährten entdeckten nach einer Weile ein Loch in der Wand, ohne dass ein Abwasserkanal zu erkennen war.

„Was ist das? Sieht aus, als hätte da jemand die Steine aus der Wand gebrochen und einen Weg gegraben", antwortete Frank, der den rätselhaften Gang mit seiner Taschenlampe ausleuchtete. „Da hinter geht es weiter. Siehst du?"

Am Ende des Ganges schien ein großer Schacht zu sein. In den letzten Jahren hatten viele Obdachlose die Pariser Unterwelt nach eigenem Ermessen ausgebaut und das endlose Stollensystem gehörig erweitert. Sie hatten hier ein trauriges Zuhause gefunden, in einer Zeit, in der an der Oberfläche kein Platz mehr für sie war.

Kohlhaas tippte sich durch die Datenbanken des DC-Sticks und rief mehrere davon ab. Es dauerte fast eine

halbe Stunde; Alfred schlenderte derweil gelangweilt und genervt durch die Dunkelheit.

„Das hier könnte ein stillgelegter U-Bahn-Schacht sein!", rief Frank plötzlich aus.

„Die Kanäle, Schächte und Gänge in der Innenstadt liegen manchmal kaum zehn Meter auseinander, häufig verlaufen sie sogar nebeneinander her. Ich schaue mir das mal näher an."

Schon sah Alfred nur noch den Rücken seines Mitstreiters, der in den Hohlraum sprang und ihn bald vom anderen Ende des Ganges mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Komm!", flüsterte Frank. „Hier sind Schienen, ich hatte Recht!"

Bäumer kroch ihm nach und kurz darauf folgten sie den Schienen, um vielleicht eine Abkürzung zu finden, falls es sich bei diesem Schacht tatsächlich um den gestrichelten Pfad auf HOKs Karte handelte. Es dauerte eine Weile, denn der verlassene Tunnel erstreckte sich über mehrere hundert Meter.

Plötzlich vernahmen sie ein Röcheln in der Dunkelheit. Sie zuckten zusammen und drehten sich panisch nach allen Seiten um. Die Ader in Franks Schläfe begann zu pochen, Alfred wirbelte mit seiner Taschenlampe nervös umher. Das Röcheln kam wieder und die beiden Rebellen richteten ihre Lichtkegel blitzartig auf die Geräuschquelle.

Da sahen sie einen Menschen, der in einer finsteren Ecke lag. Vermutlich ein Obdachloser, alt und hässlich, mit rötlichem Bart und in einem gammligen Trenchcoat steckend. Mehrere Schnapsflaschen lagen vor ihm. Der

Untergrundbewohner blinzelte verstört, als ihn Bäumer mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Ca va?", lallte der Alte.

„Was?", stammelte Frank nervös.

„Ca va?", erwiderte der betrunkene Mann. „Ca va?"

„Alles klar. Wir gehen, Opa!", gab ihm Alf zu verstehen, während er Anstalten machte umzukehren.

„Halt die Schnauze!", rief Frank in Richtung des Clochards und zog sofort seine Waffe.

„Was soll das?", herrschte ihn Alf an. „Steck die Kanone weg!"

„Wenn er verrät, dass wir hier unten rumschleichen …", sagte Frank erregt und stampfte auf.

„Der Alte ist total besoffen. Lass ihn in Ruhe! Oder willst du ihn kaltmachen?", fauchte Bäumer seinen Freund an.

„Ca va?", rülpste der Betrunkene erneut.

„Halt die Schnauze, habe ich gesagt. Und brüll hier nicht so rum! Sonst gebe ich dir ‚Ca va'!", keifte Frank und trat dem Mann in die Seite.

Dieser begann leise zu jammern. Kohlhaas hielt ihm die Pistole vor die Nase: „Halt dein Maul, Alter! Sonst stelle ich dich ruhig!"

In diesem Moment zog Alfred seinen wild gewordenen Gefährten energisch zurück und schubste ihn weg.

„Was soll der Mist? Bist du irre? Der Alte wird nichts sagen. Hier treiben sich Hunderte von Obdachlosen rum, und dass hier unten jemand mit einer Taschenlampe herumläuft, ist nichts Ungewöhnliches. Lass uns den Weg durch die Kanäle gehen und dann verschwinden."

Frank kam langsam wieder zu sich und steckte die Pistole weg. Fast hätte er den Alten erledigt. Der Drang, diesen Mann mit dem Messer aufzuschlitzen oder ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen, war für einen Augenblick übermächtig geworden. Kohlhaas rang seinen furchtbaren Hass nieder, er stöhnte auf und hielt sich den Kopf. Alfred gab ihm erneut einen Stoss in die Seite. Dann schaute er ihn mit wütendem Blick an.

„Es reicht jetzt!“, giftete er. „Sonst werde ich echt sauer! Wir verschwinden hier! Komm endlich!“

Frank trottete seinem Freund hinterher und schwieg. Auf einmal war ihm sein Verhalten peinlich; Alfred wies ihn nochmals mit scharfen Worten darauf hin, seine Wut beim nächsten Mal besser zu kontrollieren.

„Das war doch nur ein besoffener Opa, Mann!“, knurrte er.

„Schon gut, habe wohl überreagiert“, erwiderte Frank, wobei er wegschaute.

Als sie den Weg zurückgingen und wieder in das Kanalnetz eintauchten, musste sich Frank eingestehen, dass er den Clochard am liebsten getötet hätte. Dass der Mann ein Sicherheitsrisiko war, konnte vielleicht ein Argument sein, aber nur ein vordergründiges, denn es war mehr als unwahrscheinlich, dass sich irgend jemand für das Geschwätz eines Betrunkenen aus dem Pariser Untergrund interessierte.

Trotzdem hatte Kohlhaas den Fremden für einige Sekunden unbedingt töten wollen. Er hätte ihn einfach ausgelöscht und in der Dunkelheit liegen lassen. Lediglich Alf hatte ihn davon abgehalten, soeben seinen ersten Mord zu begehen. Das gab ihm zu denken.

Den verlassenen U-Bahn-Schacht, in dem der Betrunkene gelegen hatte, erforschten Frank und Alf an diesem Tag nicht weiter. Stattdessen krochen sie wieder zurück durch das in die Wand gebrochene Loch, während Kohlhaas seinen DC-Stick aus dem Rucksack zog. Die beiden waren mittlerweile müde und über ihnen schien Paris langsam aufzuwachen. Es wurde immer lauter; das Rumoren, Hupen und Rumpeln nahm zu.

„Hier geht es wohl weiter. Nach den zwei nächsten Gängen kommt noch einmal so eine große Zugangsschleuse, ein Stauraum. Was weiß ich?", erklärte Frank, voran in den nächsten Tunnel stapfend.

Alfred sprühte erneut ein rotes Kreuz neben das Loch, durch welches man in den U-Bahn-Schacht kriechen konnte und folgte seinem leicht erregbaren Rebellenfreund.

Sie tappten noch eine Weile entlang stinkender, aber diesmal größerer Abwasserwege, die kleinen Flüssen glichen. Bäumer starrte auf Franks Rücken und war nach wie vor verärgert.

Inzwischen waren sie bereits über zwei Kilometer weit vorgedrungen. Bald hatten sie eine nächste unterirdische Halle erreicht, die ebenfalls von eckigen Pfeilern gestützt wurde. Das Abwasser wurde hier in großen Becken gesammelt und in mehrere Richtungen umgeleitet. Die Bassins waren mit großen Eisengittern abgedeckt; weiter oben befand sich ein Fußweg mit einer Treppe, die mit einem Geländer versehen war. Hier konnte man in einen Kontrollraum gelangen. Schwere Wasserpumpen und Eisenrohre waren überall zu sehen. An den Wänden erkannte Frank Lampen und dicke Kabel. Dieser große

und lange Raum schien oft genutzt zu werden, denn er befand sich im zentralen Innenstadtbereich. Um diese Uhrzeit war er jedoch noch leer.

Die alten gemauerten Wände und steinernen Bögen der Halle hatten etwas Respekteinflößendes, dachte Kohlhaas. Er erblickte eine weitere Eisentreppe, welche die Wand hinaufführte und in einem dunklen Loch endete. Am Ende der Halle befand sich eine verwitterte Stahltür mit einer Lampe darüber.

„Da sieht man mal, was damals für riesige Anlagen gebaut wurden. Schon beeindruckend“, flüsterte Alfred.

„Ja, eine gewaltige Halle. Wie das alte Moria in dem Film“, wisperte Frank.

„Moria?“, fragte Bäumer verdutzt. „Was meinst du denn damit?“

„Da gibt es doch so einen alten Fantasy-Film. Mein Vater hatte ihn mir einmal mitgebracht, als ich noch klein war. Der Film hieß ‚Der Herr der Ringe’. Da mussten die Helden auch durch ein unterirdisches Labyrinth – und das wurde ‚Moria’ genannt. Eine Stadt unter der Erde. Die Zwerge hatten sie gebaut …“, erläuterte Kohlhaas. „Den Film fand ich als Kind toll.“

„Du bist auch so ein Zwerg“, erwiderte Alf lächelnd. „Wohin geht es jetzt?“

Wieder war ein Blick auf die Kartendatei nötig. Vermutlich führte die Stahltür am Ende des Gewölbes in einen erweiterten Bereich, von dem aus sich die Männer in Richtung der „Straße der Humanität“ vorarbeiten konnten.

„Hoffentlich springen hier nicht gleich Arbeiter der Stadtwerke herum“, kam es von Alfred. Es war schon nach fünf Uhr morgens.

„Wir sollten uns beeilen. In dieser Halle sind sie sicherlich nicht so selten, wie in den Bereichen, die hinter uns liegen“, gab Frank leise zurück.

Die Stahltür war abgeschlossen und sogar mit einem digitalen Codeschloss versehen, ansonsten wirkte sie alt und war stark verrostet. Die dunkelgrüne Lackfarbe auf ihrer Oberfläche war zum größten Teil abgeblättert.

Alfred machte sich sofort an die Arbeit und bearbeitete die Tür mit seinem Handschneidbrenner, doch diese erwies sich als sehr hartnäckig. Er musste einen großen Teil des Schlosses zerstören und brauchte dafür fast eine halbe Stunde. Frank blickte sich nervös um und hoffte, dass niemand ihre Arbeit störte. Mit einem leisen Knirschen ging die Stahltür letztendlich auf und die beiden Attentäter betraten einen kleinen Raum, der mit Regalen und einem elektronischen Kontrollpult ausgestattet war. Das Pult erinnerte vom Design her an Maschinen aus den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, es war mit Sicherheit nicht mehr neu.

Über eine steinerne Treppe verließen Frank und Alf wenig später den Raum; sie huschten über einen erhöhten Weg, zu dessen Seiten tiefe Wasserreservoirs zu sehen waren. Dann verschwanden sie wieder in einem der seitlichen Abwasserkanäle, von dem Frank glaubte, dass er ihn auf HOKs Karte gefunden hatte. Der Weg wurde markiert und es ging weiter.

„Die ‚Straße der Humanität' kann jetzt nicht mehr weit sein!", rief Kohlhaas und hechtete durch den schmutzigen Kanal weiter in die Dunkelheit.

Sie liefen ungefähr hundert Meter geradeaus und bogen dann nach links in einen Tunnel ab. Es war wieder einer der größeren Abwasserwege, denn hier rauschte ein kleiner Fluss neben ihnen her. Zahlreiche Kabel, rostige Lampen und Rohre umgaben sie. Ein verblasstes Schild war zu sehen, vermutlich mit Warnhinweisen. Wenig später stand Frank vor dem nächsten Gitter, das ihm den Weg versperrte.

Alfred schnitt die Hälfte des verrosteten Metalls einfach weg und warf das glühende Stück ins Wasser. Nach weiteren hundert Metern flüchtete ein Rattenschwarm vor dem Schein ihrer Taschenlampen in alle Richtungen. Anschließend wurden die gemauerten Decken der Kanalisation höher und sie erreichten eine weitere Halle mit einer riesigen Wasserpumpe und einem kleinen Stausee im Zentrum.

Während sich die beiden Rebellen in den engen und dunklen Kanälen, die den Untergrund von Paris durchliefen, sicher und unbeobachtet fühlten, war es in den großen unübersichtlichen Zwischenhallen anders. Hier hätten sie durchaus weiteren Obdachlosen oder Angestellten der Stadtwerke begegnen können. Doch es war noch früh genug. Bis auf die beiden Rebellen war niemand anwesend.

Von weitem hörten sie plötzlich das Donnern einer ankommenden Metro. Das war ein gutes Zeichen.

„Charles de Gaulle", flüsterte Frank und lehnte sich an einen großen, grauen Pfeiler. „Das wird die U-Bahn-

Station Charles de Gaulle sein. Sie liegt ganz in der Nähe des ‚Tempels der Toleranz'."

Erneut warfen die zwei einen Blick auf die Dateien mit den Lageplänen der Abwasserkanäle, anschließend kletterten sie eine eiserne Leiter herab und verschwanden in einem größeren Zufuhrkanal, der sie in Richtung der Geräuschquelle führte. Der Weg durch den unterirdischen Tunnel war lang und eintönig. Es stank bestialisch. Frank beruhigte Alf, nun war es nicht mehr weit.

Nur noch ein Kanal musste passiert werden, dann waren sie fast direkt unter dem Platz, den einst der Triumphbogen geschmückt hatte. Wieder vernahmen sie das Dröhnen der U-Bahn, die durch das Erdreich jagte. Erfolgreich waren die beiden durch die Gedärme von Paris gekrochen und hatten das Ziel beinahe erreicht. Neben ihnen führten rostige Aufstiegsleitern nach oben zu schmutzigen Kanaldeckeln, unter denen sich Armeen von Spinnen versammelt hatten.

Kurze Zeit später hatten sie es geschafft. Der „Tempel der Toleranz" war direkt über ihren Köpfen. Autos brummten und hupten auf der stark befahrenen Straße, man hörte den einen oder anderen Menschen brüllen. Paris erwachte. Jetzt war es Zeit, zu verschwinden.

Frank sprang wie eine Katze an einer der Aufstiegsleitern hoch und hob den Gullydeckel leicht an, um hinaus zu spähen. Sie waren richtig. Es hatte tatsächlich funktioniert, durch die dunklen Kanäle an diesen Ort zu kommen. Im Augenwinkel erkannte Kohlhaas eine Außenmauer des Toleranztempels, einem hässlichen Gebilde aus Stahlbeton, das einer Pyramide glich.

„Wir haben es geschafft. Es hat geklappt", gab er Alf freudig zu verstehen, während er die Leiter wieder herabstieg.

„Noch etwa dreißig Meter!" Alfred zeigte in die Dunkelheit eines Abwasserkanals. „Dort lagern wir die Bombe und jagen sie hoch. Das müsste reichen, um den Platz vor dem Tempel aufzureißen."

„Ja, das tun wir!", erwiderte Frank mit einem giftigen Lächeln. „Jetzt sollten wir uns allerdings schnellstens verdrücken."

Mit wachsender Zuversicht und Zufriedenheit schlichen die zwei zurück. Ab und zu musste Frank den Rückweg auf den Lageplänen überprüfen, aber meistens ließ ihn sein Orientierungssinn nicht im Stich. Alfreds gesprühte Kreuze waren dabei eine zusätzliche Hilfe.

Vollkommen müde, stinkend und verdreckt krochen sie in den frühen Morgenstunden wieder aus dem Schacht gegenüber der leer stehenden Fabrikhalle heraus.

Auf ihrem Rückweg durch die Straßen wurden Frank und Alf von kaum jemandem beachtet; selbst die verdreckten Kleider der beiden schienen im Halbdunkel des Morgengrauens niemandem aufzufallen. Abgerissene Gestalten, die durch die Straßen der Metropole schlichen, gab es hier genug.

Das Hotelzimmer wartete auf sie und Stille herrschte auf dem unbeleuchteten Gang ihrer Etage. Erleichtert zogen sie die Tür hinter sich zu und freuten sich auf eine heiße Dusche. Diesen Luxus hatten sie seit Jahren nicht mehr gehabt. Frank und Alf genossen das heiße Wasser, das ihnen den Gestank von den Körpern spülte. Wenig später

schliefen sie ein. Nun waren es nur noch wenige Tage, bis zu dem großen Ereignis, das sich Frank als Bühne für seine Rache ausgesucht hatte.

Vor dem Sturm

Frank und Alfred verließen das kleine Hotel „Sunflower" in den folgenden Tagen immer abwechselnd, um in den nahegelegenen Supermärkten Nahrungsmittel zu kaufen. Niemals aßen sie im kleinen Speiseraum des Hotels mit den anderen Gästen zusammen und auch sonst gingen sie jedem Menschen aus dem Weg.

Nur im Hotelzimmer nahmen sie den billigen Massenfraß, meist von der Globe-Food-Lebensmittelkette produziert, zu sich. Der Fernseher lief den ganzen Tag und überschüttete sie mit leichter Unterhaltung und alten Spielfilmwiederholungen; stets unterbrochen von den stündlichen Nachrichten.

Es war in diesem Zusammenhang interessant zu sehen, wie die Mächtigen mit dem Inselstaat Japan umgingen. In regelmäßigen Abständen kamen die neuesten Berichte über den digitalen Äther.

Japaner wurden interviewt, die angeblich das Land verlassen hatten bevor sie Matsumotos Häscher hatten ergreifen und hinrichten können, weil sie sich für den „Weltfrieden" und die „Demokratie" eingesetzt hatten. Ron Baldwin, der wenig vertrauenswürdig aussehende Berater des Marionettengouverneurs Ikeda, welcher mit diesem zusammen aus dem Land gejagt worden war, trat nun in fast jeder Nachrichtensendung auf.

Er jammerte und betonte seine große Sorge bezüglich des Wohls des japanischen Volkes, das er so lieben gelernt hatte, seitdem er als Verwalter der Greenbaum Brothers Bank 2020 auf die Insel gekommen war. Baldwin schaute

durchgehend sorgenvoll und betroffen, doch wirkte er dennoch nicht wie ein von Grund auf guter Menschenfreund.

Acht große Kriegsschiffe waren von der Global Control Force in die östlichen Gewässer Japans entsandt worden, um die Situation zu beobachten. Der Weltpräsident selbst hatte dem Inselvolk ein Ultimatum gestellt und gefordert, dass es bis zum Ende des Monats wieder in das Netz des Weltverbandes zurückkehren müsse. Andernfalls drohten „unschöne Konsequenzen für die Matsumoto-Diktatur", grollte er vor laufenden Kameras.

Dabei verschwiegen die Medien, dass der neue Präsident des Inselstaates durch den Willen seines Volkes an die Macht gekommen und von den meisten Japanern unterstützt wurde. Haruto Matsumoto erfreute sich derzeit größter Beliebtheit. Immerhin setzte das Inselvolk in seiner Verzweiflung sämtliche Hoffnungen in ihn.

Allerdings war es im Verlauf der politischen Umwälzungen zu spontanen Lynchmorden durch die wütenden Volksmassen gekommen. Diener der Weltregierung, die das Land jahrelang ausgepresst hatten, waren vor allem in Tokio und Osaka auf offener Straße erschlagen worden.

Verantwortlich dafür war, so die gleichgeschalteten Medien, ausschließlich der „Faschist Matsumoto". Und so steigerte sich die Hetze gegen die rebellischen Japaner bis zum blanken Hass. Eine militärische Intervention sei allerdings, so die Worte des Weltpräsidenten, zur Zeit nicht geplant, beruhigte die Nachrichtensprecherin die Zuschauer.

„Wir werden sehen!", dachte Frank.

„Jetzt neu, in deinem KCN-Shop! Call 070023456 und hol ihn dir! Sergeant Powers, deinen Supersoldaten! Er macht sie alle platt! Yeah!“, dröhnte eine markige Stimme aus dem Fernseher, während eine Hand mit einer Actionfigur, dem genannten Sergeant Powers, herumfuchtelte.

„Terroristen, Diktatoren, böse Leute! Sergeant Powers macht sie alle fertig! Hol dir jetzt deinen Sergeant und mach die Bösewichte nieder! Für nur 19,95 Globes hier in deinem KCN-Shop! Yeah!“

Freundlicherweise wies der Werbespot die jungen Konsumenten auch noch darauf hin, dass sie sich bei der „KCN-Bank für Kids“ Geld leihen konnten, falls ihre Eltern gerade keinen Globe für Sergeant Powers übrig hatten.

„Oh, Mann“, seufzte Alf. „Mach bloß diese Scheiße aus!“

„Gleich kommt auf KCN ‚Der kleine Flüsterer‘. Diesen Gehirnwäschekram für Kinder müssen wir uns unbedingt einmal ansehen.“

„Wenn's sein muss“, gab Bäumer angewidert zurück.

Es dauerte nur noch wenige Minuten, dann beglückte KCN (Kid Control Network), der größte Kindersender, den man weltweit empfangen konnte, seine erwartungsvollen Zuschauer mit der Unterhaltungsshow „Der kleine Flüsterer“.

Vor einigen Jahren hatte KCN mit der Serie angefangen; mittlerweile war sie zu einem Kassenschlager mutiert, der sich auch im Erwachsenenfernsehen größter Beliebtheit erfreute und extrem hohe Einschaltquoten hatte.

Die eigentliche Zielgruppe des Senders aber blieben nach wie vor die Kinder. Inzwischen gab es die skurrile Show in unzähligen Sprachen.

Frank und kurz danach auch Alf, der sich nirgendwo vor der Beschallung aus dem Fernsehgerät verstecken konnte, starrten mit nachdenklichen Mienen auf den Bildschirm: Jetzt war es Zeit für den „kleinen Flüsterer“.

Ein schleimig wirkender Moderator mit blitzend weißen Zähnen und einem ebenso weißen Anzug eröffnete die Show und das Publikum aus kleinen Kindern jubelte und trampelte mit den Füßen.

„Hey, kids! I’m Funny Paul! Who are you?“, rief er ekstatisch.

„We are the kids!”, brüllten die kleinen Wichte und tobten begeistert.

So begann eine jede Folge von „Der kleine Flüsterer“. Dies war die deutschsprachige Version, die man auch hier in Paris, neben etwa 700 anderen Fernsehshows aus aller Welt, empfangen konnte.

Die Kamera schwenkte herum und zeigte abwechselnd Kinder verschiedener Nationalitäten. Die heile „One-World“ – zumindest im Fernsehen wirkte sie niedlich. Anschließend wurden die kindlichen Kandidaten der heutigen Sendung vorgestellt: Die kleine Tina aus Bitterfeld, Tommy aus Hamburg, Robin aus Bremen, Gülay aus Bochum, Kim-Song aus sonst wo …

Während sich Alf an den Kopf fasste, kreischten die Kinder voller Freude. „Mach endlich den Mist aus!“, bat er Frank mitleidig.

Doch Kohlhaas blieb hart. Zumindest eine Sendung der Unterhaltungsshow, von der die beiden Vollzugsbeamten

geredet hatten, als sie ihn damals nach „Big Eye“ verfrachtet hatten, wollte er sich ansehen.

Nach einer Weile bat der Moderator die kleine Tina, ein süßes Blondchen mit Zöpfen und einem verschmitzten Lächeln, auf die Showbühne.

„Du weißt ja, Tina, Wachtmeister Wuff und ich müssen immer aufpassen, dass die Leute keine bösen Dinge über unseren Weltpräsidenten sagen. Deshalb brauchen wir auch die vielen Kinder hier, die uns helfen. Du hast uns letzte Woche gesagt, dass dein Papa etwas ganz Böses über den Onkel Weltpräsidenten gesagt hat und willst heute auch dein Pony gewinnen, oder?“, sagte der Moderator schmunzelnd.

„Ja, bitte Funny Paul!“, bettelte das kleine Mädchen und klappte die blauen Äugelchen auf.

„Wenn du deinen Papa bei einer ganz bösen Aussage erwischt hast, dann sind Wachtmeister Wuff und ich auch ganz stolz auf dich, denn dann hast du uns wirklich geholfen“, flüsterte Funny Paul.

Er wandte dem Publikum zu. „Und wem sagt die Tina jetzt die ganzen bösen Worte, die sie bei ihrem Papa gehört hat?“

„Dem großen OOOOhhhrrrr!“, schrien die Kinder, wobei sie mit ihren Füßen trampelten.

Ein großes Ohr aus Plastik wurde auf die Bühne gefahren und die kleine Tina schaute etwas unsicher darauf.

„Keine Sorge, Tina! Das große Ohr ist dein Freund, du kannst ihm alles erzählen“, wisperte der Moderator dem kleinen Mädchen zu.

„Gut!“, hauchte die Kleine mit einem verlegenen Lächeln. „Ich sage alles.“

Schließlich flüsterte sie dem großen Plastikohr zu: „Der Papa hat gesagt, der Onkel Weltpräsident ist ein … ähmm … Schwein und man soll den Weltpräsident … ähmmm … am besten, auf ihn schießen."

Sie erzählte noch mehr und wurde immer gesprächiger; manche Aussagen ihres Vaters hatte sie sogar auf einem rosa Zettelchen notiert. Der Moderator ermutigte das Kind derweil, wirklich alles zu sagen; es würde ja ihr Geheimnis bleiben und außer dem Publikum und den Millionen Fernsehzuschauern würde es doch sonst niemand hören. Alles, was die kleine Tina sagte, wurde am unteren Bildschirmrand eingeblendet.

„Oh!", stieß der Moderator aus. „Das alles hat dein Papa gesagt?"

„Hmmm … ja …", anwortete das Kind.

„Dann ist dein Papa nicht gesund. Er ist krank. Ich glaube, wir müssen ihm helfen. Aber erst einmal fragen wir ihn selbst. Wir fragen jetzt Tinas Papa, Kinder! Ist das okay?", rief Funny Paul und winkte mit den Händen.

„Ja!", brandete es durch das Publikum.

Nun wurde live in einen Raum umgeschaltet, in dem Herr Notmeier, Tinas Vater, an einem Tisch saß. Er wirkte augenscheinlich wenig glücklich und lächelte ängstlich in die Kamera. Funny Paul befragte ihn zu den Aussagen, die seine Tochter gehört haben wollte, und ihr Vater versuchte, sich stümperhaft heraus zu reden. Er druckste derart herum, dass er keine sonderlich gute Figur machte.

Dann kamen weitere Kandidaten an die Reihe: Tommy, Kim-Song und einige mehr. Alle beichteten sie dem großen Plastikohr, was sie an „bösen Wörtern" von ihren

Eltern, Verwandten oder Nachbarn gehört hatten. Anschließend kam das Finale.

„Wer war heute der beste ‚Böse-Wörter-Detektiv', Kinder?", schmetterte Funny Paul durch den Saal.

Die Kinder durften abstimmen und wählten Tina zur besten „Böse-Wörter-Detektivin" der heutigen Show. „Tina! Tina! Tina! Tina!", hallte es aus dem Fernsehkasten.

Das Mädchen bekam ein Pony als Preis und fiel vor Freude fast in Ohnmacht. Beiläufig erzählte ihr Funny Paul noch, dass ihr Papa jetzt erst einmal für längere Zeit in ein Hotel müsse, wo man alles tun würde, um ihm zu helfen. Doch Tinas Freude über das neue Pony war so groß, dass sie diesen Satz schlichtweg überhört hatte.

Gegen Ende der Show stieg ein Mann in einem Hundekostüm und einer Polizeiuniform eine lange Treppe herunter; begrüßt wurde er vom frenetischen Jubel des kindlichen Publikums. Es war Wachtmeister Wuff, welcher, wie Funny Paul erklärte, unermüdlich die „bösen Wörter" jagte, um die Welt besser zu machen. Er winkte mit den Stoffhänden, schwang seinen Polizeiknüppel und seine überdimensionalen Handschellen aus Gummi. Die Kinder johlten.

Zum Abschluss sang er mit den Kindern das „Eine-Welt-Lied" und alle stimmten fröhlich mit ein. Funny Paul grinste in die Kamera, während die kleine Tina noch immer vor Freude über ihr Pony wie ein Flummi auf und ab hüpfte. Schließlich endete die Show mit einem „Werbeblock für Kids". Frank machte die Glotze aus und drehte sich verstört ab.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar hielten Frank und Alfred abwechselnd Wache am Fenster des Hotelzimmers oder packten Essensrationen und Ausrüstung zusammen. Um drei Uhr morgens waren die beiden abmarschbereit; sie schulterten ihre Rucksäcke, schlossen leise das Hotelzimmer ab und huschten schemengleich durch den dunklen Flur in die untere Etage. Das Auto parkten sie ein paar Häuserblocks weiter in einer Seitengasse hinter einer schäbigen Mietskaserne.

Sie gedachten, nicht mehr in das „Sunflower" zurück zu kehren und wollten nach dem Anschlag so schnell wie möglich von Paris nach Compiegne flüchten.

In dieser Nacht waren ihre Schritte besonders leise. Heute war es außergewöhnlich kalt, Regen fiel aber glücklicherweise nicht.

Frank und Alf bewegten sich mit noch größerer Vorsicht als in den Stunden, in denen sie die Tunnel erkundet hatten, denn diesmal entschied sich alles. Wenn sie eine Polizeistreife erwischt und nach dem Inhalt ihrer Rucksäcke gefragt hätte, wären die beiden Widerstandskämpfer mehr als nur in Erklärungsnot gewesen. Zudem hatten sie Handfeuerwaffen und Nahkampfmesser dabei. Solche Dinge nahm man selbst im Jahre 2029 nicht einfach auf einem Abendspaziergang durch Paris mit. Umsichtig huschten sie von einer dunklen Ecke zur nächsten. Die Baseballmützen hatten sie tief ins Gesicht gezogen und wachsame Augen lugten darunter hervor, überall Feinde und neugierige Beobachter witternd. Frank und Alfred waren wie zwei Raubtiere, mit gespitzten Ohren und scharfen, kalten Augen.

Das eine oder andere Auto fuhr an ihnen vorbei. An der Abzweigung zur Rue de York, als sie sich im Schatten eines leerstehenden Ladens postiert hatten, sahen sie plötzlich ein Polizeiauto um die Ecke biegen. Frank und Alf schoss die Panik in die Knochen; trotzdem versuchten sie, unauffällig weiter zu schlendern und taten so, als beachteten sie den Streifenwagen nicht.

Das Brummen des Motors kam näher und die Anspannung wuchs ins Unermessliche. Hätte sie ein Polizist auch nur nach ihren Personalien gefragt oder gar einen Blick in ihre Rucksäcke werfen wollen, dann wären sie gezwungen gewesen, ihn zu erschießen. Genau wie jeden Zeugen, der sonst noch anwesend war. Kiloweise NDC-23 und Pistolen trug nun einmal niemand mit sich herum, der lediglich Paris besichtigen wollte.

Das Polizeiauto näherte sich und fuhr plötzlich langsamer. Allerdings hielt es nicht an und kein Beamter stieg aus. Vermutlich wollte der Fahrer nur einen flüchtigen Blick auf die beiden dunklen Gestalten werfen, die hier durch die Gassen schlenderten.

Das war das Glück der beiden Attentäter, aber auch das der Beamten, denn Frank und Alf waren zu allem entschlossen.

„Schwein gehabt“, flüsterte Kohlhaas.

„Gehen wir weiter“, meinte Alf. „Wir sind ja nur brave Bürger.“

„Mit ein bisschen NDC-23 im Säckle!“ Frank lächelte in sich hinein, er war mehr als erleichtert. Bis auf den einen oder anderen Passanten oder herumlungernde Obdachlose waren die Straßen in diesem Teil von Paris leergefegt. Nach einer weiteren Hast durch halbdunkle Gassen hatten

die beiden schließlich den Schachtdeckel vor der leerstehenden Fabrik erreicht, welchen Alfred, nachdem sie aus dem Kanalsystem zurückgekehrt waren, wieder ordnungsgemäß geschlossen hatte.

Erneut stießen sie in die Pariser Unterwelt vor, diesmal war es jedoch kein ekelhafter, aber ansonsten harmloser Erkundungsmarsch mehr. Heute war es blutiger Ernst.

Bei dem Gedanken, in diesem Gewölbe bis zur Mittagsstunde des 01.03.2029 ausharren und sogar dort übernachten zu müssen, wurde Frank mulmig.

Aber was war, wenn sie auf einmal, wenn alles schnell gehen musste, plötzlich vor Absperrgittern, die erst in den letzten Tagen aufgestellt worden waren, oder gar Sicherheitskräften standen? Sie mussten die Lage genau im Blick behalten und auf Veränderungen reagieren können.

Es war der gleiche Weg wie beim letzten Mal. Ratten und Spinnen erschienen erneut als Begrüßungskomitee in den langen Gängen der Kanalisation. Als Frank und Alf im ersten größeren Raum angekommen waren, musterten sie noch einmal ihre Ausrüstung, um auf alle Zwischenfälle vorbereitet zu sein. Kohlhaas blickte geistesabwesend auf sein Nahkampfmesser mit der gezackten Klinge, welches ihm John Throphy von einer seiner Reisen nach Weißrussland mitgebracht hatte, dann steckte er es zurück in den Rucksack.

Die roten Markierungssymbole, die Alf an die Wände gesprüht hatte, waren nach wie vor da und leisteten einen wichtigen Dienst. Auch die zerstörten Absperrgitter waren nach dem ersten Vordringen in das Kanalsystem zum Glück noch von niemandem erneuert worden.

Die beiden Männer einigten sich darauf, nicht im direkten Umfeld der Veranstaltung zu übernachten. Wenn Trupps von Sicherheitsleuten die Gänge vor dem Ereignis durchsuchten, dann in diesem Bereich. Indes entschieden sie sich für den stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie durch das Loch in der Mauer erreichen konnten. Hier war die Luft nicht ganz so stickig, da von irgendwo sogar eine frische Böe in den Tunnel hinein zu kommen schien. Trotzdem war es kalt, unheimlich und verdammt dunkel.

„Was ist, wenn hier wieder Leute rumschleichen?", flüsterte Frank.

„Einer von uns muss aufbleiben und Wache halten, während der andere schläft", erwiderte Alf. „Ich fange von mir aus an."

Sie suchten den Schacht nach Feuerholz ab und fanden schnell allerlei brennbares Gerümpel, vermutlich die Hinterlassenschaften einiger Clochards. Wenig später entfachten sie ein kleines Lagerfeuer; einen winzigen Ort der Wärme und des Lichtes in dem ansonsten endlosen, gähnenden Tunnel.

Kohlhaas ließ sich Alfs Angebot jedenfalls nicht zweimal sagen, wickelte sich in seine Decke ein und legte sich auf den Boden neben den Schienen, nachdem er zuvor noch ein paar trockene Bretter und eine alte Plastikfolie dorthin gezogen hatte.

Diese Nacht versprach furchtbar zu werden. Allein in der finsteren Weite des alten Schachtes. Selbst dem abgehärteten Bäumer bereitete die bedrohliche Düsternis Unbehagen.

Irgendwann weckte er seinen Freund und bat ihn, den Rest der Nachtwache zu übernehmen. Verschlafen und

genervt richtete sich Frank auf und setzte sich an das glimmende Feuer. Es dauerte nur Minuten, dann war Alfred eingenickt und begann zu schnarchen. Es war das einzige Geräusch an diesem finsteren Ort und Kohlhaas war nach einer Weile froh, es hören zu dürfen. Die Dunkelheit starrte ihn aus der Ferne an und manchmal glaubte er, ein leises Husten oder Weinen irgendwo zu vernehmen, doch in dieser Nacht war der U-Bahn-Tunnel leer.

Irgendwann war es 6.00 Uhr morgens. Frank und Alfred stopften sich ein paar Brotscheiben zwischen die Backen, um dann mit ihrer Erkundungstour zu beginnen.

Sie schlichen langsam vorwärts, ohne auf jemanden zu treffen. Nirgendwo waren Absperrungen repariert oder gar zusätzlich von der Polizei aufgestellt worden. Mit einem Gefühl der Zuversicht kehrten sie schließlich wieder in ihr Versteck zurück.

Die restlichen Stunden des 27.02.2029 verbrachten Frank und Alf mit Kartenspielen oder Gesprächen am Lagerfeuer. Später erkundeten sie noch ein paar Seitengänge, in der Hoffnung, eine weitere Abkürzung zu finden. Sie zogen den alten Metroschacht nicht bloß wegen der besseren Luft und des Lagerfeuers der Kanalisation vor. Abgesehen von den größeren Hallen mit den Wasserreservoirs waren die Kanalabflüsse keine Orte, wo sie sich länger als nötig aufhalten wollten.

Hier unten erschienen ihnen die Stunden endlos. Wieder hatten sie eine lange und unbequeme Nacht vor sich, wobei Frank diesmal als erster mit der Wache begann, während sich Alfred zum Schlafen bereit machte.

Kohlhaas war vollkommen erschöpft und knabberte gelangweilt an einer Salzstange aus dem Supermarkt. Die Dunkelheit um ihn herum machte ihn nervös. Er legte weiteres Holz nach, das er auf einem Schutthaufen neben den Schienen entdeckt hatte. So kauerte er vor dem Feuer, als er plötzlich zusammenzuckte.

Eine blasse Gestalt hatte ihren Kopf jenseits ihres Lagerplatzes aus der Finsternis herausgeschoben. Es war ein Kind gewesen, das sich den Finger auf die Lippen gepresst und damit wohl angedeutet hatte, dass sie leise sein sollten. „Pssst!“, glaubte Frank gehört zu haben, bevor wieder die übliche Dunkelheit zurückgekehrt war.

Sein Puls raste. Hastig richtete er den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf den Ort der unheimlichen Erscheinung, doch dort lagen nur Steine und Unrat. Von einem Kind war nichts zu sehen. Kurz dachte Kohlhaas daran, seinen Partner aufzuwecken, um ihm davon zu erzählen, doch er ließ Bäumer schlafen. Da war nichts gewesen. Überhaupt nichts!

Nach zwei Stunden war Frank froh, dass er nun Alfred die Nachtwache übergeben konnte. Schnell schlief er ein. Als er in den frühen Morgenstunden wieder an der Reihe war, leuchtete er zuerst die seltsame Stelle, wo er glaubte, das Kind gesehen zu haben, mit der Taschenlampe aus. Er rannte sogar dorthin und suchte noch gründlicher. Doch nach wie vor war dort niemand.

Das Feuer flackerte und drängte die Schwärze des U-Bahn-Schachtes hartnäckig zurück. Frank musste weiteres Feuerholz holen; mit hämmerndem Herzen ging er auf die Finsternis zu und umklammerte seine Taschenlampe.

Um etwa 8.30 Uhr morgens glaubte Alfred Stimmen gehört zu haben. „Ruhig!“, zischte er und tippte Frank an. „He! Hörst du das nicht?“

Kohlhaas schreckte auf und spitzte die Ohren, Bäumer lag richtig. Jetzt hörte er ebenfalls Menschen, die irgendetwas auf französisch riefen. Ihre Stimmen hallten durch die langen Kanäle. Sie mussten vorsichtig sein.

„Ich sehe nach“, sagte Alfred leise.

„Aber pass bloß auf!“, antwortete Frank und klopfte ihm auf die Schulter.

Bäumer sprang hoch und kroch durch das Loch in der Mauer in den Kanal. Er hechtete den Gang weiter bis zur Gabelung herunter und sprang dann mit beachtlicher Geschwindigkeit in den nächsten. Im Augenwinkel konnte Alf eines der roten Kreuze sehen, welches er zuvor an die Wand gesprüht hatte. Die Stimmen wurden lauter, sie kamen aus der größeren Halle mit dem Kontrollraum. Nach einigen Minuten war Alf weit genug in das Gewirr der Abwasserkanäle vorgedrungen und näherte sich dem Raum mit den Wasserbecken. Wieder hörte er jemanden etwas rufen. Er schaltete die Taschenlampe aus und wurde im Nu von der Finsternis verschluckt. Behutsam pirschte er sich weiter an die Geräuschquelle heran.

Jemand hatte in der Halle das Licht angemacht, das das hohe Gewölbe schwach ausleuchtete. Bäumer wagte sich indes nicht mehr vor; er blieb in einer Ecke des Kanals, der in die Halle führte.

Derweil waren die Stimmen noch ein wenig lauter geworden und erfüllten die kleine Kontrollkammer neben der Stauhalle. Ein Mann kam aus dem Raum und rief einem anderen ein paar Wortfetzen zu. Die beiden waren

offenbar Arbeiter der Pariser Stadtwerke, die hier ihren Rundgang machten.

Nachdem sie Alfred eine Weile beobachtet hatte und einer der Arbeiter ein Wasserbecken mit der Taschenlampe bis auf den Grund ausgeleuchtet hatte, gingen die zwei Männer über die mit einem Geländer versehene Brücke davon. Sie bogen in einen Nebenraum ab und Bäumer hörte sie sich laut unterhalten. Dann verklangen ihre Stimmen in der Ferne. Der Rebell drehte sich um, um wieder in Richtung des stillgelegten U-Bahn-Schachtes zu verschwinden.

„Hoffentlich ist denen nicht aufgefallen, dass wir die Absperrgitter und die Stahltür geöffnet haben“, sagte er zu sich selbst.

Die Arbeiter hatten jedoch einen gelassenen Eindruck gemacht. Vermutlich war dies nur ein Kontrollgang gewesen, den sie öfter unternahmen, aber keineswegs allzu genau nahmen. Und selbst wenn sie das eine oder andere reparierten, konnten es Frank und Alfred noch in dieser Nacht wieder zerstören und durchlässig machen.

Frank wartete an dem kleinen Lagerfeuer und war erleichtert, als er Bäumer durch das Loch in der Wand kriechen sah.

„Verdammt, das hat ja gedauert. Gut, dass das eben deine Taschenlampe war. Ich hatte schon die Pistole im Anschlag.“

„Dort hinten waren Arbeiter, aber keine Bullen“, sagte Alf, während er sich wieder neben seinen Freund niederließ. „Mal sehen, ob hier morgen noch jemand runterkommt.“

„Wusstest du, dass die vor vielen Jahren mal einen ausgewachsenen Alligator in der Pariser Kanalisation gefunden haben?“, unterbrach ihn Frank, wobei er hämisch zu seinem Mitstreiter herüberlugte.

„Der ist mir jedenfalls lieber als die Sicherheitskräfte“, gab Alf mit einem Grinsen zurück.

Die Nacht, die im Untergrund nur durch einen Blick auf die Uhr vom Tag unterschieden werden konnte, war für die beiden Rebellen diesmal fast entspannt. Wie vor einer Klausur in der Schule, für die man lange gelernt und an deren Unabwendbarkeit man sich bereits gewöhnt hatte. Morgen war der Tag der Abiturprüfung. Nur dass sie etwas blutiger und gefährlicher ausfiel, als zu Schulzeiten. Frank und Alf hielten einmal mehr abwechselnd Nachtwache, wurden allerdings von seltsamen Erscheinungen und eingebildeten oder realen Besuchern verschont.

Um 6.30 Uhr piepte Bäumers Uhr und riss die zwei Widerstandskämpfer aus ihrem erstaunlich erholsamen Schlaf. Das Lagerfeuer glühte noch vor sich hin, ansonsten war die kalte Dunkelheit wieder in jede Ritze des alten Tunnels gekrochen.

Langsam erhoben sich die beiden von ihrem Lager und frühstückten ein paar aufgeweichte Toastbrote. Sie schmeckten nicht sonderlich gut, die Erzeugnisse von Globe Food, doch als eventuelle Henkersmahlzeit waren gerade noch zu gebrauchen.

„Wir müssen jetzt zügig unser Zielgebiet aufsuchen. Wenn heute Bullen hier runter kommen, dann morgens. Das müssen wir im Auge behalten“, erklärte Alf, die Ausrüstung auf Vollständigkeit untersuchend.

Den Zeitzünder für die Bombe stellte der Hüne mehrfach an und aus. Dann versteckten er den Sprengstoff unter einem Schutthaufen, damit ihn nicht noch versehentlich ein Obdachloser mitnahm.

Kohlhaas tippte sich derweil durch die Dateien seines DC-Sticks. Er wollte, obwohl sie den Weg schon zweimal abgelaufen waren, trotzdem auf Nummer sicher gehen.

Wie Kanalratten, die sich mittlerweile schon in ihrer nassen und finsteren Heimat eingelebt hatten, schlüpften sie lautlos durch die Abwassertunnel und ließen vor allem in den größeren Räumen, die wenig Deckung boten, äußerste Vorsicht walten.

Sie tappten still durch die Tunnel; meistens nur mit einer Taschenlampe im Einsatz, um keine allzu großen Lichtkegel zu verursachen. Als sie in die große Halle mit den Wasserpumpen kamen, die Frank an „Moria" aus dem alten Film erinnert hatte, sahen sie, dass die von ihnen aufgeschweißte Stahltür, über der eine verwitterte Lampe wie das blinde Auge eines Zyklopen in die Halle glotzte, noch immer offen stand. Hier schien seit ihrem ersten Eindringen niemand mehr gewesen zu sein oder die erst auf den zweiten Blick erkennbare Zerstörung der Tür war unbemerkt geblieben.

Nach dem Lauf durch mehrere Kanäle waren sie ihrem Zielort schon sehr nahe gekommen. Frank und Alf hockten sie sich in eine dunkle Ecke und warteten. Der Tempel der Toleranz und die U-Bahn-Station „Charles de Gaulle" konnten nicht mehr weit sein. Man hörte die Metro wieder in der Ferne rumpeln. Autos fuhren heute keine auf der „Straße der Humanität", denn sie war bereits seit einem Tag komplett abgesperrt.

Irgendwann am frühen Vormittag vernahmen sie auf einmal aus mehreren Richtungen Stimmen. Frank und Alfred sahen sich verstört an; im nächsten Augenblick huschte auch schon ein Lichtschein direkt über ihre Köpfe hinweg. Er fand jedoch glücklicherweise kein Ziel außer verwitterten Rohren und dem dunklen Schlund eines Nebenschachtes. Ein Polizist der Global Police kam auf ihren Gang zu und leuchtete die Umgebung ab.

„There is nothing here!", brüllte er und einer seiner Kollegen, offenbar auch kein Franzose, rief etwas zurück.

„Okay!", schallte es aus einem anderen Gang in der Nähe des Aufstiegs zum Tempel der Toleranz.

„This job is fucked up!", gab er nur zurück. Offenbar hatte er keine große Lust, durch stinkende Abwasserkanäle zu krabbeln.

„Check the tunnels in your area!", erhielt er als Antwort.

Der Beamte richtete den Strahl seiner Taschenlampe in den gegenüberliegenden Tunnel. Frank rutschte derweil fast das Herz in die Hose; er warf sich in den Rinnsaal des Brackwassers zwischen seinen Stiefeln. Alf tat es ihm gleich. Inzwischen stand der Polizist nur noch etwa fünfzig Meter von ihnen entfernt und nuschelte irgendetwas in sein Funkgerät.

„Lass uns aus diesem Loch hier verschwinden", zischelte Frank.

„Ja, aber vorsichtig", wisperte Alf zurück, während er sich geräuschlos umdrehte.

Während der Sicherheitsmann weiter in sein Funkgerät brabbelte, machten sich Frank und Alfred für einen stillen Rückzug in ein weiter entferntes Areal bereit. Sie schlichen behutsam davon, doch plötzlich glitt Frank auf dem

nassen Untergrund aus und rutschte in den dreckigen Rinnsaal hinein. Ein leises „Platsch“ schallte aus dem Abwasserkanal, der das Geräusch noch verstärkte.

Jetzt ergriff die beiden die Angst und sie versuchten, sich so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu entfernen. Der Kopf des Polizisten schwenkte herum und seine Taschenlampe mit ihm. Sofort sprang ihr Schein wie ein wütender Löwe in Richtung des Tunnels, in dem die Widerstandskämpfer gekauert hatten. Diese waren jedoch schon einige Meter weit gerannt, so dass nur noch leise Schritte und das Klatschen von Wasser zu vernehmen waren. Der Lichtschein bohrte sich in den finsteren Schlund und leuchtete den vorderen Teil aus.

„Is there somebody?“, rief der Polizist in den schwarzen Durchgang.

„Hey, give me a sign!“, fügte er hinzu.

Dann drehte er sich um. Sein Funkgerät krächzte und er gab sich Mühe, einem Kollegen in halbwegs verständlichem Englisch zu antworten.

„I thought I heard something. But I think it was a rat“, gab er zu verstehen.

Kohlhaas und Bäumer hatten sich gerade noch rechtzeitig in einen abzweigenden Gang zurückgezogen, wobei der gelangweilt wirkende Beamte keine Muße hatte, intensiver nach dem Verursacher des Geräuschs zu suchen.

„Don’t know! Shit!“, hörte Frank ihn leise fluchen, daraufhin ging er in einen anderen Bereich der Kanalisation.

Die beiden Attentäter atmeten auf. Völlig unvorbereitet hatte sie der Lichtschein der Taschenlampe überrascht. Um ein Haar wären sie gesehen worden. Frank und Alf

warteten noch eine Stunde im Schutz der vom Gestank geschwängerten Dunkelheit ab, bis keine Stimmen mehr aus der Ferne zu hören waren.

Auf ihrem Weg zum stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie unter größter Anspannung und Vorsicht zurücklegten, waren keine Polizisten zu sehen. Die Männer der Global Police, die aus vielen verschiedenen Ländern rekrutiert worden waren, ähnlich der GCF-Besatzungstruppen, hatten wohl doch keinen allzu großen Bezug zur französischen Kultur.

Jedenfalls hielt sich ihr Interesse, die berühmte Kanalisation von Paris genauer zu erkunden, stark in Grenzen. Sie machten lediglich ihren Job und untersuchten den unmittelbaren Bereich unter dem Platz vor dem Toleranztempel, mehr aber auch nicht.

Polizisten, die bloß „ihren Job" machten, kamen Frank und Alf indes mehr als gelegen. Als sie wieder ihr Lager aufsuchten, war alles noch an seinem Platz. Auch der Sprengstoff, der bald seinen großen Auftritt haben sollte.

Bombenstimmung

Während Frank und Alfred unter der Erde auf den Angriff warteten und die Minuten in einem Zustand größter Anspannung abzählten, glich Paris an der Oberfläche einem Hexenkessel.

Die Eröffnungsrede von Leon-Jack Wechsler, dem Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“, sollte um 13.00 Uhr den Massen präsentiert werden. Die Straßen der Riesenstadt waren schon jetzt, um gerade 11.00 Uhr, vollkommen überfüllt. Ein gigantischer Brei von mehr als zwei Millionen Menschen, drängte sich in Richtung der „Straße der Humanität“ zusammen.

Bereits in den frühen Morgenstunden war es zu schweren Zusammenstößen zwischen Besuchern der Veranstaltung und der Polizei gekommen.

In vielen Vierteln der Metropole, vor allem in den Araberghettos, hatte es seit dem Morgengrauen des 01.03.2029 blutige Straßenschlachten mit zahlreichen Toten und Verletzten gegeben. Über 40 GP-Polizisten und mehrere hundert Araber waren getötet worden.

Französische Patrioten hatten in der Innenstadt über Nacht riesige Transparente mit Sprüchen wie „Frankreich ist unser Land!“ oder „Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“ an mehreren Gebäuden angebracht. Einige waren dabei erwischt und inhaftiert worden, drei junge Franzosen hatten die Beamten sogar erschossen.

Im Pariser Norden waren bereits am vorherigen Tag bewaffnete arabische Jugendliche in vorwiegend von Franzosen bewohnte Viertel eingedrungen, wo sie Autos

angezündet und Häuser verwüstet hatten. Hierbei waren sie mit einer französischer Bürgerwehr und der dazwischenprügelnden Polizei zusammengestoßen, was zu fast 200 Todesopfern geführt hatte.

Ähnlich blutig war auch eine nicht genehmigte Demonstration des „Islamischen Bundes“ gegen die Politik der Weltregierung im Nahen Osten verlaufen. Hier hatten sich über dreißigtausend Moslems und Afrikaner zusammengerottet, um sich Straßenschlachten mit der Polizei zu liefern. Erst als die Global Police Panzerwagen eingesetzt hatte, war die Demonstration aufgelöst worden.

Hugo und Baptiste, die Franzosen, welche damals die Versammlung in Ivas besucht hatten, waren bereits seit Wochen in der kochenden Metropole aktiv. Sie hatten zusammen mit vielen anderen Mitstreitern in den Nachtstunden Zehntausende von illegalen Flugblättern in der Stadt verteilt, in denen sie die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Fremdherrschaft und zum Kampf gegen die Weltregierung aufriefen. Die Männer, welche von Polizeistreifen erwischt worden waren, hatte niemand mehr wiedergesehen.

An anderen Orten hatten sie ganze Säcke voller Papierschnipsel mit rebellischen Aufrufen von den Dächern der Hochhäuser in die Einkaufszonen regnen lassen. Zudem hatten sie verbotene Internetseiten ins Netz gestellt und sogar einen geheimen Radiokanal eingerichtet, der täglich Informationen sendete. Den Eingang des „Tempels der Toleranz“ hatten die Widerständler in den letzten Wochen schon mehrfach mit regierungsfeindlichen Sprüchen besprüht. Die Sicherheitsbehörden und die GSA ermittelten noch immer fieberhaft.

Als die Polizei den mobilen Piratensender schließlich geortet hatte, war ihnen nur knapp die Flucht gelungen. Diese Form des Widerstandes war nicht viel weniger gefährlich als Bombenanschläge, denn bei Personen, die als „politisch unverbesserlich“ oder „unheilbar politisch inkorrekt“ eingestuft wurden, folgte am Ende meist auch die Liquidierung.

So riskierten nicht nur Frank und Alfred unten im Tunnelsystem der Großstadt ihre Leben im Kampf gegen die Weltregierung. Auch an der Oberfläche streckten viele, vor allem junge Menschen, ihren Kopf so weit aus dem Sumpf der Angst und Anonymität, dass er abgeschlagen werden konnte. Blutig sollte dieser sogenannte Weltfeiertag werden. Auch ohne den geplanten Bombenanschlag.

Nach der Eröffnungsrede, bei der die Massen den Gouverneur nur auf Videoleinwänden zu sehen bekamen, sollten die Militärparaden der GCF-Friedenstruppen beginnen. Reporter und Fernsehjournalisten waren indes wie eine Heuschrecken über die Stadt hergefallen, um die geschönten Botschaften von einer multikulturellen Welt voller Frieden und Eintracht in alle Länder hinauszuschicken.

Als der „One-World-Song“ aus den Lautsprechern, die überall entlang der „Straße der Humanität“ aufgestellt worden waren, um 12.00 Uhr mittags zum ersten Mal abgespielt wurde, war der Anteil der fröhlich mitsingenden Bürger gering.

Im Gegenzug flogen vereinzelt Flaschen und Steine in Richtung der Lautsprecher und Videoleinwände, die noch keine Bilder zeigten. Hier griffen die GP-Beamten mit größter Härte durch und zogen jeden Störenfried heraus,

der sich in der Menge ausfindig machen ließ, um ihn in einem Polizeitransporter verschwinden zu lassen.

So war die Stimmung unter den zwei Millionen Zuschauern und den restlichen Parisern, die sich meist in ihren Häusern verschanzten, an diesem Tag äußerst gereizt. Trotz der wochenlangen Werbekampagnen der Medien, die das „Fest der neuen Welt“ zum neuen „Höhepunkt der menschlichen Kulturentwicklung“ hochstilisiert hatten.

Die Bevölkerung im Sektor „Europa-Mitte“ war in den letzten Monaten zu derart hohen Abgaben und Steuern gezwungen worden, dass sie sich vom „Fest der neuen Welt“ und seinen beschönigenden Sprüchen wenig kaufen konnte. Zudem waren die ethnischen Spannungen immer weiter angewachsen. Paris und im Grunde ganz Frankreich standen kurz vor einem Bürgerkrieg. Die Großstädte des Landes glichen allesamt Sprengsätzen, die auf die Explosion warteten. Es schien nur noch eine Frage von wenigen Jahren zu sein, bis sich soziale Spannungen und Rassenkonflikte in einer blutigen Katastrophe entluden.

Die unruhige Menschenmasse über ihren Köpfen war auch im Untergrund nicht zu überhören. Sie brüllte und schrie und sang und trampelte. Frank und Alfred wurden durch dieses Getöse nur noch nervöser. Die Zeit rannte mit schnellen Schritten davon und bald schon war es soweit; der Gouverneur war auf dem Weg in die Pariser Innenstadt. Nun galt: Alles oder nichts.

„Wie spät ist es?“, fragte Frank mit einem unsicheren Flackern in den Augen, während über ihnen der „One-World-Song“ abgespielt wurde.

„Drei Minuten nach zwölf, noch etwa eine Stunde“, antwortete Alf, der das glimmende Feuer austrat.

„Dann lass uns gleich gehen“, sagte Kohlhaas, nervös an seiner Kappe herumfingernd.

Sie prüften noch einmal die Ausrüstung und Frank tastete gedankenverloren nach dem Sprengstoff, der sich in den blauen Tüten befand.

„Für dich Papa! Für dich Martina!“, murmelte er, während er in den dunklen Schacht starrte.

Sie schnallten sich das Gepäck auf den Rücken und luden die Waffen durch. Dann begaben sie sich zu dem Loch, das sie ins Kanalsystem führte, und schlichen hindurch.

Jetzt fiel jeder Schritt schwer und wurde von einem vor Aufregung hämmernden Herzen begleitet. Die Handflächen der beiden Männer füllten sich mit winzigen Bächen aus Schweiß und die Dunkelheit um sie herum sah sie diesmal noch bösartiger als sonst an.

Ihre Taschenlampen leuchteten ihnen den Weg, während sie sich wie schleichende Katzen auf der Jagd nach Beute durch die Tunnel der Kanalisation bewegten. Die größeren Hallen der Umleitungen und Wasserreservoirs waren leer. Alle Aufmerksamkeit, wohl selbst die der Arbeiter der Stadtwerke, richtete sich auf das gewaltige Massenspektakel an der Oberfläche. Was Frank und Alfred nicht wussten, war, dass alle Angestellten der Stadt Paris an diesem Festtag zwangsverpflichtet worden waren, an den Feierlichkeiten teilzunehmen.

So tappten die beiden Rebellen auf leisen Sohlen weiter durch das unterirdische Netz und befanden sich bald am Ausgang des Kanals, wo sie der GP-Polizist beinahe mit

seiner Taschenlampe angeleuchtet hatte. Ihre Herzen pochten wie Dampfhämmer; Frank glaubte, den Widerhall seines Pulses im Gang hören zu können.

„Um 13.00 Uhr soll Wechsler mit seiner Rede beginnen. Wenn er anfängt, stelle ich die Zeitschaltung der Bombe auf zehn Minuten. Diese Zeit müsste für uns ausreichen, um aus dem Gefahrenbereich zu entkommen", erklärte Alf.

„Einverstanden!", hauchte Frank, dessen Nerven mittlerweile blank lagen.

Vorsichtig präparierte Bäumer die Bombe. Er legte sie vor sich auf den Boden und trat einen Schritt zurück. Frank blickte ihn schweigend an, dann nickte er.

Die schwarze Limousine des Gouverneurs hielt neben dem Tempel der Toleranz und ein fein gekleideter Chauffeur öffnete die Autotür. Sofort umstellten Sicherheitsbeamte das große, glänzende Fahrzeug und schauten sich um.

Ein polierter Lackschuh zeigte sich. Dann folgte der elegante Rest. Leon-Jack Wechsler war angekommen.

Gestern war er noch in London gewesen und hatte bei einer geheimen Versammlung vor den Mitgliedern der Großloge, deren zweiter Meister er war, eine Rede gehalten. Jetzt weilte er in Paris, um das „Fest der neuen Welt" feierlich einzuleiten. London, die am besten überwachte Stadt der Welt, von New York, Jerusalem und Washington einmal abgesehen, war Wechslers Wahlheimat. Hier hatten seine Vorfahren bereits lukrative Bankgeschäfte gemacht, nachdem sie nach England eingewandert waren.

Der Gouverneur lächelte und schüttelte einigen untergeordneten Politikern die Hand. Diese verbeugten sich vor dem dunkelhaarigen, leicht buckligen Mann mit der auffälligen Rundbrille. Wechsler war Ende vierzig und hatte bereits eine große Karriere hinter sich. Ursprünglich aus dem Bankgeschäft kommend besaß er einflussreiche Gönner, die seinen Aufstieg in der Politik eingeleitet hatten.

Wechsler hatte Macht und getreu seiner Erziehung hielt er nicht viel von Ehrlichkeit oder Skrupeln. Notfalls taten es auch Lüge und Heimtücke, denn nur das Ziel war wichtig. Und dieses Ziel war die Herrschaft über die Völker dieser Erde.

Der Gouverneur strich sich durch seine nach hinten gekämmten Haare, während er mit listigem Blick die Umgebung musterte. Die Menschenmasse war weit von ihm entfernt; er hatte keinen Bezug zu ihr und wollte ihn auch nicht haben.

Demnach tat Wechsler nur, was getan werden musste. Er sagte die Dinge, die gesagt werden mussten, damit die neue Ordnung leben konnte. Der Plan, sie zu errichten, war von langer Hand vorbereitet worden und duldete keine Abweichungen oder Verzögerungen.

Leon-Jack Wechsler war ein wichtiges Zahnrad in einer grausamen Maschine. Das wusste der Politiker und jeder, der ihn kannte, wusste es ebenfalls.

Derweil tickte die Uhr unerbittlich. Es war 12.58 Uhr an diesem historischen Tag, der die Neue Weltordnung zelebrieren sollte. Leon-Jack Wechsler setzte ein selbstgefälliges Grinsen auf und schritt die Stufen zum Rednerpult hinauf. Zahlreiche Sicherheitsleute versammelten sich

rund um die Bühne. Die meisten von ihnen schauten unbeteiligt auf die Menschenmenge, die allmählich immer lauter wurde.

Panzerwagen, Hundertschaften von GP-Beamten, GCF-Soldaten und weitere bestens ausgerüstete Riot Control Squads waren in Paris zusammengezogen worden, um dem Volk notfalls das Heil der neuen Welt aufzuzwingen. Und im Himmel lauerten die gefürchteten Skydragons, die blitzartig wie ein Hammer auf die Massen niederschlagen konnten. Wer konnte dieser Macht schon trotzen?

Wechsler strich seinen Anzug aus feinem Zwirn noch einmal glatt und schaute zu den in einiger Entfernung stehenden Zuschauern. Viele mochten ihn tief im Inneren hassen, doch das war im Grunde eher amüsant als gefährlich. Die „Viehherde“, wie er und seinesgleichen die übrige Menschheit nannten, war machtlos und das würde sie auch bleiben.

„Meine lieben Menschen der Einen Welt!
Ich bin so unendlich froh, euch alle begrüßen zu dürfen. So viele sind heute nach Paris gekommen. Es ist das „Fest der neuen Welt“, zu dem wir euch an diesem denkwürdigen Tag eingeladen haben und alle seid ihr voller Freude und Erwartung gekommen!“

Die Menge raunte. Wechsler setzte seine Ansprache fort. Es war gleich, was die Masse dachte oder wollte. Am Ende würde sie sich doch wie immer fügen...

Blutmond

Die Stimme des Gouverneurs dröhnte hinab bis in die Tiefen der Pariser Unterwelt. Frank und Alf hasteten wie Raubtiere aus ihrem Versteck und postierten die Bombe an der vorher gewählten Position. Über sich hörten sie das Getöse der Masse, die Wechslers Rede verfolgte.

Alf stellte den Zeitzünder ein und als ein leises „Piep“ erschallte, war dies für die zwei Rebellen wie der Startschuss zu einem alles entscheidenden Sprintlauf.

„Sie ist scharf!“, sagte Alf und warf seinem Gegenüber einen ernsten Blick zu. Die Uhr des Todes war angeworfen worden und tickte ihr bösartiges Lied bis zum blutigen Finale. Kohlhaas und Bäumer sprangen zurück in den Gang, aus dem sie gekommen waren.

Sie hatten kiloweise NDC-23 aktiviert und in zehn Minuten würde dieser hochexplosive Sprengstoff ein riesiges Loch in den Boden vor dem Tempel der Toleranz reißen.

Der Weg zurück erschien feindlich und die Angst, den bisher so erfolgreichen Plan doch noch durch eine Dummheit gegen die Wand zu fahren, pochte in den Gehirnen der beiden Flüchtenden. Sie jagten mit den Lichtkegeln ihrer Taschenlampen vor sich durch die Kanäle und die Räume mit den Auffangbecken. Der finstere Weg durch die Unterwelt hatte sich mittlerweile in ihren Verstand gebrannt und wie von Dämonen gehetzt legten sie ihn schneller zurück als zuvor. Über ihnen nahm das Schicksal seinen Lauf, der Blutmond schwoll an und blickte grimmig auf die „Straße der Humanität“ hinab.

„Humanität! Was bedeutet dieses großartige Wort?“, rief Wechsler in das Mikrofon.

„Es bedeutet Menschlichkeit! Das oberste Gebot unserer neuen Welt. Gleichheit, Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit für alle! Das haben wir den Menschen gebracht. Eine bessere Welt und eine friedlichere Welt. Und das ist der Grund, warum wir heute feiern dürfen.

Er war erfolgreich – der Versuch, diese Welt besser zu machen. Als ich Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte“ wurde, gab es für mich immer nur eine Losung: Wir können es schaffen! We can do it!

Natürlich war es nicht immer leicht, den Menschen diese heiligen Werte zu schenken, aber heute sind wir vereint und glücklich. Wir lieben einander und wir sind frei. Und wem haben wir das zu verdanken? Unserem gemeinsamen Glauben an die Menschli…“

Ein gewaltiger Schlag schnitt Wechsler das Wort im Munde ab und riss ihm die nächste Lüge aus der Kehle. Es war, als hätte sich der Boden aufgetan, um den Teufel selbst hinab in die Hölle zu ziehen. Die Explosion war verheerend und riss ein gewaltiges Loch in den Platz vor dem Tempel der Toleranz. Auch die Vorderseite des Gebäudes wurde von der Druckwelle wie Papier zerfetzt.

Mehrere Dutzend Sicherheitsleute und Politiker wurden in Stücke gerissen, darunter auch Leon-Jack Wechsler selbst. Ein Regen aus Asphaltstücken, Betonteilen, Holzsplittern und Fleischfetzen regnete auf die Erde herab. Wo vorher noch der Gouverneur gesprochen hatte, klaffte jetzt ein qualmender Schlund im Boden, der mit Trümmern und Leichenteilen übersät war.

Frank und Alf hasteten indes durch die Gänge. Der dumpfe Knall der Explosion schallte im Tunnelsystem von Paris bis in die letzte Ecke. Er war für die beiden wie der zweite Startschuss zu einem noch schnelleren Sprint.

„Wir haben es fast geschafft! Jetzt nichts wie raus hier!", schnaufte Frank am Ende seiner Kräfte. Fast wäre er ausgerutscht, doch Alf hielt ihn fest und zerrte ihn mit sich.

Die Menge schwieg für einen Augenblick, als sie das Ende des Gouverneurs auf den Videoleinwänden erblickte. Polizisten und Soldaten wichen ungläubig zurück und wirkten auf einmal hilflos.

Einen Schwarm von Journalisten und Kameraleuten, die vor der Bühne zu einem dichten Pulk zusammengeschmolzen waren, hatte die Bombe ebenfalls erwischt. Einige waren sofort tot gewesen, andere waren mehrere Meter fortgeschleudert worden und lagen nun mit abgerissenen Gliedmassen in ihrem Blut. Das Klagen und Schreien der Verstümmelten mischte sich mit dem anschwellenden Raunen der Menschenmasse im Hintergrund.

Andere Journalisten, die das Geschehen von weiter weg gefilmt hatten, hielten ihre Kameras derweil eifrig auf das grausige Szenario. Sie fingen die Bilder von blutverschmierten Leibern und qualmenden Trümmern voller Sensationsgier ein.

Der Schrecken, der sich einem Skydragon gleich auf den Platz vor dem Tempel der Toleranz herabgestürzt hatte, lähmte die gaffende Menge für eine Weile.

Langsam jedoch verarbeiteten die Gehirne der Menschen die neue Situation, während die Sicherheitskräfte

bereits versuchten, auf den neuen Umstand zu reagieren. Funksprüche überbrachten den Polizisten und Militärs erregt gebrüllte Befehle und Anweisungen; einige Beamte schickte man in die rauchende Kanalisation, damit sie nachsehen konnten, was dort unten geschehen war.

Widerwillig stiegen etwa ein Dutzend Männer in die Tiefe. Andere wurden zu nahe gelegenen Schachtdeckeln, gerufen, um darunter liegende Gänge zu überprüfen. Da allerdings die meisten Gullydeckel rund um den Tempel der Toleranz zuvor aus Sicherheitsgründen zugeschweißt worden waren, verzögerte sich der Vorstoß in das Tunnelsystem.

Schließlich drangen einige Polizisten in das Gewirr der Pariser Kanalisation ein, wo sie versuchten, verdächtige Personen ausfindig zu machen. Ihre Rufe und das Gepolter ihrer Stiefel hallten in den Gewölben wieder.

Frank und Alf hatten sich inzwischen schon weit entfernt und waren an dem Loch, das in den stillegelegten U-Bahn-Schacht führte, vorbeigesaust. Trotz Alfs roter Markierungen hatten sie allerdings diesmal einen falschen Kanalgang gewählt und dabei kostbare Zeit verloren. Dutzende von Polizisten folgten ihnen bereits, doch noch waren sie nicht in unmittelbarer Nähe. Die von Panik ergriffenen Rebellen fluchten vor sich hin.

„Ich war gerade voll durch den Wind und bin es noch immer. Das ist der falsche Tunnel gewesen“, entschuldigte sich Frank völlig außer Atem.

„Ja, schon gut. Ich hatte doch extra ein Kreuz an die Wand gesprüht“, knurrte Alf und winkte seinen Partner zu sich.

Sie fanden die Markierung und Kohlhaas tippte sich mit schweißnassen Fingern durch die Kartendateien seines DC-Sticks. „Der erste Stauraum, den wir gefunden haben, ist nicht mehr weit!"

Sie eilten dem Ausgang noch aufgeregter entgegen. Doch bis dahin war es noch ein gutes Stück. Vorsichtig näherten sie sich dem Stauraum mit dem Wasserbecken; er musste am Ende dieses Abwasserkanals sein, dachte Kohlhaas. Nur eine Taschenlampe leuchtete jetzt den Weg, Alf und er wurden mit jeder verstreichenden Sekunde unsicherer. Schweigend huschten die beiden Männer weiter.

Ein seltsamer Lichtschein am Ende des schmutzigen Kanaldurchgangs erwartete sie, kurz bevor sie den Raum mit dem Umleitungsbecken erreichten. Kohlhaas stockte der Atem, mittlerweile war er vollkommen durchgeschwitzt. Jemand musste eine der alten Lampen in dem Raum angeschaltet haben. Die ansonsten herrschende Dunkelheit, die sie zwar erschreckte, aber auch in Sicherheit wiegte, war auf einmal verschwunden. Mit vorsichtigen Bewegungen pirschten sie durch den Schacht. Frank kroch bis zum Ende des Kanals und kauerte sich hin, um die Lage zu sondieren.

Hier war niemand, der Raum war leer. Der junge Rebell drehte sich zu Alf um. „Lass uns hier durchgehen! Wenn wir diesen Raum passiert haben, können wir uns wieder in den langen Gängen verstecken", flüsterte er nach seiner Waffe tastend.

„Aber wer hat das Licht angemacht?", zischte Alf.

„Weiß ich nicht, aber wir müssen hier durch. Komm schon!", gab Kohlhaas zurück.

Sie tappten auf leisen Sohlen vorwärts und begaben sich in den unheimlich wirkenden Raum. Hinter dem hohen, eisernen Beckenrand eines Wasserreservoirs kauerten sie sich ins Halbdunkel. Plötzlich zerrissen Stimmen und das Poltern schwerer Stiefel die unangenehme Stille.

Frank schnaufte in seine Atemmaske, die mittlerweile völlig verdreckt war, sein Herz schien jeden Augenblick explodieren zu wollen. Alf starrte ihn mit entsetztem Gesicht an und schluckte leise.

„Come on! Here!“, hörten sie aus einem Abwasserkanal. Die Lichtkegel von zwei Taschenlampen tanzten aus dem dunklen Loch heraus.

„Maybe here is someone!”, schallte es aus dem Gang.

Frank versuchte, in diesen Sekunden höchster Anspannung ruhig zu bleiben.

„Wenn wir sie abknallen, machen wir hier einen Riesenlärm. Das lockt nur mehr von ihnen an“, flüsterte er. Alf sah ihn fragend an.

„Wir sind am Arsch“, erwiderte Bäumer in fast weinerlichem Ton.

„In das Becken. Los!“, fauchte Frank zurück und kletterte leise über die Absperrung. Alfred folgte ihm wortlos.

Wie Fischotter glitten sie in den widerwärtigen Tümpel, der tief genug erschien, um sich verstecken zu können. Kohlhaas tastete nach seinem Nahkampfmesser, während ihm Alf einen zutiefst verzweifelten Blick zuwarf. Die Schritte waren jetzt ganz nah; schließlich holten die beiden Rebellen tief Luft und sogen dabei einen furchtbaren Gestank ein. Dann verschwanden sie in dem schwarzen Wasserloch. Frank schloss die Augen und zwang sich, an nichts zu denken. Das hier war widerwärtig, aber immer

noch besser, als tot zu sein. Ein Lichtschein streifte die Wasserdecke, ansonsten war es dunkel. Frank wollte gar nicht wissen, was sich alles in dieser Brühe befand.

„Come on, check this reservoir room!“, klang es durch das Brackwasser.

Jetzt erkannten er einen der Polizisten. Der andere lief um das Becken herum und schien in die Ecken des Raumes zu leuchten, dann ging er in einen Seitenkanal.

Die Zeit erschien endlos und Frank wurde langsam übel, am liebsten hätte er sich übergeben. Nicht anders erging es seinem Freund.

Derweil nuschelte der Polizist unverständliche Wortfetzen in sein Comm-Sprechgerät.

Frank tauchte kurz auf und reckte den Mund aus der dunklen Brühe; verzweifelt versuchte er, Luft zu holen. Ein paar Meter von ihm entfernt hörte er den Beamten murmeln.

„Verschwinde hier endlich“, dachte er, doch der Polizist wartete offenbar auf irgendetwas; er ging noch einmal durch den Raum, um das Wasserbecken herum und lehnte sich dann mit dem Rücken an die eiserne Absperrung.

Frank und Alf versuchten, sich durch Gesten oder Blicke zu verständigen, aber die Brühe war so schmutzig und dunkel, dass dies unmöglich war. Schließlich beschloss Kohlhaas, auf eigene Faust zu handeln. Der Polizist stand immer noch am gegenüberliegenden Ende des Beckens an den eisernen Rand gelehnt und rief seinem Kollegen, der offensichtlich noch weiter in den Abwasserkanal vorgedrungen war, hinterher. „Did you find something?“

„Only rat shit here!“, kam es schallend zurück.

Mehr konnte Kohlhaas nicht verstehen. Nur Gott wusste, woher diese Beamten kamen. Franzosen oder Engländer schienen sie jedenfalls nicht zu sein. Frank stieß sich leise vom Beckenrand ab und tauchte wie ein Aal durch das Brackwasser. Solange der Polizist in dieser günstigen Position stand und der andere weg war, musste er handeln.

Der junge Mann tastete nach seinem Nahkampfmesser, zog es aus der Verkleidung und wartete einige Sekunden, während der Beamte wieder etwas in sein Funkgerät brabbelte. Der Rucksack auf Franks Rücken, der um seine tödliche Bombenfracht erleichtert worden war, störte jetzt, denn er behinderte ihn bei seinen Bewegungen unter Wasser.

Kohlhaas fühlte sich wie ein Krokodil, das den ganzen Tag im Wasser auf die Gazelle gelauerte hatte. Er stieß sich vom Boden des Beckens ab und sprang die eiserne Absperrung hoch.

Das plötzliche Plätschern des Wassers hinter ihm ließ den Polizisten zusammenzucken, verstört griff er nach seinem Maschinengewehr, um es zu entsichern, doch Frank war schneller.

Er rammte sein Messer tief in den Nacken des Beamten, während er auf den Boden neben dem Wasserbecken sprang. Sein Gegner keuchte und taumelte verwirrt umher. Kohlhaas sprang ihn im nächsten Moment von hinten an und hielt ihm den Mund zu, damit er nicht allzu viel Lärm machen konnte. Mittlerweile war auch Alf aus dem Becken herausgeklettert und hielt seine Nahkampfwaffe nervös zuckend in der Hand.

„Ungh!“, stieß der verletzte Polizist aus. Frank rammte ihm das Messer erneut in den Hals, wobei er den Mann nach hinten zog. Doch dieser zappelte noch immer und versuchte, den Angreifer irgendwie abzuschütteln. Plötzlich sah er sich auch Alf gegenüber, der ihm sein Messer in die Brust stieß. Der Beamte brach zusammen und gab seinen Widerstand auf. Kohlhaas beugte sich blitzartig herab und schnitt ihm zur Sicherheit die Kehle durch.

Anschließend schleiften Frank und Alf den Leichnam des Polizisten einige Meter weit fort und ließen ihn hinter dem Bassin liegen. Sie hörten die Stimme des anderen Beamten, der erneut etwas aus dem Kanal rief und zurückzukehren schien. Bevor er den Tod seines Kollegen bemerkte, mussten sie verschwunden sein.

Glücklichweise war ihnen der Weg aus dem Stauraum in Erinnerung geblieben, obwohl die Angst ihnen die Kehlen zudrückte und die Sinne vernebelte. Sie hasteten ins Dunkel eines Tunnels hinein und waren nicht mehr zu sehen.

Als sie sich schon ein Stück vom Stauraum entfernt hatten, hörten sie einen Schrei aus der Ferne. Vermutlich hatte der andere Polizist bemerkt, dass der Raum doch nicht leer gewesen war.

Sie schlichen sich davon und waren bald am Schachtdeckel angelangt, der sie ins Freie führte. Nass, stinkend und mit Blut besudelt krochen sie an die Oberfläche. Glücklichweise hatten sie ihre Jacken dabei; wie der Rest ihrer verbliebenen Ausrüstung waren sie vollkommen durchnässt. Sie streiften sie über, um die auffälligen Blutspritzer auf ihrer Kleidung zu verdecken.

Als die beiden das Kanalsystem verließen und ihnen eine frische Brise ins Gesicht schlug, atmeten sie erleichtert auf.

Es war vollbracht, sie hatten Wechsler erledigt. Jetzt mussten sie nur noch ihr Auto erreichen, um aus der Metropole, die langsam im Chaos versank, zu fliehen.

Frank und Alf hasteten durch die Straßen. Sie wurden kaum beachtet, da sich ganz Paris um sie herum in einen Hexenkessel verwandelte. Gewaltige Menschenschwärme verstopften überall die Straßen, Autos hupten und aus dem Fenster eines Hauses dröhnte ein Radio, in dem ein aufgeregter Reporter über die neuesten Ereignisse berichtete.

Die zwei Rebellen bewegten sich schnell und wurden dennoch kaum eines Blickes gewürdigt. Nach einer Weile hatten sie die Nebenstraße erreicht, in der sie ihr Auto geparkt hatten. Man hatte es zum Glück in der Zeit ihrer Abwesenheit weder aufgebrochen noch gestohlen, was im Paris dieser Tage keine Selbstverständlichkeit war.

Schließlich tauschten sie ihre verdreckten Sachen gegen die wenigen Ersatzkleider aus, die noch im Kofferraum lagen. Den schmutzigen Stoff warfen sie in eine Mülltonne, starteten den Motor und fuhren davon.

Es dauerte, denn viele Straßen waren abgesperrt oder mit Menschenmassen verstopft, doch letztendlich kamen sie heil auf eine der Straßen, die sie aus dem Hexenkessel Paris hinausführte. Die Innenstadt hinter ihnen verschwand langsam im Rückspiegel; Frank und Alfred atmeten auf.

Steffen de Vries wartete bereits in Compiegne am vereinbarten Treffpunkt auf ihre Ankunft. Er hatte einige Zeit früher mit ihnen gerechnet und ihm wurde zunehmend mulmiger. Als Kohlhaas und Bäumer das rettende Feldstück, auf dem de Vries Maschine stand, endlich erreichten, fiel auch dem Flamen ein Stein vom Herzen.

Den Leihwagen hatte Frank vor dem Abflug noch von seiner Fahrzeugnummer befreit und ihn anschließend verbrannt, nachdem sie ihn ein Stück in den Wald gefahren hatten.

Als sie Steffen begrüßten, schien dieser mehr als beeindruckt und zugleich erleichtert zu sein. Er schüttelte ihnen freudig die Hände und umarmte sie herzlich. Das Radio hatte ihn seit dem Anschlag schon genauestens über die Vorgänge in Paris informiert. Vollkommen erschöpft verkrochen sich Frank und Alf im Laderaum des Fliegers und ließen den Flug in die Heimat an sich vorbei ziehen.

In der ehemaligen Hauptstadt des Staates Frankreich hatte sich die Lage derweil dramatisch zugespitzt. Als die Menge das Ende des Gouverneurs auf den zahlreichen Videoleinwänden erblickt hatte, war die „Straße der Humanität“ für mehrere Minuten in einem verwirrten Schweigen versunken.

Viele Pariser konnten es noch immer nicht fassen und wussten nicht, wie sie mit dem unvorhergesehenen Ereignis umgehen sollten. Die Sicherheitskräfte ermahnten die Menschenmasse, ruhig zu bleiben, während bereits Panzerwagen aus den Nebenstraßen drohend in Richtung des kochenden Menschenbreis fuhren.

Nach einer Weile hörte man die ersten Zuschauer klatschen und zustimmend johlen. Die Menge wurde von einer nervösen Unruhe ergriffen und bald begannen die ersten Auseinandersetzungen.

„Gut, dass das Schwein tot ist!", hörte man Stimmen aus verschiedenen Ecken des Menschenteppichs, wobei es den Rufenden wohl in diesem Moment egal war, dass sie von den Kameras der GSA-Agenten gefilmt wurden.

„So müsste auch der Weltpräsident enden!", schallte es an anderer Stelle über die Köpfe der Zuschauer hinweg.

Dann nahmen derartige Rufe immer weiter zu. Irgendwo stampften Jugendliche rhythmisch auf und sangen die verbotene Nationalhymne des alten Frankreichs. Viele der um sie herum stehenden Menschen stimmten in den Gesang mit ein, obwohl manche den Text kaum noch kannten, da er überall aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt worden war.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!", tönte es aus dem hinteren Teil der gigantischen Masse. Die Rufe wurden von immer mehr Menschen getragen. Hunderte stimmten mit in den wütenden Chor ein und bald erbebte die „Straße der Humanität" unter dem dröhnenden Gebrüll tausender Kehlen.

Langsam, aber sicher, geriet die Menschenmenge außer Kontrolle; die Sicherheitkräfte kamen näher.

Vielen Parisern sah man ein freudloses und von Armut geprägtes Leben an und so war es kaum verwunderlich, dass ihr Hass auf das Regime immer weiter gewachsen war. Ein Großteil des Pariser Bevölkerung bestand mittlerweile aus schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeitern und Tagelöhnern.

Die Gehälter waren meist so gering, dass die Bürger gerade eben nicht verhungerten und die hohen Mieten für ihre überwiegend schäbigen Wohnungen aufbringen konnten.

Nicht wenige der Anwesenden kannten das nagende Gefühl eines leeren Magens. Die Lebensmittelpreise und die Gebühren für Strom, Heizung und Wasser waren seit 2018 ebenfalls stetig angehoben worden.

Hunderttausende Einwohner der Stadt waren bereits gänzlich durch das soziale Netz gefallen und lungerten als Obdachlose in den Straßen herum. Sie erfroren im Winter oder verhungerten einfach. Eine soziale Notversorgung gab es nicht mehr; die Regierung hatte sie infolge der hohen Staatsverschuldungen weltweit abgeschafft. So war es kein Wunder, dass nun Proteste laut wurden.

Doch nicht wenige Menschen hielten sich auch jetzt noch inmitten des Tumultes zurück und blieben still. Verängstigt blickten sie in die überall stationierten Kameras, trotteten verstohlen vom Ort des Geschehens weg und verschwanden in den Nebenstraßen.

Schließlich trennte sich im Verlauf der folgenden Stunden die Spreu vom Weizen. Die Bürger, die blieben, fanden plötzlich den Mut, ihre Stimme zu erheben. Die Anonymität innerhalb der Menschenmasse verlieh ihnen endlich Courage. Tausende rissen die Fäuste in die Höhe, während die Sicherheitskräfte als schwer gepanzerter Wall aufmarschierten und warteten.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“

Der Chor des ohnmächtigen Protestes wurde mit der Zeit immer lauter. Irgendwo in der Menge fielen Franzosen und Einwanderer übereinander her, da letztere ihre eigenen Forderungen, die sich zwar auf den Islam bezogen, der Weltregierung aber ebenso feindlich gesinnt waren, zum Besten gaben.

Innerhalb von Minuten brach ein blutiges Handgemenge aus. Die Streitenden schlugen sich mit Flaschen und Steinen, Messer wurden gezückt und erste Schüsse fielen. Die Polizisten und GCF-Soldaten, welche die Massen einkreisten und von Panzerwagen flankiert wurden, drohten per Lautsprecher, sofort die regierungsfeindlichen Ausrufe einzustellen.

Aber die zornige Masse reagierte nicht mehr. Die Anweisungen der Beamten wurden ignoriert und es dauerte nicht mehr lange, da standen sich Polizisten, Soldaten, GSA-Beobachter und der vor sich hin kochende Strom aus Menschen wie zwei verfeindete Heere gegenüber.

Die GP-Truppführer brüllten den Befehl zur „Fixierung von aufrührerischen Personen“ in ihre Funkgeräte und einzelne Trupps von Beamten, die mit schweren Körperpanzern ausgerüstet waren, knüppelten sich ihren Weg durch die aufgebrachte Menge, um identifizierte Störenfriede festzunehmen.

Dennoch eskalierte die Situation immer mehr. Die angreifenden Beamten wurden mit Flaschen, Pflastersteinen oder bloßen Fäusten empfangen, wobei sie ihrerseits jeden niederprügelten, der sich ihnen in den Weg stellte.

Das Geschrei der Masse wurde jedoch noch immer nicht leiser. Im Gegenteil, umso mehr Bürger von den Knüppeln der Beamten niedergehauen wurden, umso mehr

stiegen an anderen Orten des Menschenmeeres mit in den Protestchor ein.

Um 18.00 Uhr am 01.03.2029 flogen in einer Nebengasse der „Straße der Humanität“ die ersten Molotow-Cocktails auf Beamte und Panzerwagen; diese eröffneten das Feuer und durchsiebten die Angreifer mit Kugeln. Im Gegenzug bewaffneten sich die aufgebrachten Bürger notdürftig. Mit Knüppeln und Messern wurden die Beamten angegriffen und es gab die ersten Toten.

Daraufhin breitete sich die Gewalt wie eine Seuche aus und infizierte einen Großteil der auf der „Straße der Humanität“ versammelten Besucher.

Die letzten Warnungen, die die Polizeibeamten durch die Lautsprecher brüllten, wurden von der tobenden Menge kaum noch wahrgenommen. Stattdessen erklang erneut die alte französische Nationalhymne, die diesmal mit besonderem Enthusiasmus gesungen wurde.

Der aufbrausende Gesang wirkte wie eine Woge der Emotionen. Er ergriff das menschliche Massengebilde in seiner Ganzheit, wobei die alte Pariser Prachtstraße unter der Wucht des verfemten Liedes erzitterte. So etwas hatte die frühere Hauptstadt des vernichteten Staates Frankreich seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt.

Zeitgleich kamen die Panzerwagen näher und GCF-Soldaten und Polizisten gingen in Stellung. Es dauerte nur noch Minuten, bis der GCF-Commander den Feuerbefehl in sein Funkgerät brüllte. Das Gemetzel nahm seinen Lauf.

Während Abertausende Franzosen die der Weltregierung verhasste und streng verbotene alte Hymne sangen, hämmerten Schüsse in die Menschenwand.

„Tac! Tac! Tac! Tac!", donnerte es und die ersten Singenden brachen getroffen zusammen.

Dann fegte ein wahrer Feuerhagel durch die Reihen der Besucher hinter den Absperrungen. Zugleich setzten sich auch die Panzerwagen in Bewegung und richteten ihre Maschinenkanonen aus. Das Blut begann mit metallischem Nachklang zu fließen; auf der Straße, die angeblich der Humanität gewidmet war.

Wie eine Sense hieben die Gewehrsalven in die Menschenmenge, die jetzt in Panik geriet. Das alte französische Nationallied verstummte und wurde mit dem entsetzten Geschrei der Flüchtenden vertauscht.

Dank der großen Anzahl von Zuschauern konnten die Sicherheitsleute kaum ihre Ziele verfehlen. Und sie machten ihre Arbeit gründlich.

Die meisten Polizisten und Soldaten waren keine Franzosen, und wenn sie von einer Menschenmasse in einem fremden Land attackiert wurden, mussten sie sich eben verteidigen.

Schon nach wenigen Minuten bedeckten hunderte Körper den Asphalt, wobei die Sicherheitskräfte immer unbarmherziger vorstießen und sich ihren Weg durch das Meer von Männern, Frauen und Kindern freischossen. Vor allem die schweren Vollmantelgeschosse der Panzerwagengeschütze waren verheerend.

Schließlich stoben die Menschenschwärme auseinander. Die vor Angst schreienden Pariser rannten in alle Richtungen. Absperrgitter wurden eingerissen, Autos umge-

worfen, Menschen totgetrampelt. Dahinter marschierten die Soldaten wie eine sich langsam bewegende Wand des Todes und schritten dabei über unzählige zerschmetterte Körper.

Dann erhielten die Sicherheitskräfte einen neuen Befehl. Die widerspenstige, aber wehrlose Masse, war von ihnen aufgerieben worden und glich dem gigantischen Perserheer in der Schlacht von Gaugamela, welches die Phalanx der Griechen erfolglos bestürmt hatte. Die gerüsteten Trupps hielten an, die Panzerwagen stoppten.

„Die Skydragons kommen! Halt!“, rief einer der übergeordneten Offiziere in sein Comm-Sprechgerät und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Tötungsarbeit hatte ihn angestrengt.

Befehle wurden durchgegeben und die gefürchteten Skydragons erhoben sich von einem im Pariser Westen gelegenen Militärstützpunkt aus in die Lüfte. Es dauerte nicht lange, da sahen die Piloten bereits auf die winzigen aufgescheuchten Menschenhaufen unter sich herab. Die Hubschrauber verringerten die Flughöhe und ließen ihre Gatling-Maschinenkanonen und Granatenwerfer aus den Bäuchen fahren.

„Fertig! Wir sind feuerbereit!“, kam es vom Commander der Skydragon-Staffel.

„Dann feuern sie endlich!“, schallte es aus seinem Comm-Sprecher.

Der Truppführer zögerte für einige Sekunden; für die Zeit eines Wimpernschlages dachte er darüber nach, was er hier tun sollte. Doch letztendlich erinnerte er sich daran, dass dies nun einmal ein „Job“ war, der erledigt werden musste.

Er stammte aus Usbekistan und hieß Alexander; seine Vorfahren stammten aus der Ukraine. Seit drei Jahren war er bei den GCF und dies war sein erster Einsatz, der so etwas von ihm abverlangte. Schweigend machte er die Granatenwerfer feuerbereit, seinen Verstand schaltete er aus.

„Scheiß drauf, ein anderer würde es sonst machen", sagte er zu sich selbst.

Die Bezahlung bei den GCF-Truppen war immerhin überdurchschnittlich gut. Gut für ihn, seine Frau und seine drei Kinder, deren Mäuler er zu stopfen hatte. Und jeder Job hatte nun einmal seine Schattenseiten.

Sekunden später wurden die Granaten losgeschickt. Sie fanden zahlreiche Ziele. Dann eröffnete das Dutzend Skydragons das Feuer und richtete ein Massaker an.

Die schweren Kugeln durchschlugen Knochen und Fleisch, begleitet von einem ohrenbetäubenden, metallischen Geratter. Schädel wurden zerfetzt, Körper von Geschossen durchschlagen und Menschen wie Grashalme niedergemäht. Über eine Stunde lang. Wen die automatisierte Zielerfassung eines Hubschraubers anvisierte, für den gab es kein Entrinnen mehr.

Wo die Skydragons gewütet hatten, zeigte sich ein grausames Bild. Unzählige Menschen tränkten die „Straße der Humanität" mit ihrem Blut; wer noch lebte, war schwer verletzt, mit zerschossenen Gliedmaßen oder zerrissenem Leib.

Alexander, der Familienvater, glaubte im Augenwinkel einen Mann zu erkennen, dessen Kopf halb abgerissen war und der trotzdem noch versuchte, vorwärts zu kriechen. Es war ein furchtbarer Anblick. In diesen Sekunden

wurde sein Verstand kurzzeitig von Zweifeln übermannt, doch er riss sich zusammen. Es musste getan werden, es war ein Befehl und ihm blieb keine andere Wahl, als zu gehorchen. Schließlich feuerte er weiter auf die „Ameisen“ unter sich.

Während Polizisten, Soldaten und Panzerwagen in andere Stadtteile abberufen wurden, um Aufständische zu eliminieren, neigte sich der Tag dem Ende zu.

Die Unruhen sollten allerdings noch zwei weitere Wochen andauern. Viele Unzufriedene griffen in ihren Wohnvierteln die örtlichen Polizeistationen an oder gingen auf lokale Politiker los. Der Bürgermeister von Paris, Richard de la Croix, wurde im Verlauf der Wirren von Unbekannten auf offener Straße erschossen.

Brennende Autos und Häuser, feuernde Panzerwagen und prügelnde Polizisten prägten tagelang das Straßenbild in vielen Teilen der wütenden Metropole.

Irgendwann war die Ordnung jedoch wiederhergestellt. Die Mächtigen, die häufig die Lüge als Waffe benutzten, hatten in diesem Fall ihren Bruder konsultiert: den Terror. Und er war erfolgreich gewesen. Der unbeschränkten Rücksichtslosigkeit der Sicherheitskräfte war auf Dauer auch der verzweifelste und tapferste Kämpfer nicht gewachsen.

Etwa 40.000 Menschen waren bei den Unruhen und Straßenkämpfen am 01.03.2029 und in den Wochen darauf gestorben. Zudem mehrere Hundert Polizisten und GCF-Soldaten. Paris war im Blut gebadet worden. Nun kehrte wieder Ruhe ein.

Bei ihm

Es war schon recht spät. Mr. Morris, einer der Sekretäre des Weltpräsidenten, musste sich beeilen; immerhin war dieser Termin äußerst wichtig. Sein Taxi hatte sich endlich einen Weg vom New Yorker Flughafen durch die überfüllte Innenstadt gebahnt. Jetzt aber drängte die Zeit wirklich.

Mr. Morris eilte durch die Haupteingangstür eines gigantischen Wolkenkratzers und hechtete zum Aufzug. Die Uhr tickte; doch schließlich erreichte er gerade noch rechtzeitig den 33. Stock.

„Kommen Sie rein, Mr. Morris!", tönte es aus dem luxuriös ausgestatteten Büroraum in der obersten Etage des Riesengebäudes.

„Guten Tag, Herr Weltpräsident!" Der Mann mit den grauen Schläfen und dem ebenso grauen Anzug lächelte unsicher.

Sein Gesprächspartner schaute aus dem Fenster hinab in die Straßen der Stadt und drehte sich nicht um.

„Ich habe hier die neuesten Nachrichten aus Paris …", sagte Morris gehetzt.

„Und?", erwiderte der Weltpräsident.

„Ja, die Lage ist ernst, wie mir die GSA-Leute berichtet haben", schnaufte der ältere Herr, der noch außer Atem war.

„Ist sie das?", kam zurück.

„Ja, Herr Weltpräsident. Vertrauliche Studien …", erklärte Morris, bis er unterbrochen wurde.

„Wo sind Sie bei uns eigentlich organisiert?“, fragte ihn der Weltpräsident und starrte weiter auf das hektische Gewirr von Autos und Menschen zwischen den massigen Bankhäusern der New Yorker Innenstadt.

„Wie meinen Sie das?“, antwortete sein verwirrter Gesprächspartner, der nach wie vor in der Tür stand.

„Welche Loge, Mr. Morris?“, fuhr der Präsident fort.

„Äh, ich bin bei den ‚Söhnen des Berges”. Die Loge heißt ‚Söhne des Berges’. San Francisco, Herr Weltpräsident.“ Morris war verdutzt.

„Grad?“, gab der Mann am Fenster zurück.

„Äh, ich bin im 4. Grad. Weiter kam ich bisher nicht“, stotterte sein Sekretär.

„Naja, vielleicht reicht das ja auch für Sie aus, Mr. Morris.“

„Ich wollte über Paris …“, setzte der ergraute Diener an, doch erneut fiel ihm sein Herr ins Wort.

„Die ‚Söhne des Berges‘ – einer meiner Neffen ist dort“, flüsterte der Weltpräsident.

Sein Untergebener versuchte erneut, die Unterhaltung auf die Vorgänge in Paris zu lenken, aber der Weltpräsident stöhnte auf und wies ihn an, den Mund zu halten.

„Hören Sie, Mr. Morris, ich weiß, was vorgefallen ist und es interessiert mich keinen Furz“, sagte er uninteressiert. „Nicht einen verdammten Furz! Glauben Sie, dass jetzt die große Revolution gegen uns ausbricht?“

Der Weltpräsident wirkte amüsiert. „Leon-Jack Wechsler ist tot. Seinen Nachfolger habe ich heute Morgen bestimmt. Mehr möchte ich zu diesem unwichtigen Kinderkram nicht sagen.“

„Wir wissen noch nicht, wer für den Anschlag in Paris verantwortlich ist. Die GSA vermutet Islamisten oder Rechtsextremisten...“, versuchte Morris zu erläutern.

Der Weltpräsident schien ihn nicht zu hören. Ungerührt blickte er aus dem riesigen Fenster seines Luxusbüros: „Bringen Sie mir einen Orangensaft, Mr. Morris, und stellen Sie ihn auf den Schreibtisch!“

„Ja, Sir!“, stammelte sein Sekretär, um noch im gleichen Augenblick zu verschwinden. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück und stellte das Glas auf den Schreibtisch.

„Danke!“, sagte der Vorsitzende der Weltgemeinschaft, drehte sich aber noch immer nicht um.

„Glauben Sie, dass wir da sind, wo wir jetzt sind, weil wir uns durch Kleinigkeiten wie den Zwergenaufstand in Paris jemals haben beeindrucken lassen?“, fügte er mit erdrückender Sachlichkeit hinzu.

„Nun, ich weiß nicht.“ Morris ging einen Schritt zurück.

„Wir sind die Herren der Welt aus zwei Gründen. Erstens: Weil wir Diener wie Sie haben, Mr. Morris. Zweitens: Weil der alte und große Plan, diesen Planeten zu unterwerfen, perfekt und vollkommen ausgereift ist und keine Schwachstellen oder Fehler kennt.“

Der Sekretär starrte den Weltpräsidenten mit verwunderter Miene an.

„Mr. Morris, Sie sind als Mitglied der Loge der ‚Söhne des Berges’ an Ihrem Platz und ich bin als Weltpräsident an meinem. Was in Paris geschehen ist, ist eigentlich gut“, fuhr er fort.

„Wie meinen Sie das?“ Der Sekretär war verwirrt.

„Nun, jetzt können wir den Massen sagen, wie gefährlich der Terrorismus geworden ist und dass nur eine noch

schärfere Überwachung sie beschützen kann. Die Medien werden es wie ein Mantra in ihre hohlen Köpfe hämmern, es ständig wiederholen und es predigen bis die Tierherde ein jedes Wort nachbetet", sagte der Präsident.

„Mr. Morris, niemand hat es jemals geschafft, uns aufzuhalten. Über die Jahrzehnte, ja Jahrhunderte, ist unsere Macht stetig gewachsen. Wir haben tiefe Wurzeln geschlagen, gleich einer Krankheit, die man nicht mehr ausrotten kann, weil sie sich schon bis in den letzten Winkel des Körpers ausgebreitet hat.

Wir haben Könige gestürzt und Völker vernichtet, wenn sie sich uns entgegen gestellt haben. Wir haben diesen Erdball perfekt infiltriert und es gibt für niemanden ein Entkommen.

Im Jahre 2018 haben wir uns die Maske vom Gesicht gerissen und uns der Welt gezeigt, doch sie hat still gehalten und sich fressen lassen. Wie das Kaninchen in seiner Angststarre vor der Schlange haben sich die Völker verhalten.

Die alten Schriften haben es prophezeit und so ist es eingetroffen. Der große Plan konnte Wirklichkeit werden und nun sollen Milch und Honig für die unseren fließen. Jetzt werden wir der Welt die Sklaverei bringen, die sie verdient. Jetzt wollen wir herrschen, so wie es uns vorausgesagt wurde."

„Aber vielleicht war das Vorgehen in Paris nicht richtig?", warf Morris in den Raum.

Der Weltpräsident, der ihn nach wie vor stehen ließ und ihm nur den Rücken zuwandte, räusperte sich und hielt dagegen: „Nicht richtig? Natürlich war es richtig. Die Massen sollen doch wissen, dass wir sie beherrschen. Sie

sollen uns ruhig hassen, vor allem aber auch fürchten. Die alte Welt ist zertrümmert und wird sich nie mehr aufrichten können. Und die neue Welt ist unsere Kreation.

Ja, wir wollen unsere Macht endlich offen zeigen, denn wir sind inzwischen stark genug. Einst mussten die Alten noch im Verborgenen wühlen und ihre Fäden spinnen, doch wir brauchen das nicht mehr, denn wir sind die unumschränkten Herren dieser Erde. In unseren Händen liegt alles Geld der Welt und das Mal der Unbesiegbarkeit ziert das Banner unserer Neuen Weltordnung."

„Ich glaube Ihnen, Herr Weltpräsident", murmelte Morris leise vor sich hin.

„Nein, ich weiß, dass Sie das tief im Inneren nicht tun, aber das spielt keine Rolle. Denn was Sie glauben, hat keine Bedeutung", unterbrach ihn sein Herr. „Die Menschen glauben ja auch viel, doch es ist vollkommen irrelevant. Sie glauben an eine bessere Welt, an die Rettung, an Gott! Nun, Mr. Morris, wenn es den Gott geben würde, an den diese Tiere glauben, dann ließe ich ihn persönlich liquidieren."

Der Sekretär schaute sich um und wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren. Die Worte des Mannes, für den er die Schreibarbeiten erledigte, überforderten ihn sichtbar.

„Es gibt nur wenige, die uns wirklich gefährlich werden könnten, doch das sind bloß theoretische Überlegungen. Aber das ist nichts für Sie, Mr. Morris. Das ist wirklich nichts für Sie", dozierte der Präsident weiter.

„Wie Sie meinen, Sir."

„Wir sind die Finsternis der Welt, wer uns nachfolgt, wird nie mehr wandeln im Licht", sagte der Präsident

kaum hörbar, während er die Hände hinter dem Rücken verschränkte.

Morris fragte nach, was er gesagt hatte, doch sein Herr ging nicht darauf ein und sprach stattdessen: „Wir bringen den Völkern der Welt das Joch der Sklaverei. Die Tempel der alten, uns so verhassten Welt, sind niedergerissen worden und wer uns kennt, weiß, dass wir die Herren des Hasses sind. Die dunklen Boten der Zerstörung, die das Licht verabscheuen und seinen Schein ersticken wollen und werden.

An den Wurzeln der Zivilisation haben wir lange genagt und sie schließlich zu Fall gebracht. Unter dem Mantel der Lüge und Verdrehung, unserer höchsten Kunst, haben wir uns lange versteckt. Und unsere Feinde, diese Narren, haben uns sogar oft noch zugejubelt in ihrer kindlichen Kleingläubigkeit. Jetzt ist die Zeit unseres Triumphes gekommen und wir lassen uns diesen großartigen Genuss von niemandem mehr nehmen."

„Ich weiß nicht …", stotterte Mr. Morris erneut und kratzte sich am Kopf.

„Sie müssen es nicht wissen, mein treuer Diener. Denn Wissen ist nur den Weisen vorbehalten. Der Schatten der Unwissenheit war immer das, was uns stark gemacht hat", sagte der Weltpräsident und drehte sich auf einmal um. Seine braunen Augen funkelten den verunsicherten Sekretär an. Dann nahm er das Glas mit dem Orangensaft, nippte daran und machte eine abweisende Handbewegung. Anschließend drehte er sich wieder um. Sein Sekretär nickte.

„Gehen Sie jetzt, Mr. Morris!"

„Auf Wiedersehen, Herr Weltpräsident!“, brachte dieser nur noch heraus, um daraufhin den Raum zu verlassen.

Mit einer gewissen Erleichterung, dass das verwirrende Gespräch beendet war, schlich der Diener den langen Flur hinunter und verschwand im Aufzug.

Das Oberhaupt der Weltregierung öffnete eine Schublade und entnahm ihr eine Fernbedienung. Er wandte sich einem überdimensionalen Plasmafernseher in der Ecke seines Büros zu und schaltete ihn ein.

Auf einem der Nachrichtenkanäle lief ein Bericht über die Ereignisse in Paris. Eine gutaussehende Reporterin präsentierte die neuesten Meldungen aus „Europa-Mitte“ mit betroffener Miene. Die Bilder zeigten den Ort des Anschlages und die zerfetzte Leiche des Gouverneurs.

Weinende Menschen, die außer sich vor Trauer über das Schicksal des Politikers waren, wurden interviewt. Darunter auch ein Mann, der energisch auf die Terroristen schimpfte und einen härteren Kampf gegen aufrührerische Elemente forderte. „Mehr Sicherheit für die Menschen durch verstärkte Überwachung“ – das war sein Lösungsvorschlag, um es den Terroristen in Zukunft schwerer zu machen.

„Diese Leute bedrohen das Leben aller anständigen Bürger!“, schwadronierte er weiter. Dann zeigte die Kamera wieder die von Trauer ergriffenen Besucher der Veranstaltung.

Die Unruhen wurden nur in einem Nebensatz erwähnt. Ein Häufchen „Fanatiker“ und „Chaoten“ hatten sie laut dem Fernsehbericht ausgelöst, doch die Polizei hatte dank ihres entschlossenen Eingreifens für Ruhe sorgen können. Dass Tausende von Menschen von den Sicherheitskräften

niedergemetzelt worden waren, erfuhren die Fernsehzuschauer nicht. Der Weltpräsident lächelte, trank einen weiteren Schluck Orangensaft und schaltete den Fernseher wieder aus.

In Ivas begann ein neuer Morgen. Frank und Alfred aßen bei Wilden zu Mittag und unterhielten sich über dies und das. Gelegentlich warf Julia Frank ein Lächeln zu, wobei sie glücklich zu sein schien, dass er gesund zurückgekehrt war. Ansonsten ging das Leben in dem beschaulichen Dörfchen seinen gewohnten Gang.

Frank dachte in diesen Tagen oft über die Hoffnung nach. Seine Rache hatte er bekommen, doch das Gefühl der Genugtuung war schon wieder verflogen. Tief im Inneren wusste er längst, das Paris lediglich der Anfang gewesen war. Endlich hatte sein Leben einen Sinn bekommen. Frank Kohlhaas, Bürger 1-564398B-278843, war erwacht.

Jetzt wusste er, was zu tun war und wer bekämpft werden musste. Und wenn er am Ende alles verlor, so wollte er doch niemals wieder auf Knien leben …

Glossar

DC-Stick

Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)

Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)

Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)

Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe

Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt.

Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

Scanchip

Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchip-Konto.

Weiterhin ist ein Scanchip auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.

Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, zahlreiche Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.

Anmerkung des Autors

Liebe Leser!

Es handelt sich bei „Beutewelt“ um einen Roman. Und wie wir alle wissen, ist der Inhalt eines Romans fiktiv. Hier begegnen dem Leser ausgedachte Handlungen, Charaktere und Szenarien. Die Betonung liegt in diesem Kontext auf dem Wort „ausgedacht“!

Die sogenannten „Verschwörungstheoretiker“ hatten sicherlich ihren Spaß bei dieser Lektüre, während sich die nüchternen Realisten am Ende des Buches wohl beruhigt zurückgelehnt haben, um dann zu sagen: „Ach, das ist ja bloß ein Roman gewesen! Gott sei Dank!“

Sicherlich haben letztere Recht. Die beschriebene Zukunftswelt ist reine Fiktion und somit braucht sich auch niemand aufzuregen oder gar zu sorgen. Das tun Sie ja auch nicht, nachdem Sie sich einen Science-Fiction-Film angesehen haben, nicht wahr?

Einen derartigen Überwachungsstaat und solche Zukunftsszenarien wird es sicherlich niemals geben. Wir alle würden dies rechtzeitig verhindern und nie geschehen lassen, da wir ja vernünftige und kritische Zeitgenossen sind.

Erzählen Sie ruhig Ihren Freunden von diesem Buch und machen Sie dabei kräftig Werbung für mich als Autor. Aber passen Sie auf, was Sie sagen, denn Ihre Telefonverbindungen werden ab dem 01.01.2009 auch in diesem Land automatisch aufgezeichnet …

Ihr Alexander Merow